Aus der
Büchersammlung des Capitäns
Th. Dempster Gordon.
Geschenk des k. Forstrathes G. Dürig
an die k. Bibliothek.

L. g.
691a
9

Schillers

ſämmtliche Werke

in zehn Bänden.

Mit Privilegien gegen den Nachdruck.

Neunter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1844.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Proſaiſche Schriften. Zweite Periode.

Seite

Der Verbrecher aus verlorner Ehre. Eine wahre Geſchichte . . . 3
Spiel des Schickſals. Ein Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte . 26
Der Geiſterſeher. Aus den Papieren des Grafen von O** . . . 38
Philoſophiſche Briefe 153
Briefe über Don Carlos 181
Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? Eine akademiſche Antrittsrede 224
Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der moſaiſchen Urkunde 243
Die Sendung Moſes 260
Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon 283

Kleine Schriften vermiſchten Inhalts.

Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter 319
Ueberſicht des Zuſtands von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzugs. Ein Fragment 330
Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs I. 340
Geſchichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX. 366
Herzog von Alba bei einem Frühſtück auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt, im Jahre 1547 478
Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville . . 482

Inhalt.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Proſaiſche Schriften.

Zweite Periode.

Der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Eine wahre Geſchichte.

In der ganzen Geſchichte des Menſchen iſt kein Capitel unterrichtender für Herz und Geiſt, als die Annalen ſeiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnißmäßig große Kraft in Bewegung. Wenn ſich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem matteren Licht gewöhnlicher Affecte verſteckt, ſo wird es im Zuſtand gewaltſamer Leidenſchaft deſto hervorſpringender, koloſſaliſcher, lauter; der feinere Menſchenforſcher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt iſt, analogiſch zu ſchließen, wird manche Erfahrung aus dieſem Gebiete in ſeine Seelenlehre herübertragen und für das ſittliche Leben verarbeiten.

Es iſt etwas ſo Einförmiges und doch wieder ſo Zuſammengeſetztes, das menſchliche Herz. Eine und eben dieſelbe Fertigkeit oder Begierde kann in tauſenderlei Formen und Richtungen ſpielen, kann tauſend widerſprechende Phänomene bewirken, kann in tauſend Charakteren anders gemiſcht erſcheinen, und tauſend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung geſponnen ſeyn, wenn auch der Menſch, von welchem die Rede iſt, nichts weniger denn eine ſolche Verwandtſchaft ahndet. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menſchengeſchlecht ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen claſſificirte, wie ſehr würde man erſtaunen, wenn man ſo Manchen, deſſen Laſter in einer engen bürgerlichen Sphäre und in der ſchmalen Umzäunung der Geſetze jetzt erſticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beiſammen fände!

Von dieſer Seite betrachtet, läßt ſich Manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geſchichte einwenden, und hier, vermuthe ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derſelben für das bürgerliche Leben noch immer ſo fruchtlos geblieben. Zwiſchen der heftigen Gemüthsbewegung des handelnden Menſchen und der ruhigen Stimmung des Leſers, welchem dieſe Handlung vorgelegt wird, herrſcht ein ſo widriger Contraſt, liegt ein ſo breiter Zwiſchenraum, daß es dem Letztern ſchwer, ja unmöglich wird, einen Zuſammenhang nur zu ahnden. Es bleibt eine Lücke zwiſchen dem hiſtoriſchen Subject und dem Leſer, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abſchneidet, und ſtatt jenes heilſamen Schreckens, der die ſtolze Geſundheit warnet, ein Kopfſchütteln der Befremdung erweckt. Wir ſehen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That beging, ſo wie in der, wo er dafür büßet, Menſch war wie wir, für ein Geſchöpf fremder Gattung an, deſſen Blut anders umläuft, als das unſrige, deſſen Wille andern Regeln gehorcht, als der unſrige; ſeine Schickſale rühren uns wenig, denn Rührung gründet ſich ja nur auf ein dunkles Bewußtſeyn ähnlicher Gefahr, und wir ſind weit entfernt, eine ſolche Aehnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geſchichte, anſtatt eine Schule der Bildung zu ſeyn, muß ſich mit einem armſeligen Verdienſte um unſere Neugier begnügen. Soll ſie uns mehr ſeyn und ihren großen Endzweck erreichen, ſo muß ſie nothwendig unter dieſen beiden Methoden wählen — Entweder der Leſer muß warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leſer erkalten.

Ich weiß, daß von den beſten Geſchichtſchreibern neuerer Zeit und des Alterthums manche ſich an die erſte Methode gehalten und das Herz ihres Leſers durch hinreißenden Vortrag beſtochen haben. Aber dieſe Manier iſt eine Uſurpation des Schriftſtellers und beleidigt die republicaniſche Freiheit des leſenden Publicums, dem es zukömmt, ſelbſt zu Gericht zu ſitzen; ſie iſt zugleich eine Verletzung der Gränzen-Gerechtigkeit, denn dieſe Methode gehört ausſchließend und eigenthümlich dem Redner und Dichter. Dem Geſchichtſchreiber bleibt nur die letztere übrig.

Der Held muß kalt werden, wie der Leſer, oder, was hier eben ſo viel ſagt, wir müſſen mit ihm bekannt werden, eh' er handelt; wir müſſen ihn ſeine Handlung nicht bloß vollbringen, ſondern auch wollen ſehen. An ſeinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an ſeinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen ſeiner Gedanken, als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Erdreich des Veſuvs unterſucht, ſich die Entſtehung ſeines Brandes zu erklären; warum ſchenkt man einer moraliſchen Erſcheinung weniger Aufmerkſamkeit als einer phyſiſchen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beſchaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen ſolchen Menſchen umgaben, bis der geſammelte Zunder in ſeinem Inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das Seltſame und Abenteuerliche einer ſolchen Erſcheinung; der Freund der Wahrheit ſucht eine Mutter zu dieſen verlorenen Kindern. Er ſucht ſie in der unveränderlichen Structur der menſchlichen Seele und in den veränderlichen Bedingungen, welche ſie von außen beſtimmten, und in dieſen beiden findet er ſie gewiß. Ihn überraſcht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo ſonſt überall heilſame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu ſehen, Weisheit und Thorheit, Laſter und Tugend in einer Wiege beiſammen zu finden.

Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anſchlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer ſolchen Behandlungsart der Geſchichte zieht, ſo behält ſie ſchon allein darum den Vorzug, weil ſie den grauſamen Hohn und die ſtolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtſtehende Tugend auf die gefallene herunterblickt; weil ſie den ſanften Geiſt der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Ausſöhnung des Geſetzes mit ſeinem Beleidiger ſtattfindet, kein angeſtecktes Glied der Geſellſchaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt ſprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geiſt der Duldung zu appelliren? Ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausſpruch des Leſers nicht vorgreifen. Unſere Gelindigkeit fruchtet ihm nichts mehr, denn er ſtarb durch des Henkers Hand — aber die Leichenöffnung

ſeines Laſters unterrichtet vielleicht die Menſchheit und — es iſt möglich, auch die Gerechtigkeit.

Chriſtian Wolf war der Sohn eines Gaſtwirths in einer . . . ſchen Landſtadt (deren Namen man, aus Gründen, die ſich in der Folge aufklären, verſchweigen muß) und half ſeiner Mutter, denn der Vater war todt, bis in ſein zwanzigſtes Jahr die Wirthſchaft beſorgen. Die Wirthſchaft war ſchlecht, und Wolf hatte müßige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen loſen Buben bekannt. Erwachſene Mädchen führten Klagen über ſeine Frechheit, und die Jungen des Städtchens huldigten ſeinem erfinderiſchen Kopfe. Die Natur hatte ſeinen Körper verabſäumt. Eine kleine unſcheinbare Figur, krauſes Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Naſe und eine geſchwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben ſeinem Anblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückſcheuchte und dem Witz ſeiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot.

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er mißfiel, ſetzte er ſich vor, zu gefallen. Er war ſinnlich, und beredete ſich, daß er liebe. Das Mädchen, das er wählte, mißhandelte ihn; er hatte Urſache zu fürchten, daß ſeine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das ſeinen Betheurungen verſchloſſen blieb, öffnete ſich vielleicht ſeinen Geſchenken; aber ihn ſelbſt drückte Mangel, und der eitle Verſuch, ſeine Außenſeite geltend zu machen, verſchlang noch das Wenige, was er durch eine ſchlechte Wirthſchaft erwarb. Zu bequem und zu unwiſſend, ſeinem zerrütteten Hausweſen durch Speculation aufzuhelfen; zu ſtolz, auch zu weichlich, den Herrn, der er bisher geweſen war, mit dem Bauer zu vertauſchen und ſeiner angebeteten Freiheit zu entſagen, ſah er nur einen Ausweg vor ſich — den Tauſende vor ihm und nach ihm mit beſſerm Glücke ergriffen haben — den Ausweg, honnet zu ſtehlen. Seine Vaterſtadt gränzte an eine landesherrliche Waldung, er wurde Wilddieb, und der Ertrag ſeines Raubes wanderte treulich in die Hände ſeiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hannchens war Robert, ein Jägerburſche des Förſters. Frühzeitig merkte dieſer den Vortheil,

den die Freigebigkeit ſeines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Scheelſucht forſchte er nach den Quellen dieſer Veränderung. Er zeigte ſich fleißiger in der Sonne — dies war das Schild zu dem Wirthshauſe — ſein laurendes Auge, von Eiferſucht und Neide geſchärft, entdeckte ihm bald, woher dieſes Geld floß. Nicht lange vorher war ein ſtrenges Edict gegen die Wildſchützen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthaus verdammte. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge ſeines Feindes zu beſchleichen; endlich gelang es ihm auch, den Unbeſonnenen über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung ſeines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühſam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuße abzuwenden.

Robert triumphirte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geſchlagen, und Hannchens Gunſt für den Bettler verloren. Wolf kannte ſeinen Feind, und dieſer Feind war der glückliche Beſitzer ſeiner Johanne. Drückendes Gefühl des Mangels geſellte ſich zu beleidigtem Stolze. Noth und Eiferſucht ſtürmen vereinigt auf ſeine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Leidenſchaft halten ihn feſt. Er wird zum zweiten Mal Wilddieb; aber Roberts verdoppelte Wachſamkeit überliſtet ihn zum zweiten Mal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Geſetzes: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Reſidenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überſtanden, ſeine Leidenſchaft durch die Entfernung gewachſen, und ſein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks geſtiegen. Kaum erlangt er die Freiheit, ſo eilt er nach ſeinem Geburtsort, ſich ſeiner Johanne zu zeigen. Er erſcheint; man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich ſeinen Hochmuth gebeugt und ſeine Weichlichkeit überwunden — er bietet ſich den Reichen des Orts an, und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den ſchwachen Zärtling die Achſel, der derbe Knochenbau ſeines handfeſten Mitbewerbers ſticht ihn bei dieſem fühlloſen Gönner aus. Er wagt einen letzten Verſuch. Ein Amt iſt noch ledig, der äußerſte verlorne Poſten des ehrlichen Namens — er meldet ſich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will ſeine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen.

In allen Entwürfen getäuſcht, an allen Orten zurückgewieſen, wird er zum dritten Mal Wilddieb, und zum dritten Mal trifft ihn das Unglück, ſeinem wachſamen Feind in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte ſeine Verſchuldung erſchwert. Die Richter ſahen in das Buch der Geſetze, aber nicht einer in die Gemüthsfaſſung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer ſolennen und exemplariſchen Genugthuung, und Wolf ward verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Feſtung zu arbeiten.

Auch dieſe Periode verlief, und er ging von der Feſtung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in ſeinem Leben an; man höre ihn ſelbſt, wie er nachher gegen ſeinen geiſtlichen Beiſtand und vor Gerichte bekannt hat. „Ich betrat die Feſtung," ſagte er, „als ein Verirrter und verließ ſie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte ſich unter der Schande. Wie ich auf die Feſtung gebracht war, ſperrte man mich zu dreiundzwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott ſprach, und ſetzte mir zu, ſchändliche Läſterungen gegen den Erlöſer zu ſagen. Man ſang mir Hurenlieder vor, die ich, ein liederlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entſetzen hörte; aber was ich ausüben ſah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein ſchändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein ſchlimmer Anſchlag geſchmiedet ward. Anfangs floh ich dieſes Volk und verkroch mich vor ihren Geſprächen, ſo gut mir's möglich war; aber ich brauchte ein Geſchöpf, und die Barbarei meiner Wächer hatte mir auch meinen Hund abgeſchlagen. Die Arbeit war hart und tyranniſch, mein Körper kränklich; ich brauchte Beiſtand, und wenn ich's aufrichtig ſagen ſoll, ich brauchte Bedaurung, und dieſe mußte ich mit dem letzten Ueberreſte meines Gewiſſens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abſcheulichſte, und im letzten Vierteljahr hatte ich meine Lehrmeiſter übertroffen.

„Von jetzt an lechzte ich nach dem Tag meiner Freiheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menſchen hatten mich beleidigt,

denn alle waren beſſer und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtyrer des natürlichen Rechts und als ein Schlachtopfer der Geſetze. Zähneknirſchend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Feſtungsberg heraufkam; eine weite Ausſicht iſt zwiefache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Thurmes pfeifte, und die Schwalbe, die ſich auf dem eiſernen Stab meines Gitters niederließ, ſchienen mich mit ihrer Freiheit zu necken und machten mir meine Gefangenſchaft deſto gräßlicher. Damals gelobte ich unverſöhnlichen glühenden Haß Allem, was dem Menſchen gleicht, und was ich gelobte, hab' ich redlich gehalten.

„Mein erſter Gedanke, ſobald ich mich frei ſah, war meine Vaterſtadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, ſo viel verſprach ſich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchthurm von weitem aus dem Gehölze ſtieg. Es war nicht mehr das herzliche Wohlbehagen, wie ich's bei meiner erſten Wallfahrt empfunden hatte — das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einſt erlitten hatte, erwachte mit Einemmal aus einem ſchrecklichen Todesſchlaf; alle Wunden bluteten wieder, alle Narben gingen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquickte mich im voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu ſetzen, und ich dürſtete jetzt eben ſo ſehr nach neuer Erniedrigung, als ich ehemals davor gezittert hatte.

„Die Glocken läuteten zur Veſper, als ich mitten auf dem Markte ſtand. Die Gemeinde wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich ſchnell; Jedermann, der mir aufſtieß, trat ſcheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder ſehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte mich's unwillkürlich, daß ich einem Knaben, der neben mir vorbei hüpfte, einen Groſchen bot. Der Knabe ſah mich einen Augenblick ſtarr an und warf mir den Groſchen ins Geſicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger geweſen, ſo hätte ich mich erinnert, daß der Bart, den ich noch von der Feſtung mitbrachte, meine Geſichtszüge bis zum Gräßlichen entſtellte — aber mein böſes Herz hatte meine Vernunft angeſteckt. Thränen, wie ich ſie nie geweint hatte, liefen über meine Backen.

„Der Knabe weiß nicht, wer ich bin, noch woher ich komme, ſagte ich halblaut zu mir ſelbſt, und doch meidet er mich wie

ein ſchändliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirne gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menſchen ähnlich zu ſehen, weil ich fühle, daß ich keinen mehr lieben kann? Die Verachtung dieſes Knaben ſchmerzte mich bitterer, als dreijähriger Galiotendienſt, denn ich hatte ihm Gutes gethan und konnte ihn keines perſönlichen Haſſes beſchuldigen.

„Ich ſetzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; doch ich weiß noch, daß ich mit Erbitterung aufſtand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grußes gewürdigt hatte, auch nicht Einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzuſuchen; als ich an der Ecke einer Gaſſe umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. „Sonnenwirth!" ſchrie ſie laut auf, und machte eine Bewegung, mich zu umarmen. „Du wieder da, lieber Sonnenwirth! Gott ſey Dank, daß du wieder kömmſt!" Hunger und Elend ſprach aus ihrer Bedeckung, eine ſchändliche Krankheit aus ihrem Geſichte; ihr Anblick verkündigte die verworfenſte Creatur, zu der ſie erniedrigt war. Ich ahndete ſchnell, was hier geſchehen ſeyn möchte; einige fürſtliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, ließen mich errathen, daß Garniſon in dem Städtchen lag. „Soldatendirne!" rief ich und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, daß noch ein Geſchöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte ſie niemals geliebt.

„Meine Mutter war todt. Mit meinem kleinen Hauſe hatten ſich meine Creditoren bezahlt gemacht. Ich hatte Niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich, wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt, mich zu ſchämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menſchen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf, und ergötzte mich, ſie zu verſcheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenſchaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete.

„Die ganze Welt ſtand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verloren, es auch nur zu ſcheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich dieſe Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war,

die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anſpruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, ſo hätte ich mich ſelber entleiben müſſen.

„Was ich nunmehr eigentlich beſchloſſen hatte, war mir ſelber noch unbekannt. Ich wollte Böſes thun, ſo viel erinnere ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schickſal verdienen. Die Geſetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt, alſo faßte ich den Vorſatz, ſie zu verletzen; ehmals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtſinn geſündigt, jetzt that ich's aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

„Mein Erſtes war, daß ich mein Wildſchießen fortſetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenſchaft geworden, und außerdem mußte ich ja leben. Aber dies war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürſtliche Edict zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu ſchaden. Ergriffen zu werden, beſorgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wußte ich, daß mein Schuß ſeinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufſtieß, nur weniges machte ich auf der Gränze zu Gelde, das meiſte ließ ich verweſen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu beſtreiten. Meine Verheerungen in der großen Jagd wurden ruchtbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löſchte ihn aus. Mein Name war vergeſſen.

„Dieſe Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchſtrichen, die Fährte eines Hirſches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und ſchon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich ſie auf einmal in ſchußgerechter Entfernung entdecke. Ich will anſchlagen und abdrücken — aber plötzlich erſchreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forſche genauer, und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamme einer Eiche auf eben das Wild anſchlägt, dem ich den Schuß beſtimmt hatte. Eine tödtliche Kälte fährt bei dieſem Anblick durch meine Gebeine. Juſt das war der Menſch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräßlichſten haßte, und dieſer Menſch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In dieſem Augenblick dünkte mich's, als ob die ganze Welt in meinem Flintenſchuß läge, und

der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerſpitze ſich zuſammendrängte, womit ich den mörderiſchen Druck thun ſollte. Eine unſichtbare fürchterliche Hand ſchwebte über mir, der Stundenweiſer meines Schickſals zeigte unwiderruflich auf dieſe ſchwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die ſchreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne ſchlugen zuſammen, wie im Fieberfroſt, und der Odem ſperrte ſich erſtickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiß zwiſchen dem Menſchen und dem Hirſch mitten inne ſchwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewiſſen rangen hartnäckig und zweifelhaft, aber die Rache gewann's, und der Jäger lag todt am Boden.

„Mein Gewehr fiel mit dem Schuſſe . . . . . . Mörder . . . . ſtammelte ich langſam — der Wald war ſtill wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, daß ich Mörder ſagte. Als ich näher ſchlich, ſtarb der Mann. Lange ſtand ich ſprachlos vor dem Todten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. „Wirſt du jetzt reinen Mund halten, guter Freund!“ ſagte ich und trat keck hin, indem ich zugleich das Geſicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen ſtanden ihm weit auf. Ich wurde ernſthaft und ſchwieg plötzlich wieder ſtille. Es fing mir an, ſeltſam zu werden.

„Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt; jetzt war etwas geſchehen, wofür ich noch nicht gebüßt hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Menſch überredet, daß es noch etwas Schlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an zu muthmaßen, daß ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.

„Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wohl aber eine, ich weiß nicht welche? verwirrte Erinnerung an Strang und Schwert, und die Execution einer Kindermörderin, die ich als Schuljunge mit angeſehen hatte. Etwas ganz beſonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, daß von jetzt an mein Leben verwirkt ſey. Auf Mehreres beſinne ich mich nicht mehr. Ich wünſchte gleich darauf, daß er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böſe zu erinnern, das mir der Todte im Leben zugefügt hatte, aber ſonderbar! mein Gedächtniß war wie ausgeſtorben. Ich konnte nichts mehr von alle dem hervorrufen,

was mich vor einer Viertelſtunde zum Raſen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieſer Mordthat gekommen war.

„Noch ſtand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitſchen, und das Geknarre von Frachtwagen, die durchs Holz fuhren, brachte mich zu mir ſelbſt. Es war kaum eine Viertelmeile abſeits der Heerſtraße, wo die That geſchehen war. Ich mußte auf meine Sicherheit denken.

„Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daß der Entleibte ſonſt eine Taſchenuhr beſeſſen hätte. Ich brauchte Geld, um die Gränze zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Platz umzuwenden, wo der Todte lag. Hier erſchreckte mich ein Gedanke an den Teufel und eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zuſammen; entſchloſſen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börſe noch etwas Weniges über einen Thaler an Gelde. Eben, da ich Beides zu mir ſtecken wollte, hielt ich plötzlich ein und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrößern — Trotz, glaube ich, war es, daß ich die Uhr wieder von mir warf, und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen perſönlichen Feind des Erſchoſſenen, aber nicht für ſeinen Räuber gehalten ſeyn.

„Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wußte, daß das Holz ſich vier deutſche Meilen nordwärts erſtreckte, und dort an die Gränzen des Landes ſtieß. Bis zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewiſſensangſt zerſtreut; aber ſie kam ſchrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tauſend gräßliche Geſtalten gingen an mir vorüber, und ſchlugen wie ſchneidende Meſſer in meine Bruſt. Zwiſchen einem Leben voll raſtloſer Todesfurcht und einer gewaltſamen Entleibung, war mir jetzt eine ſchreckliche Wahl gelaſſen, und ich mußte wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbſtmord aus der Welt zu gehen, und entſetzte mich vor der Ausſicht, darin zu bleiben. Geklemmt zwiſchen die gewiſſen Qualen des Lebens und die ungewiſſen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig zu leben und zu ſterben, brachte ich die ſechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepreßt

von Qualen, wovon noch kein lebendiger Menſch zu erzählen weiß.

„In mich gekehrt und langſam, ohne mein Wiſſen den Hut tief ins Geſicht gedrückt, als ob mich dies vor dem Auge der lebloſen Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen ſchmalen Fußſteig verfolgt, der mich durch das dunkelſte Dickicht führte — als plötzlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her: „Halt!“ rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerſtreuung und der heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herumzuſchauen. Ich ſchlug die Augen auf und ſah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine große knotigte Keule trug. Seine Figur ging ins Rieſenmäßige — meine erſte Beſtürzung wenigſtens hatte mich dies glauben gemacht — und die Farbe ſeiner Haut war von einer gelben Mulattenſchwärze, woraus das Weiße eines ſchielenden Auges bis zum Graſſen hervortrat. Er hatte, ſtatt eines Gurts, ein dickes Seil zwiefach um einen grünen wollenen Rock geſchlagen, worin ein breites Schlachtmeſſer bei einer Piſtole ſtack. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich feſt. Der Laut eines Menſchen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Böſewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Urſache vor jedem redlichen Mann, aber keine mehr, vor einem Räuber zu zittern.

„Wer da?“ ſagte dieſe Erſcheinung.

„Deinesgleichen,“ war meine Antwort, „wenn du der wirklich biſt, dem du gleich ſiehſt!“

„Dahinaus geht der Weg nicht. Was haſt du hier zu ſuchen?“

„Was haſt du hier zu fragen?“ verſetzte ich trotzig.

„Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es ſchien, als ob er meine Figur gegen die ſeinige, und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte — „Du ſprichſt brutal, wie ein Bettler,“ ſagte er endlich.

„Das mag ſeyn. Ich bin's noch geſtern geweſen.“

„Der Mann lachte. „Man ſollte darauf ſchwören,“ rief er, „du wollteſt auch noch jetzt für nichts Beſſers gelten.“

„Für etwas Schlechteres alſo“ — Ich wollte weiter.

„Sachte, Freund! Was jagt dich denn ſo? Was haſt du für Zeit zu verlieren?“

„Ich beſann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam, „das Leben iſt kurz," ſagte ich langſam, „und die Hölle währt ewig."

„Er ſah mich ſtier an. „Ich will verdammt ſeyn," ſagte er endlich, „oder du biſt irgend an einem Galgen hart vorbeigeſtreift."

„Das mag wohl noch kommen. Alſo auf Wiederſehen, Camerad!"

„Topp, Camerade!" ſchrie er, indem er eine zinnerne Flaſche aus ſeiner Jagdtaſche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that, und mir ſie reichte. Flucht und Beängſtigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und dieſen ganzen entſetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich, in dieſer Waldgegend zu verſchmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labſal für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf dieſe angebotene Geſundheit Beſcheid that. Neue Kraft floß mit dieſem Erquicktrunk in meine Gebeine und friſcher Muth in mein Herz, und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, daß ich doch wohl nicht ganz elend wäre; ſo viel konnte dieſer willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zuſtand gränzte wieder an einen glücklichen, denn endlich, nach tauſend fehlgeſchlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Creatur gefunden, die mir ähnlich ſchien. In dem Zuſtande, worein ich verſunken war, hätte ich mit dem hölliſchen Geiſte Cameradſchaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.

„Der Mann hatte ſich aufs Gras hingeſtreckt, ich that ein Gleiches.

„Dein Trunk hat mir wohlgethan!" ſagte ich. „Wir müſſen bekannter werden."

„Er ſchlug Feuer, ſeine Pfeife zu zünden.

„Treibſt du das Handwerk ſchon lange?"

„Er ſah mich feſt an. „Was willſt du damit ſagen?"

„War das ſchon oft blutig?" Ich zog das Meſſer aus ſeinem Gürtel.

„Wer biſt du?" ſagte er ſchrecklich, und legte die Pfeife von ſich.

„Ein Mörder, wie du — aber nur erſt ein Anfänger."

„Der Menſch ſah mich ſteif an und nahm ſeine Pfeife wieder.

„Du biſt nicht hier zu Hauſe?“ ſagte er endlich.

„Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L . . ., wenn du von mir gehört haſt.“

„Der Mann ſprang auf, wie ein Beſeſſener. „Der Wildſchütze Wolf?“ ſchrie er haſtig.

„Der nämliche.“

„Willkommen, Camerad! Willkommen!“ rief er und ſchüttelte mir kräftig die Hände. „Das iſt brav, daß ich dich endlich habe, Sonnenwirth! Jahr und Tag ſchon ſinn' ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiß um Alles. Ich habe lange auf dich gerechnet.“

„Auf mich gerechnet? Wozu denn?“

„Die ganze Gegend iſt voll von dir. Du haſt Feinde, ein Amtmann hat dich gedrückt, Wolf! Man hat dich zu Grunde gerichtet, himmelſchreiend iſt man mit dir umgegangen.“

„Der Mann wurde hitzig — „Weil du ein paar Schweine geſchoſſen haſt, die der Fürſt auf unſern Aeckern und Feldern füttert, haben ſie dich Jahre lang im Zuchthaus und auf der Feſtung herumgezogen, haben ſie dich um Haus und Wirthſchaft beſtohlen, haben ſie dich zum Bettler gemacht. Iſt es dahin gekommen, Bruder, daß der Menſch nicht mehr gelten ſoll, als ein Haſe? Sind wir nicht beſſer, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl, wie du, konnte das dulden?“

„Konnt' ich's ändern?“

„Das werden wir ja wohl ſehen. Aber ſage mir doch, woher kömmſt du denn jetzt und was führſt du im Schilde?“

„Ich erzählte ihm meine ganze Geſchichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, ſprang mit froher Ungeduld auf, und mich zog er nach. „Komm, Bruder Sonnenwirth,“ ſagte er, „jetzt biſt du reif, jetzt hab' ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir!“

„Wo willſt du mich hinführen?“

„Frage nicht lange. Folge!“ — Er ſchleppte mich mit Gewalt fort.

„Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abſchüſſiger, unwegſamer und wilder, keiner von uns ſprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufſchreckte. Ich ſchlug die

Augen auf, wir ſtanden am ſchroffen Abſturz eines Felſen, der ſich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zweite Pfeife antwortete aus dem innerſten Bauche des Felſen, und eine Leiter kam, wie von ſich ſelbſt, langſam aus der Tiefe geſtiegen. Mein Führer kletterte zuerſt hinunter, mich hieß er warten, bis er wieder käme. Erſt muß ich den Hund an Ketten legen laſſen, ſetzte er hinzu, du biſt hier fremd, die Beſtie würde dich zerreißen. Damit ging er.

„Jetzt ſtand ich allein vor dem Abgrund, und ich wußte recht gut, daß ich allein war. Die Unvorſichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerkſamkeit nicht. Es hätte mich nur einen beherzten Entſchluß gekoſtet, die Leiter heraufzuziehen, ſo war ich frei, und meine Flucht war geſichert. Ich geſtehe, daß ich das einſah. Ich ſah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen ſollte; es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlöſung mehr iſt. Mir fing an, vor der Laufbahn zu ſchaudern, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine ſchnelle Flucht konnte mich retten. Ich beſchließe dieſe Flucht — ſchon ſtrecke ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnert's in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: „Was hat ein Mörder zu wagen?“ — und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt, wie ein Fels, und ſperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erſchien auch mein Führer wieder und kündigte mir an, daß ich kommen ſolle. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

„Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, ſo erweiterte ſich der Grund, und einige Hütten wurden ſichtbar. Mitten zwiſchen dieſen öffnete ſich ein runder Raſenplatz, auf welchem ſich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menſchen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. „Hier, Cameraden,“ ſagte mein Führer und ſtellte mich mitten in den Kreis; „unſer Sonnenwirth! heißt ihn willkommen!“

„Sonnenwirth!“ ſchrie Alles zugleich, und Alles fuhr auf und drängte ſich um mich her, Männer und Weiber. Soll ich's geſtehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich. Vertrauen, Achtung ſogar erſchien auf jedem Geſichte; dieſer drückte mir die

Hand, jener ſchüttelte mich vertraulich am Kleide, der ganze Auftritt war wie das Wiederſehen eines alten Bekannten, der einem werth iſt. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen ſollte. Man ſetzte ihn ſogleich fort und nöthigte mich, den Willkomm zu trinken. Wildpret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflaſche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit ſchien die ganze Bande zu beſeelen, und Alles wetteiferte, ſeine Freude über mich zügelloſer an den Tag zu legen.

„Man hatte mich zwiſchen zwei Weibsperſonen ſitzen laſſen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geſchlechts, aber wie groß war meine Verwunderung, als ich unter dieſer ſchändlichen Rotte die ſchönſten weiblichen Geſtalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margarethe, die älteſte und ſchönſte von beiden, ließ ſich Jungfer nennen, und konnte kaum fünfundzwanzig ſeyn. Sie ſprach ſehr frech, und ihre Gebärden ſagten noch mehr. Marie, die jüngere, war verheirathet, aber einem Manne entlaufen, der ſie mißhandelt hatte. Sie war feiner gebildet, ſah aber blaß aus und ſchmächtig, und fiel weniger ins Auge, als ihre feurige Nachbarin. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden; die ſchöne Margarethe kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die ſchüchterne Marie auf immer gefangen.

„Du ſiehſt, Bruder Sonnenwirth," fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, „du ſiehſt, wie wir untereinander leben, und jeder Tag iſt dem heutigen gleich. Nicht wahr, Cameraden?"

„Jeder Tag wie der heutige!" wiederholte die ganze Bande.

„Kannſt du dich alſo entſchließen, an unſerer Lebensart Gefallen zu finden, ſo ſchlag' ein und ſey unſer Anführer. Bis jetzt bin ich es geweſen, aber dir will ich weichen. Seyd ihr's zufrieden, Cameraden?"

„Ein fröhliches „Ja!" antwortete aus allen Kehlen.

„Mein Kopf glühte, mein Gehirne war betäubt, von Wein und Begierden ſiedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen, wie einen Verpeſteten — hier fand ich brüderliche

Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, ſo erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigſtens mein Leben für einen höhern Preis verkaufen. Wolluſt war meine wüthendſte Neigung; das andere Geſchlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewieſen, hier erwarteten mich Gunſt und zügelloſe Vergnügungen. Mein Entſchluß koſtete mich wenig. „Ich bleibe bei euch, Cameraden," rief ich laut mit Entſchloſſenheit und trat mitten unter die Bande; „ich bleibe bei euch," rief ich nochmals, „wenn ihr mir meine ſchöne Nachbarin abtretet!" — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen, ich war erklärter Eigenthümer einer H*** und das Haupt einer Diebesbande."

Den folgenden Theil der Geſchichte übergehe ich ganz; das bloß Abſcheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leſer. Ein Unglücklicher, der bis zu dieſer Tiefe herunterſank, mußte ſich endlich Alles erlauben, was die Menſchheit empört — aber einen zweiten Mord beging er nicht mehr, wie er ſelbſt auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieſes Menſchen verbreitete ſich in kurzem durch die ganze Provinz. Die Landſtraßen wurden unſicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit ſuchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf ſeinen Kopf geſetzt. Er war ſo glücklich, jeden Anſchlag auf ſeine Freiheit zu vereiteln, und verſchlagen genug, den Aberglauben des wunderſüchtigen Bauren zu ſeiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehülfen mußten ausſprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht und könne hexen. Der Diſtrict, auf welchem er ſeine Rolle ſpielte, gehörte damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutſchlands; man glaubte dieſem Gerüchte, und ſeine Perſon war geſichert. Niemand zeigte Luſt, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Dienſten ſtünde.

Ein Jahr ſchon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfing ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er ſich geſtellt hatte, erfüllte ſeine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführeriſche Außenſeite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abſcheulich er hintergangen worden. Hunger und

Mangel traten an die Stelle des Ueberfluſſes, womit man ihn eingewiegt hatte; ſehr oft mußte er ſein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu ſchützen. Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verſchwand; Neid, Argwohn und Eiferſucht wütheten im Innern dieſer verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und, wenn es ein Mitſchuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugeſagt — eine mächtige Verſuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte ſeine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menſchen und Gott verriethen, war ein ſchlechtes Unterpfand ſeines Lebens. Sein Schlaf war von jetzt an dahin; ewige Todesangſt zerfraß ſeine Ruhe; das gräßliche Geſpenſt des Argwohns raſſelte hinter ihm, wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete ſich neben ihm, wenn er ſchlafen ging, und ſchreckte ihn in entſetzlichen Träumen. Das verſtummte Gewiſſen gewann zugleich ſeine Sprache wieder, und die ſchlafende Natter der Reue wachte bei dieſem allgemeinen Sturm ſeines Buſens auf. Sein ganzer Haß wandte ſich jetzt von der Menſchheit und kehrte ſeine ſchreckliche Schneide gegen ihn ſelber. Er vergab jetzt der ganzen Natur, und fand Niemand, als ſich allein zu verfluchen.

Das Laſter hatte ſeinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet; ſein natürlich guter Verſtand ſiegte endlich über die traurige Täuſchung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war, ruhigere Schwermuth trat an die Stelle knirſchender Verzweiflung. Er wünſchte mit Thränen die Vergangenheit zurück; jetzt wußte er gewiß, daß er ſie ganz anders wiederholen würde. Er fing an zu hoffen, daß er noch rechtſchaffen werden dürfe, weil er bei ſich empfand, daß er es könne. Auf dem höchſten Gipfel ſeiner Verſchlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor ſeinem erſten Fehltritt geweſen war.

Um eben dieſe Zeit war der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen ſtark. Der Unglückliche ſchöpfte Hoffnung von dieſem Umſtand, und ſchrieb einen Brief an ſeinen Landesherrn, den ich auszugsweiſe hier einrücke:

„Wenn Ihre fürſtliche Huld ſich nicht ekelt, bis zu mir herunterzuſteigen, wenn Verbrecher meiner Art nicht außerhalb

Ihrer Erbarmung liegen, ſo gönnen Sie mir Gehör, durchlauchtigſter Oberherr! Ich bin Mörder und Dieb, das Geſetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte ſuchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig zu ſtellen. Aber ich bringe zugleich eine ſeltſame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabſcheue mein Leben und fürchte den Tod nicht, aber ſchrecklich iſt mir's zu ſterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu verſöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beiſpiel ſeyn für die Welt, aber kein Erſatz meiner Thaten. Ich haſſe das Laſter und ſehne mich feurig nach Rechtſchaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterland furchtbar zu werden; ich hoffe, daß mir noch einige übrig geblieben ſind, ihm zu nützen.

„Ich weiß, daß ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben iſt verwirkt, mir ſteht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erſcheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinſten Antheil an meiner Bitte.

„Es iſt Gnade, um was ich flehe. Einen Anſpruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilſpruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit minder verſagt worden, ſo würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.

„Laſſen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürſt! Wenn es in Ihrer fürſtlichen Macht ſteht, das Geſetz für mich zu erbitten, ſo ſchenken Sie mir das Leben. Es ſoll Ihrem Dienſte von nun an gewidmet ſeyn. Wenn Sie es können, ſo laſſen Sie mich Ihren gnädigſten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürſtliches Wort in der Hauptſtadt ſtellen. Haben Sie es anders mit mir beſchloſſen, ſo thue die Gerechtigkeit denn das Ihrige, ich muß das Meinige thun.“

Dieſe Bittſchrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweite und dritte, worin der Supplicant um eine Reiterſtelle im Dienſte des Fürſten bat. Seine Hoffnung zu einem Pardon erloſch

gänzlich, er faßte alſo den Entſchluß, aus dem Land zu fliehen und im Dienſte des Königs von Preußen als ein braver Soldat zu ſterben.

Er entwiſchte glücklich ſeiner Bande und trat dieſe Reiſe an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landſtadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geſchärftere Mandate zu ſtrenger Unterſuchung der Reiſenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürſt, im Kriege Partei genommen hatte. Einen ſolchen Befehl hatte auch der Thorſchreiber dieſes Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage ſaß, als der Sonnenwirth geritten kam. Der Aufzug dieſes Mannes hatte etwas Poſſierliches, und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagere Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl ſeiner Kleidungsſtücke, wobei wahrſcheinlich weniger ſein Geſchmack, als die Chronologie ſeiner Entwendungen zu Rath gezogen war, contraſtirte ſeltſam genug mit einem Geſicht, worauf ſo viele wüthende Affecte, gleich den verſtümmelten Leichen auf einem Wahlplatz, verbreitet lagen. Der Thorſchreiber stutzte beim Anblick dieſes ſeltſamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Phyſiognomen aller Landſtreicher erzogen. Der Falkenblick dieſes Spürers verfehlte auch hier ſeinen Mann nicht. Er ſperrte ſogleich das Stadtthor und forderte dem Reiter den Paß ab, indem er ſich ſeines Zügels verſicherte. Wolf war auf Fälle dieſer Art vorbereitet, und führte auch wirklich einen Paß bei ſich, den er unlängſt von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieſes einzelne Zeugniß war nicht genug, eine vierzigjährige Obſervanz umzuſtoßen und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorſchreiber glaubte ſeinen Augen mehr als dieſem Papiere, und Wolf war genöthigt, ihm nach dem Amthaus zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts unterſuchte den Paß und ererklärte ihn für richtig. Er war ein ſtarker Anbeter der Neuigkeit und liebte beſonders, bei einer Bouteille über die Zeitung zu plaudern. Der Paß ſagte ihm, daß der Beſitzer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus dem Fremden herauszulocken und ſchickte einen Secretär mit dem Paß zurück, ihn auf eine Flaſche Wein einzuladen.

Unterdeſſen hält der Sonnenwirth vor dem Amthaus; das lächerliche Schauſpiel hat den Janhagel des Städtchens ſchaarenweiſe um ihn her verſammelt. Man murmelt ſich in die Ohren, deutet wechſelsweiſe auf das Roß und den Reiter; der Muthwille des Pöbels ſteigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweiſe war das Pferd, worauf jetzt Alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet ſich ein, das Pferd ſey in Steckbriefen beſchrieben und erkannt. Die unerwartete Gaſtfreundlichkeit des Oberamtmanns vollendet ſeinen Verdacht. Jetzt hält er's für ausgemacht, daß die Betrügerei ſeines Paſſes verrathen und dieſe Einladung nur die Schlinge ſey, ihn lebendig und ohne Widerſetzung zu fangen. Böſes Gewiſſen macht ihn zum Dummkopf, er gibt ſeinem Pferde die Sporen und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Dieſe plötzliche Flucht iſt die Loſung zum Aufſtand.

„Ein Spitzbube!“ ruft Alles, und Alles ſtürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat ſchon den Vorſprung, ſeine Verfolger keuchen athemlos nach, er iſt ſeiner Rettung nahe — aber eine ſchwere Hand drückt unſichtbar gegen ihn, die Uhr ſeines Schickſals iſt abgelaufen, die unerbittliche Nemeſis hält ihren Schuldner an. Die Gaſſe, der er ſich anvertraute, endigt in einem Sack, er muß rückwärts gegen ſeine Verfolger umwenden.

Der Lärm dieſer Begebenheit hat unterdeſſen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen ſammeln ſich zu Haufen, alle Gaſſen ſind geſperrt, ein Heer von Feinden kömmt im Anmarſch gegen ihn her. Er zeigt eine Piſtole, das Volk weicht, er will ſich mit Macht einen Weg durchs Gedränge bahnen. „Dieſer Schuß,“ ruft er, „ſoll dem Tollkühnen, der mich halten will“ — Die Furcht gebietet eine allgemeine Pauſe — ein beherzter Schloſſergeſelle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm und faßt den Finger, womit der Raſende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Piſtole fällt, der wehrloſe Mann wird vom Pferde herabgeriſſen und im Triumphe nach dem Amthaus zurück geſchleppt.

„Wer ſeyd ihr?“ frägt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

„Ein Mann, der entſchloſſen iſt, auf keine Frage zu antworten, bis man ſie höflicher einrichtet.“

„Wer ſind Sie?“

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutſchland durchreist, und die Unverſchämtheit nirgends, als hier, zu Hauſe gefunden.“

„Ihre ſchnelle Flucht macht Sie ſehr verdächtig. Warum flohen Sie?“

„Weil ich's müde war, der Spott Ihres Pöbels zu ſeyn.“

„Sie drohten, Feuer zu geben.“

„Meine Piſtole war nicht geladen.“ Man unterſuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

„Warum führen Sie heimliche Waffen bei ſich?“

„Weil ich Sachen von Werth bei mir trage, und weil man mich vor einem gewiſſen Sonnenwirth gewarnt hat, der in dieſen Gegenden ſtreifen ſoll.“

„Ihre Antworten beweiſen ſehr viel für Ihre Dreiſtigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen.“

„Ich werde bei meiner Ausſage bleiben.“

„Man führe ihn nach dem Thurm.“

„Nach dem Thurm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es gibt noch Gerechtigkeit in dieſem Lande. Ich werde Genugthuung fordern.“

„Ich werde ſie Ihnen geben, ſobald Sie gerechtfertigt ſind.“

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde möchte doch wohl unſchuldig ſeyn; die befehlshaberiſche Sprache würde nichts über ſeinen Starrſinn vermögen, es wäre vielleicht beſſer gethan, ihm mit Anſtand und Mäßigung zu begegnen. Er verſammelte die Geſchwornen des Orts und ließ den Gefangenen vorführen.

„Verzeihen Sie es der erſten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie geſtern etwas hart anließ.“

„Sehr gern, wenn Sie mich ſo faſſen.“

„Unſere Geſetze ſind ſtrenge, und Ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann Sie nicht frei geben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein iſt gegen Sie. Ich wünſchte, Sie ſagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte.“

„Wenn ich nun nichts wüßte?“

„So muß ich den Vorfall an die Regierung berichten, und Sie bleiben ſo lang in feſter Verwahrung.“

„Und dann?“

„Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landſtreicher über die Gränze gepeitſcht zu werden, oder, wenn's gnädig geht, unter die Werber zu fallen.“

Er ſchwieg einige Minuten, und ſchien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er ſich raſch zu dem Richter.

„Kann ich auf eine Viertelſtunde mit Ihnen allein ſeyn?“

Die Geſchwornen ſahen ſich zweideutig an, entfernten ſich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

„Nun, was verlangen Sie?“

„Ihr geſtriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geſtändniß gebracht, denn ich trotze der Gewalt. Die Beſcheidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, daß Sie ein edler Mann ſind.“

„Was haben Sie mir zu ſagen?“

„Ich ſehe, daß Sie ein edler Mann ſind. Ich habe mir längſt einen Mann gewünſcht, wie Sie. Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand.“

„Wo will das hinaus?“

„Dieſer Kopf iſt grau und ehrwürdig. Sie ſind lang in der Welt geweſen — haben der Leiden wohl viele gehabt — Nicht wahr? und ſind menſchlicher worden?“

„Mein Herr – Wozu ſoll das?“

„Sie ſtehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bei Gott. Sie werden ſie Menſchen nicht verſagen — — Ahnden Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden?“

„Was iſt das? Sie erſchrecken mich.“

„Ahnden Sie noch nicht — Schreiben Sie es Ihrem Fürſten, wie Sie mich fanden, und daß ich ſelbſt aus freier Wahl mein Verräther war — daß ihm Gott einmal gnädig ſeyn werde, wie er jetzt mir es ſeyn wird — Bitten Sie für mich, alter Mann, und laſſen Sie dann auf Ihren Bericht eine Thräne fallen: ich bin der Sonnenwirth.“

Spiel des Schickſals.

Ein Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte.

Aloyſius von G*** war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in ***ſchen Dienſten, und die Keime ſeines glücklichen Genie's wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch ſehr jung, aber mit gründlichen Kenntniſſen verſehen, trat er in Militärdienſte bei ſeinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von großen Verdienſten und noch größeren Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürſt war es auch; G*** war raſch, unternehmend; der Fürſt, der es auch war, liebte ſolche Charaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wiſſenſchaft wußte G*** ſeinen Umgang zu beſeelen, jeden Cirkel, in den er ſich miſchte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern, und über Alles, was ſich ihm darbot, Reiz und Leben auszugießen; und der Fürſt verſtand ſich darauf, Tugenden zu ſchätzen, die er in einem hohen Grade ſelbſt beſaß. Alles, was er unternahm, ſeine Spielereien ſelbſt, hatten einen Anſtrich von Größe; Hinderniſſe ſchreckten ihn nicht, und kein Fehlſchlag konnte ſeine Beharrlichkeit beſiegen. Den Werth dieſer Eigenſchaften erhöhte eine empfehlende Geſtalt, das volle Bild blühender Geſundheit und herculiſcher Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geiſtes beſeelt; im Blick, Gang und Weſen eine anerſchaffene natürliche Majeſtät, durch eine edle Beſcheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiſte ſeines jungen Geſellſchafters bezaubert, ſo riß dieſe verführeriſche Außenſeite ſeine Sinnlichkeit unwiderſtehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und der Charaktere ſtifteten in kurzem

ein Verhältniß zwiſchen Beiden, das alle Stärke von der Freundſchaft und von der leidenſchaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit beſaß. G*** flog von einer Beförderung zur andern; aber dieſe äußerlichen Zeichen ſchienen ſehr weit hinter dem, was er dem Fürſten in der That war, zurückzubleiben. Mit erſtaunlicher Schnelligkeit blühte ſein Glück empor, weil der Schöpfer deſſelben ſein Anbeter, ſein leidenſchaftlicher Freund war. Noch nicht zwei und zwanzig Jahr alt, ſah er ſich auf einer Höhe, womit die Glücklichſten ſonſt ihre Laufbahn beſchließen. Aber ſein thätiger Geiſt konnte nicht lange im Schooß müßiger Eitelkeit raſten, noch ſich mit dem ſchimmernden Gefolge einer Größe begnügen, zu deren gründlichem Gebrauch er ſich Muth und Kräfte genug fühlte. Während daß der Fürſt nach dem Ringe des Vergnügens flog, vergrub ſich der junge Günſtling unter Acten und Büchern, und widmete ſich mit laſttragendem Fleiß den Geſchäften, deren er ſich endlich ſo geſchickt und ſo vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einigermaßen von Belange war, durch ſeine Hände ging. Aus einem Geſpielen ſeiner Vergnügen wurde er bald erſter Rath und Miniſter, und endlich Beherrſcher ſeines Fürſten. Bald war kein Weg mehr zu dieſem, als durch ihn. Er vergab alle Aemter und Würden; alle Belohnungen wurden aus ſeinen Händen empfangen.

G*** war in zu früher Jugend und mit zu raſchen Schritten zu dieſer Größe emporgeſtiegen, um ihrer mit Mäßigung zu genießen. Die Höhe, worauf er ſich erblickte, machte ſeinen Ehrgeiz ſchwindeln; die Beſcheidenheit verließ ihn, ſobald das letzte Ziel ſeiner Wünſche erſtiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den Erſten des Landes, von Allen, die durch Geburt, Anſehen und Glücksgüter ſo weit über ihn erhoben waren, welche von Greiſen ſelbſt, ihm, einem Jünglinge gezollt wurde, berauſchte ſeinen Hochmuth, und die unumſchränkte Gewalt, von der er Beſitz genommen, machte bald eine gewiſſe H ä r t e in ſeinem Weſen ſichtbar, die von jeher als Charakterzug in ihm gelegen hatte und ihm auch durch alle Abwechſelungen ſeines Glückes geblieben iſt. Keine Dienſtleiſtung war ſo mühevoll und groß, die ihm ſeine Freunde nicht zumuthen durften; aber ſeine Feinde mochten zittern; denn ſo ſehr er auf der einen

Seite ſein Wohlwollen übertrieb, ſo wenig Maß hielt er in ſeiner Rache. Er gebrauchte ſein Anſehen weniger, ſich ſelbſt zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm, als dem Schöpfer ihres Wohlſtandes, huldigen ſollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit wählte die Subjecte. Durch ein hochfahrendes, gebieteriſches Weſen entfremdete er ſelbſt die Herzen derjenigen von ſich, die er am meiſten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle ſeine Nebenbuhler und heimlichen Neider in eben ſo viele unverſöhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden ſeiner Schritte mit Augen der Eiferſucht und des Neides bewachten, und in der Stille ſchon die Werkzeuge zu ſeinem Untergange zurichteten, war ein piemonteſiſcher Graf, Joſeph Martinengo, von der Suite des Fürſten, den G*** ſelbſt, als eine unſchädliche und ihm ergebene Creatur, in dieſen Poſten eingeſchoben hatte, um ihn bei den Vergnügungen ſeines Herrn den Platz ausfüllen zu laſſen, deſſen er ſelbſt überdrüſſig zu werden anfing, und den er lieber mit einer gründlichern Beſchäftigung vertauſchte. Da er dieſen Menſchen als ein Werk ſeiner Hände betrachtete, das er, ſobald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurückwerfen könnte, woraus er es gezogen; ſo hielt er ſich deſſelben durch Furcht ſowohl als durch Dankbarkeit verſichert, und verfiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu beging, da er Ludwig dem Dreizehnten den jungen le Grand zum Spielzeug überließ. Aber ohne dieſen Fehler mit Richelieu's Geiſte verbeſſern zu können, hatte er es mit einem verſchlageneren Feinde zu thun, als der franzöſiſche Miniſter zu bekämpfen gehabt hatte. Anſtatt ſich ſeines guten Glücks zu überheben, und ſeinen Wohlthäter fühlen zu laſſen, daß man ſeiner nun entübrigt ſey, war Martinengo vielmehr aufs ſorgfältigſte bemüht, den Schein dieſer Abhängigkeit zu unterhalten und ſich mit verſtellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer ſeines Glücks anzuſchließen. Zu gleicher Zeit aber unterließ er nicht, die Gelegenheit, die ſein Poſten ihm verſchaffte, öfters um den Fürſten zu ſeyn, in ihrem ganzen Umfang zu benutzen und ſich dieſem nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wußte er das Gemüth ſeines Herrn auswendig, alle Zugänge zu ſeinem Vertrauen hatte er ausgeſpäht und ſich unvermerkt in

ſeine Gunſt eingeſtohlen. Alle jene Künſte, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Miniſter verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zu Erreichung ſeines Zwecks auch das niedrigſte Mittel nicht verſchmähte. Da ihm ſehr gut bewußt war, daß der Menſch nirgends mehr eines Führers und Gehülfen bedarf, als auf dem Wege des Laſters, und daß nichts zu kühnern Vertraulichkeiten berechtigt, als eine Mitwiſſenſchaft geheim gehaltener Blößen: ſo weckte er Leidenſchaften bei dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geſchlummert hatten, und dann drang er ſich ihm ſelbſt zum Vertrauten und Helfershelfer dabei auf. Er riß ihn zu ſolchen Ausſchweifungen hin, die die wenigſten Zeugen und Mitwiſſer dulden; und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimniſſe bei ihm niederzulegen, wovon jeder Dritte ausgeſchloſſen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verſchlimmerung des Fürſten ſeinen ſchändlichen Glücksplan zu gründen, und eben darum weil das Geheimniß ein weſentliches Mittel dazu war, ſo war das Herz des Fürſten ſein, ehe ſich G*** auch nur träumen ließ, daß er es mit einem Andern theilte.

Man dürfte ſich wundern, daß eine ſo wichtige Veränderung der Aufmerkſamkeit des Letztern entging: aber G*** war ſeines eigenen Werthes zu gewiß, um ſich einen Mann, wie Martinengo, als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieſer ſich ſelbſt zu gegenwärtig, zu ſehr auf ſeiner Hut, um durch irgend eine Unbeſonnenheit ſeinen Gegner aus dieſer ſtolzen Sicherheit zu reißen. Was Tauſende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürſtengunſt ſtraucheln gemacht hat, brachte auch G*** zum Falle — zu große Zuverſicht zu ſich ſelbſt. Die geheimen Vertraulichkeiten zwiſchen Martinengo und ſeinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gerne gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er ſelbſt im Herzen verachtete und das nie das Ziel ſeiner Beſtrebungen geweſen war. Nur weil ſie allein ihm den Weg zu der höchſten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundſchaft des Fürſten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtſinnig ließ er die Leiter hinter ſich fallen, ſobald ſie ihm auf die erwünſchte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, ſich mit einer ſo untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in

der Gunſt ſeines Herrn vorwärts that, wurden ſeine Wünſche kühner, und ſein Ehrgeiz fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu ſtreben. Die künſtliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen ſeinen Wohlthäter beibehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, je mehr das Wachsthum ſeines Anſehens ſeinen Hochmuth weckte. Da das Betragen des Miniſters gegen ihn ſich nicht nach den ſchnellen Fortſchritten verfeinerte, die er in der Gunſt des Fürſten machte, im Gegentheil oft ſichtbar genug darauf eingerichtet ſchien, ſeinen aufſteigenden Stolz durch eine heilſame Rückerinnerung an ſeinen Urſprung niederzuſchlagen: ſo wurde ihm dieſes gezwungene und widerſprechende Verhältniß endlich ſo läſtig, daß er einen ernſtlichen Plan entwarf, es durch den Untergang ſeines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchdringlichſten Schleier der Verſtellung brütete er dieſen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen, ſich mit ſeinem Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu meſſen; denn obgleich die erſte Blüthe von G***s Favoritſchaft dahin war, ſo hatte ſie doch zu frühzeitig angefangen, und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürſten geſchlagen, um ſo ſchnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinſte Umſtand konnte ſie in ihrer erſten Stärke zurückbringen; darum begriff Martinengo wohl, daß der Streich, den er ihm beibringen wollte, ein tödtlicher Streich ſeyn müſſe. Was G*** an des Fürſten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an ſeiner Ehrfurcht gewonnen; je mehr ſich Letzterer den Regierungsgeſchäften entzog, deſto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, ſelbſt auf Unkoſten des Landes, mit der gewiſſenhafteſten Ergebenheit und Treue ſeinen Nutzen beſorgte — und ſo theuer er ihm ehedem als Freund geweſen war, ſo wichtig war er ihm jetzt als Miniſter.

Was für Mittel es eigentlich geweſen, wodurch der Italiener zu ſeinem Zwecke gelangte, iſt ein Geheimniß zwiſchen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf und die ihn führten. Man muthmaßt, daß er dem Fürſten die Originalien einer heimlichen und ſehr verdächtigen Correſpondenz vorgelegt, welche G*** mit einem benachbarten Hofe ſoll unterhalten haben; ob ächt oder unterſchoben, darüber ſind die Meinungen zertheilt. Wie dem aber auch geweſen ſeyn möge, ſo erreichte er ſeine Abſicht

in einem fürchterlichen Grade. G*** erſchien in den Augen des Fürſten als der undankbarſte und ſchwärzeſte Verräther, deſſen Verbrechen ſo außer allen Zweifel geſetzt war, daß man ohne fernere Unterſuchung ſogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefſten Geheimniß zwiſchen Martinengo und ſeinem Herrn verhandelt, daß G*** auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über ſeinem Haupte ſich zuſammenzog. In dieſer verderblichen Sicherheit verharrte er bis zu dem ſchrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenſtande der allgemeinen Anbetung und des Neides zu einem Gegenſtande der höchſten Erbarmung herunter ſinken ſollte.

Als dieſer entſcheidende Tag erſchienen war, beſuchte G*** nach ſeiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fähnrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obriſten hinaufgerückt; und auch dieſer Poſten war nur ein beſcheidener Name für die Miniſterwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Erſten im Lande hinausſetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo ſein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Größe und Herrlichkeit genoß, für die er den ganzen Tag über Laſten getragen hatte. Die Erſten vom Range nahten ſich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit; und die ſich ſeiner Wohlgewogenheit nicht ganz ſicher wußten, mit Zittern. Der Fürſt ſelbſt, wenn er ſich je zuweilen hier einfand, ſah ſich neben ſeinem Vezier vernachläſſigt, weil es weit gefährlicher war, dieſem Letztern zu mißfallen, als es Nutzen brachte, jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieſer Ort, wo er ſich ſonſt als einem Gott hatte huldigen laſſen, war jetzt zu dem ſchrecklichen Schauplatz ſeiner Erniedrigung erkoren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Cirkel, der ſich eben ſo unwiſſend über das, was kommen ſollte, als er ſelbſt, heute wie immer ehrerbietig vor ihm aufthat, ſeine Befehle erwartend. Nicht lange, ſo erſchien in Begleitung einiger Adjutanten Martinengo, nicht mehr der geſchmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und baurenſtolz, wie ein zum Herrn gewordener Lakai, mit trotzigem feſtem Tritte ſchreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte ſteht er vor ihm ſtill, im Namen des Fürſten ſeinen Degen fordernd. Man reicht ihm dieſen mit einem

Blicke ſchweigender Beſtürzung, er ſtemmt die entblößte Klinge gegen den Boden, ſprengt ſie durch einen Fußtritt entzwei und läßt die Splitter zu G***s Füßen fallen. Auf dieſes gegebene Signal fallen beide Adjutanten über ihn her, der eine beſchäftigt, ihm das Ordenskreuz von der Bruſt zu ſchneiden, der andere, beide Achſelbänder nebſt den Aufſchlägen der Uniform abzulöſen, und Cordon und Federbuſch von dem Hute zu reißen. Während dieſer ganzen ſchrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von ſtatten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menſchen, die dicht umherſtehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Athemzug in der ganzen Verſammlung. Mit bleichen Geſichtern, mit klopfendem Herzen und in todtenähnlicher Erſtarrung ſteht die erſchrockene Menge im Kreis um ihn herum, der in dieſer ſonderbaren Ausſtaffirung — ein ſeltſamer Anblick von Lächerlichkeit und Entſetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgericht nachempfindet. Tauſend Andere an ſeinem Platze würde die Gewalt des erſten Schreckens ſinnlos zu Boden geſtreckt haben; ſein robuſter Nervenbau und ſeine ſtarke Seele dauerten dieſen fürchterlichen Zuſtand aus und ließen ihn alles Gräßliche deſſelben erſchöpfen.

Kaum iſt dieſe Operation geendiget, ſo führt man ihn durch die Reihen zahlloſer Zuſchauer bis ans äußerſte Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein ſtummer Wink befiehlt ihm, in denſelben zu ſteigen; eine Escorte von Huſaren begleitet ihn. Das Gerücht dieſes Vorgangs hat ſich unterdeſſen durch die ganze Reſidenz verbreitet, alle Fenſter öffnen ſich, alle Straßen ſind von Neugierigen erfüllt, die ſchreiend dem Zuge folgen, und unter abwechſelnden Ausrufungen des Hohnes, der Schadenfreude, und einer noch weit kränkendern Bedauerniß, ſeinen Namen wiederholen. Endlich ſieht er ſich im Freien, aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerſtraße lenkt der Wagen, einen wenig befahrnen menſchenleeren Weg — den Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürſten, langſam heranfährt. Hier, nachdem man ihm alle Qualen der Todesangſt zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Straße ein, die von Menſchen beſucht wird. In der ſengenden

Sonnenhitze ohne Labung, ohne menſchlichen Zuſpruch, bringt er ſieben ſchreckliche Stunden in dieſem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort ſeiner Beſtimmung, der Feſtung, ſtille hält. Des Bewußtſeyns beraubt in einem mittlern Zuſtand zwiſchen Leben und Tod (ein zwölfſtündiges Faſten und der brennende Durſt hatten endlich ſeine Rieſennatur überwältigt) zieht man ihn aus dem Wagen — und in einer ſcheußlichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das Erſte, was ſich, als er die Augen zum neuen Leben wieder aufſchlägt, ihm darbietet, iſt eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesſtrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch ſchmale Ritzen auf ihn herunterfallen. — An ſeiner Seite findet er ein dürftiges Brod nebſt einem Waſſerkrug, und daneben eine Schütte Stroh zu ſeinem Lager. In dieſem Zuſtande verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden ſich aufthut und zwei Hände ſichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieſelbe Koſt, die er geſtern hier gefunden, heruntergelaſſen wird. Jetzt, ſeit dieſem ganzen fürchterlichen Glückswechſel zum erſtenmal, entriſſen ihm Schmerz und Sehnſucht einige Fragen: wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben; die Hände verſchwinden, und der Laden geht wieder zu. Ohne das Geſicht eines Menſchen zu ſehen, ohne auch nur eines Menſchen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufſchluß über dieſes entſetzliche Schickſal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtſtrahl erquickt, von keinem geſunden Lüftchen erfriſcht, aller Hülfe unerreichbar und vom allgemeinen Mitleid vergeſſen, zählt er in dieſem Ort der Verdammniß vierhundert und neunzig gräßliche Tage an den kümmerlichen Broden ab, die ihm von einer Mittagsſtunde zur andern in trauriger Einförmigkeit hinunter gereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er ſchon in den erſten Tagen ſeines Hierſeyns macht, vollendet das Maß ſeines Elends. Er kennt dieſen Ort — er ſelbſt war es, der ihn, von einer niedrigen Rachgier getrieben, wenige Monate vorher neu erbaute, um einen verdienten Officier darin verſchmachten zu laſſen, der das Unglück gehabt hatte, ſeinen Unwillen auf ſich zu laden. Mit erfinderiſcher Grauſamkeit hatte

er ſelbſt die Mittel angegeben, den Aufenthalt in dieſem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigner Perſon eine Reiſe hieher gethan, den Bau in Augenſchein zu nehmen, und die Vollendung deſſelben zu beſchleunigen. Um ſeine Marter aufs Aeußerſte zu treiben, muß es ſich fügen, daß derſelbe Officier, für den dieſer Kerker zugerichtet worden, ein alter würdiger Oberſter, dem eben verſtorbenen Commandanten der Feſtung im Amte nachfolgt, und aus einem Schlachtopfer ſeiner Rache der Herr ſeines Schickſals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Troſt, ſich ſelbſt zu bemitleiden, und das Schickſal, ſo hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem ſinnlichen Gefühl ſeines Elends geſellte ſich noch eine wüthende Selbſtverachtung, und der Schmerz, der für ſtolze Herzen der bitterſte iſt, von der Großmuth eines Feindes abzuhängen, dem er keine gezeigt hatte.

Aber dieſer rechtſchaffene Mann war für eine niedre Rache zu edel. Unendlich viel koſtete ſeinem menſchenfreundlichen Herzen die Strenge, die ſeine Inſtruction ihm gegen den Gefangenen auflegte; aber als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchſtaben ſeiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts, als ihn bedauren. Einen thätigeren Helfer fand der Unglückliche an dem Garniſonprediger der Feſtung, der, von dem Elend des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur ſpät und nur durch dunkle unzuſammenhängende Gerüchte Wiſſenſchaft bekam, ſogleich den feſten Entſchluß faßte, etwas zu ſeiner Erleichterung zu thun. Dieſer achtungswürdige Geiſtliche, deſſen Namen ich ungern unterdrücke, glaubte ſeinem Hirtenberufe nicht beſſer nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Beſten eines unglücklichen Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Weg mehr zu helfen war.

Da er von dem Commandanten der Feſtung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelaſſen zu werden, ſo machte er ſich in eigner Perſon auf den Weg nach der Hauptſtadt, ſein Geſuch dort unmittelbar bei dem Fürſten zu betreiben. Er that einen Fußfall vor demſelben und flehte ſeine Erbarmung für den unglücklichen Menſchen an, der ohne die Wohlthaten des Chriſtenthums, von denen auch das ungeheuerſte Verbrechen nicht ausſchließen könne, hülflos verſchmachte und der Verzweiflung

vielleicht nahe ſey. Mit aller Unerſchrockenheit und Würde, die das Bewußtſeyn erfüllter Pflicht verleiht, forderte er einen freien Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre und für deſſen Seele er dem Himmel verantwortlich ſey. Die gute Sache, für die er ſprach, machte ihn beredt, und den erſten Unwillen des Fürſten hatte die Zeit ſchon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm ſeine Bitte, den Gefangenen mit einem geiſtlichen Beſuch erfreuen zu dürfen.

Das erſte Menſchenantlitz, das der unglückliche G*** nach einem Zeitraum von ſechzehn Monaten erblickte, war das Geſicht ſeines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er ſeinem Elende; ſein Wohlſtand hatte ihm keinen erworben. Der Beſuch des Predigers war für ihn eines Engels Erſcheinung. Ich beſchreibe ſeine Empfindungen nicht. Aber von dieſem Tag an floſſen ſeine Thränen gelinder, weil er ſich von einem menſchlichen Weſen beweinet ſah.

Entſetzen hatte den Geiſtlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hineintrat. Seine Augen ſuchten einen Menſchen — und ein Grauen erweckendes Scheuſal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres, als dem Wohnort eines menſchlichen Geſchöpfes glich. Ein blaſſes todtenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus einem Angeſicht verſchwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen geriſſen hatten, Bart und Nägel durch eine ſo lange Vernachläſſigung bis zum Scheußlichen gewachſen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpeſtet — ſo fand er dieſen Liebling des Glücks, und dieſem Allem hatte ſeine eiſerne Geſundheit widerſtanden! Von dieſem Anblick noch außer ſich geſetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zum Gouverneur, um auch noch die zweite Wohlthat für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erſte für keine zu rechnen war.

Da ſich dieſer abermals mit dem ausdrücklichen Buchſtaben ſeiner Inſtruction entſchuldigt, entſchließt er ſich großmüthig zu einer zweiten Reiſe nach der Reſidenz, die Gnade des Fürſten noch einmal in Anſpruch zu nehmen. Er erklärt, daß er ſich, ohne die Würde des Sacraments zu verletzen, nimmermehr entſchließen könnte, irgend eine heilige Handlung mit ſeinem

Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Aehnlichkeit mit Menſchen zurückgegeben würde. Auch dieſes wird bewilligt, und erſt von dieſem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G*** auf dieſer Feſtung zu, aber in einem weit leidlicheren Zuſtande, nachdem der kurze Sommer des neuen Günſtlings verblüht war und Andere an ſeinem Poſten wechſelten, welche menſchlicher dachten, oder doch keine Rache an ihm zu ſättigen hatten. Endlich, nach einer zehnjährigen Gefangenſchaft, erſchien ihm der Tag der Erlöſung — aber keine gerichtliche Unterſuchung, keine förmliche Losſprechung. Er empfing ſeine Freiheit als ein Geſchenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlaſſen mich die Nachrichten, die ich, bloß aus mündlichen Ueberlieferungen, über ſeine Geſchichte habe ſammeln können; und ich ſehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinwegzuſchreiten. Während deſſelben fing G*** in fremden Kriegsdienſten von neuem ſeine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in ſeinem Vaterlande ſo ſchrecklich heruntergeſtürzt war. Die Zeit endlich, die Freundin der Unglücklichen, die eine langſame, aber unausbleibliche Gerechtigkeit übet, nahm endlich auch dieſen Rechtshandel über ſich. Die Jahre der Leidenſchaften waren bei dem Fürſten vorüber, und die Menſchheit fing allgemach an, einen Werth bei ihm zu erlangen, wie ſeine Haare ſich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnſucht nach dem Lieblinge ſeiner Jugend. Um, wo möglich, dem Greis die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in ſeine Heimath zurück, nach welcher auch in G***s Herzen ſchon längſt eine ſtille Sehnſucht zurückgekehrt war. Rührend war dieſes Wiederſehen, warm und täuſchend der Empfang, als hätte man ſich geſtern erſt getrennt. Der Fürſt ruhte mit einem nachdenkenden Blick auf dem Geſichte, das ihm ſo wohl bekannt und doch wieder ſo fremd war; es war, als zählte er die Furchen, die er ſelbſt darein gegraben hatte. Forſchend ſuchte er in des Greiſen Geſicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zuſammen, aber was er ſuchte, fand er nicht mehr. Man zwang ſich zu einer

froſtigen Vertraulichkeit. Beider Herzen hatten Scham und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm ſeine ſchwere Uebereilung wieder in ſeine Seele rief, konnte dem Fürſten nicht wohl thun; G*** konnte den Urheber ſeines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröſtet und ruhig ſah er in die Vergangenheit, wie man ſich eines überſtandenen ſchweren Traumes erfreuet.

Nicht lange, ſo erblickte man G*** wieder im vollkommenen Beſitz aller ſeiner vorigen Würden, und der Fürſt bezwang ſeine innere Abneigung, um ihm für das Vergangne einen glänzenden Erſatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuß des Lebens verſtümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnungen wiedergeben, oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von weitem den Raub erſetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch neunzehn Jahre genoß G*** dieſen heitern Abend ſeines Lebens. Nicht Schickſale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenſchaft bei ihm aufzehren, noch die Jovialität ſeines Geiſtes ganz bewölken können. Noch in ſeinem ſiebenzigſten Jahre haſchte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigſten wirklich beſeſſen hatte. Er ſtarb endlich — als Befehlshaber von der Feſtung ***, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, daß er gegen dieſe eine Menſchlichkeit geübt, deren Werth er an ſich ſelbſt hatte ſchätzen lernen müſſen; aber er behandelte ſie hart und launiſch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derſelben ſtreckte ihn auf den Sarg in ſeinem achtzigſten Jahre.

Der Geiſterſeher.

Aus den Papieren des Grafen von O**.

Erſtes Buch.

Ich erzähle eine Begebenheit, die Vielen unglaublich ſcheinen wird, und von der ich großentheils ſelbſt Augenzeuge war. Den Wenigen, welche von einem gewiſſen politiſchen Vorfalle unterrichtet ſind, wird ſie — wenn anders dieſe Blätter ſie noch am Leben finden — einen willkommenen Aufſchluß darüber geben; und auch ohne dieſen Schlüſſel wird ſie den Uebrigen, als ein Beitrag zur Geſchichte des Betrugs und der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, vielleicht wichtig ſeyn. Man wird über die Kühnheit des Zwecks erſtaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen im Stande iſt; man wird über die Seltſamkeit der Mittel erſtaunen, die ſie aufzubieten vermag, um ſich dieſes Zwecks zu verſichern. Reine, ſtrenge Wahrheit wird meine Feder leiten; denn wenn dieſe Blätter in die Welt treten, bin ich nicht mehr, und werde durch den Bericht, den ich abſtatte, weder zu gewinnen, noch zu verlieren haben.

Es war auf meiner Zurückreiſe nach Kurland im Jahr 17** um die Carnevalszeit, als ich den Prinzen von ** in Venedig beſuchte. Wir hatten uns in **ſchen Kriegsdienſten kennen lernen, und erneuerten hier eine Bekanntſchaft, die der Friede unterbrochen hatte. Weil ich ohnedies wünſchte, das Merkwürdige dieſer Stadt zu ſehen, und der Prinz nur noch Wechſel erwartete, um nach ** zurückzureiſen, ſo beredete er mich leicht, ihm Geſellſchaft zu leiſten und meine Abreiſe ſo lange zu verſchieben. Wir kamen überein, uns nicht von einander zu trennen, ſo lange unſer Aufenthalt in Venedig dauern würde, und

der Prinz war ſo gefällig, mir ſeine eigene Wohnung im Mohren anzubieten.

Er lebte hier unter dem ſtrengſten Incognito, weil er ſich ſelbſt leben wollte und ſeine geringe Apanage ihm auch nicht verſtattet hätte, die Hoheit ſeines Rangs zu behaupten. Zwei Cavaliere, auf deren Verſchwiegenheit er ſich vollkommen verlaſſen konnte, waren nebſt einigen treuen Bedienten ſein ganzes Gefolge. Den Aufwand vermied er, mehr aus Temperament als aus Sparſamkeit. Er floh die Vergnügungen; in einem Alter von fünf und dreißig Jahren hatte er allen Reizungen dieſer wollüſtigen Stadt widerſtanden. Das ſchöne Geſchlecht war ihm bis jetzt gleichgültig geweſen. Tiefer Ernſt und eine ſchwärmeriſche Melancholie herrſchten in ſeiner Gemüthsart. Seine Neigungen waren ſtill, aber hartnäckig bis zum Uebermaß, ſeine Wahl langſam und ſchüchtern, ſeine Anhänglichkeit warm und ewig. Mitten in einem geräuſchvollen Gewühle von Menſchen ging er einſam; in ſeine Phantaſienwelt verſchloſſen, war er ſehr oft ein Fremdling in der wirklichen. Niemand war mehr dazu geboren, ſich beherrſchen zu laſſen, ohne ſchwach zu ſeyn. Dabei war er unerſchrocken und zuverläſſig, ſobald er einmal gewonnen war, und beſaß gleich großen Muth, ein erkanntes Vorurtheil zu bekämpfen und für ein anderes zu ſterben.

Als der dritte Prinz ſeines Hauſes hatte er keine wahrſcheinliche Ausſicht zur Regierung. Sein Ehrgeiz war nie erwacht. Seine Leidenſchaften hatten eine andere Richtung genommen. Zufrieden, von keinem fremden Willen abzuhängen, fühlte er keine Verſuchung über andere zu herrſchen; die ruhige Freiheit des Privatlebens und der Genuß eines geiſtreichen Umgangs begränzten alle ſeine Wünſche. Er las viel, doch ohne Wahl. Eine vernachläſſigte Erziehung und frühe Kriegsdienſte hatten ſeinen Geiſt nicht zur Reife kommen laſſen. Alle Kenntniſſe, die er nachher ſchöpfte, vermehrten nur die Verwirrung ſeiner Begriffe, weil ſie auf keinen feſten Grund gebaut waren.

Er war Proteſtant, wie ſeine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Unterſuchung, die er nie angeſtellt hatte, ob er gleich in einer Epoche ſeines Lebens religiöſer Schwärmer geweſen war. Freimäurer iſt er, ſo viel ich weiß, nie geworden.

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske

und abgeſondert auf dem St. Markusplatz ſpazieren gingen — es fing an, ſpät zu werden, und das Gedränge hatte ſich verloren — bemerkte der Prinz, daß eine Maske uns überall folgte. Die Maske war ein Armenier und ging allein. Wir beſchleunigten unſere Schritte und ſuchten ſie durch öftere Veränderung unſers Weges irre zu machen — umſonſt, die Maske blieb immer dicht hinter uns. „Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt?“ ſagte endlich der Prinz zu mir. „Die Ehemänner in Venedig ſind gefährlich.“ — Ich ſtehe mit keiner einzigen Dame in Verbindung, gab ich zur Antwort. — „Wir wollen uns hier niederſetzen und deutſch ſprechen,“ fuhr er fort. „Ich bilde mir ein, man verkennt uns.“ Wir ſetzten uns auf eine ſteinerne Bank und erwarteten, daß die Maske vorübergehen ſollte. Sie kam gerade auf uns zu und nahm ihren Platz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus, und ſagte mir laut auf franzöſiſch, indem er aufſtand: „Neun Uhr vorbei. Kommen Sie. Wir vergeſſen, daß man uns im Louvre erwartet.“ Dies ſagte er nur, um die Maske von unſerer Spur zu entfernen. „Neun Uhr,“ wiederholte ſie in eben der Sprache nachdrücklich und langſam. „Wünſchen Sie ſich Glück, Prinz (indem ſie ihn bei ſeinem wahren Namen nannte). Um neun Uhr iſt er geſtorben.“ — Damit ſtand ſie auf und ging.

Wir ſahen uns beſtürzt an. — „Wer iſt geſtorben?“ ſagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. „Laſſen Sie uns ihr nachgehen,“ ſagte ich, „und eine Erklärung fordern.“ Wir durchkrochen alle Winkel des Marcusplatzes — die Maske war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt kehrten wir nach unſerem Gaſthof zurück. Der Prinz ſagte mir unter Weges nicht ein Wort, ſondern ging ſeitwärts und allein, und ſchien einen gewaltſamen Kampf zu kämpfen, wie er mir auch nachher geſtanden hat.

Als wir zu Hauſe waren, öffnete er zum erſten Male wieder den Mund. „Es iſt doch lächerlich,“ ſagte er, „daß ein Wahnſinniger die Ruhe eines Mannes mit zwei Worten erſchüttern ſoll.“ Wir wünſchten uns eine gute Nacht, und ſobald ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schreibtafel den Tag und die Stunde, wo es geſchehen war. Es war ein Donnerſtag.

Am folgenden Abend ſagte mir der Prinz: „Wollen wir nicht einen Gang über den Marcusplatz machen, und unſern

geheimnißvollen Armenier aufſuchen? Mich verlangt doch nach der Entwicklung dieſer Komödie.“ Ich war's zufrieden. Wir blieben bis eilf Uhr auf dem Platze. Der Armenier war nirgends zu ſehen. Das Nämliche wiederholten wir die vier folgenden Abende und mit keinem beſſern Erfolge.

Als wir am ſechsten Abend unſer Hotel verließen, hatte ich den Einfall — ob unwillkürlich oder aus Abſicht, beſinne ich mich nicht mehr — den Bedienten zu hinterlaſſen, wo wir zu finden ſeyn würden, wenn nach uns gefragt werden ſollte. Der Prinz bemerkte meine Vorſicht und lobte ſie mit einer lächelnden Miene. Es war ein großes Gedränge auf dem Marcusplatz, als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreißig Schritte gemacht, ſo bemerkte ich den Armenier wieder, der ſich mit ſchnellen Schritten durch die Menge arbeitete, und mit den Augen Jemand zu ſuchen ſchien. Eben waren wir im Begriff, ihn zu erreichen, als der Baron von F** aus der Suite des Prinzen athemlos auf uns zu kam, und dem Prinzen einen Brief überbrachte. „Er iſt ſchwarz geſiegelt,“ ſetzte er hinzu. „Wir vermutheten, daß es Eile hätte.“ Das fiel auf mich wie ein Donnerſchlag. Der Prinz war zu einer Laterne getreten und fing an zu leſen. „Mein Couſin iſt geſtorben!“ rief er. „Wann?“ fiel ich ihm heftig ins Wort. Er ſah noch einmal in den Brief. „Vorigen Donnerſtag, Abends um neun Uhr.“

Wir hätten nicht Zeit, von unſerm Erſtaunen zurückzukommen, ſo ſtand der Armenier unter uns. „Sie ſind hier erkannt, gnädigſter Herr,“ ſagte er zu dem Prinzen. „Eilen Sie nach dem Mohren. Sie werden die Abgeordneten des Senats dort finden. Tragen Sie kein Bedenken, die Ehre anzunehmen, die man Ihnen erweiſen will. Der Baron von F** vergaß, Ihnen zu ſagen, daß Ihre Wechſel angekommen ſind.“ Er verlor ſich in dem Gedränge.

Wir eilten nach unſerm Hotel. Alles fand ſich, wie der Armenier es verkündigt hatte. Drei Nobili der Republik ſtanden bereit, den Prinzen zu bewillkommen und ihn mit Pracht nach der Aſſemblee zu begleiten, wo der hohe Adel der Stadt ihn erwartete. Er hatte kaum ſo viel Zeit, mir durch einen flüchtigen Wink zu verſtehen zu geben, daß ich für ihn wach bleiben möchte.

Nachts gegen eilf kam er wieder. Ernſt und gedankenvoll trat er ins Zimmer und ergriff meine Hand, nachdem er die

Bedienten entlaſſen hatte. „Graf,“ ſagte er mit den Worten Hamlets zu mir, „es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unſern Philoſophien träumen.“

„Gnädigſter Herr,“ antwortete ich, „Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß Sie um eine große Hoffnung reicher zu Bette gehen.“ (Der Verſtorbene war der Erbprinz, der einzige Sohn des regierenden ***, der alt und kränklich ohne Hoffnung eigner Succeſſion war. Ein Oheim unſers Prinzen, gleichfalls ohne Erben und ohne Ausſicht, welche zu bekommen, ſtand jetzt allein noch zwiſchen dieſem und dem Throne. Ich erwähne dieſes Umſtandes, weil in der Folge davon die Rede ſeyn wird.)

„Erinnern Sie mich nicht daran,“ ſagte der Prinz. „Und wenn eine Krone für mich wäre gewonnen worden, ich hätte jetzt mehr zu thun, als dieſer Kleinigkeit nachzudenken. — — Wenn dieſer Armenier nicht bloß errathen hat“ — —

„Wie iſt das möglich, Prinz?“ fiel ich ein. —

„So will ich Ihnen alle meine fürſtlichen Hoffnungen für eine Mönchskutte abtreten.“

Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger, als gewöhnlich, auf dem Marcusplatz ein. Ein plötzlicher Regenguß nöthigte uns, in ein Kaffeehaus einzutreten, wo geſpielt wurde. Der Prinz ſtellte ſich hinter den Stuhl eines Spaniers, und beobachtete das Spiel. Ich war in ein anſtoßendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf hörte ich Lärmen. Vor der Ankunft des Prinzen war der Spanier unaufhörlich im Verluſte geweſen, jetzt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel ward auffallend verändert, und die Bank war in Gefahr, von dem Pointeur, den dieſe glückliche Wendung kühner gemacht hatte, aufgefordert zu werden. Der Venetianer, der ſie hielt, ſagte dem Prinzen mit beleidigendem Ton — er ſtöre das Glück, und er ſolle den Tiſch verlaſſen. Dieſer ſah ihn kalt an und blieb; dieſelbe Faſſung behielt er, als der Venetianer ſeine Beleidigung franzöſiſch wiederholte. Der Letztere glaubte, daß der Prinz beide Sprachen nicht verſtehe, und wandte ſich mit verachtungsvollem Lachen zu den übrigen: „Sagen Sie mir doch, meine Herren, wie ich mich dieſem Balardo verſtändlich machen ſoll?“ Zugleich ſtand er auf und wollte den Prinzen beim Arm ergreifen; dieſen verließ hier die Geduld, er packte

den Venetianer mit ſtarker Hand, und warf ihn unſanft zu Boden. Das ganze Haus kam in Bewegung. Auf das Geräuſch ſtürzte ich herein, unwillkürlich rief ich ihn bei ſeinem Namen. „Nehmen Sie ſich in Acht, Prinz, ſetzte ich mit Unbeſonnenheit hinzu, wir ſind in Venedig.“ Der Name des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, woraus bald ein Gemurmel wurde, das mir gefährlich ſchien. Alle anweſenden Italiener rotteten ſich zu Haufen, und traten bei Seite. Einer um den andern verließ den Saal, bis wir uns beide mit dem Spanier und einigen Franzoſen allein fanden. „Sie ſind verloren, gnädigſter Herr,“ ſagten dieſe, „wenn Sie nicht ſogleich die Stadt verlaſſen. Der Venetianer, den Sie ſo übel behandelt haben, iſt reich und von Anſehen — es koſtet ihm nur fünfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu ſchaffen.“ Der Spanier bot ſich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu holen, und uns ſelbſt nach Hauſe zu begleiten. Daſſelbe wollten auch die Franzoſen. Wir ſtanden noch, und überlegten, was zu thun wäre, als die Thüre ſich öffnete und einige Bedienten der Staatsinquiſition hereintraten. Sie zeigten uns eine Ordre der Regierung, worin uns beiden befohlen ward, ihnen ſchleunig zu folgen. Unter einer ſtarken Bedeckung führte man uns bis zum Kanal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns ſetzen mußten. Ehe wir ausſtiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine große ſteinerne Treppe hinauf, und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölbe, wie ich aus dem vielfachen Echo ſchloß, das unter unſern Füßen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns ſechs und zwanzig Stufen in die Tiefe hinunter führte. Hier öffnete ſich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kreiſe ehrwürdiger alter Männer, alle ſchwarz gekleidet, der ganze Saal mit ſchwarzen Tüchern behangen und ſparſam erleuchtet, eine Todtenſtille in der ganzen Verſammlung, welches einen ſchreckhaften Eindruck machte. Einer von dieſen Greiſen, vermuthlich der oberſte Staatsinquiſitor, näherte ſich dem Prinzen, und fragte ihn mit einer feierlichen Miene, während man ihm den Venetianer vorführte:

„Erkennen Sie dieſen Menſchen für den nämlichen, der Sie auf dem Kaffeehauſe beleidigt hat?“

„Ja," antwortete der Prinz.

Darauf wandte jener ſich zu dem Gefangenen: „Iſt das dieſelbe Perſon, die Sie heute Abend wollten ermorden laſſen?"

Der Gefangene antwortete mit Ja.

Sogleich öffnete ſich der Kreis, und mit Entſetzen ſahen wir den Kopf des Venetianers vom Rumpfe trennen. „Sind Sie mit dieſer Genugthuung zufrieden?" fragte der Staatsinquiſitor. — Der Prinz lag ohnmächtig in den Armen ſeiner Begleiter. — „Gehen Sie nun," fuhr jener mit einer ſchrecklichen Stimme fort, indem er ſich gegen mich wandte, „und urtheilen Sie künftig weniger vorſchnell von der Gerechtigkeit in Venedig."

Wer der verborgene Freund geweſen, der uns durch den ſchnellen Arm der Juſtiz von einem gewiſſen Tode errettet hatte, konnten wir nicht errathen. Starr von Schrecken erreichten wir unſere Wohnung. Es war nach Mitternacht. Der Kammerjunker von Z** erwartete uns mit Ungeduld an der Treppe.

„Wie gut war es, daß Sie geſchickt haben!" ſagte er zum Prinzen, indem er uns leuchtete. — „Eine Nachricht, die der Baron von F** gleich nachher vom Marcusplatze nach Hauſe brachte, hatte uns wegen Ihrer in die tödtlichſte Angſt geſetzt."

„Geſchickt hätte ich? Wann? Ich weiß nichts davon?"

„Dieſen Abend nach acht Uhr. Sie ließen uns ſagen, daß wir ganz außer Sorgen ſeyn dürften, wenn Sie heute ſpäter nach Hauſe kämen."

Hier ſah der Prinz mich an. „Haben Sie vielleicht ohne mein Wiſſen dieſe Sorgfalt gebraucht?"

Ich wußte von gar nichts.

„Es muß doch wohl ſo ſeyn, Ihro Durchlaucht," ſagte der Kammerjunker — „denn hier iſt ja Ihre Repetiruhr, die Sie zur Sicherheit mitſchickten." Der Prinz griff nach der Uhrtaſche. Die Uhr war wirklich fort, und er erkannte jene für die ſeinige. „Wer brachte ſie?" fragte er mit Beſtürzung.

„Eine unbekannte Maske, in armeniſcher Kleidung, die ſich ſogleich wieder entfernte."

Wir ſtanden und ſahen uns an. — „Was halten Sie davon?" ſagte endlich der Prinz nach einem langen Stillſchweigen. „Ich habe hier einen verborgenen Aufſeher in Venedig."

Der ſchreckliche Auftritt dieſer Nacht hatte dem Prinzen ein Fieber zugezogen, das ihn acht Tage nöthigte, das Zimmer zu hüten. In dieſer Zeit wimmelte unſer Hotel von Einheimiſchen und Fremden, die der entdeckte Stand des Prinzen herbeigelockt hatte. Man wetteiferte unter einander, ihm Dienſte anzubieten, jeder ſuchte nach ſeiner Art ſich geltend zu machen. Des ganzen Vorgangs in der Staatsinquiſition wurde nicht mehr erwähnt. Weil der Hof zu ** die Abreiſe des Prinzen noch aufgeſchoben wünſchte, ſo erhielten einige Wechsler in Venedig Anweiſung, ihm beträchtliche Summen auszuzahlen. So ward er wider Willen in den Stand geſetzt, ſeinen Aufenthalt in Italien zu verlängern, und auf ſein Bitten entſchloß ich mich auch, meine Abreiſe noch zu verſchieben.

Sobald er ſo weit geneſen war, um das Zimmer wieder verlaſſen zu können, beredete ihn der Arzt, eine Spazierfahrt auf der Brenta zu machen, um die Luft zu verändern. Das Wetter war hell, und die Partie ward angenommen. Als wir eben im Begriff waren, in die Gondel zu ſteigen, vermißte der Prinz den Schlüſſel zu einer kleinen Schatulle, die ſehr wichtige Papiere enthielt. Sogleich kehrten wir um, ihn zu ſuchen. Er beſann ſich auf das genaueſte, die Schatulle noch den vorigen Tag verſchloſſen zu haben, und ſeit dieſer Zeit war er nicht aus dem Zimmer gekommen. Aber alles Suchen war umſonſt, wir mußten davon abſtehen, um die Zeit nicht zu verlieren. Der Prinz, deſſen Seele über jeden Argwohn erhaben war, erklärte ihn für verloren und bat uns, nicht weiter davon zu ſprechen.

Die Fahrt war die angenehmſte. Eine maleriſche Landſchaft, die mit jeder Krümmung des Fluſſes ſich an Reichthum und Schönheit zu übertreffen ſchien — der heiterſte Himmel, der mitten im Hornung einen Maientag bildete — reizende Gärten und geſchmackvolle Landhäuſer ohne Zahl, welche beide Ufer der Brenta ſchmücken — hinter uns das majeſtätiſche Venedig, mit hundert aus dem Waſſer ſpringenden Thürmen und Maſten, alles dies gab uns das herrlichſte Schauſpiel von der Welt. Wir überließen uns ganz dem Zauber dieſer ſchönen Natur, unſere Laune war die heiterſte, der Prinz ſelbſt verlor ſeinen Ernſt und wetteiferte mit uns in fröhlichen Scherzen. Eine luſtige Muſik ſchallte uns entgegen, als wir einige italieniſche

Meilen von der Stadt ans Land ſtiegen. Sie kam aus einem kleinen Dorfe, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde; hier wimmelte es von Geſellſchaft aller Art. Ein Trupp junger Mädchen und Knaben, alle theatraliſch gekleidet, bewillkommte uns mit einem pantomimiſchen Tanz. Die Erfindung war neu, Leichtigkeit und Grazie beſeelten jede Bewegung. Eh der Tanz noch völlig zu Ende war, ſchien die Anführerin deſſelben, welche eine Königin vorſtellte, plötzlich wie von einem unſichtbaren Arme gehalten. Leblos ſtand ſie und Alles. Die Muſik ſchwieg. Kein Odem war zu hören in der ganzen Verſammlung, und ſie ſtand da, den Blick auf die Erde geheftet, in einer tiefen Erſtarrung. Auf einmal fuhr ſie mit der Wuth der Begeiſterung in die Höhe, blickte wild um ſich her. — „Ein König iſt unter uns," rief ſie, riß ihre Krone vom Haupt, und legte ſie — zu den Füßen des Prinzen. Alles, was da war, richtete hier die Augen auf ihn, lange Zeit ungewiß, ob Bedeutung in dieſem Gaukelſpiel wäre, ſo ſehr hatte der affectvolle Ernſt dieſer Spielerin getäuſcht. — Ein allgemeines Händeklatſchen des Beifalls unterbrach endlich dieſe Stille. Meine Augen ſuchten den Prinzen. Ich bemerkte, daß er nicht wenig betroffen war, und ſich Mühe gab, den forſchenden Blicken der Zuſchauer auszuweichen. Er warf Geld unter dieſe Kinder, und eilte aus dem Gewühle zu kommen.

Wir hatten nur wenige Schritte gemacht, als ein ehrwürdiger Barfüßer ſich durch das Volk arbeitete, und dem Prinzen in den Weg trat. „Herr," ſagte der Mönch, „gib der Madonna von deinem Reichthum, du wirſt ihr Gebet brauchen." Er ſprach dies mit einem Tone, der uns betreten machte. Das Gedränge riß ihn weg.

Unſer Gefolge war unterdeſſen gewachſen. Ein engliſcher Lord, den der Prinz ſchon in Nizza geſehen hatte, einige Kaufleute aus Livorno, ein deutſcher Domherr, ein franzöſiſcher Abbé mit einigen Damen, und ein ruſſiſcher Officier geſellten ſich zu uns. Die Phyſiognomie des Letztern hatte etwas ganz Ungewöhnliches, das unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Nie in meinem Leben ſah ich ſo viele Züge, und ſo wenig Charakter, ſo viel anlockendes Wohlwollen mit ſo viel zurückſtoßendem Froſt in einem Menſchengeſichte beiſammenwohnen. Alle Leidenſchaften ſchienen darin gewühlt und es wieder verlaſſen zu haben. Nichts war übrig, als der ſtille, durchdringende Blick eines vollendeten

Menſchenkenners, der jedes Auge verſcheuchte, worauf er traf. Dieſer ſeltſame Menſch folgte uns von weitem, ſchien aber an Allem, was vorging, nur einen nachläſſigen Antheil zu nehmen.

Wir kamen vor eine Bude zu ſtehen, wo Lotterie gezogen wurde. Die Damen ſetzten ein, wir andern folgten ihrem Beiſpiel; auch der Prinz forderte ein Loos. Es gewann eine Tabatiere. Als er ſie aufmachte, ſah ich ihn blaß zurück fahren. — Der Schlüſſel lag darin.

„Was iſt das?“ ſagte der Prinz zu mir, als wir einen Augenblick allein waren. „Eine höhere Gewalt verfolgt mich. Allwiſſenheit ſchwebt um mich. Ein unſichtbares Weſen, dem ich nicht entfliehen kann, bewacht alle meine Schritte. Ich muß den Armenier aufſuchen und muß Licht von ihm haben.“

Die Sonne neigte ſich zum Untergang, als wir vor dem Luſthauſe ankamen, wo das Abendeſſen ſervirt war. Der Name des Prinzen hatte unſere Geſellſchaft bis zu ſechzehn Perſonen vergrößert. Außer den oben erwähnten war noch ein Virtuoſe aus Rom, einige Schweizer und ein Aventurier aus Palermo, der Uniform trug und ſich für einen Capitän ausgab, zu uns geſtoßen. Es ward beſchloſſen, den ganzen Abend hier zuzubringen, und mit Fackeln nach Hauſe zu fahren. Die Unterhaltung bei Tiſche war ſehr lebhaft, und der Prinz konnte nicht umhin, die Begebenheit mit dem Schlüſſel zu erzählen, welche eine allgemeine Verwunderung erregte. Es wurde heftig über dieſe Materie geſtritten. Die meiſten aus der Geſellſchaft behaupteten dreiſt weg, daß alle dieſe geheimen Künſte auf eine Taſchenſpielerei hinaus liefen; der Abbé, der ſchon viel Wein bei ſich hatte, forderte das ganze Geiſterreich in die Schranken heraus; der Engländer ſagte Blasphemien; der Muſikus machte das Kreuz vor dem Teufel. Wenige, worunter der Prinz war, hielten dafür, daß man ſein Urtheil über dieſe Dinge zurückhalten müſſe; während deſſen unterhielt ſich der ruſſiſche Officier mit den Frauenzimmern, und ſchien das ganze Geſpräch nicht zu achten. In der Hitze des Streits hatte man nicht bemerkt, daß der Sicilianer hinaus gegangen war. Nach Verfluß einer kleinen halben Stunde kam er wieder in einen Mantel gehüllt, und ſtellte ſich hinter den Stuhl des Franzoſen. „Sie haben

vorhin die Bravour geäußert, es mit allen Geiſtern aufzunehmen — wollen Sie es mit einem verſuchen?“

„Topp!“ ſagte der Abbé — „wenn Sie es auf ſich nehmen wollen, mir einen herbei zu ſchaffen.“

„Das will ich,“ antwortete der Sicilianer (indem er ſich gegen uns kehrte), wenn dieſe Herren und Damen uns werden verlaſſen haben.“

„Warum das?“ rief der Engländer. „Ein herzhafter Geiſt fürchtet ſich vor keiner luſtigen Geſellſchaft.“

„Ich ſtehe nicht für den Ausgang,“ ſagte der Sicilianer.

„Um des Himmels willen! Nein!“ ſchrieen die Frauenzimmer an dem Tiſche und fuhren erſchrocken von ihren Stühlen.

„Laſſen Sie Ihren Geiſt kommen,“ ſagte der Abbé trotzig; „aber warnen Sie ihn vorher, daß es hier ſpitzige Klingen gibt“ (indem er einen von den Gäſten um ſeinen Degen bat).

„Das mögen Sie alsdann halten, wie Sie wollen,“ antwortete der Sicilianer kalt, „wenn Sie nachher noch Luſt dazu haben.“ Hier kehrte er ſich zum Prinzen. „Gnädigſter Herr,“ ſagte er zu dieſem, „Sie behaupten, daß Ihr Schlüſſel in fremden Händen geweſen. — Können Sie vermuthen, in welchen?“

„Nein.“

„Rathen Sie auch auf Niemand?“

„Ich hatte freilich einen Gedanken“ —

„Würden Sie die Perſon erkennen, wenn Sie ſie vor ſich ſähen?“

„Ohne Zweifel.“

Hier ſchlug der Sicilianer ſeinen Mantel zurück, und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt.

„Iſt es dieſe?“

Der Prinz trat mit Schrecken zurück.

„Was haben Sie geſehen?“ fragte ich.

„Den Armenier.“

Der Sicilianer verbarg ſeinen Spiegel wieder unter dem Mantel. „War es dieſelbe Perſon, die Sie meinen?“ fragte die ganze Geſellſchaft den Prinzen.

„Die nämliche.“

Hier veränderte ſich jedes Geſicht, man hörte auf zu lachen. Alle Augen hingen neugierig an dem Sicilianer.

„Monsieur l'Abbé, das Ding wird ernſthaft," ſagte der Engländer; „ich rieth Ihnen, auf den Rückzug zu denken."

„Der Kerl hat den Teufel im Leibe," ſchrie der Franzoſe, und lief aus dem Hauſe, die Frauenzimmer ſtürzten mit Geſchrei aus dem Saal, der Virtuoſe folgte ihnen, der deutſche Domherr ſchnarchte in einem Seſſel, der Ruſſe blieb wie bisher gleichgültig ſitzen.

„Sie wollten vielleicht nur einen Großſprecher zum Gelächter machen," fing der Prinz wieder an, nachdem jene hinaus waren — „oder hätten Sie wohl Luſt, uns Wort zu halten?"

„Es iſt wahr," ſagte der Sicilianer. „Mit dem Abbé war es mein Ernſt nicht, ich that ihm den Antrag nur, weil ich wohl wußte, daß die Memme mich nicht beim Wort nehmen würde. — Die Sache ſelbſt iſt übrigens zu ernſthaft, um bloß einen Scherz damit auszuführen."

„Sie räumen alſo doch ein, daß ſie in Ihrer Gewalt iſt?"

Der Magier ſchwieg eine lange Zeit, und ſchien den Prinzen ſorgfältig mit den Augen zu prüfen.

„Ja," antwortete er endlich.

Die Neugierde des Prinzen war bereits auf den höchſten Grad geſpannt. Mit der Geiſterwelt in Verbindung zu ſtehen, war ehedem ſeine Lieblingsſchwärmerei geweſen, und ſeit jener erſten Erſcheinung des Armeniers hatten ſich alle Ideen wieder bei ihm gemeldet, die ſeine reifere Vernunft ſo lange abgewieſen hatte. Er ging mit dem Sicilianer bei Seite, und ich hörte ihn ſehr angelegentlich mit ihm unterhandeln.

„Sie haben hier einen Mann vor ſich," fuhr er fort, „der von Ungeduld brennt, in dieſer wichtigen Materie es zu einer Ueberzeugung zu bringen. Ich würde denjenigen als meinen Wohlthäter, als meinen erſten Freund umarmen, der hier meine Zweifel zerſtreute, und die Decke von meinen Augen zöge — Wollen Sie ſich dieſes große Verdienſt um mich erwerben?"

„Was verlangen Sie von mir?" ſagte der Magier mit Bedenken.

„Vor jetzt nur eine Probe Ihrer Kunſt. Laſſen Sie mich eine Erſcheinung ſehen."

„Wozu ſoll das führen?"

„Dann mögen Sie aus meiner nähern Bekanntſchaft urtheilen, ob ich eines höheren Unterrichts werth bin."

„Ich ſchätze Sie über alles, gnädigſter Prinz. Eine geheime Gewalt in Ihrem Angeſichte, die Sie ſelbſt noch nicht kennen, hat mich beim erſten Anblick an Sie gebunden. Sie ſind mächtiger, als Sie ſelbſt wiſſen. Sie haben unumſchränkt über meine ganze Gewalt zu gebieten — aber —

„Alſo laſſen Sie mich eine Erſcheinung ſehen."

„Aber ich muß erſt gewiß ſeyn, daß Sie dieſe Forderung nicht aus Neugierde an mich machen. Wenn gleich die unſichtbaren Kräfte mir einigermaßen zu Willen ſind, ſo iſt es unter der heiligen Bedingung, daß ich die heiligen Geheimniſſe nicht profanire, daß ich meine Gewalt nicht mißbrauche."

„Meine Abſichten ſind die reinſten. Ich will Wahrheit."

Hier verließen ſie ihren Platz, und traten zu einem entfernten Fenſter, wo ich ſie nicht weiter hören konnte. Der Engländer, der dieſe Unterredung gleichfalls mit angehört hatte, zog mich auf die Seite.

„Ihr Prinz iſt ein edler Mann. Ich beklage, daß er ſich mit einem Betrüger einläßt."

„Es wird darauf ankommen," ſagte ich, „wie er ſich aus dem Handel zieht."

„Wiſſen Sie was?" ſagte der Engländer: „Jetzt macht der arme Teufel ſich koſtbar. Er wird ſeine Kunſt nicht auskramen, bis er Geld klingen hört. Es ſind unſer Neune. Wir wollen eine Collecte machen, und ihn durch einen hohen Preis in Verſuchung führen. Das bricht ihm den Hals und öffnet Ihrem Prinzen die Augen."

„Ich bin's zufrieden."

Der Engländer warf ſechs Guineen auf einen Teller, und ſammelte in der Reihe herum. Jeder gab einige Louis; den Ruſſen beſonders ſchien unſer Vorſchlag ungemein zu intereſſiren, er legte eine Banknote von hundert Zechinen auf den Teller — eine Verſchwendung, über welche der Engländer erſtaunte. Wir brachten die Collecte dem Prinzen. „Haben Sie die Güte," ſagte der Engländer, „bei dieſem Herrn für uns fürzuſprechen, daß er uns eine Probe ſeiner Kunſt ſehen laſſe und dieſen kleinen Beweis unſerer Erkenntlichkeit annehme." Der Prinz legte noch einen koſtbaren Ring auf den Teller und reichte ihn dem Sicilianer. Dieſer bedachte ſich einige Secunden. — „Meine Herren

und Gönner," fing er darauf an, „dieſe Großmuth beſchämt mich. — Es ſcheint, daß Sie mich verkennen — aber ich gebe Ihrem Verlangen nach. Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden (indem er eine Glocke zog). Was dieſes Gold betrifft, worauf ich ſelber kein Recht habe, ſo werden Sie mir erlauben, daß ich es in dem nächſten Benedictinerkloſter für milde Stiftungen niederlege. Dieſen Ring behalte ich als ein ſchätzbares Denkmal, das mich an den würdigſten Prinzen erinnern ſoll."

Hier kam der Wirth, dem er das Geld ſogleich überlieferte.

„Und er iſt dennoch ein Schurke," ſagte mir der Engländer ins Ohr. „Das Geld ſchlägt er aus, weil ihm jetzt mehr an dem Prinzen gelegen iſt."

„Oder der Wirth verſteht ſeinen Auftrag," ſagte ein Anderer.

„Wen verlangen Sie?" fragte jetzt der Magier den Prinzen.

Der Prinz beſann ſich einen Augenblick — „Lieber gleich einen großen Mann," rief der Lord. „Fordern Sie den Papſt Ganganelli. Dem Herrn wird das gleich wenig koſten."

Der Sicilianer biß ſich in die Lippen. — „Ich darf keinen citiren, der die Weihung empfangen hat."

„Das iſt ſchlimm," ſagte der Engländer. „Vielleicht hätten wir von ihm erfahren, an welcher Krankheit er geſtorben iſt."

„Der Marquis von Lanoy," nahm der Prinz jetzt das Wort, „war franzöſiſcher Brigadier im vorigen Kriege, und mein vertrauteſter Freund. In der Bataille bei Haſtinbeck empfing er eine tödtliche Wunde, man trug ihn nach meinem Zelte, wo er bald darauf in meinen Armen ſtarb. Als er ſchon mit dem Tode rang, winkte er mich noch zu ſich. „Prinz," fing er an, „ich werde mein Vaterland nicht wiederſehen, erfahren Sie alſo ein Geheimniß, wozu Niemand als ich den Schlüſſel hat. In einem Kloſter auf der flandriſchen Grenze lebt eine — —" hier verſchied er. Die Hand des Todes zertrennte den Faden ſeiner Rede; ich möchte ihn hier haben und die Fortſetzung hören."

„Viel gefordert, bei Gott!" rief der Engländer. „Ich erkläre Sie für einen zweiten Salomo, wenn Sie dieſe Aufgabe löſen." —

Wir bewunderten die ſinnreiche Wahl des Prinzen, und gaben ihr einſtimmig unſern Beifall. Unterdeſſen ging der Magier mit ſtarken Schritten auf und nieder, und ſchien unentſchloſſen mit ſich ſelbſt zu kämpfen.

„Und das war Alles, was der Sterbende Ihnen zu hinterlaſſen hatte?“

„Alles.“

„Thaten Sie keine weiteren Nachfragen deßwegen in ſeinem Vaterlande?“

„Sie waren alle vergebens.“

„Der Marquis von Lanoy hatte untadelhaft gelebt? — Ich darf nicht jeden Todten rufen.“

„Er ſtarb mit Reue über die Ausſchweifungen ſeiner Jugend.“

„Tragen Sie irgend etwa ein Andenken von ihm bei ſich?“

„Ja.“ (Der Prinz führte wirklich eine Tabatiere bei ſich, worauf das Miniaturbild des Marquis in Emaille war, und die er bei der Tafel neben ſich hatte liegen gehabt.)

„Ich verlange es nicht zu wiſſen — — Laſſen Sie mich allein. Sie ſollen den Verſtorbenen ſehen.“

Wir wurden gebeten, uns ſo lange in den andern Pavillon zu begeben, bis er uns rufen würde. Zugleich ließ er alle Meublen aus dem Saale räumen, die Fenſter ausheben, und die Läden auf das genaueſte verſchließen. Dem Wirth, mit dem er ſchon vertraut zu ſeyn ſchien, befahl er, ein Gefäß mit glühenden Kohlen zu bringen, und alle Feuer im Hauſe ſorgfältig mit Waſſer zu löſchen. Ehe wir weggingen, nahm er von jedem insbeſondere das Ehrenwort, ein ewiges Stillſchweigen über das zu beobachten, was wir ſehen und hören würden. Hinter uns wurden alle Zimmer auf dieſem Pavillon verriegelt.

Es war nach eilf Uhr, und eine tiefe Stille herrſchte im ganzen Hauſe. Beim Hinausgehen fragte mich der Ruſſe, ob wir geladene Piſtolen bei uns hätten? — „Wozu?“ ſagte ich — „Es iſt auf alle Fälle,“ verſetzte er. „Warten Sie einen Augenblick, ich will mich darnach umſehen.“ Er entfernte ſich. Der Baron von F** und ich öffneten ein Fenſter, das jenem Pavillon gegenüber ſah, und es kam uns vor, als hörten wir zwei Menſchen zuſammen flüſtern, und ein Geräuſch, als ob man eine Leiter anlegte. Doch war das nur eine Muthmaßung, und ich getraue mir nicht, ſie für wahr auszugeben. Der Ruſſe kam mit einem Paar Piſtolen zurück, nachdem er eine halbe Stunde ausgeblieben war. Wir ſahen ſie ihn ſcharf laden. Es war beinahe zwei Uhr, als der Magier wieder erſchien, und uns

ankündigte, daß es Zeit wäre. Ehe wir hinein traten, ward uns befohlen, die Schuhe auszuziehen, und im bloßen Hemde, Strümpfen und Unterkleidern zu erſcheinen. Hinter uns wurde, wie das erſte Mal, verriegelt.

Wir fanden, als wir in den Saal zurück kamen, mit einer Kohle einen weiten Kreis beſchrieben, der uns alle zehn bequem faſſen konnte. Rings herum an allen vier Wänden des Zimmers waren die Dielen weggehoben, daß wir gleichſam auf einer Inſel ſtanden. Ein Altar, mit ſchwarzem Tuch behangen, ſtand mitten im Kreis errichtet, unter welchen ein Teppich von rothem Atlaß gebreitet war. Eine chaldäiſche Bibel lag bei einem Todtenkopf aufgeſchlagen auf dem Altar, und ein ſilbernes Crucifix war darauf feſt gemacht. Statt der Kerzen brannte Spiritus in einer ſilbernen Kapſel. Ein dicker Rauch von Olibanum verfinſterte den Saal, davon das Licht beinahe erſtickte. Der Beſchwörer war entkleidet, wie wir, aber barfuß: um den bloßen Hals trug er ein Amulet an einer Kette von Menſchenhaaren, um die Lenden hatte er eine weiße Schürze geſchlagen, die mit geheimen Chiffern und ſymboliſchen Figuren bezeichnet war. Er hieß uns einander die Hände reichen, und eine tiefe Stille beobachten; vorzüglich empfahl er uns, ja keine Frage an die Erſcheinung zu thun. Den Engländer und mich (gegen uns beide ſchien er das meiſte Mißtrauen zu hegen) erſuchte er, zwei bloße Degen unverrückt und kreuzweiſe, einen Zoll hoch, über ſeiner Scheitel zu halten, ſo lange die Handlung dauern würde. Wir ſtanden in einem halben Mond um ihn herum, der ruſſiſche Officier drängte ſich dicht an den Engländer, und ſtand zunächſt an dem Altar. Das Geſicht gegen Morgen gerichtet, ſtellte ſich der Magier jetzt auf den Teppich, ſprengte Weihwaſſer nach allen vier Weltgegenden, und neigte ſich dreimal gegen die Bibel. Eine halbe Viertelſtunde dauerte die Beſchwörung, von welcher wir nichts verſtanden; nach Endigung derſelben gab er denen, die zunächſt hinter ihm ſtanden, ein Zeichen, daß ſie ihn jetzt feſt bei den Haaren faſſen ſollten. Unter den heftigſten Zuckungen rief er den Verſtorbenen dreimal mit Namen, und das dritte Mal ſtreckte er nach dem Crucifixe die Hand aus — —

Auf einmal empfanden wir alle zugleich einen Streich, wie vom Blitze, daß unſere Hände aus einander flogen; ein

plötzlicher Donnerſchlag erſchütterte das Haus, alle Schlöſſer klangen, alle Thüren ſchlugen zuſammen, der Deckel an der Kapſel fiel zu, das Licht löſchte aus, und an der entgegen ſtehenden Wand über dem Kamine, zeigte ſich eine menſchliche Figur, in blutigem Hemde, bleich und mit dem Geſicht eines Sterbenden.

„Wer ruft mich?“ ſagte eine hohle, kaum hörbare Stimme.

„Dein Freund,“ antwortete der Beſchwörer, „der dein Andenken ehret, und für deine Seele betet,“ zugleich nannte er den Namen des Prinzen.

Die Antworten erfolgten immer nach einem ſehr großen Zwiſchenraum.

„Was verlangt er?“ fuhr dieſe Stimme fort.

„Dein Bekenntniß will er zu Ende hören, das du in dieſer Welt angefangen und nicht beſchloſſen haſt.“

„In einem Kloſter auf der flandriſchen Gränze lebt — — —

Hier erzitterte das Haus von neuem. Die Thüre ſprang freiwillig unter einem heftigen Donnerſchlag auf, ein Blitz erleuchtete das Zimmer, und eine andere körperliche Geſtalt, blutig und blaß wie die erſte, aber ſchrecklicher, erſchien an der Schwelle. Der Spiritus fing von ſelbſt an zu brennen, und der Saal wurde helle wie zuvor.

„Wer iſt unter uns?“ rief der Magier erſchrocken, und warf einen Blick des Entſetzens durch die Verſammlung — „Dich habe ich nicht gewollt.“

Die Geſtalt ging mit majeſtätiſchem leiſen Schritt gerade auf den Altar zu, ſtellte ſich auf den Teppich, uns gegenüber, und faßte das Crucifix. Die erſte Figur ſahen wir nicht mehr.

„Wer ruft mich?“ ſagte dieſe zweite Erſcheinung.

Der Magier fing an heftig zu zittern. Schrecken und Erſtaunen hatten uns gefeſſelt. Ich griff nach einer Piſtole, der Magier riß ſie mir aus der Hand, und drückte ſie auf die Geſtalt ab. Die Kugel rollte langſam auf dem Altar, und die Geſtalt trat unverändert aus dem Rauche. Jetzt ſank der Magier ohnmächtig nieder.

„Was wird das?“ rief der Engländer voll Erſtaunen, und wollte einen Streich mit dem Degen nach ihr thun. Die Geſtalt berührte ſeinen Arm, und die Klinge fiel zu Boden. Hier trat der Angſtſchweiß auf meine Stirn. Baron F** geſtand uns

nachher, daß er gebetet habe. Dieſe ganze Zeit über ſtand der Prinz furchtlos und ruhig, die Augen ſtarr auf die Erſcheinung gerichtet.

„Ja! Ich erkenne dich," rief er endlich voll Rührung aus, „du biſt Lanoy, du biſt mein Freund — — Woher kommſt du?"

„Die Ewigkeit iſt ſtumm. Frage mich aus dem vergangnen Leben."

„Wer lebt in dem Kloſter, das du mir bezeichnet haſt?"

„Meine Tochter."

„Wie? Du biſt Vater geweſen?"

„Weh mir, daß ich es zu wenig war!"

„Biſt du nicht glücklich, Lanoy?"

„Gott hat gerichtet."

„Kann ich dir auf dieſer Welt noch einen Dienſt erzeigen?"

„Keinen, als an dich ſelbſt zu denken."

„Wie muß ich das?"

„In Rom wirſt du es erfahren."

Hier erfolgte ein neuer Donnerſchlag — eine ſchwarze Rauchwolke erfüllte das Zimmer; als ſie zerfloſſen war, fanden wir keine Geſtalt mehr. Ich ſtieß einen Fenſterladen auf. Es war Morgen.

Jetzt kam auch der Magier aus ſeiner Betäubung zurück. „Wo ſind wir?" rief er aus, als er Tageslicht erblickte. Der ruſſiſche Officier ſtand dicht hinter ihm, und ſah ihm über die Schulter. „Taſchenſpieler," ſagte er mit ſchrecklichem Blick zu ihm, „du wirſt keinen Geiſt mehr rufen."

Der Sicilianer drehte ſich um, ſah ihm genauer ins Geſicht, that einen lauten Schrei und ſtürzte zu ſeinen Füßen.

Jetzt ſahen wir alle auf einmal den vermeintlichen Ruſſen an. Der Prinz erkannte in ihm ohne Mühe die Züge ſeines Armeniers wieder, und das Wort, das er eben hervorſtottern wollte, erſtarb auf ſeinem Munde. Schrecken und Ueberraſchung hatten uns alle wie verſteinert. Lautlos und unbeweglich ſtarrten wir dieſes geheimnißvolle Weſen an, das uns mit einem Blicke ſtiller Gewalt und Größe durchſchaute. Eine Minute dauerte dies Schweigen — und wieder eine. Kein Odem war in der ganzen Verſammlung.

Einige kräftige Schläge an die Thür brachten uns endlich wieder zu uns ſelbſt. Die Thür fiel zertrümmert in den Saal,

und herein drangen Gerichtsdiener mit Wache. „Hier finden wir ſie ja beiſammen!“ rief der Anführer, und wandte ſich zu ſeinen Begleitern. „Im Namen der Regierung!“ rief er uns zu. „Ich verhafte euch.“ Wir hatten nicht ſo viel Zeit uns zu beſinnen; in wenig Augenblicken waren wir umringt. Der ruſſiſche Officier, den ich jetzt wieder den Armenier nenne, zog den Anführer der Häſcher auf die Seite, und ſo viel mir dieſe Verwirrung zuließ, bemerkte ich, daß er ihm einige Worte heimlich ins Ohr ſagte, und etwas Schriftliches vorzeigte. Sogleich verließ ihn der Häſcher mit einer ſtummen und ehrerbietigen Verbeugung, wandte ſich darauf zu uns und nahm ſeinen Hut ab. „Vergeben Sie, meine Herren,“ ſagte er, „daß ich Sie mit dieſem Betrüger vermengen konnte. Ich will nicht fragen, wer Sie ſind — aber dieſer Herr verſichert mir, daß ich Männer von Ehre vor mir habe.“ Zugleich winkte er ſeinen Begleitern, von uns abzulaſſen. Den Sicilianer befahl er wohl zu bewachen und zu binden. „Der Burſche da iſt überreif,“ ſetzte er hinzu. „Wir haben ſchon ſieben Monate auf ihn gelauert.“

Dieſer elende Menſch war wirklich ein Gegenſtand des Jammers. Das doppelte Schrecken der zweiten Geiſtererſcheinung und dieſes unerwarteten Ueberfalls hatte ſeine Beſinnungskraft überwältigt. Er ließ ſich binden wie ein Kind; die Augen lagen weit aufgeſperrt und ſtier in einem todtenähnlichen Geſichte, und ſeine Lippen bebten in ſtillen Zuckungen, ohne einen Laut auszuſtoßen. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Ausbruch von Convulſionen. Der Prinz fühlte Mitleid mit ſeinem Zuſtand, und unternahm es, ſeine Loslaſſung bei dem Gerichtsdiener auszuwirken, dem er ſich zu erkennen gab.

„Gnädigſter Herr,“ ſagte dieſer, „wiſſen Sie auch, wer der Menſch iſt, für welchen Sie ſich ſo großmüthig verwenden? Der Betrug, den er Ihnen zu ſpielen gedachte, iſt ſein geringſtes Verbrechen. Wir haben ſeine Helfershelfer. Sie ſagen abſcheuliche Dinge von ihm aus. Er mag ſich noch glücklich preiſen, wenn er mit der Galeere davon kommt.“

Unterdeſſen ſahen wir auch den Wirth nebſt ſeinen Hausgenoſſen mit Stricken gebunden über den Hof führen. — „Auch dieſer?“ rief der Prinz. „Was hat denn dieſer verſchuldet?“ — „Er war ſein Mitſchuldiger und Hehler,“ antwortete der

Anführer der Häſcher, „der ihm zu ſeinen Taſchenſpielerſtückchen und Diebereien behülflich geweſen, und ſeinen Raub mit ihm getheilt hat. Gleich ſollen Sie überzeugt ſeyn, gnädigſter Herr, (indem er ſich zu ſeinen Begleitern kehrte). Man durchſuche das ganze Haus, und bringe mir ſogleich Nachricht, was man gefunden hat."

Jetzt ſahe ſich der Prinz nach dem Armenier um — aber er war nicht mehr vorhanden; in der allgemeinen Verwirrung, welche dieſer Ueberfall anrichtete, hatte er Mittel gefunden, ſich unbemerkt zu entfernen. Der Prinz war untröſtlich; gleich wollte er ihm alle ſeine Leute nachſchicken; er ſelbſt wollte ihn aufſuchen und mich mit ſich fortreißen. Ich eilte ans Fenſter; das ganze Haus war von Neugierigen umringt, die das Gerücht dieſer Begebenheit herbei geführt hatte. Unmöglich war es, durch das Gedränge zu kommen. Ich ſtellte dem Prinzen dieſes vor: „Wenn es dieſem Armenier ein Ernſt iſt, ſich vor uns zu verbergen, ſo weiß er unfehlbar die Schliche beſſer als wir, und alle unſere Nachforſchungen werden vergebens ſeyn. Lieber laſſen Sie uns noch hier bleiben, gnädigſter Prinz. Vielleicht kann uns dieſer Gerichtsdiener etwas Näheres von ihm ſagen, dem er ſich, wenn ich anders recht geſehen habe, entdeckt hat."

Jetzt erinnerten wir uns, daß wir noch ausgekleidet waren. Wir eilten nach unſerm Zimmer, uns in der Geſchwindigkeit in unſere Kleider zu werfen. Als wir zurückkamen, war die Hausſuchung geſchehen.

Nachdem man den Altar weggeräumt, und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worin ein Menſch gemächlich aufrecht ſitzen konnte, mit einer Thüre verſehen, die durch eine ſchmale Treppe nach dem Keller führte. In dieſem Gewölbe fand man eine Electriſirmaſchine, eine Uhr und eine kleine ſilberne Glocke, welche letztere, ſo wie die Electriſirmaſchine, mit dem Altar und dem darauf befeſtigten Crucifixe Communication hatte. Ein Fenſterladen, der dem Kamine gerade gegenüber ſtand, war durchbrochen und mit einem Schieber verſehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magiſche Laterne in ſeine Oeffnung einzupaſſen, aus welcher die verlangte Geſtalt auf die Wand über dem Kamin gefallen war. Vom Dachboden und aus dem Keller brachte man verſchiedene Trommeln,

woran große bleierne Kugeln an Schnüren befeſtigt hingen, wahrſcheinlich um das Geräuſche des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten. Als man die Kleider des Sicilianers durchſuchte, fand man in einem Etui verſchiedene Pulver, wie auch lebendigen Merkur in Phiolen und Büchſen, Phosphorus in einer gläſernen Flaſche, einen Ring, den wir gleich für einen magnetiſchen erkannten, weil er an einem ſtählernen Knopfe hängen blieb, dem er von ungefähr nahe gebracht worden, in den Rocktaſchen ein Paternoſter, einen Judenbart, Terzerole und einen Dolch. „Laß doch ſehen, ob ſie geladen ſind!“ ſagte einer von den Häſchern, indem er eines von den Terzerolen nahm, und ins Kamin abſchoß. „Jeſus Maria!“ rief eine hohle menſchliche Stimme, eben die, welche wir von der erſten Erſcheinung gehört hatten — und in demſelben Augenblick ſahen wir einen blutenden Körper aus dem Schlot herunter ſtürzen. — „Noch nicht zur Ruhe, armer Geiſt?“ rief der Engländer, während daß wir andern mit Schrecken zurück fuhren. „Gehe heim zu deinem Grabe. Du haſt geſchienen, was du nicht warſt; jetzt wirſt du ſeyn, was du ſchieneſt.“

„Jeſus Maria! Ich bin verwundet,“ wiederholte der Menſch im Kamine. Die Kugel hatte ihm das rechte Bein zerſchmettert. Sogleich beſorgte man, daß die Wunde verbunden wurde

„Aber wer biſt du denn, und was für ein böſer Dämon muß dich hieher führen?“

„Ein armer Barfüßer,“ antwortete der Verwundete. „Ein fremder Herr hier hat mir eine Zechine geboten, daß ich —“

„Eine Formel herſagen ſollte? Und warum haſt du dich denn nicht gleich wieder davon gemacht?“

„Er wollte mir ein Zeichen geben, wenn ich fortfahren ſollte; aber das Zeichen blieb aus, und wie ich hinaus ſteigen wollte, war die Leiter weggezogen.“

„Und wie heißt denn die Formel, die er dir eingelernt hat?“

Der Menſch bekam hier eine Ohnmacht, daß nichts weiter aus ihm herauszubringen war. Als wir ihn näher betrachteten, erkannten wir ihn für denſelben, der ſich dem Prinzen den Abend vorher in den Weg geſtellt und ihn ſo feierlich angeredet hatte.

Unterdeſſen hatte ſich der Prinz zu dem Anführer der Häſcher gewendet.

„Sie haben uns,“ ſagte er, indem er ihm zugleich einige Goldſtücke in die Hand drückte, „Sie haben uns aus den Händen eines Betrügers gerettet, und uns, ohne uns noch zu kennen, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wollen Sie nun unſere Verbindlichkeit vollkommen machen, und uns entdecken, wer der Unbekannte war, dem es nur ein paar Worte koſtete, uns in Freiheit zu ſetzen?“

„Wen meinen Sie?“ fragte der Anführer der Häſcher, mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie unnöthig dieſe Frage war.

„Den Herrn in ruſſiſcher Uniform meine ich, der Sie vorhin bei Seite zog, Ihnen etwas Schriftliches vorwies und einige Worte ins Ohr ſagte, worauf Sie uns ſogleich wieder losgaben.“

„Sie kennen dieſen Herrn alſo nicht?“ fragte der Häſcher wieder. „Er war nicht von Ihrer Geſellſchaft?“

„Nein,“ ſagte der Prinz — „und aus ſehr wichtigen Urſachen wünſchte ich näher mit ihm bekannt zu werden.“

„Näher,“ antwortete der Häſcher, „kenn' ich ihn auch nicht. Sein Name ſelbſt iſt mir unbekannt, und heute hab' ich ihn zum erſten Mal in meinem Leben geſehen.“

„Wie? und in ſo kurzer Zeit, durch ein paar Worte konnte er ſo viel über Sie vermögen, daß Sie ihn ſelbſt und uns alle für unſchuldig erklärten?“

„Allerdings durch ein einziges Wort.“

„Und dieſes war? — Ich geſtehe, daß ich es wiſſen möchte.“

„Dieſer Unbekannte, gnädigſter Herr,“ — indem er die Zechinen in ſeiner Hand wog — „Sie ſind zu großmüthig gegen mich geweſen, um Ihnen länger ein Geheimniß daraus zu machen — dieſer Unbekannte war — ein Officier der Staatsinquiſition.“

„Der Staatsinquiſition! — Dieſer! —“

„Nicht anders, gnädigſter Herr — und davon überzeugte mich das Papier, welches er mir vorzeigte.“

„Dieſer Menſch, ſagten Sie? Es iſt nicht möglich.“

„Ich will Ihnen noch mehr ſagen, gnädigſter Herr. Eben dieſer war es, auf deſſen Denunciation ich hieher geſchickt worden bin, den Geiſterbeſchwörer zu verhaften.“

Wir ſahen uns mit noch größerem Erſtaunen an.

„Da hätten wir es ja heraus,“ rief endlich der Engländer,

„warum der arme Teufel von Beſchwörer ſo erſchrocken zuſammenfuhr, als er ihm näher ins Geſicht ſah. Er erkannte ihn für einen Spion, und darum that er jenen Schrei und ſtürzte zu ſeinen Füßen."

„Nimmermehr," rief der Prinz. „Dieſer Menſch iſt Alles was er ſeyn will, und Alles was der Augenblick will, daß er ſeyn ſoll. Was er wirklich iſt, hat noch kein Sterblicher erfahren. Sahen Sie den Sicilianer zuſammen ſinken, als er ihm die Worte ins Ohr ſchrie: Du wirſt keinen Geiſt mehr rufen! Dahinter iſt mehr. Daß man vor etwas Menſchlichem ſo zu erſchrecken pflegt, ſoll mich Niemand überreden."

„Darüber wird uns der Magier ſelbſt wohl am beſten zurecht weiſen können," ſagte der Lord, „wenn uns dieſer Herr (ſich zu dem Anführer der Gerichtsdiener wendend) Gelegenheit verſchaffen will, ſeinen Gefangenen zu ſprechen."

Der Anführer der Häſcher verſprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den andern Morgen aufſuchen wollten. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück.

Mit dem früheſten Morgen war Lord Seymour da (dies war der Name des Engländers), und bald nachher erſchien eine vertraute Perſon, die der Gerichtsdiener abgeſchickt hatte, uns nach dem Gefängniß zu führen. Ich habe vergeſſen zu erzählen, daß der Prinz ſchon ſeit etlichen Tagen einen ſeiner Jäger vermißte, einen Bremer von Geburt, der ihm viele Jahre redlich gedient und ſein ganzes Vertrauen beſeſſen hatte. Ob er verunglückt oder geſtohlen oder auch entlaufen war, wußte Niemand. Zu dem Letztern war gar kein wahrſcheinlicher Grund vorhanden, weil er jederzeit ein ſtiller und ordentlicher Menſch geweſen, und nie ein Tadel an ihm gefunden war. Alles, worauf ſeine Kameraden ſich beſinnen konnten, war, daß er in der letzten Zeit ſehr ſchwermüthig geweſen, und, wo er nur einen Augenblick erhaſchen konnte, ein gewiſſes Minoritenkloſter in der Giudecca beſucht habe, wo er auch mit einigen Brüdern öfters Umgang gepflegt. Dies brachte uns auf die Vermuthung, daß er vielleicht in die Hände der Mönche gerathen ſeyn möchte, und ſich katholiſch gemacht hätte; und weil der Prinz über dieſen Artikel damals noch ſehr gleichgültig dachte, ſo ließ er's nach

einigen fruchtloſen Nachforſchungen dabei bewenden. Doch ſchmerzte ihn der Verluſt dieſes Menſchen, der ihm auf ſeinen Feldzügen immer zur Seite geweſen, immer treu an ihm gehangen, und in einem fremden Lande ſo leicht nicht wieder zu erſetzen war. Heute nun, als wir eben im Begriff ſtanden auszugehen, ließ ſich der Banquier des Prinzen melden, an den der Auftrag ergangen war, für einen neuen Bedienten zu ſorgen. Dieſer ſtellte dem Prinzen einen gutgebildeten und wohlgekleideten Menſchen in mittleren Jahren vor, der lange Zeit in Dienſten eines Procurators als Secretär geſtanden, franzöſiſch und auch etwas deutſch ſprach, übrigens mit den beſten Zeugniſſen verſehen war. Seine Phyſiognomie gefiel, und da er ſich übrigens erklärte, daß ſein Gehalt von der Zufriedenheit des Prinzen mit ſeinen Dienſten abhängen ſollte, ſo ließ er ihn ohne Verzug eintreten.

Wir fanden den Sicilianer in einem Privatgefängniß, wohin er, dem Prinzen zu Gefallen, wie der Gerichsdiener ſagte, einſtweilen gebracht worden war, ehe er unter die Bleidächer geſetzt wurde, zu denen kein Zugang mehr offen ſteht. Dieſe Bleidächer ſind das fürchterlichſte Gefängniß in Venedig, unter dem Dach des St. Marcuspalaſtes, worin die unglücklichen Verbrecher von der dörrenden Sonnenhitze, die ſich auf der Bleifläche ſammelt, oft bis zum Wahnwitze leiden. Der Sicilianer hatte ſich von dem geſtrigen Zufalle wieder erholt, und ſtand ehrerbietig auf, als er den Prinzen anſichtig wurde. Ein Bein und eine Hand waren gefeſſelt, ſonſt aber konnte er frei durch das Zimmer gehen. Bei unſerm Eintritt entfernte ſich die Wache vor die Thüre.

„Ich komme,“ ſagte der Prinz, nachdem wir Platz genommen hatten, „über zwei Punkte Erklärung von Ihnen zu verlangen. Die eine ſind Sie mir ſchuldig, und es wird Ihr Schade nicht ſeyn, wenn Sie mich über den andern befriedigen.“

„Meine Rolle iſt ausgeſpielt,“ verſetzte der Sicilianer. „Mein Schickſal ſteht in Ihren Händen.“

„Ihre Aufrichtigkeit allein,“ verſetzte der Prinz, „kann es erleichtern.“

„Fragen Sie, gnädigſter Herr. Ich bin bereit, zu antworten, denn ich habe nichts mehr zu verlieren.“

„Sie haben mich das Geſicht des Armeniers in Ihrem Spiegel ſehen laſſen. Wodurch bewirkten Sie dieſes?“

„Es war kein Spiegel, was Sie geſehen haben. Ein bloßes Paſtellgemälde hinter einem Glas, das einen Mann in armeniſcher Kleidung vorſtellte, hat Sie getäuſcht. Meine Geſchwindigkeit, die Dämmerung, Ihr Erſtaunen unterſtützten dieſen Betrug. Das Bild wird ſich unter den übrigen Sachen finden, die man in dem Gaſthof in Beſchlag genommen hat.“

„Aber wie konnten Sie meine Gedanken ſo gut wiſſen, und gerade auf den Armenier rathen?“

„Dieſes war gar nicht ſchwer, gnädigſter Herr. Ohne Zweifel haben Sie ſich bei Tiſche in Gegenwart Ihrer Bedienten über die Begebenheit öfters herausgelaſſen, die ſich zwiſchen Ihnen und dieſem Armenier ereignet hat. Einer von meinen Leuten machte mit einem Jäger, der in Ihren Dienſten ſteht, zufälliger Weiſe in der Giudecca Bekanntſchaft, aus welchem er nach und nach ſo viel zu ziehen wußte, als mir zu wiſſen nöthig war.“

„Wo iſt dieſer Jäger?“ fragte der Prinz. „Ich vermiſſe ihn, und ganz gewiß wiſſen Sie um ſeine Entweichung.“

„Ich ſchwöre Ihnen, daß ich nicht das Geringſte davon weiß, gnädigſter Herr. Ich ſelbſt hab' ihn nie geſehen, und nie eine andere Abſicht mit ihm gehabt, als die eben gemeldete.“

„Fahren Sie fort,“ ſagte der Prinz.

„Auf dieſem Wege nun erhielt ich überhaupt auch die erſte Nachricht von Ihrem Aufenthalt und Ihren Begebenheiten in Venedig, und ſogleich entſchloß ich mich, ſie zu nützen Sie ſehen, gnädigſter Herr, daß ich aufrichtig bin. Ich wußte von Ihrer vorhabenden Spazierfahrt auf der Brenta; ich hatte mich darauf verſehen, und ein Schlüſſel, der Ihnen von ungefähr entfiel, gab mir die erſte Gelegenheit, meine Kunſt an Ihnen zu verſuchen.“

„Wie? So hätte ich mich alſo geirrt? Das Stückchen mit dem Schlüſſel war Ihr Werk, und nicht des Armeniers? Der Schlüſſel, ſagen Sie, wäre mir entfallen?“

„Als Sie die Börſe zogen — und ich nahm den Augenblick wahr, da mich Niemand beobachtete, ihn ſchnell mit dem Fuße zu verdecken. Die Perſon, bei der Sie die Lotterielooſe nahmen, war im Verſtändniß mit mir. Sie ließ Sie aus einem Gefäße

ziehen, wo keine Niete zu holen war, und der Schlüſſel lag längſt in der Doſe, ehe ſie von Ihnen gewonnen wurde."

„Nunmehr begreif' ich's. Und der Barfüßermönch, der ſich mir in den Weg warf, und mich ſo feierlich anredete?"

„War der nämliche, den man, wie ich höre, verwundet aus dem Kamine gezogen. Es iſt einer von meinen Kameraden, der mir unter dieſer Verhüllung ſchon manche gute Dienſte geleiſtet."

„Aber zu welchem Ende ſtellten Sie dieſes an?"

„Um Sie nachdenkend zu machen — um einen Gemüthszuſtand in Ihnen vorzubereiten, der Sie für das Wunderbare, das ich mit Ihnen im Sinne hatte, empfänglich machen ſollte."

„Aber der pantomimiſche Tanz, der eine ſo überraſchende ſeltſame Wendung nahm — dieſer war doch wenigſtens nicht von Ihrer Erfindung?"

„Das Mädchen, welches die Königin vorſtellte, war von mir unterrichtet, und ihre ganze Rolle mein Werk. Ich vermuthete, daß es Ew. Durchlaucht nicht wenig befremden würde, an dieſem Orte gekannt zu ſeyn, und verzeihen Sie mir, gnädigſter Herr, das Abenteuer mit dem Armenier ließ mich hoffen, daß Sie bereits ſchon geneigt ſeyn würden, natürliche Auslegungen zu verſchmähen, und nach höheren Quellen des Außerordentlichen zu ſpüren."

„In der That," rief der Prinz mit einer Miene zugleich des Verdruſſes und der Verwunderung, indem er mir beſonders einen bedeutenden Blick gab, „in der That," rief er aus, „das habe ich nicht erwartet."

„Aber," fuhr er nach einem langen Stillſchweigen wieder fort, „wie brachten Sie die Geſtalt hervor, die an der Wand über dem Kamin erſchien?"

„Durch die Zauberlaterne, welche an dem gegenüber ſtehenden Fenſterladen angebracht war, wo Sie auch die Oeffnung dazu bemerkt haben werden."

„Aber wie kam es denn, daß kein Einziger unter uns ſie gewahr wurde?" fragte Lord Seymour.

„Sie erinnern ſich, gnädiger Herr, daß ein dicker Rauch den ganzen Saal verfinſterte, als Sie zurück gekommen waren. Zugleich hatte ich die Vorſicht gebraucht, die Dielen, welche man weggehoben, neben demjenigen Fenſter anlehnen zu laſſen,

wo die Laterna magica eingefügt war; dadurch verhinderte ich, daß Ihnen dieſer Fenſterladen nicht ſogleich ins Geſicht fiel. Uebrigens blieb die Laterne auch ſo lange durch einen Schieber verdeckt, bis Sie alle ihre Plätze genommen hatten, und keine Unterſuchung im Zimmer mehr von Ihnen zu fürchten war.“

„Mir kam vor,“ fiel ich ein, „als hörte ich in der Nähe dieſes Saals eine Leiter anlegen, als ich in dem andern Pavillon aus dem Fenſter ſah. War dem wirklich ſo?“

„Ganz recht. Eben dieſe Leiter, auf welcher mein Gehülfe zu dem bewußten Fenſter empor kletterte, um die Zauberlaterne zu dirigiren.“

„Die Geſtalt,“ fuhr der Prinz fort, „ſchien wirklich eine flüchtige Aehnlichkeit mit meinem verſtorbenen Freunde zu haben: beſonders traf es ein, daß ſie ſehr blond war. War dieſes bloßer Zufall, oder woher ſchöpften ſie dieſelbe?“

„Eure Durchlaucht erinnern ſich, daß Sie über Tiſche eine Doſe neben ſich hatten liegen gehabt, auf welcher das Porträt eines Officiers in **ſcher Uniform in Emaille war. Ich fragte Sie, ob Sie von Ihrem Freunde nicht irgend ein Andenken bei ſich führten? worauf Sie mit Ja antworteten; daraus ſchloß ich, daß es vielleicht die Doſe ſeyn möchte. Ich hatte das Bild über Tiſche gut ins Auge gefaßt, und weil ich im Zeichnen ſehr geübt, auch im Treffen ſehr glücklich bin, ſo war es mir ein Leichtes, dem Bilde dieſe flüchtige Aehnlichkeit zu geben, die Sie wahrgenommen haben; und um ſo mehr, da die Geſichtszüge des Marquis ſehr ins Auge fallen.“

„Aber die Geſtalt ſchien ſich doch zu bewegen —“

„So ſchien es — aber es war nicht die Geſtalt, ſondern der Rauch, der von ihrem Scheine beleuchtet war.“

„Und der Menſch, welcher aus dem Schlot herab ſtürzte, antwortete alſo für die Erſcheinung?“

„Eben dieſer.“

„Aber er konnte ja die Fragen nicht wohl hören.“

„Dieſes brauchte er auch nicht. Sie beſinnen ſich, gnädigſter Prinz, daß ich Ihnen allen auf das ſtrengſte verbot, ſelbſt eine Frage an das Geſpenſt zu richten. Was ich ihn fragen würde und er mir antworten ſollte, war abgeredet; und damit ja kein Verſehen vorfiele, ließ ich ihn große Pauſen beobachten, die er an den Schlägen einer Uhr abzählen mußte.“

„Sie gaben dem Wirthe Befehl, alle Feuer im Hauſe ſorgfältig mit Waſſer löſchen zu laſſen; dies geſchah ohne Zweifel —"

„Um meinen Mann im Kamine außer Gefahr des Erſtickens zu ſetzen, weil die Schornſteine im Hauſe in einander laufen, und ich vor Ihrer Suite nicht ganz ſicher zu ſeyn glaubte."

„Wie kam es aber," fragte Lord Seymour, „daß Ihr Geiſt weder früher noch ſpäter da war, als Sie ihn brauchten?"

„Mein Geiſt war ſchon eine gute Weile im Zimmer, ehe ich ihn citirte; aber ſo lange der Spiritus brannte, konnte man dieſen matten Schein nicht ſehen. Als meine Beſchwörungsformel geendigt war, ließ ich das Gefäß, worin der Spiritus flammte, zuſammen fallen; es wurde Nacht im Saal, und jetzt erſt wurde man die Figur an der Wand gewahr, die ſich ſchon längſt darauf reflectirt hatte."

„Aber in eben dem Moment, als der Geiſt erſchien, empfanden wir alle einen elektriſchen Schlag. Wie bewirkten Sie dieſen?"

„Die Maſchine unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie ſahen auch, daß ich auf einem ſeidenen Fußteppich ſtand. Ich ließ Sie in einem halben Mond um mich herum ſtehen, und einander die Hände reichen; als es nahe dabei war, winkte ich einem von Ihnen, mich bei den Haaren zu faſſen. Das Crucifix war der Conductor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte."

„Sie befahlen uns, dem Grafen von O** und mir," ſagte Lord Seymour, „zwei bloße Degen kreuzweiſe über Ihrem Scheitel zu halten, ſo lange die Beſchwörung dauern würde. Wozu nun dieſes?"

„Zu nichts weiter, als um Sie beide, denen ich am wenigſten traute, während des ganzen Actus zu beſchäftigen. Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen ausdrücklich einen Zoll hoch beſtimmte; dadurch, daß Sie dieſe Entfernung immer in Acht nehmen mußten, waren Sie verhindert, Ihre Blicke dahin zu richten, wo ich ſie nicht gerne haben wollte. Meinen ſchlimmſten Feind hatte ich damals noch gar nicht ins Auge gefaßt."

„Ich geſtehe," rief Lord Seymour, „daß dies vorſichtig gehandelt heißt — aber warum mußten wir ausgekleidet ſeyn?"

„Bloß um der Handlung eine Feierlichkeit mehr zu geben, und durch das Ungewöhnliche Ihre Einbildungskraft zu ſpannen."

„Die zweite Erſcheinung ließ Ihren Geiſt nicht zum Worte kommen,“ ſagte der Prinz. „Was hätten wir eigentlich von ihm erfahren ſollen?“

„Beinahe daſſelbe, was Sie nachher gehört haben. Ich fragte Eure Durchlaucht nicht ohne Abſicht, ob Sie mir auch Alles geſagt, was Ihnen der Sterbende aufgetragen, und ob Sie keine weiteren Nachfragen wegen ſeiner in ſeinem Vaterlande gethan; dieſes fand ich nöthig, um nicht gegen Thatſachen anzuſtoßen, die der Ausſage meines Geiſtes hätten widerſprechen können. Ich fragte gewiſſer Jugendſünden wegen, ob der Verſtorbene untadelhaft gelebt; und auf die Antwort gründete ich alsdann meine Erfindung.“

„Ueber dieſe Sache,“ fing der Prinz nach einigem Stillſchweigen an, „haben Sie mir einen befriedigenden Aufſchluß gegeben. Aber ein Hauptumſtand iſt noch zurück, worüber ich Licht von Ihnen verlange.“

„Wenn es in meiner Gewalt ſteht, und —“

„Keine Bedingungen! Die Gerechtigkeit, in deren Händen Sie ſind, dürfte ſo beſcheiden nicht fragen. Wer war dieſer Unbekannte, vor dem wir Sie niederſtürzen ſahen? Was wiſſen Sie von ihm? Woher kennen Sie ihn? Und was hat es für eine Bewandtniß mit dieſer zweiten Erſcheinung?“

„Gnädigſter Prinz —“

„Als Sie ihm näher ins Geſicht ſahen, ſtießen Sie einen lauten Schrei aus und ſtürzten nieder. Warum das? Was bedeutete das?“

„Dieſer Unbekannte, gnädigſter Prinz“ — Er hielt inne, wurde ſichtbarlich unruhiger, und ſah uns alle in der Reihe herum mit verlegenen Blicken an. — „Ja bei Gott, gnädigſter Prinz, dieſer Unbekannte iſt ein ſchreckliches Weſen.“

„Was wiſſen Sie von ihm? Wie ſteht er mit Ihnen in Verbindung? — Hoffen Sie nicht, uns die Wahrheit zu verhehlen.“ —

„Dafür werd' ich mich wohl hüten — denn wer ſteht mir dafür, daß er nicht in dieſem Augenblick unter uns ſtehet?“

„Wo? Wer?“ riefen wir alle zugleich, und ſchauten uns halb lachend, halb beſtürzt im Zimmer um. — „Das iſt ja nicht möglich!“

„O! dieſem Menſchen — oder wer er ſeyn mag — ſind Dinge möglich, die noch weit weniger zu begreifen ſind.“

„Aber wer iſt er denn? Woher ſtammt er? Armenier oder Ruſſe? Was iſt das Wahre an dem, wofür er ſich ausgibt?“

„Keines von Allem, was er ſcheint. Es wird wenige Stände, Charaktere und Nationen geben, davon er nicht ſchon die Maske getragen. Wer er ſey? Woher er gekommen? Wohin er gehe? weiß Niemand. Daß er lang in Aegypten geweſen, wie Viele behaupten, und dort aus einer Pyramide ſeine verborgene Weisheit geholt habe, will ich weder bejahen noch verneinen. Bei uns kennt man ihn nur unter dem Namen des Unergründlichen. Wie alt, zum Beiſpiel, ſchätzen Sie ihn?“

„Nach dem äußern Anſchein zu urtheilen, kann er kaum vierzig zurück gelegt haben.“

„Und wie alt denken Sie, daß ich ſey?“

„Nicht weit von funfzig.“

„Ganz recht — und wenn ich Ihnen nun ſage, daß ich ein Burſche von ſiebenzehn Jahren war, als mir mein Großvater von dieſem Wundermann erzählte, der ihn ungefähr in eben dem Alter, worin er jetzt zu ſeyn ſcheint, in Famaguſta geſehen hat. —“

„Das iſt lächerlich, unglaublich und übertrieben.“

„Nicht um einen Zug. Hielten mich dieſe Feſſeln nicht ab, ich wollte Ihnen Bürgen ſtellen, deren ehrwürdiges Anſehen Ihnen keinen Zweifel mehr übrig laſſen würde. Es gibt glaubwürdige Leute, die ſich erinnern, ihn in verſchiedenen Weltgegenden zu gleicher Zeit geſehen zu haben. Keines Degens Spitze kann ihn durchbohren, kein Gift kann ihm etwas anhaben, kein Feuer ſengt ihn, kein Schiff geht unter, worauf er ſich befindet. Die Zeit ſelbſt ſcheint an ihm ihre Macht zu verlieren, die Jahre trocknen ſeine Säfte nicht aus, und das Alter kann ſeine Haare nicht bleichen. Niemand iſt, der ihn Speiſe nehmen ſah, nie iſt ein Weib von ihm berührt worden, kein Schlaf beſucht ſeine Augen; von allen Stunden des Tages weiß man nur eine einzige, über die er nicht Herr iſt, in welcher Niemand ihn geſehen, in welcher er kein irdiſches Geſchäft verrichtet hat.“

„So?“ ſagte der Prinz. „Und was iſt dies für eine Stunde?“

„Die zwölfte in der Nacht. Sobald die Glocke den zwölften

Schlag thut, gehört er den Lebendigen nicht mehr. Wo er auch ſeyn mag, er muß fort, welches Geſchäft er auch verrichtet, er muß es abbrechen. Dieſer ſchreckliche Glockenſchlag reißt ihn aus den Armen der Freundſchaft, reißt ihn ſelbſt vom Altar, und würde ihn auch aus dem Todeskampf rufen. Niemand weiß, wo er dann hingehet, noch was er da verrichtet. Niemand wagt es, ihn darum zu befragen, noch weniger ihm zu folgen; denn ſeine Geſichtszüge ziehen ſich auf einmal, ſobald dieſe gefürchtete Stunde ſchlägt, in einen ſo finſtern und ſchreckhaften Ernſt zuſammen, daß jedem der Muth entfällt, ihm ins Geſicht zu blicken, oder ihn anzureden. Eine tiefe Todesſtille endigt dann plötzlich das lebhafteſte Geſpräch, und alle, die um ihn ſind, erwarten mit ehrerbietigem Schaudern ſeine Wiederkunft, ohne es nur zu wagen, ſich von der Stelle zu heben, oder die Thüre zu öffnen, durch die er gegangen iſt."

„Aber," fragte Einer von uns, „bemerkt man nichts Außerordentliches an ihm bei ſeiner Zurückkunft?"

„Nichts als daß er bleich und abgemattet ausſieht, ungefähr wie ein Menſch, der eine ſchmerzhafte Operation ausgeſtanden, oder eine ſchreckliche Zeitung erhält. Einige wollen Blutstropfen auf ſeinem Hemde geſehen haben; dieſes aber laſſe ich dahin geſtellt ſeyn."

„Und man hat es zum wenigſten nie verſucht, ihm dieſe Stunde zu verbergen, oder ihn ſo in Zerſtreuung zu verwickeln, daß er ſie überſehen mußte?"

„Ein einziges Mal, ſagt man, überſchritt er den Termin. Die Geſellſchaft war zahlreich, man verſpätete ſich bis tief in die Nacht, alle Uhren waren mit Fleiß falſch gerichtet, und das Feuer der Unterredung riß ihn dahin. Als die geſetzte Stunde da war, verſtummte er plötzlich, und wurde ſtarr, alle ſeine Gliedmaßen verharrten in derſelben Richtung, worin dieſer Zufall ſie überraſchte, ſeine Augen ſtanden, ſein Puls ſchlug nicht mehr, alle Mittel, die man anwendete, ihn wieder zu erwecken, waren fruchtlos; und dieſer Zuſtand hielt an, bis die Stunde verſtrichen war. Dann belebte er ſich plötzlich von ſelbſt wieder, ſchlug die Augen auf, und fuhr in der nämlichen Sylbe fort, worin er war unterbrochen worder. Die allgemeine Beſtürzung verrieth ihm, was geſchehen war, und da erklärte er mit einem

fürchterlichen Ernſt, daß man ſich glücklich preiſen dürfte, mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu ſeyn. Aber die Stadt, worin ihm dieſes begegnet war, verließ er noch an demſelben Abend auf immer. Der allgemeine Glaube iſt, daß er in dieſer geheimnißvollen Stunde Unterredungen mit ſeinem Genius halte. Einige meinen gar, er ſey ein Verſtorbener, dem es verſtattet ſey, drei und zwanzig Stunden vom Tage unter den Lebenden zu wandeln; in der letzten aber müſſe ſeine Seele zur Unterwelt heim kehren, um dort ihr Gericht auszuhalten. Viele halten ihn auch für den berühmten Apollonius von Tyana, und Andre gar für den Jünger Johannes, von dem es heißt, daß er bleiben würde bis zum letzten Gericht."

„Ueber einen ſo außerordentlichen Mann," ſagte der Prinz, „kann es freilich nicht an abenteuerlichen Muthmaßungen fehlen. Alles Bisherige haben Sie bloß von Hörenſagen; und doch ſchien mir ſein Benehmen gegen Sie, und das Ihrige gegen ihn auf eine genauere Bekanntſchaft zu deuten. Liegt hier nicht irgend eine beſondere Geſchichte zum Grunde, bei der Sie ſelbſt mit verwickelt geweſen? Verhehlen Sie uns nichts."

Der Sicilianer ſah uns mit einem zweifelhaften Blick an, und ſchwieg.

„Wenn es eine Sache betrifft," fuhr der Prinz fort, „die Sie nicht gerne laut machen wollen, ſo verſichre ich Sie im Namen dieſer beiden Herren der unverbrüchlichſten Verſchwiegenheit. Aber reden Sie aufrichtig und unverhohlen."

„Wenn ich hoffen kann," fing der Mann nach einem langen Stillſchweigen an, „daß Sie ſolche nicht gegen mich zeugen laſſen wollen, ſo will ich Ihnen wohl eine merkwürdige Begebenheit mit dieſem Armenier erzählen, von der ich Augenzeuge war, und die Ihnen über die verborgene Gewalt dieſes Menſchen keinen Zweifel übrig laſſen wird. Aber es muß mir erlaubt ſeyn," ſetzte er hinzu, „einige Namen dabei zu verſchweigen."

„Kann es nicht ohne dieſe Bedingung geſchehen?"

„Nein, gnädigſter Herr. Es iſt eine Familie darein verwickelt, die ich zu ſchonen Urſache habe."

„Laſſen Sie uns hören," ſagte der Prinz.

„Es mögen nun fünf Jahre ſeyn," fing der Sicilianer an, „daß ich in Neapel, wo ich mit ziemlichem Glück meine Künſte

trieb, mit einem gewiſſen Lorenzo del M**nte, Chevalier des Ordens von St. Stephan, Bekanntſchaft machte, einem jungen und reichen Cavalier aus einem der erſten Häuſer des Königreichs, der mich mit Verbindlichkeiten überhäufte, und für meine Geheimniſſe große Achtung zu tragen ſchien. Er entdeckte mir, daß der Marcheſe del M**nte, ſein Vater, ein eifriger Verehrer der Kabbala wäre, und ſich glücklich ſchätzen würde, einen Weltweiſen (wie er mich zu nennen beliebte) unter ſeinem Dache zu wiſſen. Der Greis wohnte auf einem ſeiner Landgüter an der See, ungefähr ſieben Meilen von Neapel, wo er beinahe in gänzlicher Abgeſchiedenheit von Menſchen das Andenken eines theuern Sohnes beweinte, der ihm durch ein ſchreckliches Schickſal entriſſen ward. Der Chevalier ließ mich merken, daß er und ſeine Familie in einer ſehr ernſthaften Angelegenheit meiner wohl gar einmal bedürfen könnten, um von meiner geheimen Wiſſenſchaft vielleicht einen Aufſchluß über etwas zu erhalten, wobei alle natürlichen Mittel fruchtlos erſchöpft worden wären. Er insbeſondere, ſetzte er ſehr bedeutend hinzu, würde einſt vielleicht Urſache haben, mich als den Schöpfer ſeiner Ruhe und ſeines ganzen irdiſchen Glücks zu betrachten. Ich wagte nicht, ihn um das Nähere zu befragen, und für damals blieb es bei dieſer Erklärung. Die Sache ſelbſt aber verhielt ſich folgender Geſtalt."

„Dieſer Lorenzo war der jüngere Sohn des Marcheſe, weßwegen er auch zu dem geiſtlichen Stand beſtimmt war; die Güter der Familie ſollten an ſeinen ältern Bruder fallen. Jeronymo, ſo hieß dieſer ältere Bruder, hatte mehrere Jahre auf Reiſen zugebracht, und kam ungefähr ſieben Jahre vor der Begebenheit, die jetzt erzählt wird, in ſein Vaterland zurück, um eine Heirath mit der einzigen Tochter eines benachbarten gräflichen Hauſes von C***tti zu vollziehen, worüber beide Familien ſchon ſeit der Geburt dieſer Kinder überein gekommen waren, um ihre anſehnlichen Güter dadurch zu vereinigen. Ungeachtet dieſe Verbindung bloß das Werk der elterlichen Convenienz war, und die Herzen beider Verlobten bei der Wahl nicht um Rath gefragt wurden, ſo hatten ſie dieſelbe doch ſtillſchweigend ſchon gerechtfertigt. Jeronymo del M**nte und Antonie C***tti waren mit einander auferzogen worden, und der wenige Zwang.

den man dem Umgang zweier Kinder auflegte, die man ſchon damals gewohnt war, als ein Paar zu betrachten, hatte frühzeitig ein zärtliches Verſtändniß zwiſchen beiden entſtehen laſſen, das durch die Harmonie ihrer Charaktere noch mehr befeſtigt ward, und ſich in reifern Jahren leicht zur Liebe erhöhte. Eine vierjährige Entfernung hatte es vielmehr angefeuert als erkältet, und Jeronymo kehrte eben ſo treu und eben ſo feurig in die Arme ſeiner Braut zurück, als wenn er ſich niemals daraus geriſſen hätte.

„Die Entzückungen des Wiederſehens waren noch nicht vorüber, und die Anſtalten zur Vermählung wurden auf das lebhafteſte betrieben, als der Bräutigam — verſchwand. Er pflegte öfters ganze Abende auf einem Landhauſe zuzubringen, das die Ausſicht aufs Meer hatte, und ſich da zuweilen mit einer Waſſerfahrt zu vergnügen. Nach einem ſolchen Abende geſchah es, daß er ungewöhnlich lang ausblieb. Man ſchickte Boten nach ihm aus, Fahrzeuge ſuchten ihn auf der See; Niemand wollte ihn geſehen haben. Von ſeinen Bedienten wurde keiner vermißt, daß ihn alſo keiner begleitet haben konnte. Es wurde Nacht, und er erſchien nicht. Es wurde Morgen — es wurde Mittag und Abend, und noch kein Jeronymo. Schon fing man an, den ſchrecklichſten Muthmaßungen Raum zu geben, als die Nachricht einlief, ein algieriſcher Korſar habe vorigen Tages an dieſer Küſte gelandet, und verſchiedene von den Einwohnern ſeyen gefangen weggeführt worden. Sogleich werden zwei Galeeren bemannt, die eben ſegelfertig liegen; der alte Marcheſe beſteigt ſelbſt die erſte, entſchloſſen ſeinen Sohn mit Gefahr ſeines eigenen Lebens zu befreien. Am dritten Morgen erblicken ſie den Korſaren, vor welchem ſie den Vortheil des Windes voraus haben; ſie haben ihn bald erreicht, ſie kommen ihm ſo nahe, daß Lorenzo, der ſich auf der erſten Galeere befindet, das Zeichen ſeines Bruders auf dem feindlichen Verdeck zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm ſie wieder von einander trennt. Mit Mühe ſtehen ihn die beſchädigten Schiffe aus; aber die Priſe iſt verſchwunden, und die Noth zwingt ſie auf Malta zu landen. Der Schmerz der Familie iſt ohne Gränzen; troſtlos rauft ſich der alte Marcheſe die eisgrauen Haare aus, man fürchtet für das Leben der jungen Gräfin.“

„Fünf Jahre gehen in fruchtloſen Erkundigungen hin. Nachfragen geſchehen längs der ganzen barbariſchen Küſte; ungeheure Preiſe werden für die Freiheit des jungen Marcheſe geboten; aber Niemand meldet ſich, ſie zu verdienen. Endlich blieb es bei der wahrſcheinlichen Vermuthung, daß jener Sturm, welcher beide Fahrzeuge trennte, das Räuberſchiff zu Grunde gerichtet habe, und daß ſeine ganze Mannſchaft in den Fluten umgekommen ſey.“

„So ſcheinbar dieſe Vermuthung war, ſo fehlte ihr doch noch viel zur Gewißheit, und nichts berechtigte, die Hoffnung ganz aufzugeben, daß der Verlorne nicht einmal wieder ſichtbar werden könnte. Aber geſetzt nun, er würde es nicht mehr, ſo erloſch mit ihm zugleich die Familie, oder der zweite Bruder mußte dem geiſtlichen Stande entſagen, und in die Rechte des Erſtgebornen eintreten. So gewagt dieſer Schritt und ſo ungerecht es an ſich ſelbſt war, dieſen möglicher Weiſe noch lebenden Bruder aus dem Beſitz ſeiner natürlichen Rechte zu verdrängen, ſo glaubte man, einer ſo entfernten Möglichkeit wegen, das Schickſal eines alten glänzenden Stammes, der ohne dieſe Einrichtung erloſch, nicht aufs Spiel ſetzen zu dürfen. Gram und Alter näherten den alten Marcheſe dem Grabe; mit jedem neu vereitelten Verſuch ſank die Hoffnung, den Verſchwundenen wieder zu finden; er ſah den Untergang ſeines Hauſes, der durch eine kleine Ungerechtigkeit zu verhüten war, wenn er ſich nämlich nur entſchließen wollte, den jüngern Bruder auf Unkoſten des ältern zu begünſtigen. Um ſeine Verbindungen mit dem gräflichen Hauſe von C**tti zu erfüllen, brauchte nur ein Name geändert zu werden; der Zweck beider Familien war auf gleiche Art erreicht, Gräfin Antonie mochte nun Lorenzo's oder Jeronymo's Gattin heißen. Die ſchwache Möglichkeit einer Wiedererſcheinung des letztern kam gegen das gewiſſe und dringende Uebel, den gänzlichen Untergang der Familie, in keine Betrachtung, und der alte Marcheſe, der die Annäherung des Todes mit jedem Tage ſtärker fühlte, wünſchte mit Ungeduld, von dieſer Unruhe wenigſtens frei zu ſterben.

„Wer dieſen Schritt allein verzögerte und am hartnäckigſten bekämpfte, war derjenige, der das meiſte dabei gewonnen — Lorenzo. Ungerührt von dem Reiz unermeßlicher Güter,

unempfindlich ſelbſt gegen den Beſitz des liebenswürdigſten Geſchöpfs, das ſeinen Armen überliefert werden ſollte, weigerte er ſich mit der edelmüthigſten Gewiſſenhaftigkeit, einen Bruder zu berauben, der vielleicht noch am Leben wäre, und ſein Eigenthum zurück fordern könnte. Iſt das Schickſal meines theuern Jeronymo, ſagte er, durch dieſe lange Gefangenſchaft nicht ſchon ſchrecklich genug, daß ich es noch durch einen Diebſtahl verbittern ſollte, der ihn um Alles bringt, was ihm das Theuerſte war? Mit welchem Herzen würde ich den Himmel um ſeine Wiederkunft anflehen, wenn ſein Weib in meinen Armen liegt? Mit welcher Stirne ihm, wenn endlich ein Wunder ihn uns zurück bringt, entgegen eilen? Und geſetzt, er iſt uns auf ewig entriſſen, wodurch können wir ſein Andenken beſſer ehren, als wenn wir die Lücke ewig unausgefüllt laſſen, die ſein Tod in unſern Cirkel geriſſen hat? Als wenn wir alle Hoffnungen auf ſeinem Grabe opfern, und das, was ſein war, gleich einem Heiligthum unberührt laſſen?"

„Aber alle Gründe, welche die brüderliche Delicateſſe ausfand, waren nicht vermögend, den alten Marcheſe mit der Idee auszuſöhnen, einen Stamm erlöſchen zu ſehen, der Jahrhunderte geblüht hatte. Alles, was Lorenzo ihm abgewann, war noch eine Friſt von zwei Jahren, ehe er die Braut ſeines Bruders zum Altar führte. Während dieſes Zeitraums wurden die Nachforſchungen aufs Eifrigſte fortgeſetzt. Lorenzo ſelbſt that verſchiedene Seereiſen, ſetzte ſeine Perſon manchen Gefahren aus; keine Mühe, keine Koſten wurden geſpart, den Verſchwundenen wieder zu finden. Aber auch dieſe zwei Jahre verſtrichen fruchtlos, wie alle vorigen."

„Und Gräfin Antonie?" fragte der Prinz. „Von ihrem Zuſtande ſagen Sie uns nichts. Sollte ſie ſich ſo gelaſſen in ihr Schickſal ergeben haben? Ich kann es nicht glauben."

„Antoniens Zuſtand war der ſchrecklichſte Kampf zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft, Abneigung und Bewunderung. Die uneigennützige Großmuth der brüderlichen Liebe rührte ſie; ſie fühlte ſich hingeriſſen, den Mann zu verehren, den ſie nimmermehr lieben konnte; zerriſſen von widerſprechenden Gefühlen blutete ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen den Chevalier ſchien in eben dem Grade zu wachſen, wie ſich ſeine Anſprüche auf

ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden bemerkte er den ſtillen Gram, der ihre Jugend verzehrte. Ein zärtliches Mitleid trat unvermerkt an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der er ſie bisher betrachtet hatte; aber dieſe verrätheriſche Empfindung hinterging ihn, und eine wüthende Leidenſchaft fing an, ihm die Ausübung einer Tugend zu erſchweren, die bis jetzt jeder Verſuchung überlegen geblieben war. Doch ſelbſt noch auf Unkoſten ſeines Herzens gab er den Eingebungen ſeines Edelmuths Gehör: er allein war es, der das unglückliche Opfer gegen die Willkür der Familie in Schutz nahm. Aber alle ſeine Bemühungen mißlangen; jeder Sieg, den er über ſeine Leidenſchaft davon trug, zeigte ihn ihrer nur um ſo würdiger, und die Großmuth, mit der er ſie ausſchlug, diente nur dazu, ihrer Widerſetzlichkeit jede Entſchuldigung zu rauben.

„So ſtanden die Sachen, als der Chevalier mich beredete, ihn auf ſeinem Landgute zu beſuchen. Die warme Empfehlung meines Gönners bereitete mir da einen Empfang, der alle meine Wünſche übertraf. Ich darf nicht vergeſſen, hier noch anzuführen, daß es mir durch einige merkwürdige Operationen gelungen war, meinen Namen unter den dortigen Logen berühmt zu machen, welches vielleicht dazu beitragen mochte, das Vertrauen des alten Marcheſe zu vermehren und ſeine Erwartungen von mir zu erhöhen. Wie weit ich es mit ihm gebracht, und welche Wege ich dabei gegangen, erlaſſen Sie mir zu erzählen; aus den Geſtändniſſen, die ich Ihnen bereits gethan, können Sie auf alles Uebrige ſchließen. Da ich mir alle myſtiſchen Bücher zu Nutze machte, die ſich in der ſehr anſehnlichen Bibliothek des Marcheſe befanden, ſo gelang es mir bald, in ſeiner Sprache mit ihm zu reden, und mein Syſtem von der unſichtbaren Welt mit ſeinen eigenen Meinungen in Uebereinſtimmung zu bringen. In Kurzem glaubte er, was ich wollte, und hätte eben ſo zuverſichtlich auf die Begattungen der Philoſophen mit Salamandrinnen und Sylphiden, als auf einen Artikel des Kanons geſchworen. Da er überdies ſehr religiös war, und ſeine Anlage zum Glauben in dieſer Schule zu einem hohen Grade ausgebildet hatte, ſo fanden meine Mährchen bei ihm deſto leichter Eingang, und zuletzt hatte ich ihn mit Myſticität ſo umſtrickt und umwunden, daß nichts mehr bei ihm Credit hatte, ſobald es natürlich

war. In Kurzem war ich der angebetete Apoſtel des Hauſes. Der gewöhnliche Inhalt meiner Vorleſungen war die Exaltation der menſchlichen Natur und der Umgang mit höhern Weſen, mein Gewährsmann der untrügliche Graf von Gabalis. Die junge Gräfin, die ſeit dem Verluſt ihres Geliebten ohnehin mehr in der Geiſterwelt als in der wirklichen lebte, und durch den ſchwärmeriſchen Flug ihrer Phantaſie mit leidenſchaftlichem Intereſſe zu Gegenſtänden dieſer Gattung hingezogen ward, fing meine hingeworfenen Winke mit ſchauderndem Wohlbehagen auf; ja ſogar die Bedienten des Hauſes ſuchten ſich im Zimmer zu thun zu machen, wenn ich redete, um hier und da eins meiner Worte aufzuhaſchen, welche Bruchſtücke ſie alsdann nach ihrer Art aneinander reihten.“

„Ungefähr zwei Monate mochte ich ſo auf dieſem Ritterſitze zugebracht haben, als eines Morgens der Chevalier auf mein Zimmer trat. Tiefer Gram malte ſich auf ſeinem Geſichte, alle ſeine Züge waren zerſtört, er warf ſich in einen Stuhl mit allen Geberden der Verzweiflung.“

„Capitän,“ ſagte er, „mit mir iſt es vorbei. Ich muß fort. Ich kann es nicht länger hier aushalten.“

„Was iſt Ihnen, Chevalier? Was haben Sie?“

„O dieſe fürchterliche Leidenſchaft! (Hier fuhr er mit Heftigkeit von dem Stuhle auf, und warf ſich in meine Arme.) — Ich habe ſie bekämpft wie ein Mann. — Jetzt kann ich nicht mehr.“

„Aber an wem liegt es denn, liebſter Freund, als an Ihnen? Steht nicht Alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie —“

„Vater! Familie! Was iſt mir das? — Will ich eine erzwungene Hand, oder eine freiwillige Neigung? — Hab' ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! und welchen? Einen Nebenbuhler vielleicht unter den Todten? O laſſen Sie mich! Laſſen Sie mich! Ging es auch bis ans Ende der Welt. Ich muß meinen Bruder finden.“

„Wie? Nach ſo viel fehlgeſchlagenen Verſuchen können Sie noch Hoffnung —“

„Hoffnung! — In meinem Herzen ſtarb ſie längſt. Aber auch in jenem? — Was liegt daran, ob ich hoffe? — Bin ich glücklich, ſo lange noch ein Schimmer dieſer Hoffnung in Antoniens Herzen glimmt? — Zwei Worte, Freund, könnten meine

Marter enden. — Aber umſonſt! Mein Schickſal wird elend bleiben, bis die Ewigkeit ihr langes Schweigen bricht, und Gräber für mich zeugen."

„Iſt es dieſe Gewißheit alſo, die Sie glücklich machen kann?"

„Glücklich? O ich zweifle, ob ich es je wieder ſeyn kann! Aber Ungewißheit iſt die ſchrecklichſte Verdammniß! (Nach einigem Stillſchweigen mäßigte er ſich, und fuhr mit Wehmuth fort.) Daß er meine Leiden ſähe! — Kann ſie ihn glücklich machen, dieſe Treue, die das Elend ſeines Bruders macht? Soll ein Lebendiger eines Todten wegen ſchmachten, der nicht mehr genießen kann? — Wüßte er meine Qual — (hier fing er an, heftig zu weinen, und drückte ſein Geſicht auf meine Bruſt) vielleicht — ja vielleicht würde er ſie ſelbſt in meine Arme führen."

„Aber ſollte dieſer Wunſch ſo ganz unerfüllbar ſeyn?"

„Freund! Was ſagen Sie?" — Er ſah mich erſchrocken an.

„Weit geringere Anläſſe," fuhr ich fort, „haben die Abgeſchiedenen in das Schickſal der Lebenden verflochten. Sollte das ganze zeitliche Glück eines Menſchen — eines Bruders —"

„Das ganze zeitliche Glück! O das fühl' ich! Wie wahr haben Sie geſagt! Meine ganze Glückſeligkeit!"

„Und die Ruhe einer trauernden Familie keine rechtmäßige Veranlaſſung ſeyn, die unſichtbaren Mächte zum Beiſtand aufzufordern? Gewiß! wenn je eine irdiſche Angelegenheit dazu berechtigen kann, die Ruhe der Seligen zu ſtören — von einer Gewalt Gebrauch zu machen —"

„Um Gottes willen, Freund!" unterbrach er mich, „nichts mehr davon. Ehmals wohl, ich geſteh' es, hegte ich einen ſolchen Gedanken — mir däucht, ich ſagte Ihnen davon — aber ich hab' ihn längſt als ruchlos und abſcheulich verworfen."

„Sie ſehen nun ſchon," fuhr der Sicilianer fort, „wohin uns dieſes führte. Ich bemühte mich, die Bedenklichkeiten des Ritters zu zerſtreuen, welches mir endlich auch gelang. Es ward beſchloſſen, den Geiſt des Verſtorbenen zu citiren, wobei ich mir nur vierzehn Tage Friſt ausbedingte, um mich, wie ich vorgab, würdig darauf vorzubereiten. Nachdem dieſer Zeitraum verſtrichen und meine Maſchinen gehörig gerichtet waren, benutzte ich einen ſchauerlichen Abend, wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich verſammelt war, ihr die Einwilligung dazu

abzulocken, oder ſie vielmehr unvermerkt dahin zu leiten, daß ſie ſelbſt dieſe Bitte an mich that. Den ſchwerſten Stand hatte man bei der jungen Gräfin, deren Gegenwart doch ſo weſentlich war; aber hier kam uns der ſchwärmeriſche Flug ihrer Leidenſchaft zu Hülfe, und vielleicht mehr noch ein ſchwacher Schimmer von Hoffnung, daß der Todtgeglaubte noch lebe, und auf den Ruf nicht erſcheinen werde. Mißtrauen in die Sache ſelbſt, Zweifel in meine Kunſt war das einzige Hinderniß, welches ich nicht zu bekämpfen hatte.

„Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werke angeſetzt. Gebete, die bis in die Mitternacht verlängert werden mußten, Faſten, Wachen, Einſamkeit und myſtiſcher Unterricht waren, verbunden mit dem Gebrauch eines gewiſſen noch unbekannten muſikaliſchen Inſtruments, das ich in ähnlichen Fällen ſehr wirkſam fand, die Vorbereitungen zu dieſem feierlichen Act, welche auch ſo ſehr nach Wunſch einſchlugen, daß die fanatiſche Begeiſterung meiner Zuhörer meine eigene Phantaſie erhitzte, und die Illuſion nicht wenig vermehrte, zu der ich mich bei dieſer Gelegenheit anſtrengen mußte. Endlich kam die erwartete Stunde —"

„Ich errathe," rief der Prinz, „wen Sie uns jetzt aufführen werden. — Aber fahren Sie nur fort — fahren Sie fort —"

„Nein, gnädigſter Herr. Die Beſchwörung ging nach Wunſch vorüber."

„Aber wie? Wo bleibt denn der Armenier?"

„Fürchten Sie nicht," antwortete der Sicilianer, „der Armenier wird nur zu zeitig erſcheinen."

„Ich laſſe mich in keine Beſchreibung des Gaukelſpiels ein, die mich ohnehin auch zu weit führen würde. Genug, es erfüllte alle meine Erwartungen. Der alte Marcheſe, die junge Gräfin nebſt ihrer Mutter, der Chevalier und noch einige Verwandte waren zugegen. Sie können leicht denken, daß es mir in der langen Zeit, die ich in dieſem Hauſe zugebracht, nicht an Gelegenheit werde gemangelt haben, von Allem, was den Verſtorbenen anbetraf, die genaueſte Erkundigung einzuziehen. Verſchiedene Gemälde, die ich da von ihm vorfand, ſetzten mich in den Stand, der Erſcheinung die täuſchendſte Aehnlichkeit zu

geben, und weil ich den Geiſt nur durch Zeichen ſprechen ließ, ſo konnte auch ſeine Stimme keinen Verdacht erwecken. Der Todte ſelbſt erſchien in barbariſchem Sklavenkleid, eine tiefe Wunde am Halſe. „Sie bemerken,“ ſagte der Sicilianer, „daß ich hierin von der allgemeinen Muthmaßung abging, die ihn in den Wellen umkommen laſſen, weil ich Urſache hatte zu hoffen, daß gerade das Unerwartete dieſer Wendung die Glaubwürdigkeit der Viſion ſelbſt nicht wenig vermehren würde, ſo wie mir im Gegentheil nichts gefährlicher ſchien, als eine zu gewiſſenhafte Annäherung an das Natürliche.“

„Ich glaube, daß dies ſehr richtig geurtheilt war,“ ſagte der Prinz, indem er ſich zu uns wendete. „In einer Reihe außerordentlicher Erſcheinungen müßte, däucht mir, juſt die wahrſcheinlichere ſtören. Die Leichtigkeit, die erhaltene Entdeckung zu begreifen, würde hier nur das Mittel, durch welches man dazu gelangt war, herabgewürdigt haben; die Leichtigkeit, ſie zu erfinden, dieſes wohl gar verdächtig gemacht haben; denn wozu einen Geiſt bemühen, wenn man nichts weiteres von ihm erfahren ſoll, als was auch ohne ihn, mit Hülfe der bloß gewöhnlichen Vernunft herauszubringen war? Aber die überraſchende Neuheit und Schwierigkeit der Entdeckung iſt hier gleichſam eine Gewährleiſtung des Wunders, wodurch ſie erhalten wird — denn wer wird nun das Uebernatürliche einer Operation in Zweifel ziehen, wenn das, was ſie leiſtete, durch natürliche Kräfte nicht geleiſtet werden kann? — Ich habe Sie unterbrochen,“ ſetzte der Prinz hinzu. „Vollenden Sie Ihre Erzählung.“

„Ich ließ,“ fuhr dieſer fort, „die Frage an den Geiſt ergehen, ob er nichts mehr ſein nenne auf dieſer Welt, und nichts darauf hinterlaſſen habe, was ihm theuer wäre? Der Geiſt ſchüttelte dreimal das Haupt, und ſtreckte eine ſeiner Hände gen Himmel. Ehe er wegging, ſtreifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach ſeiner Verſchwindung auf dem Fußboden liegend fand. Als die Gräfin ihn genauer ins Geſicht faßte, war es ihr Trauring.“

„Ihr Trauring!“ rief der Prinz mit Befremdung. „Ihr Trauring! Aber wie gelangten Sie zu dieſem?“

„Ich — — — Es war nicht der rechte, gnädigſter Prinz — — Ich hatte ihn — — Es war nur ein nachgemachter. —“

„Ein nachgemachter!“ wiederholte der Prinz. „Zum Nachmachen brauchten Sie ja den rechten, und wie kamen Sie zu dieſem, da ihn der Verſtorbene gewiß nie vom Finger brachte?“

„Das iſt wohl wahr,“ ſagte der Sicilianer nicht ohne Zeichen der Verwirrung — „aber aus einer Beſchreibung, die man mir von dem wirklichen Trauring gemacht hatte —“

„Die Ihnen wer gemacht hatte?“

„Schon vor langer Zeit,“ ſagte der Sicilianer — — „Es war ein ganz einfacher goldner Ring, mit dem Namen der jungen Gräfin, glaub' ich — — Aber Sie haben mich ganz aus der Ordnung gebracht —“

„Wie erging es weiter?“ ſagte der Prinz mit ſehr unbefriedigter und zweideutiger Miene.

„Jetzt hielt man ſich für überzeugt, daß Jeronymo nicht mehr am Leben ſey. Die Familie machte von dieſem Tag an ſeinen Tod öffentlich bekannt, und legte förmlich die Trauer um ihn an. Der Umſtand mit dem Ringe erlaubte auch Antonien keinen Zweifel mehr, und gab den Bewerbungen des Chevalier einen größern Nachdruck. Aber der heftige Eindruck, den dieſe Erſcheinung auf ſie gemacht, ſtürzte ſie in eine gefährliche Krankheit, welche die Hoffnungen ihres Liebhabers bald auf ewig vereitelt hätte. Als ſie wieder geneſen war, beſtand ſie darauf, den Schleier zu nehmen, wovon ſie nur durch die nachdrücklichſten Gegenvorſtellungen ihres Beichtvaters, in welchen ſie ein unumſchränktes Vertrauen ſetzte, abzubringen war. Endlich gelang es den vereinigten Bemühungen dieſes Mannes und der Familie, ihr das Jawort abzuängſtigen. Der letzte Tag der Trauer ſollte der glückliche Tag ſeyn, den der alte Marcheſe durch Abtretung aller ſeiner Güter an den rechtmäßigen Erben noch feſtlicher zu machen geſonnen war.“

„Es erſchien dieſer Tag, und Lorenzo empfing ſeine bebende Braut am Altare. Der Tag ging unter, ein prächtiges Mahl erwartete die frohen Gäſte im hellerleuchteten Hochzeitſaal, und eine lärmende Muſik begleitete die ausgelaſſene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt, daß alle Welt ſeine Fröhlichkeit theilte; alle Zugänge zum Palaſte waren geöffnet, und willkommen war jeder, der ihn glücklich pries. Unter dieſem Gedränge nun —“

Der Sicilianer hielt hier inne, und ein Schauder der Erwartung hemmte unſern Odem — —

„Unter dieſem Gedränge alſo," fuhr er fort, „ließ mich derjenige, welcher zunächſt an mir ſaß, einen Franciscanermönch bemerken, der unbeweglich wie eine Säule ſtand, langer hagrer Statur und aſchbleichen Angeſichts, einen ernſten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Freude, welche rings herum auf allen Geſichtern lachte, ſchien an dieſem einzigen vorüber zu gehen, ſeine Miene blieb unwandelbar dieſelbe, wie eine Büſte unter lebenden Figuren. Das Außerordentliche dieſes Anblicks, der, weil er mich mitten in der Luſt überraſchte, und gegen Alles, was mich in dieſem Augenblick umgab, auf eine ſo grelle Art abſtach, um ſo tiefer auf mich wirkte, ließ einen unauslöſchlichen Eindruck in meiner Seele zurück, daß ich dadurch allein in den Stand geſetzt worden bin, die Geſichtszüge dieſes Mönchs in der Phyſiognomie des Ruſſen (denn Sie begreifen wohl ſchon, daß er mit dieſem und Ihrem Armenier eine und dieſelbe Perſon war) wieder zu erkennen, welches ſonſt ſchlechterdings unmöglich würde geweſen ſeyn. Oft verſucht' ich's, die Augen von dieſer ſchreckhaften Geſtalt abzuwenden, aber unfreiwillig fielen ſie wieder darauf, und fanden ſie jedesmal unverändert. Ich ſtieß meinen Nachbar an, dieſer den ſeinigen; dieſelbe Neugierde, dieſelbe Befremdung durchlief die ganze Tafel, das Geſpräch ſtockte, eine allgemeine plötzliche Stille; den Mönch ſtörte ſie nicht. Der Mönch ſtand unbeweglich und immer derſelbe, einen ernſten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Einen jeden entſetzte dieſe Erſcheinung; die junge Gräfin allein fand ihren eigenen Kummer im Geſicht dieſes Fremdlings wieder, und hing mit ſtiller Wolluſt an dem einzigen Gegenſtand in der Verſammlung, der ihren Gram zu verſtehen, zu theilen ſchien. Allgemach verlief ſich das Gedränge, Mitternacht war vorüber, die Muſik fing an ſtiller und verlorener zu tönen, die Kerzen dunkler und endlich nur einzeln zu brennen, das Geſpräch leiſer und immer leiſer zu flüſtern — und öder ward es und immer öder im trüberleuchteten Hochzeitſaal; der Mönch ſtand unbeweglich, und immer derſelbe, einen ſtillen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet."

„Die Tafel wird aufgehoben, die Gäſte zerſtreuen ſich dahin

und dorthin, die Familie tritt in einen engeren Kreis zuſammen, der Mönch bleibt ungeladen in dieſem engern Kreis. Ich weiß nicht, woher es kam, daß Niemand ihn anreden wollte; Niemand redete ihn an. Schon drängen ſich ihre weiblichen Bekannten um die zitternde Braut herum, die einen bittenden, Hülfe ſuchenden Blick auf den ehrwürdigen Fremdling richtet; der Fremdling erwiederte ihn nicht."

„Die Männer ſammeln ſich auf gleiche Art um den Bräutigam — Eine gepreßte erwartungsvolle Stille — „Daß wir unter einander da ſo glücklich ſind," hub endlich der Greis an, der allein unter uns allen den Unbekannten nicht zu bemerken, oder ſich doch nicht über ihn zu verwundern ſchien: „Daß wir ſo glücklich ſind," ſagte er, „und mein Sohn Jeronymo muß fehlen!" —

„Haſt du ihn denn geladen und er iſt ausgeblieben?" — fragte der Mönch. Es war das erſte Mal, daß er den Mund öffnete. Mit Schrecken ſahen wir ihn an."

„Ach! er iſt hingegangen, wo man auf ewig ausbleibt," verſetzte der Alte. „Ehrwürdiger Herr, ihr verſteht mich unrecht. Mein Sohn Jeronymo iſt todt."

„Vielleicht fürchtet er ſich auch nur, ſich in ſolcher Geſellſchaft zu zeigen," fuhr der Mönch fort — „Wer weiß, wie er ausſehen mag, dein Sohn Jeronymo! — Laß ihn die Stimme hören, die er zum letzten Mal hörte! — Bitte deinen Sohn Lorenzo, daß er ihn rufe."

„Was ſoll das bedeuten?" murmelte Alles. Lorenzo veränderte die Farbe. Ich läugne nicht, daß mir das Haar anfing zu ſteigen."

„Der Mönch war unterdeſſen zum Schenktiſch getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff, und an die Lippen ſetzte — „Das Andenken unſers theuern Jeronymo!" rief er. „Wer den Verſtorbenen lieb hatte, thue mir's nach."

„Woher ihr auch ſeyn möget, ehrwürdiger Herr," rief endlich der Marcheſe. „Ihr habt einen theuern Namen genannt. Seyd mir willkommen! — Kommt, meine Freunde! (indem er ſich gegen uns kehrte, und die Gläſer herumgehen ließ) laßt einen Fremdling uns nicht beſchämen! — Dem Andenken meines Sohnes Jeronymo."

„Nie, glaube ich, ward eine Geſundheit mit ſo ſchlimmem Muthe getrunken.“

„Ein Glas ſteht noch voll da — Warum weigert ſich mein Sohn Lorenzo auf dieſen freundlichen Trunk Beſcheid zu thun?“

„Bebend empfing Lorenzo das Glas aus des Franciscaners Hand — bebend brachte er's an den Mund — „Meinem vielgeliebten Bruder Jeronymo!“ ſtammelte er, und ſchauernd ſetzte er's nieder.“

„Das iſt meines Mörders Stimme,“ rief eine fürchterliche Geſtalt, die auf einmal in unſrer Mitte ſtand, mit bluttriefendem Kleide und entſtellt von gräßlichen Wunden.“ — —

„Aber um das Weitere frage man mich nicht mehr,“ ſagte der Sicilianer, alle Zeichen des Entſetzens in ſeinem Angeſicht. „Meine Sinne hatten mich von dem Augenblicke an verlaſſen, als ich die Augen auf die Geſtalt warf, ſo wie Jeden, der zugegen war. Da wir wieder zu uns ſelber kamen, rang Lorenzo mit dem Tode; Mönch und Erſcheinung waren verſchwunden. Den Ritter brachte man unter ſchrecklichen Zuckungen zu Bette; Niemand als der Geiſtliche war um den Sterbenden, und der jammervolle Greis, der ihm, wenige Wochen nachher, im Tode folgte. Seine Geſtändniſſe liegen in der Bruſt des Paters verſenkt, der ſeine letzte Beichte hörte, und kein lebendiger Menſch hat ſie erfahren.

„Nicht lange nach dieſer Begebenheit geſchah es, daß man einen Brunnen auszuräumen hatte, der im Hinterhofe des Landhauſes unter wildem Geſträuche verſteckt, und viele Jahre lang verſchüttet war; da man den Schutt durcheinander ſtörte, entdeckte man ein Todtengerippe. Das Haus, wo ſich dieſes zutrug, ſteht nicht mehr; die Familie del M**nte iſt erloſchen, und in einem Kloſter, ohnweit Salerno, zeigt man Ihnen Antoniens Grab.“

„Sie ſehen nun,“ fuhr der Sicilianer fort, als er ſah, daß wir noch alle ſtumm und betreten ſtanden, und Niemand das Wort nehmen wollte: „Sie ſehen nun, worauf ſich meine Bekanntſchaft mit dieſem ruſſiſchen Officier, oder dieſem Franciscanermönch, oder dieſem Armenier gründet. Urtheilen Sie jetzt, ob ich Urſache gehabt habe, vor einem Weſen zu zittern, das ſich mir zweimal auf eine ſo ſchreckliche Art in den Weg warf.“

„Beantworten Sie mir noch eine einzige Frage," ſagte der Prinz, und ſtand auf. „Sind Sie in Ihrer Erzählung über Alles, was den Ritter betraf, immer aufrichtig geweſen?"

„Ich weiß nicht anders," verſetzte der Sicilianer.

„Sie haben ihn alſo wirklich für einen rechtſchaffenen Mann gehalten?"

„Das hab' ich, bei Gott, das hab' ich," antwortete jener.

„Auch da noch, als er Ihnen den bewußten Ring gab?"

„Wie? — Er gab mir keinen Ring — Ich habe ja nicht geſagt, daß er mir den Ring gegeben."

„Gut," ſagte der Prinz, an der Glocke ziehend, und im Begriff wegzugehen. „Und den Geiſt des Marquis von Lanoy (fragte er, indem er noch einmal zurück kam), den dieſer Ruſſe geſtern auf den Ihrigen folgen ließ, halten Sie alſo für einen wahren und wirklichen Geiſt?"

„Ich kann ihn für nichts Anders halten," antwortete jener.

„Kommen Sie," ſagte der Prinz zu uns. Der Schließer trat herein. „Wir ſind fertig," ſagte er zu dieſem. „Sie, mein Herr (zu dem Sicilianer ſich wendend), ſollen weiter von mir hören."

Die Frage, gnädigſter Herr, welche Sie zuletzt an den Gaukler gethan haben, möchte ich an Sie ſelbſt thun, ſagte ich zu dem Prinzen, als wir wieder allein waren. Halten Sie dieſen zweiten Geiſt für den wahren und echten?

„Ich? Nein, wahrhaftig, das thue ich nicht mehr."

Nicht mehr? Alſo haben Sie es doch gethan?

„Ich läugne nicht, daß ich mich einen Augenblick habe hinreißen laſſen, dieſes Blendwerk für etwas mehr zu halten."

Und ich will den ſehen, rief ich aus, der ſich unter dieſen Umſtänden einer ähnlichen Vermuthung erwehren kann. Aber was für Gründe haben Sie nun, dieſe Meinung zurück zu nehmen? Nach dem, was man uns eben von dieſem Armenier erzählt hat, ſollte ſich der Glaube an ſeine Wundergewalt eher vermehrt als vermindert haben.

„Was ein Nichtswürdiger uns von ihm erzählt hat," fiel mir der Prinz mit Ernſthaftigkeit ins Wort. „Denn hoffentlich zweifeln Sie nun nicht mehr, daß wir mit einem ſolchen zu thun gehabt haben?" —

Nein, ſagte ich. Aber ſollte deßwegen ſein Zeugniß — —

„Das Zeugniß eines Nichtswürdigen — geſetzt, ich hätte auch weiter keinen Grund, es in Zweifel zu ziehen — kann gegen Wahrheit und geſunde Vernunft nicht in Anſchlag kommen. Verdient ein Menſch, der mich mehrmal betrogen, der den Betrug zu ſeinem Handwerk gemacht hat, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigſte Wahrheitsliebe ſelbſt ſich erſt reinigen muß, um Glauben zu verdienen? Verdient ein ſolcher Menſch, der vielleicht nie eine Wahrheit um ihrer ſelbſt willen geſagt hat, da Glauben, wo er als Zeuge gegen Menſchenvernunft und ewige Naturordnung auftritt? Das klingt eben ſo, als wenn ich einen gebrandmarkten Böſewicht bevollmächtigen wollte, gegen die nie befleckte und nie beſcholtene Unſchuld zu klagen."

Aber was für Gründe ſollte er haben, einem Manne, den er ſo viele Urſachen hat zu haſſen, wenigſtens zu fürchten, ein ſo glorreiches Zeugniß zu geben?

„Wenn ich dieſe Gründe auch nicht einſehe, ſoll er ſie deßwegen weniger haben? Weiß ich, in weſſen Solde er mich belog? Ich geſtehe, daß ich das ganze Gewebe ſeines Betrugs noch nicht ganz durchſchaue; aber er hat der Sache, für die er ſtreitet, einen ſehr ſchlechten Dienſt gethan, daß er ſich mir als einen Betrüger — und vielleicht als etwas noch Schlimmeres — entlarvte."

Der Umſtand mit dem Ringe ſcheint mir freilich etwas verdächtig.

„Er iſt mehr als das," ſagte der Prinz, „er iſt entſcheidend. Dieſen Ring (laſſen Sie mich einſtweilen annehmen, daß die erzählte Begebenheit ſich wirklich ereignet habe) empfing er von dem Mörder, und er mußte in demſelben Augenblick gewiß ſeyn, daß es der Mörder war. Wer als der Mörder konnte dem Verſtorbenen einen Ring abgezogen haben, den dieſer gewiß nie vom Finger ließ? Uns ſuchte er die ganze Erzählung hindurch zu überreden, als ob er ſelbſt von dem Ritter getäuſcht worden, und als ob er geglaubt hätte, ihn zu täuſchen. Wozu dieſen Winkelzug, wenn er nicht ſelbſt bei ſich fühlte, wie viel er verloren gab, wenn er ſein Verſtändniß mit dem Mörder einräumte? Seine ganze Erzählung iſt offenbar nichts, als eine Reihe von Erfindungen, um die wenigen Wahrheiten an

einander zu hängen, die er uns preiszugeben für gut ſand. Und ich ſollte größeres Bedenken tragen, einen Nichtswürdigen, den ich auf zehn Lügen ertappte, lieber auch noch der eilften zu beſchuldigen, als die Grundordnung der Natur unterbrechen zu laſſen, die ich noch auf keinem Mißklang betrat?“

Ich kann Ihnen darauf nichts antworten, ſagte ich. Aber die Erſcheinung, die wir geſtern ſahen, bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich.

„Auch mir,“ verſetzte der Prinz, „ob ich gleich in Verſuchung gerathen bin, einen Schlüſſel dazu ausfindig zu machen.“

Wie? ſagte ich.

„Erinnern Sie ſich nicht, daß die zweite Geſtalt, ſobald ſie herein war, auf den Altar zuging, das Crucifix in die Hand faßte, und auf den Teppich trat?“

So ſchien mir's. Ja.

„Und das Crucifix, ſagt uns der Sicilianer, war ein Conductor. Daraus ſehen Sie alſo, daß ſie eilte, ſich electriſch zu machen. Der Streich, den Lord Seymour mit dem Degen nach ihr that, konnte alſo nicht anders als unwirkſam bleiben, weil der electriſche Schlag ſeinen Arm lähmte.“

Mit dem Degen hätte dieſes ſeine Richtigkeit. Aber die Kugel, die der Sicilianer auf ſie abſchoß, und welche wir langſam auf den Altar rollen hörten?

„Wiſſen Sie auch gewiß, daß es die abgeſchoſſene Kugel war, die wir rollen hörten? — Davon will ich gar nicht einmal reden, daß die Marionette oder der Menſch, der den Geiſt vorſtellte, ſo gut umpanzert ſeyn konnte, daß er ſchuß- und degenfeſt war. — Aber denken Sie doch ein wenig nach, wer es war, der die Piſtolen geladen.“

Es iſt wahr, ſagte ich, — und ein plötzliches Licht ging mir auf — Der Ruſſe hatte ſie geladen. Aber dieſes geſchah vor unſern Augen, wie hätte da ein Betrug vorgehen können?“

„Und warum hätte er nicht ſollen vorgehen können? Setzten Sie denn ſchon damals ein Mißtrauen in dieſen Menſchen, daß Sie es für nöthig befunden hätten, ihn zu beobachten? Unterſuchten Sie die Kugel, eh' er ſie in den Lauf brachte, die eben ſo gut eine queckſilberne oder auch nur eine bemalte Thonkugel ſeyn konnte? Gaben Sie Acht, ob er ſie auch wirklich in den

Lauf der Piſtole, oder nicht nebenbei in ſeine Hand fallen ließ? Was überzeugt Sie — geſetzt er hätte ſie auch wirklich ſcharf geladen — daß er gerade die geladenen in den andern Pavillon mit hinüber nahm, und nicht vielmehr ein anderes Paar unterſchob, welches ſo leicht anging, da es Niemand einfiel, ihn zu beobachten, und wir überdies mit dem Auskleiden beſchäftigt waren? Und konnte die Geſtalt nicht in dem Augenblicke, da der Pulverrauch ſie uns entzog, eine andere Kugel, womit ſie auf den Nothfall verſehen war, auf den Altar fallen laſſen? Welcher von allen dieſen Fällen iſt der unmögliche?"

Sie haben Recht. Aber dieſe treffende Aehnlichkeit der Geſtalt mit Ihrem verſtorbenen Freunde — Ich habe ihn ja auch ſehr oft bei Ihnen geſehen, und in dem Geiſte hab' ich ihn auf der Stelle wieder erkannt.

„Auch ich — und ich kann nicht anders ſagen, als daß die Täuſchung aufs höchſte getrieben war. Wenn aber nun dieſer Sicilianer nach einigen wenigen verſtohlnen Blicken, die er auf meine Tabatiere warf, auch in ſein Gemälde eine flüchtige Aehnlichkeit zu bringen wußte, die Sie und mich hinterging, warum nicht um ſo viel mehr der Ruſſe, der während der ganzen Tafel den freien Gebrauch meiner Tabatiere hatte, der den Vortheil genoß, immer und durchaus unbeobachtet zu bleiben, und dem ich noch außerdem im Vertrauen entdeckt hatte, wer mit dem Bilde auf der Doſe gemeint ſey? — Setzen Sie hinzu — was auch der Sicilianer anmerkte — daß das Charakteriſtiſche des Marquis in lauter ſolchen Geſichtszügen liegt, die ſich auch im Groben nachahmen laſſen — wo bleibt dann das Unerklärbare in dieſer ganzen Erſcheinung?"

Aber der Inhalt ſeiner Worte? Der Aufſchluß über Ihren Freund?

„Wie? Sagte uns denn der Sicilianer nicht, daß er aus dem Wenigen, was er mir abfragte, eine ähnliche Geſchichte zuſammengeſetzt habe? Beweist dieſes nicht, wie natürlich gerade auf dieſe Erfindung zu fallen war? Ueberdies klangen die Antworten des Geiſtes ſo orakelmäßig dunkel, daß er gar nicht Gefahr laufen konnte, auf einem Widerſpruch betreten zu werden. Setzen Sie, daß die Creatur des Gauklers, die den Geiſt machte, Scharfſinn und Beſonnenheit beſaß, und von den

Umſtänden nur ein wenig unterrichtet war — wie weit hätte dieſe Gaukelei nicht noch geführt werden können?“

Aber überlegen Sie, gnädigſter Herr, wie weitläuftig die Anſtalten zu einem ſo zuſammengeſetzten Betrug von Seiten des Armeniers hätten ſeyn müſſen! Wie viele Zeit dazu gehört haben würde! Wie viele Zeit nur, einen menſchlichen Kopf einem andern ſo getreu nachzumalen, als hier vorausgeſetzt wird! Wie viele Zeit, dieſen untergeſchobenen Geiſt ſo gut zu unterrichten, daß man vor einem groben Irrthum geſichert war! Wie viele Aufmerkſamkeit die kleinen unnennbaren Nebendinge würden erfordert haben, welche entweder mithelfen, oder denen, weil ſie ſtören konnten, auf irgend eine Art doch begegnet werden mußte! Und nun erwägen Sie, daß der Ruſſe nicht über eine halbe Stunde ausblieb. Konnte wohl in nicht mehr als einer halben Stunde Alles angeordnet werden, was hier nur das Unentbehrlichſte war? — Wahrlich, gnädigſter Herr, ſelbſt nicht einmal ein dramatiſcher Schriftſteller, der um die unerbittlichen drei Einheiten ſeines Ariſtoteles verlegen war, würde einem Zwiſchenact ſo viel Handlung aufgelaſtet, noch ſeinem Parterre einen ſo ſtarken Glauben zugemuthet haben.

„Wie? Sie halten es alſo ſchlechterdings für unmöglich, daß in dieſer kleinen halben Stunde alle dieſe Anſtalten hätten getroffen werden können?“

In der That, rief ich, für ſo gut als unmöglich. —

„Dieſe Redensart verſtehe ich nicht. Widerſpricht es allen Geſetzen der Zeit, des Raums und der phyſiſchen Wirkungen, daß ein ſo gewandter Kopf, wie doch unwiderſprechlich dieſer Armenier iſt, mit Hülfe ſeiner vielleicht eben ſo gewandten Creaturen, in der Hülle der Nacht, von Niemand beobachtet, mit allen Hülfsmitteln ausgerüſtet, von denen ſich ein Mann dieſes Handwerks ohnehin niemals trennen wird, daß ein ſolcher Menſch, von ſolchen Umſtänden begünſtigt, in ſo weniger Zeit ſo viel zu Stande bringen könnte? Iſt es geradezu undenkbar, und abgeſchmackt zu glauben, daß er mit Hülfe weniger Worte, Befehle oder Winke ſeinen Helfershelfern weitläuftige Aufträge geben, weitläuftige und zuſammengeſetzte Operationen mit wenigem Wortaufwande bezeichnen könne? — Und darf etwas Andres, als eine hell eingeſehene Unmöglichkeit, gegen die ewigen Geſetze

der Natur aufgeſtellt werden? Wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrſcheinlichkeit zugeben? lieber die Kräfte der Natur umſtürzen, als eine künſtliche und weniger gewöhnliche Combination dieſer Kräfte ſich gefallen laſſen?"

Wenn die Sache auch eine ſo kühne Folgerung nicht rechtfertigt, ſo müſſen Sie mir doch eingeſtehen, daß ſie weit über unſre Begriffe geht.

„Beinahe hätte ich Luſt, Ihnen auch dieſes abzuſtreiten," ſagte der Prinz mit ſchalkhafter Munterkeit. „Wie, lieber Graf? wenn es ſich, zum Beiſpiel, ergäbe, daß nicht bloß während und nach dieſer halben Stunde, nicht bloß in der Eile und nebenher, ſondern den ganzen Abend und die ganze Nacht für dieſen Armenier gearbeitet worden? Denken Sie nach, daß der Sicilianer beinahe drei volle Stunden zu ſeinen Zurüſtungen verbrauchte."

Der Sicilianer, gnädigſter Herr!

„Und womit beweiſen Sie mir denn, daß der Sicilianer an dem zweiten Geſpenſte nicht eben ſo vielen Antheil gehabt habe, als an dem erſten?"

Wie, gnädigſter Herr?

„Daß er nicht der vornehmſte Helfershelfer des Armeniers war — kurz — daß beide nicht mit einander unter einer Decke liegen?"

Das möchte ſchwer zu erweiſen ſeyn, rief ich mit nicht geringer Verwunderung.

„Nicht ſo ſchwer, lieber Graf, als Sie wohl meinen. Wie? Es wäre Zufall, daß ſich dieſe beiden Menſchen in einem ſo ſeltſamen, ſo verwickelten Anſchlag auf dieſelbe Perſon, zu derſelben Zeit und an demſelben Orte begegneten, daß ſich unter ihren beiderſeitigen Operationen eine ſo auffallende Harmonie, ein ſo durchdachtes Einverſtändniß fände, daß einer dem andern gleichſam in die Hände arbeitete? Setzen Sie, er habe ſich des gröbern Gaukelſpiels bedient, um dem feinern eine Folie unterzulegen. Setzen Sie, er habe jenes vorausgeſchickt, um den Grad von Glauben auszufinden, worauf er bei mir zu rechnen hätte; um die Zugänge zu meinem Vertrauen auszuſpähen; um ſich durch dieſen Verſuch, der unbeſchadet ſeines übrigen Planes verunglücken konnte, mit ſeinem Subjecte zu familiariſiren; kurz,

um ſein Inſtrument damit anzuſpielen. Setzen Sie, er habe es gethan, um eben dadurch, daß er meine Aufmerkſamkeit auf einer Seite vorſetzlich aufforderte und wachſam erhielt, ſie auf einer andern, die ihm wichtiger war, einſchlummern zu laſſen. Setzen Sie, er habe einige Erkundigungen einzuziehen gehabt, von denen er wünſchte, daß ſie auf Rechnung des Taſchenſpielers geſchrieben würden, um den Argwohn von der wahren Spur zu entfernen."

Wie meinen Sie das?

„Laſſen Sie uns annehmen, er habe einen meiner Leute beſtochen, um durch ihn gewiſſe geheime Nachrichten — vielleicht gar Documente — zu erhalten, die zu ſeinem Zwecke dienen. Ich vermiſſe meinen Jäger. Was hindert mich zu glauben, daß der Armenier bei der Entweichung dieſes Menſchen mit im Spiele ſey? Aber der Zufall kann es fügen, daß ich hinter dieſe Schliche komme; ein Brief kann aufgefangen werden, ein Bedienter kann plaudern. Sein ganzes Anſehen ſcheitert, wenn ich die Quellen ſeiner Allwiſſenheit entdecke. Er ſchiebt alſo dieſen Taſchenſpieler ein, der dieſen oder jenen Anſchlag auf mich haben muß. Von dem Daſeyn und den Abſichten dieſes Menſchen unterläßt er nicht, mir frühzeitig einen Wink zu geben. Was ich alſo auch entdecken mag, ſo wird mein Verdacht auf Niemand anders als auf dieſen Gaukler fallen; und zu den Nachforſchungen, welche ihm, dem Armenier zu gute kommen, wird der Sicilianer ſeinen Namen geben. Dieſes war die Puppe, mit der er mich ſpielen läßt, während daß er ſelbſt, unbeobachtet und unverdächtig, mit unſichtbaren Seilen mich umwindet."

Sehr gut! Aber wie läßt es ſich mit dieſen Abſichten reimen, daß er ſelbſt dieſe Täuſchung zerſtören hilft, und die Geheimniſſe ſeiner Kunſt profanen Augen preisgibt? Muß er nicht fürchten, daß die entdeckte Grundloſigkeit einer, bis zu einem ſo hohen Grad von Wahrheit getriebenen, Täuſchung, wie die Operation des Sicilianers doch in der That war, Ihren Glauben überhaupt ſchwächen und ihm alſo ſeine künftigen Plane um ein großes erſchweren würde?

„Was ſind es für Geheimniſſe, die er mir preisgibt? Keines von denen zuverläſſig, die er Luſt hat, bei mir in Ausübung zu bringen. Er hat alſo durch ihre Profanation nichts

verloren — Aber wie viel hat er im Gegentheil gewonnen, wenn dieſer vermeintliche Triumph über Betrug und Taſchenſpielerei mich ſicher und zuverſichtlich macht, wenn es ihm dadurch gelang, meine Wachſamkeit nach einer entgegengeſetzten Richtung zu lenken, meinen noch unbeſtimmt umher ſchweifenden Argwohn auf Gegenſtänden zu fixiren, die von dem eigentlichen Ort des Angriffs am weiteſten entlegen ſind? — Er konnte erwarten, daß ich früher oder ſpäter, aus eignem Mißtrauen oder fremdem Antrieb, den Schlüſſel zu ſeinen Wundern in der Taſchenſpielerkunſt aufſuchen würde. — Was konnte er beſſeres thun, als daß er ſie ſelbſt neben einander ſtellte, daß er mir gleichſam den Maßſtab dazu in die Hand gab, und, indem er der letztern eine künſtliche Gränze ſetzte, meine Begriffe von den erſtern deſto mehr erhöhete oder verwirrte? Wie viele Muthmaßungen hat er durch dieſen Kunſtgriff auf einmal abgeſchnitten! wie viele Erklärungsarten im voraus widerlegt, auf die ich in der Folge vielleicht hätte fallen mögen!"

So hat er wenigſtens ſehr gegen ſich ſelbſt gehandelt, daß er die Augen derer, die er täuſchen wollte, ſchärfte, und ihren Glauben an Wunderkraft durch Entlarvung eines ſo künſtlichen Betrugs überhaupt ſchwächte. Sie ſelbſt, gnädigſter Herr, ſind die beſte Widerlegung ſeines Plans, wenn er ja einen gehabt hat.

„Er hat ſich in mir vielleicht geirret — aber er hat darum nicht weniger ſcharf geurtheilt. Konnte er voraus ſehen, daß mir gerade dasjenige im Gedächtniſſe bleiben würde, welches der Schlüſſel zu dem Wunder werden könnte? Lag es in ſeinem Plan, daß mir die Creatur, deren er ſich bediente, ſolche Blößen geben ſollte? Wiſſen wir, ob dieſer Sicilianer ſeine Vollmacht nicht weit überſchritten hat? — Mit dem Ringe gewiß — Und doch iſt es hauptſächlich dieſer einzige Umſtand, der mein Mißtrauen gegen dieſen Menſchen entſchieden hat. Wie leicht kann ein ſo zugeſpitzter feiner Plan durch ein gröberes Organ verunſtaltet werden? Sicherlich war es ſeine Meinung nicht, daß uns der Taſchenſpieler ſeinen Ruhm im Marktſchreierton vorpoſaunen ſollte — daß er uns jene Mährchen aufſchüſſeln ſollte, die ſich beim leichteſten Nachdenken widerlegen. So zum Beiſpiel — mit welcher Stirne kann dieſer Betrüger vorgeben, daß ſein

Wunderthäter auf den Glockenſchlag Zwölfe in der Nacht jeden Umgang mit Menſchen aufheben müſſe? Haben wir ihn nicht ſelbſt um dieſe Zeit in unſerer Mitte geſehen?"

Das iſt wahr, rief ich. Das muß er vergeſſen haben!

„Aber es liegt im Charakter dieſer Art Leute, daß ſie ſolche Aufträge übertreiben, und durch das Zuviel Alles verſchlimmern, was ein beſcheidener und mäßiger Betrug vortrefflich gemacht hätte."

Ich kann es demungeachtet noch nicht über mich gewinnen, gnädigſter Herr, dieſe ganze Sache für nichts mehr, als ein angeſtelltes Spiel zu halten. Wie? Der Schrecken des Sicilianers, die Zuckungen, die Ohnmacht, der ganze klägliche Zuſtand dieſes Menſchen, der uns ſelbſt Erbarmen einflößte — alles dieſes wäre nur eine eingelernte Rolle geweſen? Zugegeben, daß ſich das theatraliſche Gaukelſpiel auch noch ſo weit treiben laſſe, ſo kann die Kunſt des Acteurs doch nicht über die Organe ſeines Lebens gebieten.

„Was das anbetrifft, Freund — Ich habe Richard den Dritten von Garrick geſehen — Und waren wir in dieſem Augenblick kalt und müßig genug, um unbefangene Beobachter abzugeben? Konnten wir den Affect dieſes Menſchen prüfen, da uns der unſrige übermeiſterte? Ueberdies iſt die entſcheidende Kriſe, auch ſogar eines Betrugs, für den Betrüger ſelbſt eine ſo wichtige Angelegenheit, daß bei ihm die Erwartung gar leicht ſo gewaltſame Symptome erzeugen kann, als die Ueberraſchung bei dem Betrogenen. Rechnen Sie dazu noch die unvermuthete Erſcheinung der Häſcher —"

Eben dieſe, gnädigſter Herr — Gut, daß Sie mich daran erinnern — Würde er es wohl gewagt haben, einen ſo gefährlichen Plan dem Auge der Gerechtigkeit bloß zu ſtellen? Die Treue ſeiner Creatur auf eine ſo bedenkliche Probe zu bringen? — Und zu welchem Ende?

„Dafür laſſen Sie ihn ſorgen, der ſeine Leute kennen muß. Wiſſen wir, was für geheime Verbrechen ihm für die Verſchwiegenheit dieſes Menſchen haften? — Sie haben gehört, welches Amt er in Venedig bekleidet — Und laſſen Sie auch dieſes Vorgeben zu den übrigen Mährchen gehören — wie viel wird es ihm wohl koſten, dieſem Kerl durchzuhelfen, der keinen andern Ankläger hat, als ihn?"

(Und in der Thal hat der Ausgang den Verdacht des Prinzen nur zu ſehr gerechtfertigt. Als wir uns einige Tage darauf nach unſerem Gefangenen erkundigen ließen, erhielten wir zur Antwort, daß er unſichtbar geworden ſey.)

„Und zu welchem Ende, fragen Sie? Auf welchem andern Weg, als auf dieſem gewaltſamen, konnte er dem Sicilianer eine ſo unwahrſcheinliche und ſchimpfliche Beichte abfordern laſſen, worauf es doch ſo weſentlich ankam? Wer als ein verzweifelter Menſch, der nichts mehr zu verlieren hat, wird ſich entſchließen können, ſo erniedrigende Aufſchlüſſe über ſich ſelbſt zu geben? Unter welchen andern Umſtänden hätten wir ſie ihm geglaubt?“

Alles zugegeben, gnädigſter Prinz, ſagte ich endlich. Beide Erſcheinungen ſollen Gaukelſpiele geweſen ſeyn, dieſer Sicilianer ſoll uns meinethalben nur ein Mährchen aufgeheftet haben, das ihm ſein Principal einlernen ließ, beide ſollen zu Einem Zweck, mit einander einverſtanden, wirken, und aus dieſem Einverſtändniß ſollen alle jene wunderbaren Zufälle ſich erklären laſſen, die uns im Laufe dieſer Begebenheit in Erſtaunen geſetzt haben. Jene Prophezeihung auf dem Marcusplatz, das erſte Wunder, welches alle übrigen eröffnet hat, bleibt nichts deſto weniger unerklärt; und was hilft uns der Schlüſſel zu allen übrigen, wenn wir an der Auflöſung dieſes einzigen verzweifeln?

„Kehren Sie es vielmehr um, lieber Graf,“ gab mir der Prinz hierauf zur Antwort. „Sagen Sie, was beweiſen alle jene Wunder, wenn ich herausbringe, daß auch nur ein einziges Taſchenſpiel darunter war? Jene Prophezeihung — ich bekenn' es Ihnen — geht über meine Faſſungskraft. Stände ſie einzeln da, hätte der Armenier ſeine Rolle mit ihr beſchloſſen, wie er ſie damit eröffnete — ich geſtehe Ihnen, ich weiß nicht, wie weit ſie mich noch hätte führen können. In dieſer niedrigen Geſellſchaft iſt ſie mir ein klein wenig verdächtig. —“

Zugegeben, gnädigſter Herr! Unbegreiflich bleibt ſie aber doch, und ich fordere alle unſere Philoſophen auf, mir einen Aufſchluß darüber zu ertheilen.

„Sollte ſie aber wirklich ſo unerklärbar ſeyn?“ fuhr der Prinz fort, nachdem er ſich einige Augenblicke beſonnen hatte. „Ich bin weit entfernt, auf den Namen eines Philoſophen

Anſprüche zu machen; und doch könnte ich mich verſucht fühlen, auch zu dieſem Wunder einen natürlichen Schlüſſel aufzuſuchen, oder es lieber gar von allem Schein des Außerordentlichen zu entkleiden."

Wenn Sie das können, mein Prinz, dann, verſetzte ich mit ſehr unglaubigem Lächeln, ſollen Sie das einzige Wunder ſeyn, das ich glaube.

„Und zum Beweiſe," fuhr er fort, „wie wenig wir berechtigt ſind, zu übernatürlichen Kräften unſere Zuflucht zu nehmen, will ich Ihnen zwei verſchiedene Auswege zeigen, auf welchen wir dieſe Begebenheit, ohne der Natur Zwang anzuthun, vielleicht ergründen."

Zwei Schlüſſel auf einmal! Sie machen mich in der That höchſt neugierig.

„Sie haben mit mir die nähern Nachrichten von der Krankheit meines verſtorbenen Couſins geleſen. Es war in einem Anfall von kaltem Fieber, wo ihn ein Schlagfluß tödtete. Das Außerordentliche dieſes Todes, ich geſtehe es, trieb mich an, das Urtheil einiger Aerzte darüber zu vernehmen, und was ich bei dieſer Gelegenheit in Erfahrung brachte, leitet mich auf die Spur dieſes Zauberwerks. Die Krankheit des Verſtorbenen, eine der ſeltenſten und fürchterlichſten, hat dieſes eigenthümliche Symptom, daß ſie während des Fieberfroſtes den Kranken in einen tiefen unerwecklichen Schlaf verſenkt, der ihn gewöhnlich bei der zweiten Wiederkehr des Paroxismus apoplectiſch tödtet. Da dieſe Paroxismen in der ſtrengſten Ordnung und zur geſetzten Stunde zurückkehren, ſo iſt der Arzt, von demſelben Augenblick an, als ſich ſein Urtheil über das Geſchlecht der Krankheit entſchieden hat, auch in den Stand geſetzt, die Stunde des Todes anzugeben. Der dritte Paroxism eines dreitägigen Wechſelfiebers fällt aber bekanntlich in den fünften Tag der Krankheit — und gerade nur ſo viel Zeit bedarf ein Brief, um von ***, wo mein Couſin ſtarb, nach Venedig zu gelangen. Setzen wir nun, daß unſer Armenier einen wachſamen Correſpondenten unter dem Gefolge des Verſtorbenen beſitze — daß er ein lebhaftes Intereſſe habe, Nachrichten von dorther zu erhalten, daß er auf mich ſelbſt Abſichten habe, die ihm der Glaube an das Wunderbare und der Schein übernatürlicher Kräfte bei mir befördern hilft — ſo

haben Sie einen natürlichen Aufſchluß über Wahrſagung, die Ihnen ſo unbegreiflich däucht. Genug, Sie erſehen daraus die Möglichkeit, wie mir ein Dritter von einem Todesfall Nachricht geben kann, der ſich in dem Augenblick, wo er ihn meldet, vierzig Meilen weit davon ereignet."

In der That, Prinz, Sie verbinden hier Dinge, die einzeln genommen, zwar ſehr natürlich lauten, aber nur durch etwas, was nicht viel beſſer iſt als Zauberei, in dieſe Verbindung gebracht werden können.

„Wie? Sie erſchrecken alſo vor dem Wunderbaren weniger als vor dem Geſuchten, dem Ungewöhnlichen? Sobald wir dem Armenier einen wichtigen Plan, der mich entweder zum Zweck hat oder zum Mittel gebraucht, einräumen — und müſſen wir das nicht, was wir auch immer von ſeiner Perſon urtheilen? — ſo iſt nichts unnatürlich, nichts gezwungen, was ihn auf dem kürzeſten Wege zu ſeinem Ziele führt. Was für einen kürzeren Weg gibt es aber, ſich eines Menſchen zu verſichern, als das Creditiv eines Wunderthäters? Wer wiederſteht einem Manne, dem die Geiſter unterwürfig ſind? Aber ich gebe Ihnen zu, daß meine Muthmaßung gekünſtelt iſt; ich geſtehe, daß ſie mich ſelbſt nicht befriedigt. Ich beſtehe nicht darauf, weil ich es nicht der Mühe werth halte, einen künſtlichen und überlegten Entwurf zu Hülfe zu nehmen, wo man mit dem bloßen Zufall ſchon ausreicht."

Wie? fiel ich ein, es ſoll bloßer Zufall — —

„Schwerlich etwas mehr!" fuhr der Prinz fort. „Der Armenier wußte von der Gefahr meines Couſins. Er traf uns auf dem St. Marcusplatze. Die Gelegenheit lud ihn ein, eine Prophezeihung zu wagen, die, wenn ſie fehl ſchlug, bloß ein verlornes Wort war — wenn ſie eintraf, von den wichtigſten Folgen ſeyn konnte. Der Erfolg begünſtigte dieſen Verſuch — und jetzt erſt mochte er darauf denken, das Geſchenk des Ungefährs für einen zuſammenhängenden Plan zu benutzen. — Die Zeit wird dieſes Geheimniß aufklären, oder auch nicht aufklären — aber glauben Sie mir, Freund (indem er ſeine Hand auf die meinige legte, und eine ſehr ernſthafte Miene annahm) ein Menſch, dem höhere Kräfte zu Gebote ſtehen, wird keines Gaukelſpiels bedürfen, oder er wird es verachten."

So endigte ſich eine Unterredung, die ich darum ganz hie- her geſetzt habe, weil ſie die Schwierigkeiten zeigt, die bei dem Prinzen zu beſiegen waren, und weil ſie, wie ich hoffe, ſein Andenken von dem Vorwurfe reinigen wird, daß er ſich blind und unbeſonnen in die Schlinge geſtürzt habe, die eine unerhörte Teufelei ihm bereitete. Nicht alle — fährt der Graf von O** fort — die in dem Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, vielleicht mit Hohngelächter auf ſeine Schwachheit herabſehen, und im ſtolzen Dünkel ihrer nie angefochtenen Vernunft ſich für berech- tigt halten, den Stab der Verdammung über ihn zu brechen, nicht alle, fürchte ich, würden dieſe erſte Probe ſo männlich beſtanden haben. Wenn man ihn nunmehr auch nach dieſer glücklichen Vorbereitung deſſen ungeachtet fallen ſieht; wenn man den ſchwarzen Anſchlag, vor deſſen entfernteſter Annäherung ihn ſein guter Genius warnte, nichts deſto weniger an ihm in Er- füllung gegangen findet, ſo wird man weniger über ſeine Thor- heit ſpotten, als über die Größe des Bubenſtücks erſtaunen, dem eine ſo wohl vertheidigte Vernunft erlag. Weltliche Rückſichten können an meinem Zeugniſſe keinen Antheil haben; denn er, der es mir danken ſoll, iſt nicht mehr. Sein ſchreckliches Schickſal iſt geendigt; längſt hat ſich ſeine Seele am Thron der Wahrheit gereinigt, vor dem auch die meinige längſt ſteht, wenn die Welt dieſes lieſet; aber — man verzeihe mir die Thräne, die dem Andenken meines theuerſten Freundes unfreiwillig fällt — aber zur Steuer der Gerechtigkeit ſchreib' ich es nieder: Er war ein edler Menſch, und gewiß wär' er eine Zierde des Thrones ge- worden, den er durch ein Verbrechen erſteigen zu wollen, ſich bethören ließ.

Zweites Buch.

Nicht lange nach dieſen letzten Begebenheiten — fährt der Graf von O** zu erzählen fort — fing ich an, in dem Gemüth des Prinzen eine wichtige Veränderung zu bemerken. Bis jetzt nämlich hatte der Prinz jede ſtrengere Prüfung ſeines Glaubens vermieden, und ſich damit begnügt, die rohen und ſinnlichen

Religionsbegriffe, in denen er auferzogen worden, durch die beſſern Ideen, die ſich ihm nachher aufdrangen, zu reinigen, ohne die Fundamente ſeines Glaubens zu unterſuchen. Religionsgegenſtände überhaupt, geſtand er mir mehrmals, ſeyen ihm jederzeit wie ein bezaubertes Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen ſeinen Fuß ſetze, und man thue weit beſſer, man gehe mit ehrerbietiger Reſignation daran vorüber, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, ſich in ſeinen Labyrinthen zu verirren. Dennoch zog ihn ein entgegengeſetzter Hang unwiderſtehlich zu Unterſuchungen hin, die damit in Verbindung ſtanden.

Eine bigotte, knechtiſche Erziehung war die Quelle dieſer Furcht; dieſe hatte ſeinem zarten Gehirne Schreckbilder eingedrückt, von denen er ſich während ſeines ganzen Lebens nie ganz los machen konnte. Religiöſe Melancholie war eine Erbkrankheit in ſeiner Familie; die Erziehung, welche man ihm und ſeinen Brüdern geben ließ, war dieſer Dispoſition angemeſſen, die Menſchen, denen man ihn anvertraute, aus dieſem Geſichtspunkte gewählt, alſo entweder Schwärmer oder Heuchler. Alle Lebhaftigkeit des Knaben in einem dumpfen Geisteszwange zu erſticken, war das zuverläſſigſte Mittel, ſich der höchſten Zufriedenheit der fürſtlichen Eltern zu verſichern.

Dieſe ſchwarze nächtliche Geſtalt hatte die ganze Jugendzeit unſers Prinzen; ſelbſt aus ſeinen Spielen war die Freude verbannt. Alle ſeine Vorſtellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an ſich, und eben das Grauenvolle und Derbe war es, was ſich ſeiner lebhaften Einbildungskraft zuerſt bemächtigte und ſich auch am längſten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein ſtrafendes Weſen; ſeine Gottesverehrung knechtiſches Zittern, oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erſtickende Ergebung. Allen ſeinen kindiſchen und jugendlichen Neigungen, denen ein derber Körper und eine blühende Geſundheit um ſo kraftvollere Exploſionen gab, ſtand die Religion im Wege; mit Allem, woran ſein jugendliches Herz ſich hängte, lag ſie im Streite; er lernte ſie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geißel ſeiner Leidenſchaften kennen. So entbrannte allmählig ein ſtiller Groll gegen ſie in ſeinem Herzen, welcher mit einem reſpectvollen Glauben und blinder Furcht in ſeinem Kopf und Herzen die bizarreſte Miſchung machte — einen Widerwillen gegen

einen Herrn, vor dem er in gleichem Grade Abſcheu und Ehrfurcht fühlte.

Kein Wunder, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, einem ſo ſtrengen Joche zu entfliehen — aber er entlief ihm wie ein leibeigener Sclave ſeinem harten Herrn, der auch mitten in der Freiheit das Gefühl ſeiner Knechtſchaft herumträgt. Eben darum, weil er dem Glauben ſeiner Jugend nicht mit ruhiger Wahl entſagt; weil er nicht gewartet hatte, bis ſeine reifere Vernunft ſich gemächlich davon abgelöst hatte; weil er ihm als ein Flüchtling entſprungen war, auf den die Eigenthumsrechte ſeines Herrn immer noch fortdauern — ſo mußte er auch, nach noch ſo großen Distractionen, immer wieder zu ihm zurückkehren. Er war mit der Kette entſprungen, und eben darum mußte er der Raub eines jeden Betrügers werden, der ſie entdeckte und zu gebrauchen verſtand. Daß ſich ein ſolcher fand, wird, wenn man es noch nicht errathen hat, der Verfolg dieſer Geſchichte ausweiſen.

Die Geſtändniſſe des Sicilianers ließen in ſeinem Gemüth wichtigere Folgen zurück, als dieſer ganze Gegenſtand werth war, und der kleine Sieg, den ſeine Vernunft über dieſe ſchwache Täuſchung davon getragen, hatte die Zuverſicht zu ſeiner Vernunft überhaupt merklich erhöht. Die Leichtigkeit, mit der es ihm gelungen war, *dieſen* Betrug aufzulöſen, ſchien ihn ſelbſt überraſcht zu haben. In ſeinem Kopfe hatten ſich Wahrheit und Irrthum noch nicht ſo genau von einander geſondert, daß es ihm nicht oft begegnet wäre, die Stützen der einen mit den Stützen des andern zu verwechſeln; daher kam es, daß der Schlag, der ſeinen Glauben an Wunder ſtürzte, das ganze Gebäude ſeines religiöſen Glaubens zugleich zum Wanken brachte. Es erging ihm hier, wie einem unerfahrnen Menſchen, der in der Freundſchaft oder Liebe hintergangen worden, weil er ſchlecht gewählt hatte, und der nun ſeinen Glauben an dieſe Empfindungen überhaupt ſinken läßt, weil er bloße Zufälligkeiten für weſentliche Eigenſchaften und Kennzeichen derſelben aufnimmt. Ein entlarvter Betrug machte ihm auch die Wahrheit verdächtig, weil er ſich die Wahrheit unglücklicher Weiſe durch gleich ſchlechte Gründe bewieſen hatte.

Dieſer vermeintliche Triumph gefiel ihm um ſo mehr, je ſchwerer der Druck geweſen, wovon er ihn zu befreien ſchien.

Von dieſem Zeitpunkt an regte ſich eine Zweifelſucht in ihm, die auch das Ehrwürdigſte nicht verſchonte.

Es halfen mehrere Dinge zuſammen, ihn in dieſer Gemüthslage zu erhalten, und noch mehr darin zu befeſtigen. Die Einſamkeit, in der er bisher gelebt hatte, hörte jetzt auf, und mußte einer zerſtreuungsvollen Lebensart Platz machen. Sein Stand war entdeckt. Aufmerkſamkeiten, die er erwiedern mußte, Etikette, die er ſeinem Range ſchuldig war, riſſen ihn unvermerkt in den Wirbel der großen Welt. Sein Stand ſowohl als ſeine perſönlichen Eigenſchaften öffneten ihm die geiſtvolleſten Cirkel in Venedig; bald ſah er ſich mit den hellſten Köpfen der Republik, Gelehrten ſowohl als Staatsmännern, in Verbindung. Dies zwang ihn, den einförmigen, engen Kreis zu erweitern, in welchen ſein Geiſt ſich bisher eingeſchloſſen hatte. Er fing an, die Beſchränktheit ſeiner Begriffe wahrzunehmen, und das Bedürfniß höherer Bildung zu fühlen. Die altmodiſche Form ſeines Geiſtes, von ſo vielen Vorzügen ſie auch ſonſt begleitet war, ſtand mit den gangbaren Begriffen der Geſellſchaft in einem nachtheiligen Contraſt, und ſeine Fremdheit in den bekannteſten Dingen ſetzte ihn zuweilen dem Lächerlichen aus; nichts fürchtete er ſo ſehr als das Lächerliche. Das ungünſtige Vorurtheil, das auf ſeinem Geburtslande haftete, ſchien ihm eine Aufforderung zu ſeyn, es in ſeiner Perſon zu widerlegen. Dazu kam noch die Sonderbarkeit in ſeinem Charakter, daß ihn jede Aufmerkſamkeit verdroß, die er ſeinem Stande und nicht ſeinem perſönlichen Werthe danken zu müſſen glaubte. Vorzüglich empfand er dieſe Demüthigung in Gegenwart ſolcher Perſonen, die durch ihren Geiſt glänzten, und durch perſönliche Verdienſte gleichſam über ihre Geburt triumphirten. In einer ſolchen Geſellſchaft ſich als Prinz unterſchieden zu ſehen, war jederzeit eine tiefe Beſchämung für ihn, weil er unglücklicher Weiſe glaubte, durch dieſen Namen ſchon von jeder Concurrenz ausgeſchloſſen zu ſeyn. Alles dieſes zuſammen genommen überführte ihn von der Nothwendigkeit, ſeinem Geiſt die Bildung zu geben, die er bisher verabſäumt hatte, um das Jahrfünftel der witzigen und denkenden Welt einzuholen, hinter welchem er ſo weit zurück geblieben war.

Er wählte dazu die modernſte Lectüre, der er ſich mit allem

dem Ernſte hingab, womit er Alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte. Aber die ſchlimme Hand, die bei der Wahl dieſer Schriften im Spiele war, ließ ihn unglücklicher Weiſe immer auf ſolche ſtoßen, bei denen weder ſeine Vernunft noch ſein Herz viel gebeſſert waren. Und auch hier waltete ſein Lieblingshang vor, der ihn immer zu Allem, was nicht begriffen werden ſoll, mit unwiderſtehlichem Reize hinzog. Nur für dasjenige, was damit in Beziehung ſtand, hatte er Aufmerkſamkeit und Gedächtniß; ſeine Vernunft und ſein Herz blieben leer, während ſich dieſe Fächer ſeines Gehirns mit verworrenen Begriffen anfüllten. Der blendende Styl des einen riß ſeine Imagination dahin, indem die Spitzfindigkeiten des andern ſeine Vernunft verſtrickten. Beiden wurde es leicht, ſich einen Geiſt zu unterjochen, der ein Raub eines jeden war, der ſich ihm mit einer gewiſſen Dreiſtigkeit aufdrang.

Eine Lectüre, die länger als ein Jahr mit Leidenſchaft fortgeſetzt wurde, hatte ihn beinahe mit gar keinem wohlthätigen Begriffe bereichert, wohl aber ſeinen Kopf mit Zweifeln angefüllt, die, wie es bei dieſem conſequenten Charakter unausbleiblich folgte, bald einen unglücklichen Weg zu ſeinem Herzen fanden. Daß ich es kurz ſage — er hatte ſich in dieſes Labyrinth begeben als ein glaubensreicher Schwärmer, und er verließ es als Zweifler, und zuletzt als ein ausgemachter Freigeiſt.

Unter den Cirkeln, in die man ihn zu ziehen gewußt hatte, war eine gewiſſe geſchloſſene Geſellſchaft, der Bucentauro genannt, die unter dem äußerlichen Schein einer edeln vernünftigen Geiſtesfreiheit die zügelloſeſte Licenz der Meinungen wie der Sitten begünſtigte. Da ſie unter ihren Mitgliedern viele Geiſtliche zählte, und ſogar die Namen einiger Cardinäle an ihrer Spitze trug, ſo wurde der Prinz um ſo leichter bewogen, ſich darin einführen zu laſſen. Gewiſſe gefährliche Wahrheiten der Vernunft, meinte er, könnten nirgends beſſer aufgehoben ſeyn, als in den Händen ſolcher Perſonen, die ihr Stand ſchon zur Mäßigung verpflichtete, und die den Vortheil hätten, auch die Gegenpartei gehört und geprüft zu haben. Der Prinz vergaß hier, daß Libertinage des Geiſtes und der Sitten bei Perſonen dieſes Standes eben darum weiter um ſich greift, weil ſie hier einen Zügel weniger findet, und durch keinen Nimbus

von Heiligkeit, der ſo oft profane Augen blendet, zurück geſchreckt wird. Und dieſes war der Fall bei dem Bucentauro, deſſen mehreſte Mitglieder durch eine verdammliche Philoſophie, und durch Sitten, die einer ſolchen Führerin würdig waren, nicht ihren Stand allein, ſondern ſelbſt die Menſchheit beſchimpften.

Die Geſellſchaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will zur Ehre des Prinzen glauben, daß man ihn des innerſten Heiligthums nie gewürdigt habe. Jeder, der in dieſe Geſellſchaft eintrat, mußte, wenigſtens ſo lange er ihr lebte, ſeinen Rang, ſeine Nation, ſeine Religionspartei, kurz, alle conventionellen Unterſcheidungszeichen ablegen, und ſich in einen gewiſſen Stand univerſeller Gleichheit begeben. Die Wahl der Mitglieder war in der That ſtreng, weil nur Vorzüge des Geiſtes einen Weg dazu bahnten. Die Geſellſchaft rühmte ſich des feinſten Tons und des ausgebildetſten Geſchmacks, und in dieſem Rufe ſtand ſie auch wirklich in ganz Venedig. Dieſes ſowohl als der Schein von Gleichheit, der darin herrſchte, zog den Prinzen unwiderſtehlich an. Ein geiſtvoller, durch ſeinen Witz aufgeheiterter Umgang, unterrichtende Unterhaltungen, das Beſte aus der gelehrten und politiſchen Welt, das hier, wie in ſeinem Mittelpunkte, zuſammenfloß, verbargen ihm lange Zeit das Gefährliche dieſer Verbindung. Wie ihm nach und nach der Geiſt des Inſtituts durch die Maske hindurch ſichtbarer wurde, oder man es auch müde war, länger gegen ihn auf ſeiner Hut zu ſeyn, war der Rückweg gefährlich, und falſche Scham ſowohl als Sorge für ſeine Sicherheit zwangen ihn, ſein inneres Mißfallen zu verbergen.

Aber ſchon durch die bloße Vertraulichkeit mit dieſer Menſchenklaſſe und ihren Geſinnungen, wenn ſie ihn auch nicht zur Nachahmung hinriſſen, ging die reine, ſchöne Einfalt ſeines Charakters und die Zartheit ſeiner moraliſchen Gefühle verloren. Sein durch ſo wenig gründliche Kenntniſſe unterſtützter Verſtand konnte ohne fremde Beihülfe die feinen Trugſchlüſſe nicht löſen, womit man ihn hier verſtrickt hatte, und unvermerkt hatte dieſes ſchreckliche Corroſiv Alles — beinahe Alles verzehrt, worauf ſeine Moralität ruhen ſollte. Die natürlichen Stützen ſeiner Glückſeligkeit gab er für Sophismen hinweg, die ihn im

entſcheidenden Augenblick verließen, und ihn dadurch zwangen, ſich an den erſten beſten willkürlichen zu halten, die man ihm zuwarf.

Vielleicht wäre es der Hand eines Freundes gelungen, ihn noch zur rechten Zeit von dieſem Abgrund zurück zu ziehen — aber, außerdem daß ich mit dem Innern des Bucentauro erſt lange nachher bekannt worden bin, als das Uebel ſchon geſchehen war, ſo hatte mich ſchon zu Anfang dieſer Periode ein dringender Vorfall aus Venedig abgerufen. Auch Mylord Seymour, eine ſchätzbare Bekanntſchaft des Prinzen, deſſen kalter Kopf jeder Art von Täuſchung widerſtand, und der ihm unfehlbar zu einer ſichern Stütze hätte dienen können, verließ uns zu dieſer Zeit, um in ſein Vaterland zurück zu kehren. Diejenigen, in deren Händen ich den Prinzen ließ, waren zwar redliche, aber unerfahrene und in ihrer Religion äußerſt beſchränkte Menſchen, denen es ſowohl an der Einſicht in das Uebel, als an Anſehen bei dem Prinzen fehlte. Seinen verfänglichen Sophismen wußten ſie nichts, als die Machtſprüche eines blinden ungeprüften Glaubens entgegen zu ſetzen, die ihn entweder aufbrachten oder beluſtigten; er überſah ſie gar zu leicht, und ſein überlegner Verſtand brachte dieſe ſchlechten Vertheidiger der guten Sache bald zum Schweigen. Den andern, die ſich in der Folge ſeines Vertrauens bemächtigten, war es vielmehr darum zu thun, ihn immer tiefer darein zu verſenken. Als ich im folgenden Jahre wieder nach Venedig zurück kam — wie anders fand ich da ſchon Alles!

Der Einfluß dieſer neuen Philoſophie zeigte ſich bald in des Prinzen Leben. Je mehr er zuſehends in Venedig Glück machte, und neue Freunde ſich erwarb, deſto mehr fing er an, bei ſeinen ältern Freunden zu verlieren. Mir gefiel er von Tag zu Tage weniger, auch ſahen wir uns ſeltener, und überhaupt war er weniger zu haben. Der Strom der großen Welt hatte ihn gefaßt. Nie wurde ſeine Schwelle leer, wenn er zu Hauſe war. Eine Luſtbarkeit drängte die andre, ein Feſt das andre, eine Glückſeligkeit die andre. Er war die Schöne, um welche Alles buhlte, der König und der Abgott aller Cirkel. So ſchwer er ſich in der vorigen Stille ſeines beſchränkten Lebens den großen Weltlauf gedacht hatte, ſo leicht fand er ihn

nunmehr zu ſeinem Erſtaunen. Es kam ihm Alles ſo entgegen, Alles war trefflich, was von ſeinen Lippen kam, und wenn er ſchwieg, ſo war es ein Raub an der Geſellſchaft. Auch machte ihn dieſes ihn überall verfolgende Glück, dieſes allgemeine Gelingen, wirklich zu etwas mehr, als er in der That war, weil es ihm Muth und Zuverſicht zu ihm ſelbſt gab. Die erhöhte Meinung, die er dadurch von ſeinem eignen Werth erlangte, gab ihm Glauben an die übertriebene und beinahe abgöttiſche Verehrung, die man ſeinem Geiſte widerfahren ließ, die ihm, ohne dieſes vergrößerte und gewiſſermaßen gegründete Selbſtgefühl, nothwendig hätte verdächtig werden müſſen. Jetzt aber war dieſe allgemeine Stimme nur die Bekräftigung deſſen, was ſein ſelbſtzufriedener Stolz ihm im Stillen ſagte — ein Tribut, der ihm, wie er glaubte, von Rechts wegen gebührte. Unfehlbar würde er dieſer Schlinge entgangen ſeyn, hätte man ihn zu Athem kommen laſſen, hätte man ihm nur ruhige Muße gegönnt, ſeinen eignen Werth mit dem Bilde zu vergleichen, das ihm in einem ſo lieblichen Spiegel vorgehalten wurde. Aber ſeine Exiſtenz war ein fortdauernder Zuſtand von Trunkenheit, von ſchwebendem Taumel. Je höher man ihn geſtellt hatte, deſto mehr hatte er zu thun, ſich auf dieſer Höhe zu erhalten: dieſe immerwährende Anſpannung verzehrte ihn langſam; ſelbſt aus ſeinem Schlaf war die Ruhe geflohen. Man hatte ſeine Blößen durchſchaut, und die Leidenſchaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.

Bald mußten es ſeine redlichen Cavaliers entgelten, daß ihr Herr zum großen Kopf geworden war. Ernſthafte Empfindungen und ehrwürdige Wahrheiten, an denen ſein Herz ſonſt mit aller Wärme gehangen, fingen nun an, Gegenſtände ſeines Spotts zu werden. An den Wahrheiten der Religion rächte er ſich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe ſo lange gehalten hatten; aber weil eine nicht zu verfälſchende Stimme ſeines Herzens die Taumeleien ſeines Kopfes bekämpfte, ſo war mehr Bitterkeit als fröhlicher Muth in ſeinem Witze. Sein Naturell fing an ſich zu ändern, Launen ſtellten ſich ein. Die ſchönſte Zierde ſeines Charakters, ſeine Beſcheidenheit verſchwand; Schmeichler hatten ſein treffliches Herz vergiftet. Die ſchonende Delicateſſe des Umgangs, die es ſeine Cavaliers ſonſt ganz

vergeſſen gemacht hatte, daß er ihr Herr war, machte jetzt nicht ſelten einem gebieteriſchen entſcheidenden Tone Platz, der um ſo empfindlicher ſchmerzte, weil er nicht auf den äußerlichen Abſtand der Geburt, worüber man ſich mit leichter Mühe tröſtet, und den er ſelbſt wenig achtete, ſondern auf eine beleidigende Vorausſetzung ſeiner perſönlichen Erhabenheit gegründet war. Weil er zu Hauſe doch öfters Betrachtungen Raum gab, die ihn im Taumel der Geſellſchaft nicht hatten angehen dürfen, ſo ſahen ihn ſeine eigenen Leute ſelten anders als finſter, mürriſch und unglücklich, während daß er fremde Cirkel mit einer erzwungenen Fröhlichkeit beſeelte. Mit theilnehmendem Leiden ſahen wir ihn auf dieſer gefährlichen Bahn hinwandeln; aber in dem Tumult, durch den er geworfen wurde, hörte er die ſchwache Stimme der Freundſchaft nicht mehr, und war jetzt auch noch zu glücklich, um ſie zu verſtehen.

Schon in den erſten Zeiten dieſer Epoche forderte mich eine wichtige Angelegenheit an den Hof meines Souveräns, die ich auch dem feurigſten Intereſſe der Freundſchaft nicht nachſetzen durfte. Eine unſichtbare Hand, die ſich mir erſt lange nachher entdeckt, hatte Mittel gefunden, meine Angelegenheiten dort zu verwirren und Gerüchte von mir auszubreiten, die ich eilen mußte, durch meine perſönliche Gegenwart zu widerlegen. Der Abſchied vom Prinzen ward mir ſchwer, aber ihm war er deſto leichter. Schon ſeit geraumer Zeit waren die Bande erſchlafft, die ihn an mich gekettet hatten. Aber ſein Schickſal hatte meine ganze Theilnehmung erweckt; ich ließ mir deßwegen von dem Baron von F*** verſprechen, mich durch ſchriftliche Nachrichten damit in Verbindung zu erhalten, was er auch aufs gewiſſenhafteſte gehalten hat. Von jetzt an bin ich alſo auf lange Zeit kein Augenzeuge dieſer Begebenheiten mehr: man erlaube mir, den Baron von F*** an meiner Statt aufzuführen, und dieſe Lücke durch Auszüge aus ſeinen Briefen zu ergänzen. Ungeachtet die Vorſtellungsart meines Freundes F*** nicht immer die meinige iſt, ſo habe ich dennoch an ſeinen Worten nichts ändern wollen, aus denen der Leſer die Wahrheit mit wenig Mühe herausfinden wird.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Erſter Brief.

Mai 17**.

Dank Ihnen, ſehr verehrter Freund, daß Sie mir die Erlaubniß ertheilt haben, auch abweſend den vertrauten Umgang mit Ihnen fortzuſetzen, der während Ihres Hierſeyns meine beſte Freude ausmachte. Hier, das wiſſen Sie, iſt Niemand, gegen den ich es wagen dürfte, mich über gewiſſe Dinge herauszulaſſen — was Sie mir auch dagegen ſagen mögen, dieſes Volk iſt mir verhaßt. Seitdem der Prinz einer davon geworden iſt, und ſeitdem vollends Sie uns entriſſen ſind, bin ich mitten in dieſer volkreichen Stadt verlaſſen. Z*** nimmt es leichter, und die Schönen in Venedig wiſſen ihm die Kränkungen vergeſſen zu machen, die er zu Hauſe mit mir theilen muß. Und was hätte er ſich auch darüber zu grämen? Er ſieht und verlangt in dem Prinzen nichts, als einen Herrn, den er überall findet — aber ich! Sie wiſſen, wie nahe ich das Wohl und Weh unſers Prinzen an meinem Herzen fühle, und wie ſehr ich Urſache dazu habe. Sechzehn Jahre ſind's, daß ich um ſeine Perſon lebe, daß ich nur für ihn lebe. Als ein neunjähriger Knabe kam ich in ſeine Dienſte, und ſeit dieſer Zeit hat mich kein Schickſal von ihm getrennt. Unter ſeinen Augen bin ich geworden; ein langer Umgang hat mich ihm zugebildet; alle ſeine großen und kleinen Abenteuer hab' ich mit ihm beſtanden. Ich lebe in ſeiner Glückſeligkeit. Bis auf dieſes unglückliche Jahr hab' ich nur meinen Freund, meinen ältern Bruder in ihm geſehen, wie in einem heitern Sonnenſchein hab' ich in ſeinen Augen gelebt — keine Wolke trübte mein Glück; und alles dies ſoll mir nun in dieſem unſeligen Venedig zu Trümmern gehen!

Seitdem Sie von uns ſind, hat ſich Allerlei bei uns verändert. Der Prinz von **d** iſt vorige Woche mit einer zahlreichen Suite hier angelangt, und hat unſerem Cirkel ein neues tumultuariſches Leben gegeben. Da er und unſer Prinz ſo nahe verwandt ſind, und jetzt auf einem ziemlich guten Fuß zuſammenſtehen, ſo werden ſie ſich während ſeines hieſigen Aufenthalts, der, wie ich höre, bis zum Himmelfahrtsfeſte dauern ſoll, wenig von einander trennen. Der Anfang iſt ſchon beſtens gemacht;

ſeit zehen Tagen iſt der Prinz kaum zu Athem gekommen. Der Prinz von **d** hat es gleich-ſehr hoch angefangen, und das mochte er immer, da er ſich bald wieder entfernt; aber das Schlimme dabei iſt, er hat unſern Prinzen damit angeſteckt, weil er ſich nicht wohl davon ausſchließen konnte, und bei dem beſondern Verhältniß, das zwiſchen beiden Häuſern obwaltet, dem beſtrittenen Range des ſeinigen hier etwas ſchuldig zu ſeyn glaubte. Dazu kommt, daß in wenigen Wochen auch unſer Abſchied von Venedig herannaht; wodurch er ohnehin überhoben wird, dieſen außerordentlichen Aufwand in die Länge fortzuführen.

Der Prinz von **d**, wie man ſagt, iſt in Geſchäften des ***Ordens hier, wobei er ſich einbildet eine wichtige Rolle zu ſpielen. Daß er von allen Bekanntſchaften unſers Prinzen ſogleich Beſitz genommen haben werde, können Sie ſich leicht einbilden. In den Bucentauro beſonders iſt er mit Pomp eingeführt worden, da es ihm ſeit einiger Zeit beliebt hat, den witzigen Kopf und den ſtarken Geiſt zu ſpielen, wie er ſich denn auch in ſeinen Correſpondenzen, deren er in allen Weltgegenden unterhält, nur den Prince philosophe nennen läßt. Ich weiß nicht, ob Sie je das Glück gehabt haben, ihn zu ſehen. Ein vielverſprechendes Aeußere, beſchäftigte Augen, eine Miene voll Kunſtverſtändigkeit, viel Prunk von Lectüre, viel erworbene Natur, (vergönnen Sie mir dieſes Wort) und eine fürſtliche Herablaſſung zu Menſchengefühlen, dabei eine heroiſche Zuverſicht auf ſich ſelbſt, und eine Alles niederſprechende Beredſamkeit. Wer könnte bei ſo glänzenden Eigenſchaften einer K. H. ſeine Huldigung verſagen? Wie indeſſen der ſtille, wortarme und gründliche Werth unſers Prinzen neben dieſer ſchreienden Vortrefflichkeit auskommen wird, muß der Ausgang lehren.

In unſrer Einrichtung ſind ſeit der Zeit viele und große Veränderungen geſchehen. Wir haben ein neues prächtiges Haus, der neuen Procuratie gegenüber, bezogen, weil es dem Prinzen im Mohren zu eng wurde. Unſere Suite hat ſich um zwölf Köpfe vermehrt, Pagen, Mohren, Heiducken u. d. m. — Alles geht jetzt ins Große. Sie haben während Ihres Hierſeyns über Aufwand geklagt — jetzt ſollten Sie erſt ſehen!

Unſre innern Verhältniſſe ſind noch die alten, — außer,

daß der Prinz, der durch Ihre Gegenwart nicht mehr in Schranken gehalten wird, wo möglich noch einſylbiger und froſtiger gegen uns geworden iſt, und daß wir ihn jetzt außer dem An- und Auskleiden wenig haben. Unter dem Vorwand, daß wir das Franzöſiſche ſchlecht und das Italieniſche gar nicht reden, weiß er uns von ſeinen mehreſten Geſellſchaften auszuſchließen, wodurch er mir für meine Perſon eben keine große Kränkung anthut; aber ich glaube das Wahre davon einzuſehen: er ſchämt ſich unſerer — und das ſchmerzt mich, das haben wir nicht verdient.

Von unſern Leuten (weil Sie doch alle Kleinigkeiten wiſſen wollen) bedient er ſich jetzt faſt ganz allein des Biondello, den er, wie Sie wiſſen, nach Entweichung unſers Jägers in ſeine Dienſte nahm, und der ihm jetzt bei dieſer neuen Lebensart ganz unentbehrlich geworden iſt. Der Menſch kennt Alles in Venedig, und Alles weiß er zu gebrauchen. Es iſt nicht anders, als wenn er tauſend Augen hätte, tauſend Hände in Bewegung ſetzen könnte. Er bewerkſtellige dieſes mit Hülfe der Gondoliers, ſagt er. Dem Prinzen kommt er dadurch ungemein zu Statten, daß er ihn vorläufig mit allen neuen Geſichtern bekannt macht, die dieſem in ſeinen Geſellſchaften vorkommen; und die geheimen Notizen, die er gibt, hat der Prinz immer richtig befunden. Dabei ſpricht und ſchreibt er das Italieniſche und das Franzöſiſche vortrefflich, wodurch er ſich auch bereits zum Secretär des Prinzen aufgeſchwungen hat. Einen Zug von uneigennütziger Treue muß ich Ihnen doch erzählen, der bei einem Menſchen dieſes Standes in der That ſelten iſt. Neulich ließ ein angeſehener Kaufmann aus Rimini bei dem Prinzen um Gehör anſuchen. Der Gegenſtand war eine ſonderbare Beſchwerde über Biondello. Der Procurator, ſein voriger Herr, der ein wunderlicher Heiliger geweſen ſeyn mochte, hatte mit ſeinen Verwandten in unverſöhnlicher Feindſchaft gelebt, die ihn auch, wo möglich, noch überleben ſollte. Sein ganzes ausſchließendes Vertrauen hatte Biondello, bei dem er alle Geheimniſſe niederzulegen pflegte; dieſer mußte ihm noch am Todbette angeloben, ſie heilig zu bewahren, und zum Vortheil der Verwandten niemals Gebrauch davon zu machen; ein anſehnliches Legat ſollte ihn für dieſe Verſchwiegenheit belohnen. Als man ſein

Teſtament eröffnete und ſeine Papiere durchſuchte, fanden ſich große Lücken und Verwirrungen, worüber Biondello allein den Aufſchluß geben konnte. Dieſer läugnete hartnäckig, daß er etwas wiſſe, ließ den Erben das ſehr beträchtliche Legat, und behielt ſeine Geheimniſſe. Große Erbietungen wurden ihm von Seiten der Verwandten gethan, aber alle vergeblich; endlich um ihrem Zudringen zu entgehen, weil ſie drohten, ihn rechtlich zu belangen, begab er ſich bei dem Prinzen in Dienſte. An dieſen wandte ſich nun der Haupterbe, dieſer Kaufmann, und that noch größere Erbietungen, als die ſchon geſchehen waren, wenn Biondello ſeinen Sinn ändern wollte. Aber auch die Fürſprache des Prinzen war umſonſt. Dieſem geſtand er zwar, daß ihm wirklich dergleichen Geheimniſſe anvertraut wären, er läugnete auch nicht, daß der Verſtorbene im Haß gegen ſeine Familie vielleicht zu weit gegangen ſey; aber, ſetzte er hinzu, er war mein guter Herr und mein Wohlthäter, und im feſten Vertrauen auf meine Redlichkeit ſtarb er hin. Ich war der einzige Freund, den er auf der Welt verließ — um ſo weniger darf ich ſeine einzige Hoffnung hintergehen. Zugleich ließ er merken, daß dieſe Eröffnungen dem Andenken ſeines verſtorbenen Herrn nicht ſehr zur Ehre gereichen dürften. Iſt das nicht fein gedacht und edel? Auch können Sie leicht denken, daß der Prinz nicht ſehr darauf beharrte, ihn in einer ſo löblichen Geſinnung wankend zu machen. Dieſe ſeltene Treue, die er gegen ſeinen verſtorbenen Herrn bewies, hat ihm das uneingeſchränkte Vertrauen des lebenden gewonnen.

Leben Sie glücklich, liebſter Freund. Wie ſehne ich mich nach dem ſtillen Leben zurück, in welchem Sie uns hier fanden, und wofür Sie uns ſo angenehm entſchädigten! Ich fürchte, meine guten Zeiten in Venedig ſind vorbei, und Gewinn genug, wenn von dem Prinzen nicht das Nämliche wahr iſt. Das Element, worin er jetzt lebt, iſt dasjenige nicht, worin er in die Länge glücklich ſeyn kann, oder eine ſechzehnjährige Erfahrung müßte mich betrügen. Leben Sie wohl.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Zweiter Brief.

18. Mai.

Hätt' ich doch nicht gedacht, daß unſer Aufenthalt in Venedig noch zu irgend etwas gut ſeyn würde! Er hat einem Menſchen das Leben gerettet, ich bin mit ihm ausgeſöhnt.

Der Prinz ließ ſich neulich bei ſpäter Nacht aus dem Bucentauro nach Hauſe tragen, zwei Bediente, unter denen Biondello war, begleiteten ihn. Ich weiß nicht, wie es zugeht, die Sänfte, die man in der Eile aufgerafft hatte, zerbricht, und der Prinz ſieht ſich genöthigt, den Reſt des Weges zu Fuße zu machen. Biondello geht voran, der Weg führte durch einige dunkle abgelegene Straßen, und da es nicht weit mehr von Tagesanbruch war, ſo brannten die Lampen dunkel oder waren ſchon ausgegangen. Eine Viertelſtunde mochte man gegangen ſeyn, als Biondello die Entdeckung machte, daß er verirrt ſey. Die Aehnlichkeit der Brücken hatte ihn getäuſcht, und anſtatt in St. Marcus überzuſetzen, befand man ſich im Seſtiere von Caſtello. Es war in einer der abgelegenſten Gaſſen, und nichts Lebendes weit und breit; man mußte umkehren, um ſich in einer Hauptſtraße zu orientiren. Sie ſind nur wenige Schritte gegangen, als nicht weit von ihnen in einer Gaſſe ein Mordgeſchrei erſchallt. Der Prinz, unbewaffnet wie er war, reißt einem Bedienten den Stock aus den Händen, und mit dem entſchloſſenen Muth, den Sie an ihm kennen, nach der Gegend zu, woher dieſe Stimme erſchallte. Drei fürchterliche Kerls ſind eben im Begriff, einen Vierten niederzuſtoßen, der ſich mit ſeinem Begleiter nur noch ſchwach vertheidigt; der Prinz erſcheint noch eben zu rechter Zeit, um den tödtlichen Stich zu hindern. Sein und der Bedienten Rufen beſtürzt die Mörder, die ſich an einem ſo abgelegenen Ort auf keine Ueberraſchung verſehen hatten, daß ſie nach einigen leichten Dolchſtichen von ihrem Manne ablaſſen und die Flucht ergreifen. Halb ohnmächtig und vom Ringen erſchöpft, ſinkt der Verwundete in den Arm des Prinzen; ſein Begleiter entdeckt dieſem, daß er den Marcheſe von Civitella, den Neffen des Cardinals A***i, gerettet habe. Da der Marcheſe viel Blut verlor, ſo machte Biondello, ſo gut er konnte, in der Eile den

Wundarzt, und der Prinz trug Sorge, daß er nach dem Palaſt ſeines Oheims geſchafft wurde, der am nächſten gelegen war, und wohin er ihn ſelbſt begleitete. Hier verließ er ihn in der Stille und ohne ſich zu erkennen gegeben zu haben.

Aber durch einen Bedienten, der Biondello erkannt hatte, ward er verrathen. Gleich den folgenden Morgen erſchien der Cardinal, eine alte Bekanntſchaft aus dem Bucentauro. Der Beſuch dauerte eine Stunde; der Cardinal war in großer Bewegung, als ſie heraus kamen, Thränen ſtanden in ſeinen Augen, auch der Prinz war gerührt. Noch an demſelben Abend wurde bei dem Kranken ein Beſuch abgeſtattet, von dem der Wundarzt übrigens das Beſte verſichert. Der Mantel, in den er gehüllt war, hatte die Stöße unſicher gemacht, und ihre Stärke gebrochen. Seit dieſem Vorfall verſtrich kein Tag, an welchem der Prinz nicht im Hauſe des Cardinals Beſuche gegeben oder empfangen hätte, und eine ſtarke Freundſchaft fängt an, ſich zwiſchen ihm und dieſem Hauſe zu bilden.

Der Cardinal iſt ein ehrwürdiger Sechziger, majeſtätiſch von Anſehn, voll Heiterkeit und friſcher Geſundheit. Man hält ihn für einen der reichſten Prälaten im ganzen Gebiete der Republik. Sein unermeßliches Vermögen ſoll er noch ſehr jugendlich verwalten, und bei einer vernünftigen Sparſamkeit keine Weltfreude verſchmähen. Dieſer Neffe iſt ſein einziger Erbe, der aber mit ſeinem Oheim nicht immer im beſten Vernehmen ſtehen ſoll. So wenig der Alte ein Feind des Vergnügens iſt, ſo ſoll doch die Aufführung des Neffen auch die höchſte Toleranz erſchöpfen. Seine freien Grundſätze und ſeine zügelloſe Lebensart, unglücklicher Weiſe durch Alles unterſtützt, was Laſter ſchmücken und die Sinnlichkeit hinreißen kann, machen ihn zum Schrecken aller Väter und zum Fluch aller Ehemänner; auch dieſen letzten Angriff ſoll er ſich, wie man behauptet, durch eine Intrigue zugezogen haben, die er mit der Gemahlin des **ſchen Geſandten angeſponnen hatte; anderer ſchlimmen Händel nicht zu gedenken, woraus ihn das Anſehen und das Geld des Cardinals nur mit Mühe hat retten können. Dieſes abgerechnet, wäre letzterer der beneidetſte Mann in ganz Italien, weil er Alles beſitzt, was das Leben wünſchenswürdig machen kann. Mit dieſem einzigen Familienleiden nimmt das Glück alle ſeine Gaben zurück, und

vergällt ihm den Genuß ſeines Vermögens durch die immerwährende Furcht, keinen Erben dazu zu finden.

Alle dieſe Nachrichten habe ich von Biondello. In dieſem Menſchen hat der Prinz einen wahren Schatz erhalten. Mit jedem Tage macht er ſich unentbehrlicher, mit jedem Tage entdecken wir irgend ein neues Talent an ihm. Neulich hatte ſich der Prinz erhitzt und konnte nicht einſchlafen. Das Nachtlicht ward ausgelöſcht und kein Klingeln konnte den Kammerdiener erwecken, der außer dem Hauſe ſeinen Liebſchaften nachgegangen war. Der Prinz entſchließt ſich alſo, ſelbſt aufzuſtehen, um einen ſeiner Leute zu errufen. Er iſt noch nicht weit gegangen, als ihm von ferne eine liebliche Muſik entgegenſchallt. Er geht wie bezaubert dem Schall nach, und findet Biondello auf ſeinem Zimmer auf der Flöte blaſend, ſeine Kameraden um ihn her. Er will ſeinen Augen, ſeinen Ohren nicht trauen, und befiehlt ihm, fortzufahren. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit extemporirt dieſer nun daſſelbe ſchmelzende Adagio mit den glücklichſten Variationen und allen Feinheiten eines Virtuoſen. Der Prinz, der ein Kenner iſt, wie Sie wiſſen, behauptet, daß er ſich getroſt in der beſten Capelle hören laſſen dürfte.

„Ich muß dieſen Menſchen entlaſſen,“ ſagte er mir den Morgen darauf; „ich bin unvermögend, ihn nach Verdienſt zu belohnen.“ Biondello, der dieſe Worte aufgefangen hatte, trat herzu. Gnädigſter Herr, ſagte er, wenn Sie das thun, ſo rauben Sie mir meine beſte Belohnung.

„Du biſt zu etwas Beſſerm beſtimmt, als zu dienen,“ ſagte mein Herr. „Ich darf dir nicht vor deinem Glücke ſeyn.“

Dringen Sie mir doch kein anderes Glück auf, gnädigſter Herr, als das ich mir ſelbſt gewählt habe.

„Und ein ſolches Talent zu vernachläſſigen — Nein! Ich darf es nicht zugeben.“

So erlauben Sie mir, gnädigſter Herr, daß ich es zuweilen in Ihrer Gegenwart übe.

Und dazu wurden auch ſogleich die Anſtalten getroffen. Biondello erhielt ein Zimmer, zunächſt am Schlafgemach ſeines Herrn, wo er ihn mit Muſik in den Schlummer wiegen, und mit Muſik daraus erwecken kann. Seinen Gehalt wollte der Prinz verdoppeln, welches er aber verbat, mit der Erklärung: der Prinz

möchte ihm erlauben, dieſe zugedachte Gnade als ein Capital bei ihm zu deponiren, welches er vielleicht in kurzer Zeit nöthig haben würde, zu erheben. Der Prinz erwartet nunmehr, daß er nächſtens kommen werde, um etwas zu bitten; und was es auch ſeyn möge, es iſt ihm zum voraus gewährt. Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten aus K***n.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Dritter Brief.

4. Junius.

Der Marcheſe von Civitella, der von ſeinen Wunden nun ganz wieder hergeſtellt iſt, hat ſich vorige Woche durch ſeinen Onkel, den Cardinal, bei dem Prinzen einführen laſſen, und ſeit dieſem Tage folgt er ihm, wie ſein Schatten. Von dieſem Marcheſe hat mir Biondello doch nicht die Wahrheit geſagt, wenigſtens hat er ſie weit übertrieben. Ein ſehr liebenswürdiger Menſch von Anſehn, und unwiderſtehlich im Umgang. Es iſt nicht möglich, ihm gram zu ſeyn; der erſte Anblick hat mich erobert. Denken Sie ſich die bezauberndſte Figur, mit Würde und Anmuth getragen, ein Geſicht voll Geiſt und Seele, eine offne einladende Miene, einen einſchmeichelnden Ton der Stimme, die fließendſte Beredſamkeit, die blühendſte Jugend mit allen Grazien der feinſten Erziehung vereinigt. Er hat gar nichts von dem geringſchätzigen Stolz, von der feierlichen Steifheit, die uns an den übrigen Nobili ſo unerträglich fällt. Alles an ihm athmet jugendliche Frohherzigkeit, Wohlwollen, Wärme des Gefühls. Seine Ausſchweifungen muß man mir weit übertrieben haben, nie ſah ich ein vollkommneres, ſchöneres Bild der Geſundheit. Wenn er wirklich ſo ſchlimm iſt, als mir Biondello ſagt, ſo iſt es eine Sirene, der kein Menſch widerſtehen kann.

Gegen mich war er gleich ſehr offen. Er geſtand mir mit der angenehmſten Treuherzigkeit, daß er bei ſeinem Onkel dem Cardinal nicht am beſten angeſchrieben ſtehe, und es auch wohl verdient haben möge. Er ſey aber ernſtlich entſchloſſen, ſich zu beſſern, und das Verdienſt davon würde ganz dem Prinzen zufallen. Zugleich hoffe er, durch dieſen mit ſeinem Onkel wieder

ausgeſöhnt zu werden, weil der Prinz Alles über den Cardinal vermöge. Es habe ihm bis jetzt nur an einem Freunde und Führer gefehlt, und Beides hoffe er ſich in dem Prinzen zu erwerben.

Der Prinz bedient ſich auch aller Rechte eines Führers gegen ihn, und behandelt ihn mit der Wachſamkeit und Strenge eines Mentors. Aber eben dieſes Verhältniß gibt auch ihm gewiſſe Rechte an den Prinzen, die er ſehr gut geltend zu machen weiß. Er kommt ihm nicht mehr von der Seite, er iſt bei allen Partien, an denen der Prinz Theil nimmt; für den Bucentauro iſt er — und das iſt ſein Glück! — bis jetzt nur zu jung geweſen. Ueberall, wo er ſich mit dem Prinzen einfindet, entführt er dieſen der Geſellſchaft, durch die feine Art, womit er ihn zu beſchäftigen und auf ſich zu ziehen weiß. Niemand, ſagen ſie, habe ihn bändigen können, und der Prinz verdiene eine Legende, wenn ihm dieſes Rieſenwerk gelänge. Ich fürchte aber ſehr, das Blatt möchte ſich vielmehr wenden, und der Führer bei ſeinem Zögling in die Schule gehen, wozu ſich auch bereits alle Umſtände anzulaſſen ſcheinen.

Der Prinz von **d** iſt nun abgereist, und zwar zu unſerm allerſeitigen Vergnügen, auch meinen Herrn nicht ausgenommen. Was ich voraus geſagt habe, liebſter O**, iſt auch richtig eingetroffen. Bei ſo entgegengeſetzten Charakteren, bei ſo unvermeidlichen Colliſionen konnte dieſes gute Vernehmen auf die Dauer nicht beſtehen. Der Prinz von **d** war nicht lange in Venedig, ſo entſtand ein bedenkliches Schisma in der ſpirituellen Welt, das unſern Prinzen in Gefahr ſetzte, die Hälfte ſeiner bisherigen Bewunderer zu verlieren. Wo er ſich nur ſehen ließ, fand er dieſen Nebenbuhler in ſeinem Wege, der gerade die gehörige Doſis kleiner Liſt und ſelbſtgefälliger Eitelkeit beſaß, um jeden noch ſo kleinen Vortheil geltend zu machen, den ihm der Prinz über ſich gab. Weil ihm zugleich alle kleinlichen Kunſtgriffe zu Gebote ſtanden, deren Gebrauch dem Prinzen ein edles Selbſtgefühl unterſagte, ſo konnte es nicht fehlen, daß er nicht in kurzer Zeit die Schwachköpfe auf ſeiner Seite hatte, und an der Spitze einer Partie prangte, die ſeiner würdig war.[1] Das Vernünftigſte wäre freilich wohl

[1] Das harte Urtheil, welches ſich der Baron von F*** hier und in einigen Stellen des erſten Briefs über einen geiſtreichen Prinzen erlaubt, wird jeder, der

geweſen, mit einem Gegner dieſer Art ſich in gar keinen Wettkampf einzulaſſen, und einige Monate früher wäre dies gewiß die Partie geweſen, welche der Prinz ergriffen hätte. Jetzt aber war er ſchon zu weit in den Strom geriſſen, um das Ufer ſo ſchnell wieder erreichen zu können. Dieſe Nichtigkeiten hatten, wenn auch nur durch die Umſtände, einen gewiſſen Werth bei ihm erlangt, und hätte er ſie auch wirklich verachtet, ſo erlaubte ihm ſein Stolz nicht, ihnen in einem Zeitpunkte zu entſagen, wo ſein Nachgeben weniger für einen freiwilligen Entſchluß, als für ein Geſtändniß ſeiner Niederlage würde gegolten haben. Das unſelige Hin- und Wiederbringen ſchneidender Reden von beiden Seiten kam dazu, und der Geiſt von Rivalität, der ſeine Anhänger erhitzte, hatte auch ihn ergriffen. Um alſo ſeine Eroberungen zu bewahren, um ſich auf dem ſchlüpfrigen Platze zu erhalten, den ihm die Meinung der Welt angewieſen hatte, glaubte er die Gelegenheiten häufen zu müſſen, wo er glänzen und verbinden konnte, und dies konnte nur durch einen fürſtlichen Aufwand erreicht werden; daher ewige Feſte und Gelage, koſtbare Concerte, Präſente und hohes Spiel. Und weil ſich dieſe ſeltſame Raſerei bald auch der beiderſeitigen Suite und Dienerſchaft mittheilte, die, wie Sie wiſſen, über den Artikel der Ehre noch weit wachſamer zu halten pflegt als ihre Herrſchaft, ſo mußte er dem guten Willen ſeiner Leute durch ſeine Freigebigkeit zu Hülfe kommen. Eine ganze lange Kette von Armſeligkeiten, Alles unvermeidliche Folgen einer einzigen ziemlich verzeihlichen Schwachheit, von der ſich der Prinz in einem unglücklichen Augenblick überſchleichen ließ!

Den Nebenbuhler ſind wir zwar nun los, aber was er verdorben hat, iſt nicht ſo leicht wieder gut zu machen. Des Prinzen Schatulle iſt erſchöpft; was er durch eine weiſe Oekonomie ſeit Jahren erſpart hat, iſt dahin; wir müſſen eilen, aus Venedig zu kommen, wenn er ſich nicht in Schulden ſtürzen ſoll, wovor er ſich bis jetzt auf das ſorgfältigſte gehütet hat. Die Abreiſe iſt auch feſt beſchloſſen, ſobald nur erſt friſche Wechſel da ſind.

das Glück hat, dieſen Prinzen näher zu kennen, mit mir übertrieben finden, und es dem eingenommenen Kopfe dieſes jugendlichen Beurtheilers zu Gute halten.

Anm. des Graf. v. O**.

Möchte indeß aller dieſer Aufwand gemacht ſeyn, wenn mein Herr nur eine einzige Freude dabei gewonnen hätte! Aber nie war er weniger glücklich als jetzt! Er fühlt, daß er nicht iſt, was er ſonſt war — er ſucht ſich ſelbſt — er iſt unzufrieden mit ſich ſelbſt, und ſtürzt ſich in neue Zerſtreuungen, um den Folgen der alten zu entfliehen. Eine neue Bekanntſchaft folgt auf die andre, die ihn immer tiefer hinein reißt. Ich ſehe nicht, wie das noch werden ſoll. Wir müſſen fort — hier iſt keine andre Rettung — wir müſſen fort aus Venedig.

Aber, liebſter Freund, noch immer keine Zeile von Ihnen! Wie muß ich dieſes lange hartnäckige Schweigen mir erklären?

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Vierter Brief.

12. Junius.

Haben Sie Dank, liebſter Freund, für das Zeichen Ihres Andenkens, das mir der junge B***hl von Ihnen überbrachte. Aber was ſprechen Sie darin von Briefen, die ich erhalten haben ſoll? Ich habe keinen Brief von Ihnen erhalten, nicht eine Zeile. Welchen weiten Umweg müſſen die genommen haben! Künftig, liebſter O**, wenn Sie mich mit Briefen beehren, ſenden Sie ſolche über Trient und unter der Adreſſe meines Herrn.

Endlich haben wir den Schritt doch thun müſſen, liebſter Freund, den wir bis jetzt ſo glücklich vermieden haben. — Die Wechſel ſind ausgeblieben, jetzt in dieſem dringendſten Bedürfniß zum erſten Mal ausgeblieben, und wir waren in die Nothwendigkeit geſetzt, unſre Zuflucht zu einem Wucherer zu nehmen, weil der Prinz das Geheimniß gern etwas theurer bezahlt. Das Schlimmſte an dieſem unangenehmen Vorfall iſt, daß er unſre Abreiſe verzögert.

Bei dieſer Gelegenheit kam es zu einigen Erläuterungen zwiſchen mir und dem Prinzen. Das ganze Geſchäft war durch Biondello's Hände gegangen, und der Ebräer war da, ehe ich etwas davon ahndete. Den Prinzen zu dieſer Extremität gebracht zu ſehen, preßte mir das Herz, und machte alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Schrecken für die Zukunft in

mir lebendig, daß ich freilich etwas grämlich und düſter ausgeſehen haben mochte, als der Wucherer hinaus war. Der Prinz, den der vorhergehende Auftritt ohnehin ſehr reizbar gemacht hatte, ging mit Unmuth im Zimmer auf und nieder, die Rollen lagen noch auf dem Tiſche, ich ſtand am Fenſter, und beſchäftigte mich, die Scheiben in der Procuratie zu zählen, es war eine lange Stille; endlich brach er los.

„F***!“ fing er an: „Ich kann keine finſtern Geſichter um mich leiden.“

Ich ſchwieg.

„Warum antworten Sie mir nicht? — Seh' ich nicht, daß es Ihnen das Herz abdrücken will, Ihren Verdruß auszugießen? Und ich will haben, daß Sie reden. Sie dürften ſonſt Wunder glauben, was für weiſe Dinge Sie verſchweigen.“

Wenn ich finſter bin, gnädigſter Herr, ſagte ich, ſo iſt es nur, weil ich Sie nicht heiter ſehe.

„Ich weiß,“ fuhr er fort, „daß ich Ihnen nicht recht bin — ſchon ſeit geraumer Zeit — daß alle meine Schritte mißbilligt werden — daß — Was ſchreibt der Graf von O**?“

Der Graf von O** hat mir nichts geſchrieben.

„Nichts? Was wollen Sie es läugnen? Sie haben Herzensergießungen zuſammen — Sie und der Graf! Ich weiß es recht gut. Aber geſtehen Sie mir's immer. Ich werde mich nicht in Ihre Geheimniſſe eindringen.“

Der Graf von O**, ſagte ich, hat mir von drei Briefen, die ich ihm ſchrieb, noch den erſten zu beantworten.

„Ich habe Unrecht gethan,“ fuhr er fort. „Nicht wahr? (eine Rolle ergreifend) Ich hätte das nicht thun ſollen?“

Ich ſehe wohl ein, daß dies *nothwendig* war.

„Ich hätte mich nicht in die Nothwendigkeit ſetzen ſollen?“

Ich ſchwieg.

„Freilich! Ich hätte mich mit meinen Wünſchen nie über *das* hinaus wagen ſollen, und darüber zum Greis werden, wie ich zum Mann geworden bin! Weil ich aus der traurigen Einförmigkeit meines bisherigen Lebens einmal heraus gehe und herum ſchaue, ob ſich nicht irgend anderswo eine Quelle des Genuſſes für mich öffnet — weil ich —“

Wenn es ein Verſuch war, gnädigſter Herr, dann hab' ich

nichts mehr zu ſagen — dann ſind die Erfahrungen, die er Ihnen verſchafft haben wird, mit noch dreimal ſo viel nicht zu theuer erkauft. Es that mir weh, ich geſteh' es, daß die Meinung der Welt über eine Frage, wie Sie glücklich ſeyn ſollen, zu entſcheiden haben ſollte.

„Wohl Ihnen, das Sie ſie verachten können, die Meinung der Welt! Ich bin ihr Geſchöpf, ich muß ihr Sklave ſeyn. Was ſind wir anders als Meinung? Alles an uns Fürſten iſt Meinung. Die Meinung iſt unſre Amme und Erzieherin in der Kindheit, unſre Geſetzgeberin und Geliebte in männlichen Jahren, unſre Krücke im Alter. Nehmen Sie uns, was wir von der Meinung haben, und der Schlechteſte aus den übrigen Klaſſen iſt beſſer daran als wir; denn ſein Schickſal hat ihm doch zu einer Philoſophie verholfen, welche ihn über dieſes Schickſal tröſtet. Ein Fürſt, der die Meinung verlacht, hebt ſich ſelbſt auf, wie der Prieſter, der das Daſeyn eines Gottes läugnet."

Und dennoch, gnädigſter Prinz —

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Ich kann den Kreis überſchreiten, den meine Geburt um mich gezogen hat — aber kann ich auch alle Wahnbegriffe aus meinem Gedächtniß heraus reißen, die Erziehung und frühe Gewohnheit darein gepflanzt, und hundert tauſend Schwachköpfe unter euch immer feſter und feſter darin gegründet haben? Jeder will doch gern ganz ſeyn was er iſt, und unſre Exiſtenz iſt nun einmal, glücklich ſcheinen. Weil wir es nicht ſeyn können auf eure Weiſe, ſollen wir es darum gar nicht ſeyn? Wenn wir die Freude aus ihrem reinen Quell unmittelbar nicht mehr ſchöpfen dürfen, ſollen wir uns auch nicht mit einem künſtlichen Genuß hintergehen, nicht von eben der Hand, die uns beraubte, eine ſchwache Entſchädigung empfangen dürfen?"

Sonſt fanden Sie dieſe in Ihrem Herzen.

„Wenn ich ſie nun nicht mehr darin finde? — O wie kommen wir darauf? Warum mußten Sie dieſe Erinnerungen in mir aufwecken? — Wenn ich nun eben zu dieſem Sinnentumult meine Zuflucht nahm, um eine innere Stimme zu betäuben, die das Unglück meines Lebens macht — um dieſe grübelnde Vernunft zur Ruhe zu bringen, die wie eine ſchneidende Sichel in meinem Gehirn hin und her fährt, und mit jeder neuen Forſchung einen neuen Zweig meiner Glückſeligkeit zerſchneidet?"

Mein beſter Prinz! — Er war aufgeſtanden, und ging im Zimmer herum, in ungewöhnlicher Bewegung.

„Wenn Alles vor mir und hinter mir verſinkt — die Vergangenheit im traurigen Einerlei wie ein Reich der Verſteinerung hinter mir liegt — wenn die Zukunft mir nichts bietet — wenn ich meines Daſeyns ganzen Kreis im ſchmalen Raume der Gegenwart beſchloſſen ſehe — wer verargt es mir, daß ich dieſes magre Geſchenk der Zeit, — den Augenblick — feurig und unerſättlich wie einen Freund, den ich zum letzten Male ſehe, in meine Arme ſchließe?“

Gnädigſter Herr, ſonſt glaubten Sie an ein bleibenderes Gut —

„O machen Sie, daß mir das Wolkenbild halte, und ich will meine glühenden Arme darum ſchlagen. Was für Freude kann es mir geben, Erſcheinungen zu beglücken, die morgen dahin ſeyn werden, wie ich? — Iſt nicht alles Flucht um mich herum? Alles ſtößt ſich und drängt ſeinen Nachbar weg, aus dem Quell des Daſeyns einen Tropfen eilend zu trinken, und lechzend davon zu gehen. Jetzt in dem Augenblicke, wo ich meiner Kraft mich freue, iſt ſchon ein werdendes Leben an meine Zerſtörung angewieſen. Zeigen Sie mir etwas, das dauert, ſo will ich tugendhaft ſeyn.“

Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einſt der Genuß und die Richtſchnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen ewigen Ordnung zu dienen —

„Zukunft! Ewige Ordnung! — Nehmen wir hinweg, was der Menſch aus ſeiner eigenen Bruſt genommen, und ſeiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Geſetz untergeſchoben hat — was bleibt uns dann übrig? — Was mir vorherging und was mir folgen wird, ſehe ich als zwei ſchwarze und undurchdringliche Decken an, die an beiden Gränzen des menſchlichen Lebens herunter hangen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen ſtehen mit der Fackel davor, und rathen und rathen, was etwa dahinter ſeyn möchte. Viele ſehen ihren eigenen Schatten, die Geſtalten ihrer Leidenſchaft, vergrößert auf der Decke der Zukunft ſich bewegen, und fahren ſchaudernd vor ihrem eigenen Bilde zuſammen.

Dichter, Philoſophen und Staatenſtifter haben ſie mit ihren Träumen bemalt, lachender oder finſtrer, wie der Himmel über ihnen trüber oder heiterer war; und von weitem täuſchte die Perſpective. Auch manche Gaukler nützten dieſe allgemeine Neugier, und ſetzten durch ſeltſame Vermummungen die geſpannten Phantaſien in Erſtaunen. Eine tiefe Stille herrſcht hinter dieſer Decke, Keiner, der einmal dahinter iſt, antwortet hinter ihr hervor; Alles was man hörte, war ein hohler Wiederſchall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter dieſe Decke müſſen alle, und mit Schaudern faſſen ſie ſie an, ungewiß, wer wohl dahinter ſtehe, und ſie in Empfang nehmen werde; quid sit id, quod tantum perituri vident. Freilich gab es auch Ungläubige darunter, die behaupteten, daß dieſe Decke die Menſchen nur narre, und daß man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter ſey, aber um ſie zu überweiſen, ſchickte man ſie eilig dahinter."

Ein raſcher Schluß war es immer, wenn ſie keinen beſſern Grund hatten, als weil ſie nichts ſahen.

„Sehen Sie nun, lieber Freund, ich beſcheide mich gern, nicht hinter dieſe Decke blicken zu wollen — und das Weiſeſte wird doch wohl ſeyn, mich von aller Neugier zu entwöhnen. Aber indem ich dieſen unüberſchreitbaren Kreis um mich ziehe, und mein ganzes Seyn in die Schranken der Gegenwart einſchließe, wird mir dieſer kleine Fleck deſto wichtiger, den ich ſchon über eiteln Eroberungsgedanken zu vernachläſſigen in Gefahr war. Das, was Sie den Zweck meines Daſeyns nennen, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich kann mich ihm nicht entziehen, ich kann ihm nicht nachhelfen; ich weiß aber und glaube feſt, daß ich einen ſolchen Zweck erfüllen muß und erfülle. Ich bin einem Boten gleich, der einen verſiegelten Brief an den Ort ſeiner Beſtimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerlei ſeyn — er hat nichts als ſein Botenlohn dabei zu verdienen."

O wie arm laſſen Sie mich ſtehn.

„Aber wohin haben wir uns verirret?" rief jetzt der Prinz aus, indem er lächelnd auf den Tiſch ſah, wo die Rollen lagen. „Und doch nicht ſo ſehr verirret!" ſetzte er hinzu — „denn vielleicht werden Sie mich jetzt in dieſer neuen Lebensart wieder finden. Auch ich konnte mich nicht ſo ſchnell von dem eingebil-

deten Reichthum entwöhnen, die Stützen meiner Moralität und meiner Glückſeligkeit nicht ſo ſchnell von dem lieblichen Traume ablöſen, mit welchem Alles, was bis jetzt in mir gelebt hatte, ſo feſt verſchlungen war. Ich ſehnte mich nach dem Leichtſinne, der das Daſeyn der mehreſten Menſchen um mich her erträglich macht. Alles, was mich mir ſelbſt entführte, war mir willkommen. Soll ich es Ihnen geſtehen? Ich wünſchte zu ſinken, um dieſe Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerſtören."

Hier unterbrach uns ein Beſuch — Künftig werde ich Sie von einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wohl ſchwerlich auf ein Geſpräch, wie das heutige, erwarten dürften. Leben Sie wohl.

Baron von L*** an den Grafen von O**.

Fünfter Brief.

1. Julius.

Da unſer Abſchied von Venedig nunmehr mit ſtarken Schritten herannahet, ſo ſollte dieſe Woche noch dazu angewandt werden, alles Sehenswürdige an Gemälden und Gebäuden noch nachzuholen, was man bei einem langen Aufenthalt immer verſchiebt. Beſonders hatte man uns mit vieler Bewunderung von der Hochzeit zu Cana des Paul Veroneſe geſprochen, die auf der Inſel St. Georg in einem dortigen Benedictinerkloſter zu ſehen iſt. Erwarten Sie von mir keine Beſchreibung dieſes außerordentlichen Kunſtwerks, das mir im Ganzen zwar einen ſehr überraſchenden, aber nicht ſehr genußreichen Anblick gegeben hat. Wir hätten ſo viele Stunden als Minuten gebraucht, um eine Compoſition von hundert und zwanzig Figuren zu umfaſſen, die über dreißig Fuß in der Breite hat. Welches menſchliche Auge kann ein ſo zuſammengeſetztes Ganze erreichen, und die ganze Schönheit, die der Künſtler darin verſchwendet hat, in Einem Eindruck genießen! Schade iſt es indeſſen, daß ein Werk von dieſem Gehalte, das an einem öffentlichen Orte glänzen und von Jedermann genoſſen werden ſollte, keine beſſere Beſtimmung hat, als eine Anzahl Mönche in ihrem Refectorium zu vergnügen. Auch die Kirche dieſes Kloſters verdient nicht weniger geſehen zu werden. Sie iſt eine der ſchönſten in dieſer Stadt.

Gegen Abend ließen wir uns in die Giudecca überfahren, um dort in den reizenden Gärten einen ſchönen Abend zu verleben. Die Geſellſchaft, die nicht ſehr groß war, zerſtreute ſich bald, und mich zog Civitella, der ſchon den ganzen Tag über Gelegenheit geſucht hatte mich zu ſprechen, mit ſich in eine Buscage.

„Sie ſind der Freund des Prinzen,“ fing er an, „vor dem er keine Geheimniſſe zu haben pflegt, wie ich von ſehr guter Hand weiß. Als ich heute in ſein Hotel trat, kam ein Mann heraus, deſſen Gewerbe mir bekannt iſt — und auf des Prinzen Stirne ſtanden Wolken, als ich zu ihm herein trat.“ — Ich wollte ihn unterbrechen — „Sie können es nicht läugnen,“ fuhr er fort, „ich kannte meinen Mann, ich hab' ihn ſehr gut ins Herz gefaßt — und wär' es möglich? Der Prinz hätte Freunde in Venedig, Freunde, die ihm mit Blut und Leben verpflichtet ſind, und ſollte dahin gebracht ſeyn, in einem dringenden Falle ſich ſolcher Creaturen zu bedienen? Seyn Sie aufrichtig, Baron! — Iſt der Prinz in Verlegenheit? — Sie bemühen ſich umſonſt, es zu verbergen. Was ich von Ihnen nicht erfahre, iſt mir bei meinem Manne gewiß, dem jedes Geheimniß feil iſt.“

Herr Marcheſe —

„Verzeihen Sie. Ich muß indiscret ſcheinen, um nicht ein Undankbarer zu werden. Dem Prinzen dank' ich Leben, und was mir weit über das Leben geht, einen vernünftigen Gebrauch des Lebens Ich ſollte den Prinzen Schritte thun ſehen, die ihm koſten, die unter ſeiner Würde ſind; es ſtände in meiner Macht, ſie ihm zu erſparen, und ich ſollte mich leidend dabei verhalten?“

Der Prinz iſt nicht in Verlegenheit, ſagte ich. Einige Wechſel, die wir über Trient erwarteten, ſind uns unvermuthet ausgeblieben. Zufällig ohne Zweifel — oder weil man, in Ungewißheit wegen ſeiner Abreiſe, noch eine nähere Weiſung von ihm erwartete. Dies iſt nun geſchehen, und bis dahin —

Er ſchüttelte den Kopf. „Verkennen Sie meine Abſicht nicht,“ ſagte er. „Es kann hier nicht davon die Rede ſeyn, meine Verbindlichkeit gegen den Prinzen dadurch zu vermindern — würden alle Reichthümer meines Onkels dazu hinreichen? Die Rede iſt davon, ihm einen einzigen unangenehmen Augenblick

zu erſparen. Mein Oheim beſitzt ein großes Vermögen, worüber ich ſo gut als über mein Eigenthum disponiren kann. Ein glücklicher Zufall führt mir den einzigen möglichen Fall entgegen, daß dem Prinzen, von allem, was in meiner Gewalt ſtehet, etwas nützlich werden kann. „Ich weiß," fuhr er fort, „was die Delicateſſe dem Prinzen auflegt — aber ſie iſt auch gegenſeitig — und es wäre großmüthig von dem Prinzen gehandelt, mir dieſe kleine Genugthuung zu gönnen, geſchäh' es auch nur zum Scheine — um mir die Laſt von Verbindlichkeit, die mich niederdrückt, weniger fühlbar zu machen."

Er ließ nicht nach, bis ich ihm verſprochen hatte, mein Möglichſtes dabei zu thun; ich kannte den Prinzen, und hoffte darum wenig. Alle Bedingungen wollte er ſich von dem letztern gefallen laſſen, wiewohl er geſtand, daß es ihn empfindlich kränken würde, wenn ihn der Prinz auf dem Fuß eines Fremden behandelte.

Wir hatten uns in der Hitze des Geſprächs weit von der übrigen Geſellſchaft verloren, und waren eben auf dem Rückweg, als Z*** uns entgegen kam.

„Ich ſuche den Prinzen bei Ihnen — iſt er nicht hier? —"

Eben wollen wir zu ihm. Wir vermutheten ihn bei der übrigen Geſellſchaft zu finden —

„Die Geſellſchaft iſt beiſammen, aber er iſt nirgends anzutreffen. Ich weiß gar nicht, wie er uns aus den Augen gekommen iſt."

Hier erinnerte ſich Civitella, daß ihm vielleicht eingefallen ſeyn könnte, die anſtoßende Kirche zu beſuchen, auf die er ihn kurz vorher ſehr aufmerkſam gemacht hatte. Wir machten uns ſogleich auf den Weg, ihn dort aufzuſuchen. Schon von weitem entdeckten wir Biondello, der am Eingang der Kirche wartete. Als wir näher kamen, trat der Prinz etwas haſtig aus einer Seitenthüre; ſein Geſicht glühte, ſeine Augen ſuchten Biondello, den er herbei rief. Er ſchien ihm etwas ſehr angelegentlich zu befehlen, wobei er immer die Augen auf die Thüre richtete, die offen geblieben war. Biondello eilte ſchnell von ihm in die Kirche — der Prinz, ohne uns gewahr zu werden, drückte ſich an uns vorbei, durch die Menge, und eilte zur Geſellſchaft zurück, wo er noch vor uns anlangte.

Es wurde beſchloſſen, in einem offenen Pavillon dieſes Gartens das Souper einzunehmen, wozu der Marcheſe ohne unſer Wiſſen ein kleines Concert veranſtaltet hatte, das ganz auserleſen war. Beſonders ließ ſich eine junge Sängerin dabei hören, die uns alle durch ihre liebliche Stimme, wie durch ihre reizende Figur, entzückte. Auf den Prinzen ſchien nichts Eindruck zu machen; er ſprach wenig, und antwortete zerſtreut, ſeine Augen waren unruhig nach der Gegend gekehrt, woher Biondello kommen mußte; eine große Bewegung ſchien in ſeinem Innern vorzugehen. Civitella fragte, wie ihm die Kirche gefallen hätte; er wußte nichts davon zu ſagen. Man ſprach von einigen vorzüglichen Gemälden, die ſie merkwürdig machten; er hatte keine Gemälde geſehen. Wir merkten, daß unſere Fragen ihn beläſtigten, und ſchwiegen. Eine Stunde verging nach der andern, und Biondello kam noch immer nicht. Des Prinzen Ungeduld ſtieg aufs höchſte; er hob die Tafel frühzeitig auf, und ging in einer abgelegenen Allee ganz allein mit ſtarken Schritten auf und nieder. Niemand begriff, was ihm begegnet ſeyn mochte. Ich wagte es nicht, ihn um die Urſache einer ſo ſeltſamen Veränderung zu befragen; es iſt ſchon lange, daß ich mir die vorigen Vertraulichkeiten nicht mehr bei ihm heraus nehme. Mit deſto mehr Ungeduld erwartete ich Biondello's Zurückkunft, der mir dieſes Räthſel aufklären ſollte.

Es war nach zehn Uhr, als der wieder kam. Die Nachrichten, die er dem Prinzen mitbrachte, trugen nichts dazu bei, dieſen geſprächiger zu machen. Mißmuthig trat er zur Geſellſchaft, die Gondel wurde beſtellt, und bald darauf fuhren wir nach Hauſe.

Den ganzen Abend konnte ich keine Gelegenheit finden, Biondello zu ſprechen; ich mußte mich alſo mit meiner unbefriedigten Neugierde ſchlafen legen. Der Prinz hatte uns frühzeitig entlaſſen; aber tauſend Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, erhielten mich munter. Lange hört' ich ihn über meinem Schlafzimmer auf und nieder gehen; endlich überwältigte mich der Schlaf. Spät nach Mitternacht erweckte mich eine Stimme — eine Hand fuhr über mein Geſicht; wie ich aufſah, war es der Prinz, der, ein Licht in der Hand, vor meinem Bette ſtand. Er könne nicht einſchlafen, ſagte er, und bat mich, ihm die

Nacht verkürzen zu helfen. Ich wollte mich in meine Kleider werfen — er befahl mir, zu bleiben, und ſetzte ſich zu mir vor das Bette.

„Es iſt mir heute etwas vorgekommen," fing er an, „davon der Eindruck aus meinem Gemüthe nie mehr verlöſchen wird. Ich ging von Ihnen, wie Sie wiſſen, in die *** Kirche, worauf mich Civitella neugierig gemacht, und die ſchon von ferne meine Augen auf ſich gezogen hatte. Weil weder Sie noch er mir gleich zur Hand waren, ſo machte ich die wenigen Schritte allein; Biondello ließ ich am Eingange auf mich warten. Die Kirche war ganz leer — eine ſchaurigkühle Dunkelheit umfing mich, als ich aus dem ſchwülen, blendenden Tageslicht hinein trat. Ich ſah mich einſam in dem weiten Gewölbe, worin eine feierliche Grabſtille herrſchte. Ich ſtellte mich in die Mitte des Doms, und überließ mich der ganzen Fülle dieſes Eindrucks; allmählig traten die großen Verhältniſſe dieſes majeſtätiſchen Baues meinen Augen bemerkbarer hervor, ich verlor mich in ernſter, ergötzender Betrachtung. Die Abendglocke tönte über mir, ihr Ton verhallte ſanft in dieſem Gewölbe, wie in meiner Seele. Einige Altarſtücke hatten von weitem meine Aufmerkſamkeit erweckt; ich trat näher, ſie zu betrachten; unvermerkt hatte ich dieſe ganze Seite der Kirche bis zum entgegenſtehenden Ende durchwandert. Hier lenkt man um einen Pfeiler einige Treppen hinauf in eine Nebencapelle, worin mehrere kleinere Altäre und Statüen von Heiligen in Niſchen angebracht ſtehen. Wie ich in die Capelle zur Rechten hineintrete — höre ich nahe an mir ein zartes Wiſpern, wie wenn Jemand leiſe ſpricht — ich wende mich nach dem Tone, und — zwei Schritte von mir fällt mir eine weibliche Geſtalt in die Augen — — Nein! ich kann ſie nicht nachſchildern dieſe Geſtalt! — Schrecken war meine erſte Empfindung, die aber bald dem ſüßeſten Hinſtaunen Platz machte."

Und dieſe Geſtalt, gnädigſter Herr — wiſſen Sie auch gewiß, daß ſie etwas Lebendiges war, etwas Wirkliches, kein bloßes Gemälde, kein Geſicht Ihrer Phantaſie?

„Hören Sie weiter — Es war eine Dame — Nein! Ich hatte bis auf dieſen Augenblick dies Geſchlecht nie geſehen! — Alles war düſter rings herum, nur durch ein einziges Fenſter fiel der untergehende Tag in die Capelle, die Sonne war

nirgends mehr, als auf dieſer Geſtalt. Mit unausſprechlicher Anmuth — halb knieend, halb liegend — war ſie vor einem Altar hingegoſſen — der gewagteſte, lieblichſte, gelungenſte Umriß, einzig und unnachahmlich. die ſchönſte Linie in der Natur. Schwarz war ihr Gewand, das ſich ſpannend um den reizendſten Leib, um die niedlichſten Arme ſchloß, und in weiten Falten, wie eine ſpaniſche Robe, um ſie breitete; ihr langes lichtblondes Haar, in zwei breite Flechten geſchlungen, die durch ihre Schwere losgegangen und unter dem Schleier hervorgedrungen waren, floß in reizender Unordnung weit über den Rücken hinab — eine Hand lag an dem Crucifixe, und ſanft hinſinkend ruhte ſie auf der andern. Aber wo finde ich Worte, Ihnen das himmliſch ſchöne Angeſicht zu beſchreiben, wo eine Engelſeele, wie auf ihrem Thronenſitz, die ganze Fülle ihrer Reize ausbreitete? Die Abendſonne ſpielte darauf, und ihr luſtiges Gold ſchien es mit einer künſtlichen Glorie zu umgeben. Können Sie ſich die Madonna unſers Florentiners zurückrufen? — Hier war ſie ganz, ganz bis auf die unregelmäßigen Eigenheiten, die ich an jenem Bilde ſo anziehend, ſo unwiderſtehlich fand.

Mit der Madonna, von der der Prinz hier ſpricht, verhält es ſich ſo. Kurz nachdem Sie abgereiſet waren, lernte er einen florentiniſchen Maler hier kennen, der nach Venedig berufen worden war, um für eine Kirche, deren ich mich nicht mehr entſinne, ein Altarblatt zu malen. Er hatte drei andere Gemälde mitgebracht, die er für die Galerie im Cornariſchen Palaſte beſtimmt hatte. Die Gemälde waren eine Madonna, eine Heloiſe, und eine faſt ganz unbekleidete Venus — alle drei von ausnehmender Schönheit, und am Werthe einander ſo gleich, daß es beinahe unmöglich war, ſich für eines von den dreien ausſchließend zu entſcheiden. Nur der Prinz blieb nicht einen Augenblick unſchlüſſig; man hatte ſie kaum vor ihm ausgeſtellt, als das Madonnaſtück ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich zog; in den beiden übrigen wurde das Genie des Künſtlers bewundert, bei dieſem vergaß er den Künſtler und ſeine Kunſt, um ganz im Anſchauen ſeines Werks zu leben. Er war ganz wunderbar davon gerührt; er konnte ſich von dem Stücke kaum losreißen. Der Künſtler, dem man wohl anſah, daß er das Urtheil des

Prinzen im Herzen bekräftigte, hatte den Eigenſinn, die drei Stücke nicht trennen zu wollen, und forderte 1500 Zechinen für alle. Die Hälfte bot ihm der Prinz für dieſes einzige an — der Künſtler beſtand auf ſeiner Bedingung, und wer weiß, was noch geſchehen wäre, wenn ſich nicht ein entſchloſſener Käufer gefunden hätte. Zwei Stunden darauf waren alle drei Stücke weg; wir haben ſie nicht mehr geſehen. Dieſes Gemälde kam dem Prinzen jetzt in Erinnerung.

„Ich ſtand," fuhr er fort, „ich ſtand in ihrem Anblick verloren. Sie bemerkte mich nicht, ſie ließ ſich durch meine Dazwiſchenkunft nicht ſtören, ſo ganz war ſie in ihrer Andacht vertieft. Sie betete zu ihrer Gottheit und ich betete zu ihr — Ja, ich betete ſie an — Alle dieſe Bilder der Heiligen, dieſe Altäre, dieſe brennenden Kerzen hatten mich nicht daran erinnert; jetzt zum erſten Mal ergriff mich's, als ob ich in einem Heiligthum wäre. Soll ich es Ihnen geſtehen? Ich glaubte in dieſem Augenblick felſenfeſt an den, den ihre ſchöne Hand umfaßt hielt. Ich las ja ſeine Antwort in ihren Augen. Dank ihrer reizenden Andacht! Sie machte mir ihn wirklich — ich folgte ihr nach durch alle ſeine Himmel."

„Sie ſtand auf, und jetzt erſt kam ich wieder zu mir ſelbſt. Mit ſchüchterner Verwirrung wich ich auf die Seite, das Geräuſch, das ich machte, entdeckte mich ihr. Die unvermuthete Nähe eines Mannes mußte ſie überraſchen, meine Dreiſtigkeit konnte ſie beleidigen; keines von beiden war in dem Blicke, womit ſie mich anſah. Ruhe, unausſprechliche Ruhe war darin, und ein gütiges Lächeln ſpielte um ihre Wangen. Sie kam aus ihrem Himmel — und ich war das erſte glückliche Geſchöpf, das ſich ihrem Wohlwollen anbot. Sie ſchwebte noch auf der letzten Sproſſe des Gebets — ſie hatte die Erde noch nicht berührt."

„In einer andern Ecke der Capelle regte es ſich nun auch. Eine ältliche Dame war es, die dicht hinter mir von einem Kirchſtuhle aufſtand. Ich hatte ſie bis jetzt nicht wahrgenommen. Sie war nur wenige Schritte von mir, ſie hatte alle meine Bewegungen geſehen. Dies beſtürzte mich — ich ſchlug die Augen zu Boden, und man rauſchte an mir vorüber."

„Ich ſah ſie den langen Kirchgang hinunter gehen. Die ſchöne Geſtalt iſt aufgerichtet — Welche liebliche Majeſtät!

Welcher Adel im Gange! Das vorige Weſen iſt es nicht mehr — neue Grazien — eine ganz neue Erſcheinung. Langſam gehen ſie hinab. Ich folge von weitem und ſchüchtern, ungewiß, ob ich es wagen ſoll, ſie einzuholen? ob ich es nicht ſoll? Wird ſie mir keinen Blick mehr ſchenken? Schenkte ſie mir einen Blick, da ſie an mir vorüberging, und ich die Augen nicht zu ihr aufſchlagen konnte? — O wie marterte mich dieſer Zweifel!"

„Sie ſtehen ſtille, und ich — kann keinen Fuß von der Stelle ſetzen. Die ältliche Dame, ihre Mutter, oder was ſie ihr ſonſt war, bemerkt die Unordnung in den ſchönen Haaren, und iſt geſchäftig, ſie zu verbeſſern, indem ſie ihr den Sonnenſchirm zu halten gibt. O wie viel Unordnung wünſchte ich dieſen Haaren, wie viel Ungeſchicklichkeit dieſen Händen!"

„Die Toilette iſt gemacht, und man nähert ſich der Thüre. Ich beſchleunige meine Schritte — Eine Hälfte der Geſtalt verſchwindet — und wieder eine — nur noch der Schatten ihres zurückfliegenden Kleides — Sie iſt weg — Nein, ſie kommt wieder. Eine Blume entfiel ihr, ſie bückt ſich nieder, ſie aufzuheben — ſie ſieht noch einmal zurück und — nach mir? — Wen ſonſt kann ihr Auge in dieſen todten Mauern ſuchen? Alſo war ich ihr kein fremdes Weſen mehr — auch mich hat ſie zurückgelaſſen, wie ihre Blume — Lieber F***, ich ſchäme mich, es Ihnen zu ſagen, wie kindiſch ich dieſen Blick auslegte, der — vielleicht nicht einmal mein war!"

Ueber das Letzte glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können.

„Sonderbar," fuhr der Prinz nach einem tiefen Stillſchweigen fort, „kann man etwas nie gekannt, nie vermißt haben, und einige Augenblicke ſpäter nur in dieſem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menſchen in zwei ſo ungleichartige Weſen zertrennen? Es wäre mir eben ſo unmöglich, zu den Freuden und Wünſchen des geſtrigen Morgens, als zu den Spielen meiner Kindheit zurückzukehren, ſeit ich das ſah, ſeitdem dieſes Bild hier wohnet — dieſes lebendige, mächtige Gefühl in mir: Du kannſt nichts mehr lieben als das, und in dieſer Welt wird nichts anders mehr auf dich wirken!"

Denken Sie nach, gnädigſter Herr, in welcher reizbaren Stimmung Sie waren, als dieſe Erſcheinung Sie überraſchte, und wie Vieles zuſammen kam, Ihre Einbildungskraft zu ſpannen.

Aus dem hellen blendenden Tageslicht, aus dem Gewühle der Straße plötzlich in dieſe ſtille Dunkelheit verſetzt — ganz den Empfindungen hingegeben, die, wie Sie ſelbſt geſtehen, die Stille, die Majeſtät dieſes Orts in Ihnen rege machte — durch Betrachtung ſchöner Kunſtwerke für Schönheit überhaupt empfänglicher gemacht — zugleich allein und einſam Ihrer Meinung nach — und nun auf einmal — in der Nähe — von einer Mädchengeſtalt überraſcht, wo Sie ſich keines Zeugen verſahen — von einer Schönheit, wie ich Ihnen gerne zugebe, die durch eine vortheilhafte Beleuchtung, eine glückliche Stellung, einen Ausdruck begeiſterter Andacht noch mehr erhoben ward — was war natürlicher, als daß ihre entzündete Phantaſie ſich etwas Idealiſches, etwas überirdiſch Vollkommenes daraus zuſammenſetzte?

„Kann die Phantaſie etwas geben, was ſie nie empfangen hat? — und im ganzen Gebiete meiner Darſtellung iſt nichts, was ich mit dieſem Bilde zuſammenſtellen könnte. Ganz und unverändert, wie im Augenblicke des Schauens, liegt es in meiner Erinnerung; ich habe nichts als dieſes Bild — aber Sie könnten mir eine Welt dafür bieten!"

Gnädigſter Prinz, das iſt Liebe.

„Muß es denn nothwendig ein Name ſeyn, unter welchem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tauſend ſchwache Seelen mißbrauchen! Welcher andere hat gefühlt, was ich fühle? Ein ſolches Weſen war noch nicht vorhanden, wie kann der Name früher da ſeyn, als die Empfindung? Es iſt ein neues einziges Gefühl, neu entſtanden mit dieſem neuen einzigen Weſen, und für dieſes Weſen nur möglich! — Liebe! Vor der Liebe bin ich ſicher!"

Sie verſchickten Biondello — ohne Zweifel, um die Spur Ihrer Unbekannten zu verfolgen, um Erkundigungen von ihr einzuziehen? Was für Nachrichten brachte er Ihnen zurück?

„Biondello hat nichts entdeckt — ſo viel als gar nichts. Er fand ſie noch an der Kirchthüre. Ein bejahrter, anſtändig gekleideter Mann, der eher einem hieſigen Bürger als einem Bedienten gleich ſah, erſchien, ſie nach der Gondel zu begleiten. Eine Anzahl Armer ſtellte ſich in Reihen, wie ſie vorüber ging, und verließ ſie mit ſehr vergnügter Miene. Bei dieſer Gelegenheit,

ſagt Biondello, wurde eine Hand ſichtbar, woran einige koſtbare Steine blitzten. Mit ihrer Begleiterin ſprach ſie einiges, das Biondello nicht verſtand; er behauptet, es ſey griechiſch geweſen. Da ſie eine ziemliche Strecke nach dem Canal zu gehen hatten, ſo fing ſchon etwas Volk an, ſich zu ſammeln; das Außerordentliche des Anblicks brachte alle Vorübergehenden zum Stehen. Niemand kannte ſie — Aber die Schönheit iſt eine geborne Königin. Alles machte ihr ehrerbietig Platz. Sie ließ einen ſchwarzen Schleier über das Geſicht fallen, der das halbe Gewand bedeckte, und eilte in die Gondel. Längs dem ganzen Canal der Giudecca behielt Biondello das Fahrzeug im Geſicht, aber es weiter zu verfolgen, hinderte ihn das Gedränge."

Aber den Gondolier hat er ſich doch gemerkt, um dieſen wenigſtens wieder zu erkennen?

„Den Gondolier getraut er ſich ausfindig zu machen; doch iſt es keiner von denen, mit denen er Verkehr hat. Die Armen, die er ausfragte, konnten ihm weiter keinen Beſcheid geben, als daß Signora ſich ſchon ſeit einigen Wochen und immer Sonnabends hier zeige, und noch allemal ein Goldſtück unter ſie vertheilt habe. Es war ein holländiſcher Ducaten, den er eingewechſelt, und mir überbracht hat."

Eine Griechin alſo, und von Stande, wie es ſcheint, von Vermögen wenigſtens, und wohlthätig. Das wäre fürs erſte genug, gnädigſter Herr — genug und faſt zu viel! Aber eine Griechin und in einer katholiſchen Kirche!

„Warum nicht? Sie kann ihren Glauben verlaſſen haben. Ueberdies — etwas Geheimnißvolles iſt es immer — Warum die Woche nur Einmal? Warum nur Sonnabends in dieſer Kirche, wo dieſe gewöhnlich verlaſſen ſeyn ſoll, wie mir Biondello ſagt? — Späteſtens der kommende Sonnabend muß dies entſcheiden. Aber bis dahin, lieber Freund, helfen Sie mir dieſe Kluft von Zeit überſpringen! Aber umſonſt! Tage und Stunden gehen ihren gelaſſenen Schritt, und mein Verlangen hat Flügel."

Und wenn dieſer Tag nun erſcheint — was dann, gnädigſter Herr? Was ſoll dann geſchehen?

„Was geſchehen ſoll? — Ich werde ſie ſehen. Ich werde ihren Aufenthalt erforſchen. Ich werde erfahren, wer ſie iſt. —

— Wer ſie iſt? — Was kann mich dieſes bekümmern? Was ich ſah, machte mich glücklich, alſo weiß ich ja ſchon Alles, was mich glücklich machen kann!“

Und unſere Abreiſe aus Venedig, die auf den Anfang kommenden Monats feſtgeſetzt iſt?

„Konnte ich im voraus wiſſen, daß Venedig noch einen ſolchen Schatz für mich einſchließe? — Sie fragen mich aus meinem geſtrigen Leben. Ich ſage Ihnen, daß ich nur von heute an bin und ſeyn will.“

Jetzt glaubte ich die Gelegenheit gefunden zu haben, dem Marcheſe Wort zu halten. Ich machte dem Prinzen begreiflich, daß ſein längeres Bleiben in Venedig mit dem geſchwächten Zuſtande ſeiner Caſſe durchaus nicht beſtehen könne, und daß, im Fall er ſeinen Aufenthalt über den zugeſtandenen Termin verlängerte, auch von ſeinem Hofe nicht ſehr auf Unterſtützung würde zu rechnen ſeyn. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, was mir bis jetzt ein Geheimniß geweſen, daß ihm von ſeiner Schweſter, der regierenden *** von ***, ausſchließend vor ſeinen übrigen Brüdern, und heimlich, anſehnliche Zuſchüſſe bezahlt werden, die ſie gerne bereit ſey, zu verdoppeln, wenn ſein Hof ihn im Stiche ließe. Dieſe Schweſter, eine fromme Schwärmerin, wie Sie wiſſen, glaubt die großen Erſparniſſe, die ſie bei einem ſehr eingeſchränkten Hofe macht, nirgends beſſer aufgehoben, als bei einem Bruder, deſſen weiſe Wohlthätigkeit ſie kennt, und den ſie enthuſiaſtiſch verehrt. Ich wußte zwar ſchon längſt, daß zwiſchen beiden ein ſehr genaues Verhältniß Statt findet, auch viele Briefe gewechſelt werden; aber weil ſich der bisherige Aufwand des Prinzen aus den bekannten Quellen hinlänglich beſtreiten ließ, ſo war ich auf die verborgene Hülfsquelle nie gefallen. Es iſt alſo klar, daß der Prinz Ausgaben gehabt hat, die mir ein Geheimniß waren, und es noch jetzt ſind; und wenn ich aus ſeinem übrigen Charakter ſchließen darf, ſo ſind es gewiß keine andern, als die ihm zur Ehre gereichen. Und ich konnte mir einbilden, ihn ergründet zu haben? — Um ſo weniger glaubte ich nach dieſer Entdeckung anſtehen zu dürfen, ihm das Anerbieten des Marcheſe zu offenbaren — welches zu meiner nicht geringen Verwunderung ohne alle Schwierigkeit angenommen wurde. Er gab mir Vollmacht, dieſe Sache mit

dem Marcheſe auf die Art, welche ich für die beſte hielt, abzuthun, und dann ſogleich mit dem Wucherer aufzuheben. An ſeine Schweſter ſollte unverzüglich geſchrieben werden.

Es war Morgen, als wir aus einander gingen. So unangenehm mir dieſer Vorfall aus mehr als Einer Urſache iſt und ſeyn muß, ſo iſt doch das allerverdrießlichſte daran, daß er unſern Aufenthalt in Venedig zu verlängern droht. Von dieſer anfangenden Leidenſchaft erwarte ich vielmehr Gutes als Schlimmes. Sie iſt vielleicht das kräftigſte Mittel, den Prinzen von ſeinen metaphyſiſchen Träumereien wieder zur ordinären Menſchheit herab zu ziehen: ſie wird, hoffe ich, die gewöhnliche Kriſe haben, und, wie eine künſtliche Krankheit, auch die alte mit ſich hinweg nehmen.

Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich habe Ihnen alles dies nach friſcher That hingeſchrieben. Die Poſt geht ſogleich; Sie werden dieſen Brief mit dem vorhergehenden an Einem Tage erhalten.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Sechster Brief.

20. Julius.

Dieſer Civitella iſt doch der dienſtfertigſte Menſch von der Welt. Der Prinz hatte mich neulich kaum verlaſſen, als ſchon ein Billet von dem Marcheſe erſchien, worin mir die Sache aufs dringendſte empfohlen wurde. Ich ſchickte ihm ſogleich eine Verſchreibung in des Prinzen Namen auf 6000 Zechinen; in weniger als einer halben Stunde folgte ſie zurück, nebſt der doppelten Summe, in Wechſeln ſowohl als baarem Gelde. In dieſe Erhöhung der Summe willigte endlich auch der Prinz; die Verſchreibung aber, die nur auf ſechs Wochen geſtellt war, mußte angenommen werden.

Dieſe ganze Woche ging in Erkundigungen nach der geheimnißvollen Griechin hin. Biondello ſetzte alle ſeine Maſchinen in Bewegung, bis jetzt aber war Alles vergeblich. Den Gondolier machte er zwar ausfindig; aus dieſem war aber nichts weiter heraus zu bringen, als daß er beide Damen auf der Inſel Murano ausgeſetzt habe, wo zwei Sänften auf ſie gewartet

hätten, in die ſie geſtiegen ſeyen. Er machte ſie zu Engländerinnen, weil ſie eine fremde Sprache geſprochen und ihn mit Gold bezahlt hätten. Auch ihren Begleiter kenne er nicht; er komme ihm vor wie ein Spiegelfabrikant aus Murano. Nun wußten wir wenigſtens, daß wir ſie nicht in der Giudecca zu ſuchen hätten, und daß ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach auf der Inſel Murano zu Hauſe ſey; aber das Unglück war, daß die Beſchreibung, welche der Prinz von ihr machte, ſchlechterdings nicht dazu taugte, ſie einem Dritten kenntlich zu machen. Gerade die leidenſchaftliche Aufmerkſamkeit, womit er ihren Anblick gleichſam verſchlang, hatte ihn gehindert ſie zu ſehen; für alles das, worauf andere Menſchen ihr Augenmerk vorzüglich würden gerichtet haben, war er ganz blind geweſen; nach ſeiner Schilderung war man eher verſucht, ſie im Arioſt oder Taſſo, als auf einer venetianiſchen Inſel zu ſuchen. Außerdem mußte dieſe Nachfrage mit größter Vorſicht geſchehen, um kein anſtößiges Aufſehen zu erregen. Weil Biondello außer dem Prinzen der einzige war, der ſie, durch den Schleier wenigſtens, geſehen hatte, und alſo wieder erkennen konnte, ſo ſuchte er, wo möglich, an allen Orten, wo ſie vermuthet werden konnte, zu gleicher Zeit zu ſeyn; das Leben des armen Menſchen war dieſe ganze Woche über nichts, als ein beſtändiges Rennen durch alle Straßen von Venedig. In der griechiſchen Kirche beſonders wurde keine Nachforſchung geſpart, aber alles mit gleich ſchlechtem Erfolge; und der Prinz, deſſen Ungeduld mit jeder fehlgeſchlagenen Erwartung ſtieg, mußte ſich endlich doch noch auf den nächſten Sonnabend vertröſten.

Seine Unruhe war ſchrecklich. Nichts zerſtreute ihn, nichts vermochte ihn zu feſſeln. Sein ganzes Weſen war in fieberiſcher Bewegung, für alle Geſellſchaft war er verloren, und das Uebel wuchs in der Einſamkeit. Nun wurde er gerade nie mehr von Beſuchen belagert, als eben in dieſer Woche. Sein naher Abſchied war angekündigt, Alles drängte ſich herbei. Man mußte dieſe Menſchen beſchäftigen, um ihre argwöhniſche Aufmerkſamkeit von ihm abzuziehen; man mußte ihn beſchäftigen, um ſeinen Geiſt zu zerſtreuen. In dieſem Bedrängniß verfiel Civitella auf das Spiel, und um die Menge wenigſtens zu entfernen, ſollte hoch geſpielt werden. Zugleich hoffte er, bei dem Prinzen einen

vorübergehenden Geſchmack an dem Spiele zu erwecken, der dieſen romanhaften Schwung ſeiner Leidenſchaften bald erſticken, und den man immer in der Gewalt haben würde, ihm wieder zu benehmen. „Die Karten,“ ſagte Civitella, „haben mich vor mancher Thorheit bewahrt, die ich im Begriff war zu begehen, manche wieder gut gemacht, die ſchon begangen war. Die Ruhe, die Vernunft, um die mich ein Paar ſchöne Augen brachten, habe ich oft am Pharotiſch wieder gefunden, und nie hatten die Weiber mehr Gewalt über mich, als wenn mir's an Geld gebrach, um zu ſpielen.“

Ich laſſe dahin geſtellt ſeyn, in wie weit Civitella Recht hatte — aber das Mittel, worauf wir gefallen waren, fing bald an, noch gefährlicher zu werden, als das Uebel, dem es abhelfen ſollte. Der Prinz, der dem Spiel nur allein durch hohes Wagen einen flüchtigen Reiz zu geben wußte, fand bald keine Gränzen mehr darin. Er war einmal aus ſeiner Ordnung. Alles, was er that, nahm eine leidenſchaftliche Geſtalt an; Alles geſchah mit der ungeduldigen Heftigkeit, die jetzt in ihm herrſchte. Sie kennen ſeine Gleichgültigkeit gegen das Geld; hier wurde ſie zur gänzlichen Unempfindlichkeit. Goldſtücke zerrannen wie Waſſertropfen in ſeinen Händen. Er verlor faſt ununterbrochen, weil er ganz und gar ohne Aufmerkſamkeit ſpielte. Er verlor ungeheure Summen, weil er wie ein verzweifelter Spieler wagte. — Liebſter O**, mit Herzklopfen ſchreib ich es nieder — in vier Tagen waren die zwölf tauſend Zechinen — und noch darüber verloren.

Machen Sie mir keine Vorwürfe. Ich klage mich ſelbſt genug an. Aber konnt' ich es hindern? Hörte mich der Prinz? Konnte ich etwas anders, als ihm Vorſtellung thun? Ich that was in meinem Vermögen ſtand. Ich kann mich nicht ſchuldig finden.

Auch Civitella verlor beträchtlich; ich gewann gegen ſechs hundert Zechinen. Das beiſpielloſe Unglück des Prinzen machte Aufſehen; um ſo weniger konnte er jetzt das Spiel verlaſſen. Civitella, dem man die Freude anſieht ihn zu verbinden, ſtreckte ihm ſogleich die Summe vor. Die Lücke iſt zugeſtopft; aber der Prinz iſt dem Marcheſe 24,000 Zechinen ſchuldig. O wie ſehne ich mich nach dem Spargelde der frommen Schweſter! —

Sind alle Fürſten ſo, liebſter Freund? Der Prinz beträgt ſich nicht anders, als wenn er dem Marcheſe noch eine große Ehre erwieſen hätte, und dieſer — ſpielt ſeine Rolle wenigſtens gut.

Civitella ſuchte mich damit zu beruhigen, daß gerade dieſe Uebertreibung, dieſes außerordentliche Unglück das kräftigſte Mittel ſey, den Prinzen wieder zur Vernunft zu bringen. Mit dem Gelde habe es keine Noth. Er ſelbſt fühle dieſe Lücke gar nicht, und ſtehe dem Prinzen jeden Augenblick mit noch dreimal ſo viel zu Dienſten. Auch der Cardinal gab mir die Verſicherung, daß die Geſinnung ſeines Neffen aufrichtig ſey, und daß er ſelbſt bereit ſtehe für ihn zu gewähren.

Das Traurigſte war, daß dieſe ungeheuern Aufopferungen ihre Wirkung nicht einmal erreichten. Man ſollte meinen, der Prinz habe wenigſtens mit Theilnehmung geſpielt. Nichts weniger. Seine Gedanken waren weit weg, und die Leidenſchaft, die wir unterdrücken wollten, ſchien von ſeinem Unglück im Spiele nur mehr Nahrung zu erhalten. Wenn ein entſcheidender Streich geſchehen ſollte, und Alles ſich voll Erwartung um ſeinen Spieltiſch herum drängte, ſuchten ſeine Augen Biondello, um ihm die Neuigkeit, die er etwa mitbrächte, von dem Angeſicht zu ſtehlen. Biondello brachte immer nichts — und das Blatt verlor immer.

Das Geld kam übrigens in ſehr bedürftige Hände. Einige Excellenza, die, wie die böſe Welt ihnen nachſagt, ihr frugales Mittagsmahl in der Senatormütze ſelbſt von dem Markte nach Hauſe tragen, traten als Bettler in unſer Haus und verließen es als wohlhabende Leute. Civitella zeigte ſie mir. „Sehen Sie, ſagte er, wie vielen armen Teufeln es zu gute kommt, daß es einem geſcheuten Kopf einfällt, nicht bei ſich ſelbſt zu ſeyn! Aber das gefällt mir. Das iſt fürſtlich und königlich! Ein großer Menſch muß auch in ſeinen Verirrungen noch Glückliche machen, und wie ein übertretender Strom die benachbarten Felder befruchten."

Civitella denkt brav und edel — aber der Prinz iſt ihm 24,000 Zechinen ſchuldig!

Der ſo ſehnlich erwartete Sonnabend erſchien endlich, und mein Herr ließ ſich nicht abhalten, ſich gleich nach Mittag in der ***Kirche einzufinden. Der Platz wurde in eben der Capelle genommen, wo er ſeine Unbekannte das erſte Mal geſehen hatte,

doch ſo, daß er ihr nicht ſogleich in die Augen fallen konnte. Biondello hatte Befehl an der Kirchthüre Wache zu ſtehen, und dort mit dem Begleiter der Dame Bekanntſchaft anzuknüpfen. Ich hatte auf mich genommen, als ein unverdächtiger Vorübergehender bei der Rückfahrt in derſelben Gondel Platz zu nehmen, um die Spur der Unbekannten weiter zu verfolgen, wenn das Uebrige mißlingen ſollte. An demſelben Orte, wo ſie ſich nach des Gondoliers Ausſage das vorige Mal hatte ausſetzen laſſen, wurden zwei Sänften gemiethet; zum Ueberfluß hieß der Prinz noch den Kammerjunker von Z*** in einer beſondern Gondel nachfolgen. Der Prinz ſelbſt wollte ganz ihrem Anblick leben, und wenn es anginge, ſein Glück in der Kirche verſuchen. Civitella blieb ganz weg, weil er bei dem Frauenzimmer in Venedig in zu üblem Rufe ſteht, um durch ſeine Einmiſchung die Dame nicht mißtrauiſch zu machen. Sie ſehen, liebſter Graf, daß es an unſern Anſtalten nicht lag, wenn die ſchöne Unbekannte uns entging.

Nie ſind wohl in einer Kirche wärmere Wünſche gethan worden als in dieſer, und nie wurden ſie grauſamer getäuſcht. Bis nach Sonnenuntergang harrte der Prinz aus, von jedem Geräuſche, das ſeiner Capelle nahe kam, von jedem Knarren der Kirchthüre in Erwartung geſetzt — ſieben volle Stunden — und keine Griechin. Ich ſage Ihnen nichts von ſeiner Gemüthslage. Sie wiſſen, was eine fehlgeſchlagene Hoffnung iſt — und eine Hoffnung, von der man ſieben Tage und ſieben Nächte faſt einzig gelebt hat.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Siebenter Brief.

Julius.

Die geheimnißvolle Unbekannte des Prinzen erinnerte den Marcheſe Civitella an eine romantiſche Erſcheinung, die ihm ſelbſt vor einiger Zeit vorgekommen war, und um den Prinzen zu zerſtreuen, ließ er ſich bereit finden, ſie uns mitzutheilen. Ich erzähle ſie Ihnen mit ſeinen eignen Worten. Aber der muntre Geiſt, womit er Alles, was er ſpricht, zu beleben weiß, geht freilich in meinem Vortrage verloren.

„Voriges Frühjahr," erzählte Civitella, „hatte ich das Unglück, den ſpaniſchen Ambaſſadeur gegen mich aufzubringen, der in ſeinem ſiebenzigſten Jahr die Thorheit begangen hatte, eine achtzehnjährige Römerin für ſich allein heirathen zu wollen. Seine Rache verfolgte mich, und meine Freunde riethen mir an, mich durch eine zeitige Flucht den Wirkungen derſelben zu entziehen, bis mich entweder die Hand der Natur oder eine gütliche Beilegung von dieſem gefährlichen Feind befreit haben würden. Weil es mir aber doch zu ſchwer fiel, Venedig ganz zu entſagen, ſo nahm ich meinen Aufenthalt in einem entlegenen Quartier von Murano, wo ich unter einem fremden Namen ein einſames Haus bewohnte, den Tag über mich verborgen hielt, und die Nacht meinen Freunden und dem Vergnügen lebte."

„Meine Fenſter wieſen auf einen Garten, der von der Abendſeite an die Ringmauer eines Kloſters ſtieß, gegen Morgen aber wie eine kleine Halbinſel in die Laguna hineinlag. Der Garten hatte die reizendſte Anlage, ward aber wenig beſucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verließen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich ſchlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenſter zuzubringen, die Sonne über dem Golf aufſteigen zu ſehen, und ihr dann gute Nacht zu ſagen. Wenn Sie ſich dieſe Luſt noch nicht gemacht haben, gnädigſter Prinz, ſo empfehle ich Ihnen dieſen Standort, den ausgeſuchteſten vielleicht in ganz Venedig, dieſe herrliche Erſcheinung zu genießen. Eine purpurne Nacht liegt über der Tiefe, und ein goldener Rauch verkündigt ſie von fern am Saum der Laguna. Erwartungsvoll ruhen Himmel und Meer. Zwei Winke, ſo ſteht ſie da, ganz und vollkommen und alle Wellen brennen — es iſt ein entzückendes Schauſpiel!"

„Eines Morgens, als ich mich nach Gewohnheit der Luſt dieſes Anblicks überlaſſe, entdecke ich auf einmal, daß ich nicht der einzige Zeuge deſſelben bin. Ich glaube Menſchenſtimmen im Garten zu vernehmen, und als ich mich nach dem Schall wende, nehme ich eine Gondel wahr, die an der Waſſerſeite landet. Wenige Augenblicke, ſo ſehe ich Menſchen im Garten hervor kommen, und mit langſamen Schritten, Spaziergehenden gleich, die Allee herauf wandeln. Ich erkenne, daß es eine Mannsperſon und ein Frauenzimmer iſt, die einen kleinen Neger

bei ſich haben. Das Frauenzimmer iſt weiß gekleidet, und ein Brillant ſpielt an ihrem Finger; mehr läßt mich die Dämmerung noch nicht unterſcheiden."

„Meine Neugier wird rege. Ganz gewiß ein Rendezvous und ein liebendes Paar — aber an dieſem Ort und zu einer ſo ganz ungewöhnlichen Stunde! — denn kaum war es drei Uhr und Alles lag noch in trübe Dämmerung verſchleiert. Der Einfall ſchien mir neu, und zu einem Roman die Anlage gemacht. Ich wollte das Ende erwarten."

„In den Laubgewölben des Gartens verlier' ich ſie bald aus dem Geſicht, und es wird lange bis ſie wieder erſcheinen. Ein angenehmer Geſang erfüllt unterdeſſen die Gegend. Er kam von dem Gondolier, der ſich auf dieſe Weiſe die Zeit in ſeiner Gondel verkürzte, und dem von einem Kameraden aus der Nachbarſchaft geantwortet wurde. Es waren Stanzen aus dem Taſſo; Zeit und Ort ſtimmten harmoniſch dazu, und die Melodie verklang lieblich in der allgemeinen Stille."

„Mittlerweile war der Tag angebrochen, und die Gegenſtände ließen ſich deutlicher erkennen. Ich ſuche meine Leute. Hand in Hand gehen ſie jetzt eine breite Allee hinauf und bleiben öfters ſtehen, aber ſie haben den Rücken gegen mich gekehrt, und ihr Weg entfernt ſie von meiner Wohnung. Der Anſtand ihres Ganges läßt mich auf einen vornehmen Stand und ein edler, engelſchöner Wuchs auf eine ungewöhnliche Schönheit ſchließen. Sie ſprachen wenig, wie mir ſchien, die Dame jedoch mehr als ihr Begleiter. An dem Schauſpiel des Sonnenaufgangs, das ſich jetzt eben in höchſter Pracht über ihnen verbreitete, ſchienen ſie gar keinen Antheil zu nehmen."

„Indem ich meinen Tubus herbeihole und richte, um mir dieſe ſonderbare Erſcheinung ſo nahe zu bringen als möglich, verſchwinden ſie plötzlich wieder in einem Seitenweg, und eine lange Zeit vergeht, ehe ich ſie wieder erblicke. Die Sonne iſt nun ganz aufgegangen, ſie kommen dicht unter mir vor und ſehen mir gerade entgegen. — — — Welche himmliſche Geſtalt erblicke ich! — War es das Spiel meiner Einbildung, war es die Magie der Beleuchtung? Ich glaubte ein überirdiſches Weſen zu ſehen, und mein Auge floh zurück, geſchlagen von dem blendenden Licht. — So viel Anmuth bei ſo viel Majeſtät! So viel

Geiſt und Adel bei ſo viel blühender Jugend! — Umſonſt verſuch' ich es Ihnen zu beſchreiben. Ich kannte keine Schönheit vor dieſem Augenblick."

„Das Intereſſe des Geſprächs verweilt ſie in meiner Nähe und ich habe volle Muße, mich in dem wundervollen Anblick zu verlieren. Kaum aber ſind meine Blicke auf ihren Begleiter gefallen, ſo iſt ſelbſt dieſe Schönheit nicht mehr im Stande ſie zurück zu rufen. Er ſchien mir ein Mann zu ſeyn in ſeinen beſten Jahren, etwas hager und von großer edler Statur — aber von keiner Menſchenſtirne ſtrahlte mir noch ſo viel Geiſt, ſo viel Hohes, ſo viel Göttliches entgegen. Ich ſelbſt, obgleich vor aller Entdeckung geſichert, vermochte es nicht, dem durchbohrenden Blick Stand zu halten, der unter den finſtern Augenbraunen blitzewerfend hervorſchoß. Um ſeine Augen lag eine ſtille rührende Traurigkeit, und ein Zug des Wohlwollens um die Lippen milderte den trüben Ernſt, der das ganze Geſicht überſchattete. Aber ein gewiſſer Schnitt des Geſichts, der nicht europäiſch war, verbunden mit einer Kleidung, die aus den verſchiedenſten Trachten, aber mit einem Geſchmacke, den Niemand ihm nachahmen wird, kühn und glücklich gewählt war, gaben ihm eine Miene von Sonderbarkeit, die den außerordentlichen Eindruck ſeines ganzen Weſens nicht wenig erhöhte. Etwas Irres in ſeinem Blicke konnte einen Schwärmer vermuthen laſſen, aber Geberden und äußerer Anſtand verkündigten einen Mann, den die Welt ausgebildet hat."

Z***, der, wie Sie wiſſen, alles herausſagen muß, was er denkt, konnte hier nicht länger an ſich halten. Unſer Armenier! rief er aus. Unſer ganzer Armenier, Niemand anders!

Was für ein Armenier, wenn man fragen darf? ſagte Civitella.

Hat man Ihnen die Farce noch nicht erzählt? ſagte der Prinz. Aber keine Unterbrechung! Ich fange an mich für Ihren Mann zu intereſſiren. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.

„Etwas Unbegreifliches war in ſeinem Betragen. Seine Blicke ruhten mit Bedeutung, mit Leidenſchaft auf ihr, wenn ſie weg ſah, und ſie fielen zu Boden, wenn ſie auf die ihrigen trafen. Iſt dieſer Menſch von Sinnen? dachte ich. Eine Ewigkeit wollt' ich ſtehen und nichts anders betrachten."

„Das Gebüſche raubte ſie mir wieder. Ich wartete lange, lange, ſie wieder hervor kommen zu ſehen, aber vergebens. Aus einem andern Fenſter endlich entdeck' ich ſie aufs neue."

„Vor einem Baſſin ſtanden ſie, in einer gewiſſen Entfernung von einander, beide in tiefes Schweigen verloren. Sie mochten ſchon ziemlich lange in dieſer Stellung geſtanden haben. Ihr offenes ſeelenvolles Auge ruhte forſchend auf ihm, und ſchien jeden aufkeimenden Gedanken von ſeiner Stirne zu nehmen. Er, als ob er nicht Muth genug in ſich fühlte, es aus der erſten Hand zu empfangen, ſuchte verſtohlen ihr Bild in der ſpiegelnden Flut, oder blickte ſtarr auf den Delphin, der das Waſſer in das Becken ſpritzte. Wer weiß, wie lange dieſes ſtumme Spiel noch gedauert haben würde, wenn die Dame es hätte aushalten können? Mit der liebenswürdigſten Holdſeligkeit ging das ſchöne Geſchöpf auf ihn zu, faßte, den Arm um ſeinen Nacken flechtend, eine ſeiner Hände, und führte ſie zum Munde. Gelaſſen ließ der kalte Menſch es geſchehen, und ihre Liebkoſung blieb unerwiedert."

„Aber es war etwas an dieſem Auftritt, was mich rührte. Der Mann war es, was mich rührte. Ein heftiger Affect ſchien in ſeiner Bruſt zu arbeiten, eine unwiderſtehliche Gewalt ihn zu ihr hinzuziehen, ein verborgener Arm ihn zurück zu reißen. Still aber ſchmerzhaft war dieſer Kampf, und die Gefahr ſo ſchön an ſeiner Seite. Nein, dachte ich, er unternimmt zu viel. Er wird, er muß unterliegen."

„Auf einen heimlichen Wink von ihm verſchwindet der kleine Neger. Ich erwarte nun einen Auftritt von empfindſamer Art, eine knieende Abbitte, eine mit tauſend Küſſen beſiegelte Verſöhnung. Nichts von dem allen. Der unbegreifliche Menſch nimmt aus einem Portefeuille ein verſiegeltes Paquet, und gibt es in die Hände der Dame. Trauer überzieht ihr Geſicht, da ſie es anſieht, und eine Thräne ſchimmert in ihrem Auge."

„Nach einem kurzen Stillſchweigen brechen ſie auf. Aus einer Seitenallee tritt eine bejahrte Dame zu ihnen, die ſich die ganze Zeit über entfernt gehalten hatte, und die ich jetzt erſt entdecke. Langſam gehen ſie hinab, beide Frauenzimmer in Geſpräch mit einander, während deſſen er der Gelegenheit wahrnimmt, unvermerkt hinter ihnen zurück zu bleiben. Unſchlüſſig

und mit ſtarrem Blick nach ihr hingewendet, ſteht er und geht und ſteht wieder. Auf einmal iſt er weg im Gebüſche."

„Vorn ſieht man ſich endlich um. Man ſcheint unruhig, ihn nicht mehr zu finden, und ſteht ſtille, wie es ſcheint, ihn zu erwarten. Er kommt nicht. Die Blicke irren ängſtlich umher, die Schritte verdoppeln ſich. Meine Augen helfen den ganzen Garten durchſuchen. Er bleibt aus. Er iſt nirgends."

„Auf einmal hör' ich am Canal etwas rauſchen, und eine Gondel ſtößt vom Ufer. Er iſt's, und mit Mühe enthalt' ich mich, es ihr zuzuſchreien. Jetzt alſo war's am Tage — Es war eine Abſchiedsſcene."

„Sie ſchien zu ahnden, was ich wußte. Schneller als die andre ihr folgen kann, eilt ſie nach dem Ufer. Zu ſpät. Pfeilſchnell fliegt die Gondel dahin, und nur ein weißes Tuch flattert noch fern in den Lüften. Bald darauf ſeh' ich auch die Frauenzimmer überfahren."

„Als ich von einem kurzen Schlummer erwachte, mußte ich über meine Verblendung lachen. Meine Phantaſie hatte dieſe Begebenheit im Traum fortgeſetzt, und nun wurde mir auch die Wahrheit zum Traume. Ein Mädchen, reizend wie eine Houri, die vor Tagesanbruch in einem abgelegenen Garten vor meinem Fenſter mit ihrem Liebhaber luſtwandelt, ein Liebhaber, der von einer ſolchen Stunde keinen beſſern Gebrauch zu machen weiß, dies ſchien mir eine Compoſition zu ſeyn, welche höchſtens die Phantaſie eines Träumenden wagen und entſchuldigen konnte. Aber der Traum war zu ſchön geweſen, um ihn nicht ſo oft als möglich zu erneuern, und auch kein Garten war mir jetzt lieber geworden, ſeitdem ihn meine Phantaſie mit ſo reizenden Geſtalten bevölkert hatte. Einige unfreundliche Tage, die auf dieſen Morgen folgten, verſcheuchten mich von dem Fenſter, aber der erſte heitre Abend zog mich unwillkürlich dahin. Urtheilen Sie von meinem Erſtaunen, als mir nach kurzem Suchen das weiße Gewand meiner Unbekannten entgegen ſchimmerte. Sie war es ſelbſt. Sie war wirklich. Ich hatte nicht bloß geträumt."

„Die vorige Matrone war bei ihr, die einen kleinen Knaben führte; ſie ſelbſt aber ging in ſich gekehrt und ſeitwärts. Alle Plätze wurden beſucht, die ihr noch vom vorigen Male her durch ihren Begleiter merkwürdig waren. Beſonders lange verweilte

ſie an dem Baſſin, und ihr ſtarr hingeheftetes Auge ſchien das geliebte Bild vergebens zu ſuchen.“

„Hatte mich dieſe hohe Schönheit das erſte Mal hingeriſſen, ſo wirkte ſie heute mit einer ſanftern Gewalt auf mich, die nicht weniger ſtark war. Ich hatte jetzt vollkommene Freiheit, das himmliſche Bild zu betrachten; das Erſtaunen des erſten Anblicks machte unvermerkt einer ſüßen Empfindung Platz. Die Glorie um ſie verſchwindet, und ich ſehe in ihr nichts mehr, als das ſchönſte aller Weiber, das meine Sinne in Glut ſetzt. In dieſem Augenblick iſt es beſchloſſen. Sie muß mein ſeyn.“

„Indem ich bei mir ſelbſt überlege, ob ich hinunter gehe und mich ihr nähere, oder eh' ich dieſes wage, erſt Erkundigungen von ihr einziehe, öffnet ſich eine kleine Pforte an der Kloſtermauer, und ein Carmelitermönch tritt aus derſelben. Auf das Geräuſch, das er macht, verläßt die Dame ihren Platz und ich ſehe ſie mit lebhaften Schritten auf ihn zu gehen. Er zieht ein Papier aus dem Buſen, wornach ſie begierig haſcht, und eine lebhafte Freude ſcheint in ihr Angeſicht zu fliegen.“

„In eben dieſem Augenblick treibt mich mein gewöhnlicher Abendbeſuch von dem Fenſter. Ich vermeide es ſorgfältig, weil ich keinem Andern dieſe Eroberung gönne. Eine ganze Stunde muß ich in dieſer peinlichen Ungeduld aushalten, bis es mir endlich gelingt, dieſe Ueberläſtigen zu entfernen. Ich eile an mein Fenſter zurück, aber verſchwunden iſt Alles!“

„Der Garten iſt ganz leer, als ich hinunter gehe. Kein Fahrzeug mehr im Canal. Nirgends eine Spur von Menſchen. Ich weiß weder, aus welcher Gegend ſie kam, noch wohin ſie gegangen iſt. Indem ich, die Augen aller Orten herumgewandt, vor mich hinwandle, ſchimmert mir von fern etwas Weißes im Sand entgegen. Wie ich hinzu trete, iſt es ein Papier in Form eines Briefs geſchlagen. Was konnte es anders ſeyn als der Brief, den der Carmeliter ihr überbracht hatte? Glücklicher Fund, rief ich aus. Dieſer Brief wird mir das ganze Geheimniß aufſchließen, er wird mich zum Herrn ihres Schickſals machen.“

„Der Brief war mit einer Sphinx geſiegelt, ohne Ueberſchrift, und in Chiffern verfaßt; dies ſchreckte mich aber nicht ab, weil ich mich auf das Dechiffriren verſtehe. Ich copire ihn geſchwind, denn es war zu erwarten, daß ſie ihn bald vermiſſen

und zurückkommen würde, ihn zu ſuchen. Fand ſie ihn nicht mehr, ſo mußte ihr dies ein Beweis ſeyn, daß der Garten von mehrern Menſchen beſucht würde, und dieſe Entdeckung konnte ſie leicht auf immer daraus verſcheuchen. Was konnte meiner Hoffnung Schlimmers begegnen?"

„Was ich vermuthet hatte, geſchah. Ich war mit meiner Copie kaum zu Ende, ſo erſchien ſie wieder mit ihrer vorigen Begleiterin, beide ängſtlich ſuchend. Ich befeſtige den Brief an einem Schiefer, den ich vom Dache los mache, und laſſe ihn an einen Ort herabfallen, an dem ſie vorbei muß. Ihre ſchöne Freude, als ſie ihn findet, belohnt mich für meine Großmuth. Mit ſcharfem prüfendem Blick, als wollte ſie die unheilige Hand daran ausſpähen, die ihn berührt haben konnte, muſterte ſie ihn von allen Seiten; aber die zufriedene Miene, mit der ſie ihn einſteckte, bewies, daß ſie ganz ohne Arges war. Sie ging, und ein zurückfallender Blick ihres Auges nahm einen dankbaren Abſchied von den Schutzgöttern des Gartens, die das Geheimniß ihres Herzens ſo treu gehütet hatten."

„Jetzt eilte ich den Brief zu entziffern. Ich verſuchte es mit mehrern Sprachen; endlich gelang es mir mit der engliſchen. Sein Inhalt war mir ſo merkwürdig, daß ich ihn auswendig behalten habe." —

Ich werde unterbrochen. Den Schluß ein andermal.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Achter Brief.

Auguſt.

Nein, liebſter Freund. Sie thun dem guten Biondello Unrecht. Gewiß, Sie hegen einen falſchen Verdacht. Ich gebe Ihnen alle Italiener Preis, aber dieſer iſt ehrlich.

Sie finden es ſonderbar, daß ein Menſch von ſo glänzenden Talenten und einer ſo exemplariſchen Aufführung ſich zum Dienen herabſetze, wenn er nicht geheime Abſichten dabei habe; und daraus ziehen Sie den Schluß, daß dieſe Abſichten verdächtig ſeyn müſſen. Wie? Iſt es denn ſo etwas Neues, daß ein Menſch von Kopf und Verdienſten ſich einem Fürſten gefällig zu machen ſucht, der es in der Gewalt hat, ſein Glück

zu machen? Iſt es etwa entehrend ihm zu dienen? Läßt Biondello nicht deutlich genug merken, daß ſeine Anhänglichkeit an den Prinzen perſönlich ſey? Er hat ihm ja geſtanden, daß er eine Bitte an ihn auf dem Herzen habe. Dieſe Bitte wird uns ohne Zweifel das ganze Geheimniß erklären. Geheime Abſichten mag er immer haben; aber können dieſe nicht unſchuldig ſeyn?

Es befremdet Sie, daß dieſer Biondello in den erſten Monaten, und das waren die, in denen Sie uns Ihre Gegenwart noch ſchenkten, alle die großen Talente, die er jetzt an den Tag kommen laſſe, verborgen gehalten, und durch gar nichts die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe. Das iſt wahr; aber wo hätte er damals die Gelegenheit gehabt ſich auszuzeichnen? Der Prinz bedurfte ſeiner ja noch nicht, und ſeine übrigen Talente mußte der Zufall uns entdecken.

Aber er hat uns ganz kürzlich einen Beweis ſeiner Ergebenheit und Redlichkeit gegeben, der alle Ihre Zweifel zu Boden ſchlagen wird. Man beobachtet den Prinzen. Man ſucht geheime Erkundigungen von ſeiner Lebensart, von ſeinen Bekanntſchaften und Verhältniſſen einzuziehen. Ich weiß nicht, wer dieſe Neugierde hat. Aber hören Sie an.

Es iſt hier in St. Georg ein öffentliches Haus, wo Biondello öfters aus- und eingeht; er mag da etwas Liebes haben, ich weiß es nicht. Vor einigen Tagen iſt er auch da; er findet eine Geſellſchaft beiſammen, Advocaten und Officianten der Regierung, luſtige Brüder und Bekannte von ſich. Man verwundert ſich, man iſt erfreut, ihn wieder zu ſehen. Die alte Bekanntſchaft wird erneuert, Jeder erzählt ſeine Geſchichte bis auf dieſen Augenblick, Biondello ſoll auch die ſeinige zum Beſten geben. Er thut es in wenig Worten. Man wünſcht ihm Glück zu ſeinem neuen Etabliſſement, man hat von der glänzenden Lebensart des Prinzen von *** ſchon erzählen hören, von ſeiner Freigebigkeit gegen Leute beſonders, die ein Geheimniß zu bewahren wiſſen, ſeine Verbindung mit dem Cardinal A***i iſt weltbekannt, er liebt das Spiel, u. ſ. w. Biondello ſtutzt — Man ſcherzt mit ihm, daß er den Geheimnißvollen mache, man wiſſe doch, daß er der Geſchäftsträger des Prinzen von *** ſey; die beiden Advocaten nehmen ihn in die Mitte; die Flaſche leert ſich fleißig — man nöthigt ihn zu trinken; er entſchuldigt

ſich, weil er keinen Wein vertrage, trinkt aber doch, um ſich zum Schein zu betrinken.

„Ja," ſagte endlich der eine Advocat, „Biondello verſteht ſein Handwerk; aber ausgelernt hat er noch nicht, er iſt nur ein Halber."

Was fehlt mir noch? fragte Biondello.

„Er verſteht die Kunſt," ſagte der andere, „ein Geheimniß bei ſich zu behalten, aber die andere noch nicht, es mit Vortheil wieder los zu werden."

Sollte ſich ein Käufer dazu finden? fragte Biondello.

Die übrigen Gäſte zogen ſich hier aus dem Zimmer, er blieb Tete a Tete mit ſeinen beiden Leuten, die nun mit der Sprache heraus gingen. Daß ich es kurz mache, er ſollte ihnen über den Umgang des Prinzen mit dem Cardinal und ſeinem Neffen Aufſchlüſſe verſchaffen, ihnen die Quelle angeben, woraus der Prinz Geld ſchöpfe, und ihnen die Briefe, die an den Grafen von O** geſchrieben würden, in die Hände ſpielen. Biondello beſchied ſie auf ein andermal; aber wer ſie angeſtellt habe, konnte er nicht aus ihnen heraus bringen. Nach den glänzenden Anerbietungen, die ihm gemacht wurden, zu ſchließen, mußte die Nachfrage von einem ſehr reichen Manne herrühren.

Geſtern Abend entdeckte er meinem Herrn den ganzen Vorfall. Dieſer war Anfangs Willens, die Unterhändler kurz und gut beim Kopf nehmen zu laſſen; aber Biondello machte Einwendungen. Auf freien Fuß würde man ſie doch wieder ſtellen müſſen, und dann habe er ſeinen ganzen Credit unter dieſer Claſſe, vielleicht ſein Leben ſelbſt in Gefahr geſetzt. Alle dieſes Volk hange unter ſich zuſammen, alle ſtehen für Einen; er wolle lieber den hohen Rath in Venedig zum Feinde haben, als unter ihnen für einen Verräther verſchrieen werden; er würde dem Prinzen auch nicht mehr nützlich ſeyn können, wenn er das Vertrauen dieſer Volksclaſſe verloren hätte.

Wir haben hin und her gerathen, von wem dies wohl kommen möchte. Wer iſt in Venedig, dem daran liegen kann, zu wiſſen, was mein Herr einnimmt und ausgibt, was er mit dem Cardinal A***i zu thun hat, und was ich Ihnen ſchreibe? Sollte es gar noch ein Vermächtniß von dem Prinzen von **d** ſeyn? Oder regt ſich etwa der Armenier wieder?

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Neunter Brief.

August.

Der Prinz ſchwimmt in Wonne und Liebe. Er hat ſeine Griechin wieder. Hören Sie, wie dies zugegangen iſt.

Ein Fremder, der über Chiozza gekommen war, und von der ſchönen Lage dieſer Stadt am Golf viel zu erzählen wußte, machte den Prinzen neugierig, ſie zu ſehen. Geſtern wurde dies ausgeführt, und um allen Zwang und Aufwand zu vermeiden, ſollte Niemand ihn begleiten als Z*** und ich, nebſt Biondello, und mein Herr wollte unbekannt bleiben. Wir fanden ein Fahrzeug, das eben dahin abging, und mietheten uns darauf ein. Die Geſellſchaft war ſehr gemiſcht, aber unbedeutend, und die Hinreiſe hatte nichts Merkwürdiges.

Chiozza iſt auf eingerammten Pfählen gebaut, wie Venedig, und ſoll gegen vierzigtauſend Einwohner zählen. Adel findet man wenig, aber bei jedem Tritte ſtößt man auf Fiſcher oder Matroſen. Wer eine Perücke und einen Mantel trägt, heißt ein Reicher; Mütze und Ueberſchlag ſind das Zeichen eines Armen. Die Lage der Stadt iſt ſchön, doch darf man Venedig nicht geſehen haben.

Wir verweilten uns nicht lange. Der Patron, der noch mehr Paſſagiers hatte, mußte zeitig wieder in Venedig ſeyn, und den Prinzen feſſelte nichts in Chiozza. Alles hatte ſeinen Platz ſchon im Schiffe genommen, als wir ankamen Weil ſich die Geſellſchaft auf der Herfahrt ſo beſchwerlich gemacht hatte, ſo nahmen wir diesmal ein Zimmer für uns allein. Der Prinz erkundigte ſich, wer noch mehr da ſey? Ein Dominicaner war die Antwort, und einige Damen, die retour nach Venedig gingen. Mein Herr war nicht neugierig ſie zu ſehen, und nahm ſogleich ſein Zimmer ein.

Die Griechin war der Gegenſtand unſers Geſprächs auf der Herfahrt geweſen, und ſie war es auch auf der Rückfahrt. Der Prinz wiederholte ſich ihre Erſcheinung in der Kirche mit Feuer; Plane wurden gemacht und verworfen; die Zeit verſtrich wie ein Augenblick; ehe wir es uns verſahen, lag Venedig vor uns. Einige von den Paſſagiers ſtiegen aus, der Dominicaner

war unter dieſen. Der Patron ging zu den Damen, die, wie wir jetzt erſt erfuhren, nur durch ein dünnes Brett von uns geſchieden waren, und fragte ſie, wo er anlegen ſollte. Auf der Inſel Murano, war die Antwort, und das Haus wurde genannt. — Inſel Murano! rief der Prinz, und ein Schauer der Ahndung ſchien durch ſeine Seele zu fliegen. Eh' ich ihm antworten konnte, ſtürzte Biondello herein. „Wiſſen Sie auch, in welcher Geſellſchaft wir reiſen?“ — Der Prinz ſprang auf — „Sie iſt hier. Sie ſelbſt!“ fuhr Biondello fort. „Ich komme eben von ihrem Begleiter.“

Der Prinz drang hinaus. Das Zimmer ward ihm zu enge, die ganze Welt wär' es ihm in dieſem Augenblick geweſen. Tauſend Empfindungen ſtürmten in ihm, ſeine Kniee zitterten, Röthe und Bläſſe wechſelten in ſeinem Geſichte. Ich zitterte erwartungsvoll mit ihm. Ich kann Ihnen dieſen Zuſtand nicht beſchreiben.

In Murano ward angehalten. Der Prinz ſprang ans Ufer. Sie kam. Ich las im Geſicht des Prinzen, daß ſie's war. Ihr Anblick ließ mir keinen Zweifel übrig. Eine ſchönere Geſtalt hab' ich nie geſehen; alle Beſchreibungen des Prinzen waren unter der Wirklichkeit geblieben. Eine glühende Röthe überzog ihr Geſicht, als ſie den Prinzen anſichtig wurde. Sie hatte unſer ganzes Geſpräch hören müſſen, ſie konnte auch nicht zweifeln, daß ſie der Gegenſtand deſſelben geweſen ſey. Mit einem bedeutenden Blicke ſah ſie ihre Begleiterin an, als wollte ſie ſagen: das iſt er! und mit Verwirrung ſchlug ſie ihre Augen nieder. Ein ſchmales Brett ward vom Schiff an das Ufer gelegt, über welches ſie zu gehen hatte. Sie ſchien ängſtlich es zu betreten — aber weniger, wie mir vorkam, weil ſie auszugleiten fürchtete, als weil ſie es ohne fremde Hülfe nicht konnte, und der Prinz ſchon den Arm ausſtreckte ihr beizuſtehen. Die Noth ſiegte über dieſe Bedenklichkeit. Sie nahm ſeine Hand an, und war am Ufer. Die heftige Gemüthsbewegung, in der der Prinz war, machte ihn unhöflich; die andere Dame, die auf den nämlichen Dienſt wartete, vergaß er — was hätte er in dieſem Augenblick nicht vergeſſen? Ich erwies ihr endlich dieſen Dienſt, und dies brachte mich um das Vorſpiel einer Unterredung, die ſich zwiſchen meinem Herrn und der Dame angefangen hatte.

Er hielt noch immer ihre Hand in der ſeinigen — aus Zerſtreuung, denke ich, und ohne daß er es ſelbſt wußte.

„Es iſt nicht das erſte Mal, Signora, daß — — daß — —“ Er konnte es nicht heraus ſagen.

„„Ich ſollte mich erinnern,““ liſpelte ſie —

„In der ***Kirche,“ ſagte er —

„„In der ***Kirche war es,““ ſagte ſie —

„Und konnte ich mir heute vermuthen — — Ihnen ſo nahe —“

Hier zog ſie ihre Hand leiſe aus der ſeinigen — er verwirrte ſich augenſcheinlich. Biondello, der indeß mit dem Bedienten geſprochen hatte, kam ihm zu Hülfe.

Signor, fing er an, die Damen haben Sänften hieher beſtellt; aber wir ſind früher zurück gekommen, als ſie ſich's vermutheten. Es iſt hier ein Garten in der Nähe, wo Sie ſo lange eintreten können, um dem Gedränge auszuweichen.

Der Vorſchlag ward angenommen, und Sie können denken, mit welcher Bereitwilligkeit von Seiten des Prinzen. Man blieb in dem Garten, bis es Abend wurde. Es gelang uns, Z*** und mir, die Matrone zu beſchäftigen; daß der Prinz ſich mit der jungen Dame ungeſtört unterhalten konnte. Daß er dieſe Augenblicke gut zu benutzen gewußt habe, können Sie daraus abnehmen, daß er die Erlaubniß empfangen hat, ſie zu beſuchen. Eben jetzt, da ich Ihnen ſchreibe, iſt er dort. Wenn er zurück kommt, werde ich mehr erfahren.

Geſtern, als wir nach Hauſe kamen, fanden wir auch die erwarteten Wechſel von unſerem Hofe, aber von einem Briefe begleitet, der meinen Herrn ſehr in Flammen ſetzte. Man ruft ihn zurück und in einem Tone, wie er ihn gar nicht gewohnt iſt. Er hat ſogleich in einem ähnlichen geantwortet, und wird bleiben. Die Wechſel ſind eben hinreichend, um die Zinſen von dem Capitale zu bezahlen, das er ſchuldig iſt. Einer Antwort von ſeiner Schweſter ſehen wir mit Verlangen entgegen.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Zehnter Brief.

September.

Der Prinz iſt mit ſeinem Hofe zerfallen, alle unſere Reſſourcen von daher abgeſchnitten.

Die ſechs Wochen, nach deren Verfluß mein Herr den Marcheſe bezahlen ſollte, waren ſchon um einige Tage verſtrichen, und noch keine Wechſel weder von ſeinem Couſin, von dem er aufs neue und aufs dringendſte Vorſchuß verlangt hatte, noch von ſeiner Schweſter. Sie können wohl denken, daß Civitella nicht mahnte; ein deſto treueres Gedächtniß aber hatte der Prinz. Geſtern Mittag kam eine Antwort vom regierenden Hofe.

Wir hatten kurz vorher einen neuen Contract unſers Hotels wegen abgeſchloſſen, und der Prinz hatte ſein längeres Bleiben ſchon öffentlich declarirt. Ohne ein Wort zu ſagen, gab mir mein Herr den Brief. Seine Augen funkelten, ich las den Inhalt ſchon auf ſeiner Stirne.

Können Sie ſich vorſtellen, lieber O**? Man iſt in **** von allen hieſigen Verhältniſſen meines Herrn unterrichtet, und die Verleumdung hat ein abſcheuliches Gewebe von Lügen daraus geſponnen. „Man habe mißfällig vernommen, heißt es unter andern, daß der Prinz ſeit einiger Zeit angefangen habe, ſeinen vorigen Charakter zu verläugnen, und ein Betragen anzunehmen, das ſeiner bisherigen lobenswürdigen Art zu denken ganz entgegengeſetzt ſey. Man wiſſe, daß er ſich dem Frauenzimmer und dem Spiel aufs ausſchweifendſte ergebe, ſich in Schulden ſtürze, Viſionärs und Geiſterbannern ſein Ohr leihe, mit katholiſchen Prälaten in verdächtigen Verhältniſſen ſtehe, und einen Hofſtaat führe, der ſeinen Rang ſowohl als ſeine Einkünfte überſchreite. Es heiße ſogar, daß er im Begriff ſtehe, dieſes höchſt anſtößige Betragen durch eine Apoſtaſie zur römiſchen Kirche vollkommen zu machen. Um ſich von der letztern Beſchuldigung zu reinigen, erwarte man von ihm eine ungeſäumte Zurückkunft. Ein Banquier in Venedig, dem er den Etat ſeiner Schulden übergeben ſolle, habe Anweiſung, ſogleich nach ſeiner Abreiſe ſeine Gläubiger zu befriedigen; denn unter dieſen Umſtänden finde man nicht für gut, das Geld in ſeine Hände zu geben.“

Was für Beſchuldigungen und in welchem Tone! Ich nahm den Brief, durchlas ihn noch einmal, ich wollte etwas darin aufſuchen, das ihn mildern könnte: ich fand nichts, es war mir ganz unbegreiflich.

Z*** erinnerte mich jetzt an die geheime Nachfrage, die vor einiger Zeit an Biondello ergangen war. Die Zeit, der Inhalt, alle Umſtände kamen überein. Wir hatten ſie fälſchlich dem Armenier zugeſchrieben. Jetzt war's am Tage, von wem ſie herrührte. Apoſtaſie! — Aber weſſen Intereſſe kann es ſeyn, meinen Herrn ſo abſcheulich und ſo platt zu verleumden? Ich fürchte, es iſt ein Stückchen von dem Prinzen von **d**, der es durchſetzen will, unſern Herrn aus Venedig zu entfernen.

Dieſer ſchwieg noch immer, die Augen ſtarr vor ſich hingeworfen. Sein Stillſchweigen ängſtigte mich. Ich warf mich zu ſeinen Füßen. „Um Gottes willen, gnädigſter Prinz, rief ich aus, beſchließen Sie nichts Gewaltſames. Sie ſollen, Sie werden die vollſtändigſte Genugthuung haben. Ueberlaſſen Sie mir dieſe Sache. Senden Sie mich hin. Es iſt unter Ihrer Würde, ſich gegen ſolche Beſchuldigungen zu verantworten; aber mir erlauben Sie es zu thun. Der Verleumder muß genannt, und dem *** die Augen geöffnet werden."

In dieſer Lage fand uns Civitella, der ſich mit Erſtaunen nach der Urſache unſerer Beſtürzung erkundigte. Z*** und ich ſchwiegen. Der Prinz aber, der zwiſchen ihm und uns ſchon lange keinen Unterſchied mehr zu machen gewohnt iſt, auch noch in zu heftiger Wallung war, um in dieſem Augenblick der Klugheit Gehör zu geben, befahl uns, ihm den Brief mitzutheilen. Ich wollte zögern, aber der Prinz riß ihn mir aus der Hand, und gab ihn ſelbſt dem Marcheſe.

„Ich bin Ihr Schuldner, Herr Marcheſe," fing der Prinz an, nachdem dieſer den Brief mit Erſtaunen durchleſen hatte, „aber laſſen Sie ſich das keine Unruhe machen. Geben Sie mir nur noch zwanzig Tage Friſt, und Sie ſollen befriedigt werden."

Gnädigſter Prinz, rief Civitella heftig bewegt, verdien' ich dieſes?

„Sie haben mich nicht erinnern wollen; ich erkenne Ihre Delicateſſe und danke Ihnen. In zwanzig Tagen, wie geſagt, ſollen Sie völlig befriedigt werden."

Was iſt das? fragte Civitella mich voll Beſtürzung. Wie hängt dies zuſammen? Ich faſſ' es nicht.

Wir erklärten ihm, was wir wußten. Er kam außer ſich. Der Prinz, ſagte er, müſſe auf Genugthuung dringen; die Beleidigung ſey unerhört. Unterdeſſen beſchwöre er ihn, ſich ſeines ganzen Vermögens und Credits unumſchränkt zu bedienen.

Der Marcheſe hatte uns verlaſſen, und der Prinz noch immer kein Wort geſprochen. Er ging mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und nieder; etwas Außerordentliches arbeitete in ihm. Endlich ſtand er ſtill, und murmelte vor ſich zwiſchen den Zähnen: „Wünſchen Sie ſich Glück — ſagte er — um neun Uhr iſt er geſtorben."

Wir ſahen ihn erſchrocken an.

„Wünſchen Sie ſich Glück," fuhr er fort; „Glück — Ich ſoll mir Glück wünſchen — Sagte er nicht ſo? Was wollte er damit ſagen?"

Wie kommen Sie jetzt darauf? rief ich. Was ſoll das hier?

„Ich habe damals nicht verſtanden, was der Menſch wollte. Jetzt verſtehe ich ihn — O es iſt unerträglich hart, einen Herrn über ſich haben!"

Mein theuerſter Prinz!

„Der es uns fühlen laſſen kann! — Ha! Es muß ſüß ſeyn!"

Er hielt wieder inne. Seine Miene erſchreckte mich. Ich hatte ſie nie an ihm geſehen.

„Der Elendeſte unter dem Volk," fing er wieder an, „oder der nächſte Prinz am Throne! Das iſt ganz daſſelbe. Es gibt nur einen Unterſchied unter den Menſchen — Gehorchen oder Herrſchen!"

Er ſah noch einmal in den Brief.

„Sie haben den Menſchen geſehen," fuhr er fort, „der ſich unterſtehen darf, mir dieſes zu ſchreiben. Würden Sie ihn auf der Straße grüßen, wenn ihn das Schickſal nicht zu Ihrem Herrn gemacht hätte? Bei Gott! Es iſt etwas Großes um eine Krone!"

In dieſem Ton ging es weiter, und es fielen Reden, die ich keinem Brief anvertrauen darf. Aber bei dieſer Gelegenheit entdeckte mir der Prinz einen Umſtand, der mich in nicht

geringes Erſtaunen und Schrecken ſetzte, und der die gefährlichſten Folgen haben kann. Ueber die Familienverhältniſſe am ***Hofe ſind wir bisher in einem großen Irrthum gewesen.

Der Prinz beantwortete den Brief auf der Stelle, ſo ſehr ich mich dagegen ſetzte, und die Art, wie er es gethan hat, läßt keine gütliche Beilegung mehr hoffen.

Sie werden nun auch begierig ſeyn, liebſter O**, von der Griechin endlich etwas Poſitives zu erfahren; aber eben dies iſt es, worüber ich Ihnen noch immer keinen befriedigenden Aufſchluß geben kann. Aus dem Prinzen iſt nichts heraus zu bringen, weil er in das Geheimniß gezogen iſt, und ſich, wie ich vermuthe, hat verpflichten müſſen, es zu bewahren. Daß ſie aber die Griechin nicht iſt, für die wir ſie hielten, iſt heraus. Sie iſt eine Deutſche, und von der edelſten Abkunft. Ein gewiſſes Gerücht, dem ich auf die Spur gekommen bin, gibt ihr eine ſehr hohe Mutter, und macht ſie zu der Frucht einer unglücklichen Liebe, wovon in Europa viel geſprochen worden iſt. Heimliche Nachſtellungen von mächtiger Hand haben ſie, laut dieſer Sage, gezwungen in Venedig Schutz zu ſuchen, und eben dieſe ſind auch die Urſache ihrer Verborgenheit, die es dem Prinzen unmöglich gemacht hat, ihren Aufenthalt zu erforſchen. Die Ehrerbietung, womit der Prinz von ihr ſpricht, und gewiſſe Rückſichten, die er gegen ſie beobachtet, ſcheinen dieſer Vermuthung Kraft zu geben.

Er iſt mit einer fürchterlichen Leidenſchaft an ſie gebunden, die mit jedem Tage wächst. In der erſten Zeit wurden die Beſuche ſparſam zugeſtanden; doch ſchon in der zweiten Woche verkürzte man die Trennungen, und jetzt vergeht kein Tag, wo der Prinz nicht dort wäre. Ganze Abende verſchwinden, ohne daß wir ihn zu Geſicht bekommen, und iſt er auch nicht in ihrer Geſellſchaft, ſo iſt ſie es doch allein, was ihn beſchäftigt. Sein ganzes Weſen ſcheint verwandelt. Er geht wie ein Träumender umher, und nichts von Allem, was ihn ſonſt intereſſirt hatte, kann ihm jetzt nur eine flüchtige Aufmerkſamkeit abgewinnen.

Wohin wird das noch kommen, liebſter Freund? Ich zittre für die Zukunft. Der Bruch mit ſeinem Hofe hat meinen Herrn in eine erniedrigende Abhängigkeit von einem einzigen Menſchen, von dem Marcheſe Civitella, geſetzt. Dieſer iſt jetzt Herr unſrer

Geheimniſſe, unſers ganzen Schickſals. Wird er immer ſo edel denken, als er ſich uns jetzo noch zeigt? Wird dieſes gute Vernehmen auf die Dauer beſtehen, und iſt es wohl gethan, einem Menſchen, auch dem vortrefflichſten, ſo viel Wichtigkeit und Macht einzuräumen?

An die Schweſter des Prinzen iſt ein neuer Brief abgegangen. Den Erfolg hoffe ich Ihnen in meinem nächſten Briefe melden zu können.

Der Graf von O** zur Fortſetzung.

Aber dieſer nächſte Brief blieb aus. Drei ganze Monate vergingen, ehe ich Nachricht aus Venedig erhielt — eine Unterbrechung, deren Urſache ſich in der Folge nur zu ſehr aufklärte. Alle Briefe meines Freundes an mich waren zurückbehalten und unterdrückt worden. Man urtheile von meiner Beſtürzung, als ich endlich im December dieſes Jahrs folgendes Schreiben erhielt, das bloß ein glücklicher Zufall (weil Biondello, der es zu beſtellen hatte, plötzlich krank wurde) in meine Hände brachte.

„Sie ſchreiben nicht. Sie antworten nicht — Kommen Sie — o kommen Sie auf Flügeln der Freundſchaft. Unſre Hoffnung iſt dahin. Leſen Sie dieſen Entſchluß. Alle unſre Hoffnung iſt dahin.

Die Wunde des Marcheſe ſoll tödtlich ſeyn. Der Cardinal brütet Rache, und ſeine Meuchelmörder ſuchen den Prinzen. Mein Herr — o mein unglücklicher Herr! — Iſt es dahin gekommen? Unwürdiges, entſetzliches Schickſal! Wie Nichtswürdige müſſen wir uns vor Mördern und Räubern verbergen.

Ich ſchreibe Ihnen aus dem ***Kloſter, wo der Prinz eine Zuflucht gefunden hat. Eben ruht er auf einem harten Lager neben mir und ſchläft — ach, den Schlummer der tödtlichſten Erſchöpfung, der ihn nur zu neuem Gefühl ſeiner Leiden ſtärken wird. Die zehn Tage, daß ſie krank war, kam kein Schlaf in ſeine Augen. Ich war bei der Leichenöffnung. Man fand Spuren von Vergiftung. Heute wird man ſie begraben.

Ach liebſter O**, mein Herz iſt zerriſſen. Ich habe einen Auftritt erlebt, der nie aus meinem Gedächtniß verlöſchen wird. Ich ſtand vor ihrem Sterbebette. Wie eine Heilige ſchied ſie

dahin, und ihre letzte ſterbende Beredſamkeit erſchöpfte ſich, ihren Geliebten auf den Weg zu leiten, den ſie zum Himmel wandelte. — Alle unſere Standhaftigkeit war erſchüttert, der Prinz allein ſtand feſt, und ob er gleich ihren Tod dreifach mit erlitt, ſo behielt er doch Stärke des Geiſtes genug, der frommen Schwärmerin ihre letzte Bitte zu verweigern."

In dieſem lag folgender Einſchluß:

An den Prinzen von *** von ſeiner Schweſter.

„Die allein ſeligmachende Kirche, die an dem Prinzen von *** eine ſo glänzende Eroberung gemacht hat, wird es ihm auch nicht an Mitteln fehlen laſſen, die Lebensart fortzuſetzen, der ſie dieſe Eroberung verdankt. Ich habe Thränen und Gebet für einen Verirrten, aber keine Wohlthaten mehr für einen Unwürdigen."

Henriette ***.

Ich nahm ſogleich Poſt, reiste Tag und Nacht, und in der dritten Woche war ich in Venedig. Meine Eilfertigkeit nützte mir nichts mehr. Ich war gekommen, einem Unglücklichen Troſt und Hülfe zu bringen; ich fand einen Glücklichen, der meines ſchwachen Beiſtands nicht mehr benöthigt war. F*** lag krank und war nicht zu ſprechen, als ich anlangte; folgendes Billet überbrachte man mir von ſeiner Hand. „Reiſen Sie zurück, liebſter O**, wo Sie hergekommen ſind. Der Prinz bedarf Ihrer nicht mehr, auch nicht meiner. Seine Schulden ſind bezahlt, der Cardinal verſöhnt, der Marcheſe wieder hergeſtellt. Erinnern Sie ſich des Armeniers, der uns voriges Jahr ſo zu verwirren wußte? In ſeinen Armen finden Sie den Prinzen, der ſeit fünf Tagen — die erſte Meſſe hörte."

Ich drängte mich nichts deſto weniger zum Prinzen, ward aber abgewieſen. An dem Bette meines Freundes erfuhr ich endlich die unerhörte Geſchichte.

Ende des erſten Theils.

Philoſophiſche Briefe.

Vorerinnerung.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schickſale, wie das Herz, aber ihre Geſchichte wird weit ſeltener behandelt. Man ſcheint ſich damit zu begnügen, die Leidenſchaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rückſicht zu nehmen, wie genau ſie mit dem Gedankenſyſteme des Individuums zuſammenhängen. Die allgemeine Wurzel der moraliſchen Verſchlimmerung iſt eine einſeitige und ſchwankende Philoſophie, um ſo gefährlicher, weil ſie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet, und eben deßwegen von dem eingebornen ſittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verſtand hingegen veredelt auch die Geſinnungen — der Kopf muß das Herz bilden.

In einer Epoche, wie die jetzige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lectüre den denkenden Theil des Publicums ſo erſtaunlich vergrößert, wo die glückliche Reſignation der Unwiſſenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt, und nur Wenige mehr da ſtehen bleiben wollen, wo der Zufall der Geburt ſie hingeworfen, ſcheint es nicht ſo ganz unwichtig zu ſeyn, auf gewiſſe Perioden der erwachenden und fortſchreitenden Vernunft aufmerkſam zu machen, gewiſſe Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche ſich an die Moralität anſchließen und eine Quelle von Glückſeligkeit und Elend ſeyn können, und wenigſtens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die ſtolze Vernunft ſchon geſcheitert hat. Wir gelangen nur ſelten anders, als durch Extreme, zur Wahrheit — wir müſſen den

Irrthum — und oft den Unſinn — zuvor erſchöpfen, ehe wir uns zu dem ſchönen Ziele der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die ſittliche Schönheit beſeelt, welche ſich auf ganz verſchiedenen Wegen in derſelben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerm Blicke die zurückgelegte Bahn überſchauen, haben ſich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausſchweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln und in Form eines Briefwechſels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe ſind der Anfang dieſes Verſuches.

Meinungen, welche in dieſen Briefen vorgetragen werden, können alſo auch nur beziehungsweiſe wahr oder falſch ſeyn, gerade ſo, wie ſich die Welt in dieſer Seele, und keiner andern, ſpiegelt. Die Fortſetzung des Briefwechſels wird es ausweiſen, wie dieſe einſeitigen, oft überſpannten, oft widerſprechenden Behauptungen endlich in eine allgemeine, geläuterte und feſtgegründete Wahrheit ſich auflöſen.

Skepticismus und Freidenkerei ſind die Fieberparoxysmen des menſchlichen Geiſtes, und müſſen durch eben die unnatürliche Erſchütterung, die ſie in gut organiſirten Seelen verurſachen, zuletzt die Geſundheit befeſtigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, deſto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, deſto größer die Aufforderung zu Ueberzeugung und feſter Gewißheit. Aber dieſe Zweifel, dieſe Irrthümer vorzutragen, war nothwendig; die Kenntniß der Krankheit mußte der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling ſie verfehlt, eben ſo wenig als die Tugend und die Religion, wenn ein Laſterhafter ſie verläugnet.

Dies mußte vorausgeſagt werden, um den Geſichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechſel geleſen und beurtheilt wünſchen.

Julius an Raphael.

Im October.

Du biſt fort, Raphael — und die ſchöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbſtnebel liegt, wie ein Bahrtuch, über dem ausgeſtorbenen Gefilde. Einſam durchirre ich die melancholiſche Gegend, rufe laut deinen Namen aus, und zürne, daß mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich hatte deine letzten Umarmungen überſtanden. Das traurige Rauſchen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verſtummt. Ich Glücklicher hatte ſchon einen wohlthätigen Hügel von Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt ſteheſt du, gleich deinem abgeſchiedenen Geiſte, von neuem in dieſen Gegenden auf und meldeſt dich mir auf jedem Lieblingsplatz unſerer Spaziergänge wieder. Dieſen Felſen habe ich an deiner Seite erſtiegen, an deiner Seite dieſe unermeßliche Perſpective durchwandert. Im ſchwarzen Heiligthum dieſer Buchen erſannen wir zuerſt das kühne Ideal unſerer Freundſchaft. Hier war's, wo wir den Stammbaum der Geiſter zum erſtenmal auseinander rollten, und Julius einen ſo nahen Verwandten in Raphael fand. Hier iſt keine Quelle, kein Gebüſch, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, Alles hat ſich gegen meine Geneſung verſchworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Auftritt unſerer Trennung.

Was haſt du aus mir gemacht, Raphael? Was iſt ſeit kurzem aus mir geworden! Gefährlicher großer Menſch! daß ich dich niemals gekannt hätte, oder niemals verloren! Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe komm' wieder, oder deine zarte Pflanzung iſt dahin. Konnteſt du mit deiner ſanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlaſſen, noch ſo ferne von ſeiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner ſtolzen Weisheit wanken in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen Paläſte, die du bauteſt, ſtürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt ſich wimmernd unter den Ruinen.

Selige paradieſiſche Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener — da all mein Fürwitz und alle meine Wünſche an den Gränzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heiterer Sonnen-

untergang nichts Höheres ahnden ließ, als einen ſchönen morgenden Tag — da mich nur eine politiſche Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Geſpenſtermährchen an eine Rechenſchaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte und deſto herzlicher an der Gottheit hing. Ich empfand und war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erſchaffung zu beweinen.

Erſchaffung? — Nein, das iſt ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht geſtatten darf. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wußte, wo von mir Niemand wußte, alſo ſagt man, ich war nicht. Jene Zeit iſt nicht mehr, alſo ſagt man, daß ich erſchaffen ſey. Aber auch von den Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiß man nun nichts mehr, und doch ſagt man, ſie ſind. Worauf gründen wir das Recht, den Anfang zu bejahen und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Weſen, behauptet man, widerſpricht der unendlichen Güte. Entſtand denn dieſe unendliche Güte erſt mit der Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geiſter waren, ſo war die unendliche Güte ja eine ganze vorhergehende Ewigkeit unwirkſam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers iſt, ſo fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erſchaffung der Welt? Aber eine ſolche Vorausſetzung widerſpricht der Idee des vollendeten Gottes, alſo war keine Schöpfung — Wo bin ich hingerathen, mein Raphael? — Schrecklicher Irrgang meiner Schlüſſe! Ich gebe den Schöpfer auf, ſobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du haſt mir den Glauben geſtohlen, der mir Frieden gab. Du haſt mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tauſend Dinge waren mir ſo ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit ſie mir entkleidete. Ich ſah eine Volksmenge nach der Kirche ſtrömen, ich hörte ihre begeiſterte Andacht zu einem brüderlichen Gebet ſich vereinigen — zweimal ſtand ich vor dem Bette des Todes, ſah zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schreckniſſe der Vernichtung ſiegen und den friſchen Lichtſtrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden ſich entzünden.

Göttlich, ja göttlich muß die Lehre ſeyn, rief ich aus, die

die Beſten unter den Menſchen bekennen, die ſo mächtig ſiegt und ſo wunderbar tröſtet. Deine kalte Weisheit löſchte meine Begeiſterung. Eben ſo Viele, ſagteſt du mir, drängten ſich einſt um die Irmenſäule und zu Jupiters Tempel, eben ſo Viele haben eben ſo freudig, ihrem Brama zu Ehren, den Holzſtoß beſtiegen. Was du am Heidenthume ſo abſcheulich findeſt, ſoll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweiſen?

Glaube Niemand, als deiner eigenen Vernunft, ſagteſt du weiter. Es gibt nichts Heiliges, als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, iſt die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe, gleich jenem verzweifelten Eroberer, alle meine Schiffe in Brand geſteckt, da ich an dieſer Inſel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung verſöhnen, die ich einmal belachte. Meine Vernunft iſt mir jetzt Alles, meine einzige Gewährleiſtung für Gottheit, Tugend, Unſterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich dieſem einzigen Bürgen auf einem Widerſpruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüſſen ſinkt! wenn ein zerriſſener Faden in meinem Gehirne ihren Gang verrückt! — Meine Glückſeligkeit iſt von jetzt an dem harmoniſchen Tact meines Senſoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieſes Inſtruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falſch angeben — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Aderſchlag wanken!

Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolze geſchmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du haſt mich herausgeführt an den Tag; das goldene Licht und die unermeßliche Freie haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem beſcheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauſes, ein Freund meiner Freunde, ein nützliches Glied der Geſellſchaft zu heißen: du haſt mich in einen Bürger des Univerſums verwandelt. Meine Wünſche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte der Großen gethan. Ich duldete dieſe Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menſchengeſchlechtes zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt

erfuhr ich zum erſtenmal, daß meine Anſprüche auf Genuß ſo vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt ſah ich ein, daß eine Schichte über dieſer Atmoſphäre ich gerade ſo viel und ſo wenig gelte, als die Beherrſcher der Erde. Raphael ſchnitt alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die Vernunft, ſagte mir Raphael, iſt die einzige Monarchie in der Geiſterwelt, ich trug meinen Kaiſerthron in meinem Gehirne. Alle Dinge, im Himmel und auf Erden, haben keinen Werth, keine Schätzung, als ſo viel meine Vernunft ihnen zugeſteht. Die ganze Schöpfung iſt mein, denn ich beſitze eine unwiderſprechliche Vollmacht, ſie ganz zu genießen. Alle Geiſter — eine Stufe tiefer unter dem vollkommenſten Geiſt — ſind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt dieſe Verkündigung! Welcher Vorrath für meinen Durſt nach Erkenntniß! aber — unglückſeliger Widerſpruch der Natur! — — dieſer freie emporſtrebende Geiſt iſt in das ſtarre unwandelbare Uhrwerk eines ſterblichen Körpers geflochten, mit ſeinen kleinen Bedürfniſſen vermengt, an ſeine kleinen Schickſale angejocht — dieſer Gott iſt in eine Welt von Würmern verwieſen. Der ungeheure Raum der Natur iſt ſeiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwei Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit, aber er ſelbſt muß erſt träge und mühſam durch die Elemente der Zeit ihm entgegenkriechen. Einen Genuß zu erſchöpfen, muß er jeden andern verloren geben; zwei unumſchränkte Begierden ſind ſeinem kleinen Herzen zu groß. Jede neu erworbene Freude koſtet ihn die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick iſt das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferſtunde der Liebe iſt ein ausſetzender Aderſchlag in der Freundſchaft.

Wohin ich nur ſehe, Raphael, wie beſchränkt iſt der Menſch! Wie groß der Abſtand zwiſchen ſeinen Anſprüchen und ihrer Erfüllung! — O, beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf! Wecke ihn nicht! Er war ſo glücklich, bis er anfing zu fragen, wohin er gehen müſſe, und woher er gekommen ſey. Die Vernunft iſt eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit ſchien über ihm, wie

ein Blitz in der Nacht, der ſie finſterer zurückläßt. Unſere Philoſophie iſt die unglückſelige Neugier des Oedipus, der nicht nachließ zu forſchen, bis das entſetzliche Orakel ſich auflöste: „Möchteſt du nimmer erfahren, wer du biſt!“

Erſetzt mir deine Weisheit, was ſie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüſſel zum Himmel hatteſt, warum mußteſt du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wußteſt, daß der Weg zu der Weisheit durch den ſchrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagteſt du die ruhige Unſchuld deines Julius auf dieſen bedenklichen Wurf?

— Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, allzu nah
Was gar zu Schlimmes gränzt, ſo thu' ich lieber
Das Gute nicht —

Du haſt eine Hütte niedergeriſſen, die bewohnt war, und einen prächtigen todten Palaſt auf die Stelle gegründet.

Raphael, ich fordre meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Muth iſt dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften. Schreibe mir bald! Nur deine heilende Hand kann Balſam in meine brennende Wunde gießen.

Raphael an Julius.

Ein Glück, wie das unſrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menſchliches Loos. Mich verfolgte ſchon oft dieſer Gedanke im vollen Genuß unſerer Freundſchaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilſame Vorbereitung, mir meinen jetzigen Zuſtand zu erleichtern. Abgehärtet in der ſtrengen Schule der Reſignation, bin ich noch empfänglicher für den Troſt, in unſerer Trennung ein leichtes Opfer zu ſehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schickſal abzuverdienen. Du wußteſt bis jetzt noch nicht, was Entbehrung ſey. Du leideſt zum erſtenmale. —

Und doch iſt's vielleicht Wohlthat für dich, daß ich gerade jetzt von deiner Seite geriſſen bin. Du haſt eine Krankheit zu überſtehen, von der du nur allein durch dich ſelbſt geneſen kannſt, um vor jedem Rückfalle ſicher zu ſeyn. Je verlaſſener du dich fühlſt, deſto mehr wirſt du alle Heilkräfte in dir ſelbſt aufbieten;

je weniger augenblickliche Linderung du von täuſchenden Pallia-tiven empfängſt, deſto ſicherer wird es dir gelingen, das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Daß ich aus deinem ſüßen Traum dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenn gleich dein jetziger Zuſtand peinlich iſt. Ich habe nichts gethan, als eine Kriſis beſchleunigt, die ſolchen Seelen, wie die deinige, früher oder ſpäter unausbleiblich bevor-ſteht, und bei der Alles darauf ankommt, in welcher Periode des Lebens ſie ausgehalten wird. Es gibt Lagen, in denen es ſchrecklich iſt, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe dem, der im Sturme der Leidenſchaft noch mit den Spitzfindig-keiten einer klügelnden Vernunft zu kämpfen hat. Was dies heiße, habe ich in ſeinem ganzen Umfange empfunden, und dich vor einem ſolchen Schickſale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als dieſe unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unſchädlich zu machen.

Und welchen günſtigern Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein Julius? In voller Jugendkraft ſtandſt du vor mir, Körper und Geiſt in der herrlichſten Blüthe, durch keine Sorge ge-drückt, durch keine Leidenſchaft gefeſſelt, frei und ſtark, den großen Kampf zu beſtehen, wovon die erhabene Ruhe der Ueber-zeugung der Preis iſt. Wahrheit und Irrthum waren noch nicht in dein Intereſſe verwebt. Deine Genüſſe und deine Tugenden waren unabhängig von beiden. Du bedurfteſt keine Schreckbilder, dich von niedrigen Ausſchweifungen zurückzureißen. Gefühl für edlere Freuden hatte ſie dir verekelt. Du warſt gut aus Inſtinct, aus unentweihter ſittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einſtürzte, auf welchem ſie nicht gegründet war. Und noch ſchrecken mich deine Beſorg-niſſe nicht. Was dir auch immer eine melancholiſche Laune ein-geben mag, ich kenne dich beſſer, Julius!

Undankbarer! Du ſchmäheſt die Vernunft, du vergiſſeſt, was ſie dir ſchon für Freuden geſchenkt hat. Hätteſt du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelſucht entgehen können, ſo war es Pflicht für mich, dir Genüſſe nicht vorzu-enthalten, deren du fähig und würdig wareſt. Die Stufe, worauf du ſtandeſt, war deiner nicht werth. Der Weg, auf dem du emporklimmteſt, bot dir Erſatz für Alles, was ich dir raubte. Ich weiß noch, mit welcher Entzückung du den Augenblick

ſegneteſt, da die Binde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffaßteſt, hat deine Alles verſchlingende Phantaſie vielleicht an Abgründe geführt, wovor du erſchrocken zurückſchauderſt.

Ich muß dem Gang deiner Forſchungen nachſpüren, um die Quellen deiner Klagen zu entdecken. Du haſt ſonſt die Reſultate deines Nachdenkens aufgeſchrieben. Schicke mir dieſe Papiere, und dann will ich dir antworten. — —

Julius an Raphael.

Dieſen Morgen durchſtöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlornen Aufſatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner ſtolzen Begeiſterung. Raphael, wie ganz anders finde ich jetzo das Alles! Es iſt das hölzerne Gerüſte der Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin iſt. Mein Herz ſuchte ſich eine Philoſophie, und die Phantaſie unterſchob ihre Träume. Die wärmſte war mir die wahre.

Ich forſche nach den Geſetzen der Geiſter — ſchwinge mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergeſſe zu erweiſen, daß ſie wirklich vorhanden ſind. Ein kühner Angriff des Materialismus ſtürzt meine Schöpfung.

Du wirſt dies Fragment durchleſen, mein Raphael. Möchte es dir gelingen, den erſtorbenen Funken meines Enthuſiasmus wieder anzuflammen, mich wieder auszuſöhnen mit meinem Genius — aber mein Stolz iſt ſo tief geſunken, daß auch Raphaels Beifall ihn kaum mehr emporraffen wird.

Theoſophie des Julius.

Die Welt und das denkende Weſen.

Das Univerſum iſt ein Gedanke Gottes. Nachdem dieſes idealiſche Geiſtesbild in die Wirklichkeit hinübertrat und die geborne Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir dieſe menſchliche Vorſtellung — ſo iſt der Beruf aller denkenden Weſen, in dieſem vorhandenen Ganzen die erſte Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maſchine, die Einheit in der Zuſammenſetzung, das Geſetz in dem Phänomen aufzuſuchen und das

Gebäude rückwärts auf ſeinen Grundriß zu übertragen. Alſo gibt es für mich nur eine einzige Erſcheinung in der Natur, das denkende Weſen. Die große Zuſammenſetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jezo nur merkwürdig, weil ſie vorhanden iſt, mir die mannigfaltigen Aeußerungen jenes Weſens ſymboliſch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir iſt nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich iſt. Die Geſetze der Natur ſind die Chiffern, welche das denkende Weſen zuſammenfügt, ſich dem denkenden Weſen verſtändlich zu machen — das Alphabet, vermittelſt deſſen alle Geiſter mit dem vollkommenſten Geiſte und mit ſich ſelbſt unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil ſie mich in den thätigen Zuſtand ihres Erfinders, ihres Beſitzers verſetzen, weil ſie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Weſens verrathen und meine Verwandtſchaft mit dieſem Weſen mich ahnden laſſen. Eine neue Erfahrung in dieſem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Naturſyſtem des Linnäus, heißen mir urſprünglich eben das, was eine Antike, in Herculanum hervorgegraben — beides nur Widerſchein eines Geiſtes, neue Bekanntſchaft mit einem mir ähnlichen Weſen. Ich beſpreche mich mit dem Unendlichen durch das Inſtrument der Natur, durch die Weltgeſchichte — ich leſe die Seele des Künſtlers in ſeinem Apollo.

Willſt du dich überzeugen, mein Raphael, ſo forſche rückwärts. Jeder Zuſtand der menſchlichen Seele hat irgend eine Parabel in der phyſiſchen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künſtler und Dichter, auch ſelbſt die abſtracteſten Denker haben aus dieſem reichen Magazine geſchöpft. Lebhafte Thätigkeit nennen wir Feuer, die Zeit iſt ein Strom, der reißend von hinnen rollt; die Ewigkeit iſt ein Cirkel; ein Geheimniß hüllt ſich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, daß ſogar das künftige Schickſal des menſchlichen Geiſtes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sprößlinge der Pflanzen aus dem Schooße der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das bange Räthſel des Todes und widerlegt meine ängſtliche Beſorgniß eines ewigen Schlafs. Die Schwalbe, die wir im Winter erſtarrt finden und

im Lenze wieder aufleben ſehen, die todte Raupe, die ſich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unſerer Unſterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun Alles! — Jetzt, Raphael, iſt Alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahnde ich einen Geiſt — Wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken.

Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Auferſtehn ſeyn wird,,

redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und ſo verſtehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Idee.

Alle Geiſter werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle ſtreben nach dem Zuſtand der höchſten freien Aeußerung ihrer Kräfte, alle beſitzen den gemeinſchaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, Alles an ſich zu ziehen, in ſich zu verſammeln, ſich eigen zu machen, was ſie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anſchauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen, iſt augenblickliche Beſitznehmung dieſer Eigenſchaften. Welchen Zuſtand wir wahrnehmen, in dieſen treten wir ſelbſt. In dem Augenblicke, wo wir ſie uns denken, ſind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückſeligkeit. Wir ſelber werden das empfundene Object. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — dieſe Vorausſetzung iſt der Grund, worauf ich alles Folgende gründe, und einig müſſen wir ſeyn, ehe ich Muth habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas Aehnliches ſagt einem Jeden ſchon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmuth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt ſich da nicht ein geheimes Bewußtſeyn in unſerem Herzen, daß wir fähig wären, ein Gleiches zu thun? Verräth nicht ſchon die hohe Röthe, die bei Anhörung einer ſolchen Geſchichte unſere Wangen färbt, daß unſere Beſcheidenheit vor der Bewunderung zittert? daß wir über dem Lobe verlegen ſind, welches uns dieſe Veredlung unſers Weſens erwerben muß? Ja, unſer Körper ſelbſt ſtimmt ſich in dieſem

Augenblick in die Geberden des handelnden Menſchen und zeigt offenbar, daß unſere Seele in dieſen Zuſtand übergegangen ſey. Wenn du zugegen warſt, Raphael, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Verſammlung erzählt wurde, ſaheſt du es da dem Erzähler nicht an, wie er ſelbſt auf den Weihrauch wartete, er ſelbſt den Beifall aufzehrte, der ſeinem Helden geopfert wurde — und wenn du der Erzähler warſt, überraſchteſt du dein Herz niemals auf dieſer glücklichen Täuſchung? Du haſt Beiſpiele, Raphael, wie lebhaft ich ſogar mit meinem Herzensfreund um die Vorleſung einer ſchönen Anecdote, eines vortrefflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mir's leiſe geſtanden, daß es dir dann nur den Lorbeer mißgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleſer übergeht. Schnelles und inniges Kunſtgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein großes Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheile kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, deſſen Kopf die moraliſche Schönheit ſchwer und langſam faßt.

Wende mir nicht ein, daß bei lebendiger Erkenntniß einer Vollkommenheit nicht ſelten das entgegenſtehende Gebrechen ſich finde, daß ſelbſt den Böſewicht oft eine hohe Begeiſterung für das Vortreffliche anwandle, ſelbſt den Schwachen zuweilen ein Enthuſiasmus hoher herculiſcher Größe durchflamme. Ich weiß z. B., daß unſer bewunderter Haller, der das geſchätzte Nichts der eiteln Ehre ſo männlich entlarvte, deſſen philoſophiſcher Größe ich ſo viel Bewunderung zollte, daß eben dieſer das noch eitlere Nichts eines Ritterſternes, der ſeine Größe beleidigte, nicht zu verachten im Stande war. Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Momente des Ideals der Künſtler, der Philoſoph und der Dichter die großen und guten Menſchen wirklich ſind, deren Bild ſie entwerfen — aber dieſe Veredlung des Geiſtes iſt bei Vielen nur ein unnatürlicher Zuſtand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen raſchern Schwung der Phantaſie gewaltſam hervorgebracht, der aber auch eben deßwegen ſo flüchtig, wie jede andere Bezauberung, dahin ſchwindet und das Herz der deſpotiſchen Willkür niedriger Leidenſchaften deſto ermatteter überliefert. Deſto ermatteter, ſage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der rückfällige Verbrecher immer der wüthendere iſt, daß die Renegaten der Tugend ſich

von dem läſtigen Zwange der Reue in den Armen des Laſters nur deſto ſüßer erholen.

Ich wollte erweiſen, mein Raphael, daß es unſer eigener Zuſtand iſt, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf den Augenblick unſer wird, worin wir uns eine Vorſtellung von ihr erwecken, daß unſer Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend ſich endlich in das Bewußtſeyn eigner Veredlung, eigner Bereicherung auflöſet, und ich glaube, ich habe es erwieſen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchſten Weſens, von ſeiner Güte, von ſeiner Gerechtigkeit — aber keinen von ſeiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der ſtückweiſen Vorſtellung dreier Succeſſionen: Nichts, ſein Wille, und Etwas. Es iſt wüſte und finſter — Gott ruft: Licht — und es wird Licht. Hätten wir eine Realidee ſeiner wirkenden Allmacht, ſo wären wir Schöpfer, wie er.

Jede Vollkommenheit alſo, die ich wahrnehme, wird mein eigen, ſie gibt mir Freude, weil ſie mein eigen iſt, ich begehre ſie, weil ich mich ſelbſt liebe. Vollkommenheit in der Natur iſt keine Eigenſchaft der Materie, ſondern der Geiſter. Alle Geiſter ſind glückich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geiſter, weil ich mich ſelbſt liebe. Die Glückſeligkeit, die ich mir vorſtelle, wird meine Glückſeligkeit; alſo liegt mir daran, dieſe Vorſtellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — alſo liegt mir daran, Glückſeligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortrefflichkeit, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich in mir hervor; welchen ich vernachläſſige, zerſtöre, zerſtöre ich mir, vernachläſſige ich mir — Ich begehre fremde Glückſeligkeit, weil ich meine eigne begehre. Begierde nach fremder Glückſeligkeit nennen wir Wohlwollen.

Liebe.

Jetzt, beſter Raphael, laß mich herumſchauen. Die Höhe iſt erſtiegen, der Nebel iſt gefallen, wie in einer blühenden Landſchaft ſtehe ich mitten im Unermeßlichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe alſo — das ſchönſte Phänomen in der beſeelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geiſterwelt, die Quelle der

Andacht und der erhabenſten Tugend — Liebe iſt nur der Widerſchein dieſer einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tauſch der Perſönlichkeit, eine Verwechslung der Weſen.

Wenn ich haſſe, ſo nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, ſo werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung iſt das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Menſchenhaß ein verlängerter Selbſtmord; Egoismus die höchſte Armuth eines erſchaffenen Weſens.

Als Raphael ſich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele, und ich weine um den Verluſt meiner ſchönern Hälfte. An jenem ſeligen Abend — du kenneſt ihn — da unſere Seelen ſich zum erſten Male feurig berührten, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Vortrefflichkeit gelten — ſtolzer darauf, dich zu lieben, als von dir geliebt zu ſeyn, denn das Erſte hatte mich zu Raphael gemacht.

„War's nicht dies allmächtige Getriebe,
„Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
„Unſre Herzen an einander zwang?
„Raphael, an deinem Arm — o Wonne!
„Wag' auch ich zur großen Geiſterſonne
„Freudig den Vollendungsgang.

„Glücklich! Glücklich! Dich hab' ich gefunden,
„Hab' aus Millionen dich umwunden,
„Und aus Millionen mein biſt du.
„Laß das wilde Chaos wiederkehren,
„Durch einander die Atomen ſtören,
„Ewig fliehn ſich unſre Herzen zu.

„Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
„Meiner Wolluſt Widerſtrahlen ſaugen?
„Nur in dir beſtaun' ich mich.
„Schöner malt ſich mir die ſchöne Erde,
„Heller ſpiegelt in des Freunds Geberde,
„Reizender der Himmel ſich.

„Schwermuth wirft die bangen Thränenlaſten,
„Süßer von des Leidens Sturm zu raſten,
„In der Liebe Buſen ab.
„Sucht nicht ſelbſt das folternde Entzücken,
„Raphael, in deinen Seelenblicken
„Ungeduldig ein wollüſt'ges Grab?

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
„Seelen träumt ich in die Felſenſteine
„Und umarmend küßt ich ſie.
„Meine Klagen ſtöhnt' ich in die Lüfte,
„Freute mich, antworteten die Klüfte,
„Thor genug, der ſüßen Sympathie." —

Liebe findet nicht ſtatt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmoniſchen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnſucht verſchlinge ich die höhern, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundſchaft und Liebe. Die ſanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er beſtanden; der männliche Othello liebt ſie um der Thräne willen, die ſie ihm weinte.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt ſind, jede Blume und jedes entlegene Geſtirn, jeden Wurm und jeden geahndeten höhern Geiſt an den Buſen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unſrer Geliebten. Du verſtehſt mich, mein Raphael. Der Menſch, der es ſo weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzuleſen, und zu dieſer Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, iſt der Gottheit ſchon ſehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in ſeine Perſönlichkeit. Wenn jeder Menſch alle Menſchen liebte, ſo beſäße jeder Einzelne die Welt.

Die Philoſophie unſerer Zeiten — ich fürchte es — widerſpricht dieſer Lehre. Viele unſerer denkenden Köpfe haben es ſich angelegen ſeyn laſſen, dieſen himmliſchen Trieb aus der menſchlichen Seele hinwegzuſpotten, das Gepräge der Gottheit zu verwiſchen, und dieſe Energie, dieſen edeln Enthuſiasmus im kalten tödtenden Hauch einer kleinmüthigen Indifferenz aufzulöſen. Im Knechtsgefühle ihrer eigenen Entwürdigung haben ſie ſich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihren begränzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben ſie ihre troſtloſe Lehre geſponnen, und ihre eigene Beſchränkung zum Maßſtab des Schöpfers gemacht — entartete Sklaven, die unter dem Klang ihrer Ketten die Freiheit verſchreien. Swift, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menſchheit getrieben, und an den Schandpfahl, den er dem

ganzen Geſchlechte baute, zuerſt ſeinen eigenen Namen ſchrieb, Swift ſelbſt konnte der menſchlichen Natur keine ſo tödtliche Wunde ſchlagen, als dieſe gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfſinnes und des Genie's den Eigennutz ausſchmücken, und zu einem Syſteme veredeln.

Warum ſoll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich bekenne es freimüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn ſie nicht iſt; ich gebe die Gottheit auf, die Unſterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für dieſe Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geiſt, der ſich allein liebt, iſt ein ſchwimmender Atom im unermeßlichen leeren Raume.

Aufopferung.

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widerſprechen ſcheinen.

Es iſt denkbar, daß ich meine eigene Glückſeligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückſeligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieſes Opfer mein Leben iſt? Und die Geſchichte hat Beiſpiele ſolcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daß es mich nichts koſten ſollte, für Raphaels Rettung zu ſterben. Wie iſt es möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unſerer Genüſſe zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daſeyns ſich mit Bereicherung meines Weſens vertragen?

Die Vorausſetzung von einer Unſterblichkeit hebt dieſen Widerſpruch — aber ſie entſtellt auch auf immer die hohe Grazie dieſer Erſcheinung. Rückſicht auf eine belohnende Zukunft ſchließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unſterblichkeit auslangt, die auch, auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.

Zwar iſt es ſchon Veredlung einer menſchlichen Seele, den gegenwärtigen Vortheil dem ewigen aufzuopfern — es iſt die edelſte Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe ſcheiden die Menſchheit in zwei höchſt unähnliche Geſchlechter, deren Gränzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in

die Achſe des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus iſt Einſamkeit. Liebe iſt die mitherrſchende Bürgerin eines blühenden Freiſtaats, Egoismus ein Deſpot in einer verwüſteten Schöpfung. Egoismus ſäet für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verſchenkt, Egoismus leiht — Einerlei vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächſtfolgenden Augenblicks, oder die Ausſicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinſen in dieſem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menſchengeſchlechte auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — ſetze hinzu, dieſe Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, dieſe Wahrheit kann nur erwieſen werden, nur geglaubt werden, wenn er ſtirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfaſſenden Sonnenblick des Genie's, mit dem Flammenrad der Begeiſterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Laß in ſeiner Seele das vollſtändige Ideal jener großen Wirkung emporſteigen — — laß in dunkler Ahndung vorübergehen an ihm alle Glücklichen, die er ſchaffen ſoll — laß die Gegenwart und die Zukunft zugleich in ſeinem Geiſt ſich zuſammendrängen — und nun beantworte dir, bedarf dieſer Menſch der Anweiſung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieſer Empfindungen wird ſich verwirren mit ſeiner Perſönlichkeit, wird mit ſeinem Ich in Eins zuſammenfließen. Das Menſchengeſchlecht, das er jetzt ſich denkt, iſt er ſelbſt. Es iſt ein Körper, in welchem ſein Leben, vergeſſen und entbehrlich, wie ein Blutstropfe ſchwimmt — wie ſchnell wird er ihn für ſeine Geſundheit verſpritzen!

Gott.

Alle Vollkommenheiten im Univerſum ſind vereinigt in Gott. Gott und Natur ſind zwei Größen, die ſich vollkommen gleich ſind.

Die ganze Summe von harmoniſcher Thätigkeit, die in der göttlichen Subſtanz beiſammen exiſtirt, iſt in der Natur, dem Abbilde dieſer Subſtanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur (erlaube mir dieſen bildlichen Ausdruck), die Natur iſt ein unendlich getheilter Gott.

Wie ſich im prismatiſchen Glaſe ein weißer Lichtſtreif in

ſieben dunklere Strahlen ſpaltet, hat ſich das göttliche Ich in zahlloſe empfindende Subſtanzen gebrochen. Wie ſieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtſtreif wieder zuſammenſchmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieſer Subſtanzen ein göttliches Weſen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes iſt das optiſche Glas, und alle Thätigkeiten der Geiſter nur ein unendliches Farbenſpiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiel' es der Allmacht dereinſt, dieſes Prisma zu zerſchlagen, ſo ſtürzte der Damm zwiſchen ihr und der Welt ein, alle Geiſter würden in einem Unendlichen untergehen, alle Accorde in einer Harmonie in einander fließen, alle Bäche in einem Ocean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geiſter, ins Unendliche vervielfältigt und fortgeſetzt, müßte endlich zu Aufhebung jener Trennung führen, oder (darf ich es ausſprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine ſolche Anziehung iſt Liebe.

Alſo Liebe, mein Raphael, iſt die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anſpruch, uns ſelbſt unbewußt, zielen wir dahin.

„Todte Gruppen ſind wir, wenn wir haſſen,
„Götter, wenn wir liebend uns umfaſſen,
„Lechzen nach dem ſüßen Feſſelzwang.
„Aufwärts, durch die tauſendfachen Stufen
„Zahlenloſer Geiſter, die nicht ſchufen,
„Waltet göttlich dieſer Drang.

„Arm in Arme, höher ſtets und höher,
„Vom Barbaren bis zum griech'ſchen Seher,
„Der ſich an den letzten Seraph reiht,
„Wallen wir einmüth'gen Ringeltanzes,
„Bis ſich dort im Meer des ew'gen Glanzes
„Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

„Freundlos war der große Weltenmeiſter,
„Fühlte Mangel, darum ſchuf er Geiſter,
„Sel'ge Spiegel ſeiner Seligkeit.
„Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches,
„Aus dem Kelch des ganzen Weſenreiches
„Schäumt ihm die Unendlichkeit.“

Liebe, mein Raphael, iſt das wuchernde Arkan, den entadelten König des Goldes aus dem unſcheinbaren Kalke wieder herzuſtellen, das Ewige aus dem Vergänglichen, und aus dem

zerſtörenden Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu retten.

Was iſt die Summe von allem Bisherigen?

Laßt uns Vortrefflichkeit einſehen, ſo wird ſie unſer. Laßt uns vertraut werden mit der hohen idealiſchen Einheit, ſo werden wir uns mit Bruderliebe anſchließen an einander. Laßt uns Schönheit und Freude pflanzen, ſo ernten wir Schönheit und Freude. Laßt uns helle denken, ſo werden wir feurig lieben. Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt, ſagt der Stifter unſers Glaubens. Die ſchwache Menſchheit erblaßte bei dieſem Gebote, darum erklärte er ſich deutlicher: liebet euch unter einander.

„Weisheit mit dem Sonnenblick,
„Große Göttin, tritt zurück,
„Weiche vor der Liebe!

„Wer die ſteile Sternenbahn
„Ging dir heldenkühn voran
„Zu der Gottheit Sitze?
„Wer zerriß das Heiligthum,
„Zeigte dir Elyſium
„Durch des Grabes Ritze?

„Lockte ſie uns nicht hinein,
„Möchten wir unſterblich ſeyn?
„Suchten auch die Geiſter
„Ohne ſie den Meiſter?
„Liebe, Liebe leitet nur
„Zu dem Vater der Natur,
„Liebe nur die Geiſter.“

Hier, mein Raphael, haſt du das Glaubensbekenntniß meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriß meiner unternommenen Schöpfung. So wie du hier findeſt, ging der Samen auf, den du ſelber in meine Seele ſtreuteſt. Spotte nun oder freue dich oder erröthe über deinen Schüler. Wie du willſt — aber dieſe Philoſophie hat mein Herz geadelt und die Perſpective meines Lebens verſchönert. Möglich, mein Beſter, daß das ganze Gerüſte meiner Schlüſſe ein beſtandloſes Traumbild geweſen. — Die Welt, wie ich ſie hier malte, iſt vielleicht nirgends, als im Gehirne deines Julius wirklich — — vielleicht, daß nach Ablauf der tauſend, tauſend Jahre jenes Richters, wo der verſprochene weiſere Mann auf dem Stuhle ſitzt, ich bei Erblickung des wahren

Originals meine ſchülerhafte Zeichnung ſchamroth in Stücken reiße — Alles dies mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um ſo entzückender, um ſo majeſtätiſcher überraſchen. Sollten meine Ideen wohl ſchöner ſeyn, als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, daß ſein erhabenes Kunſtwerk hinter den Erwartungen eines ſterblichen Kenners zurückbliebe? — Das eben iſt die Feuerprobe ſeiner großen Vollendung und der ſüßeſte Triumph für den höchſten Geiſt, daß auch Fehlſchlüſſe und Täuſchung ſeiner Anerkennung nicht ſchaden, daß alle Schlangenkrümmungen der ausſchweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einſchlagen, zuletzt alle abtrünnigen Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. Raphael — welche Idee erweckt mir der Künſtler, der in tauſend Copien anders entſtellt, in allen tauſenden dennoch ſich ähnlich bleibt, dem ſelbſt die verwüſtende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Uebrigens könnte meine Darſtellung durchaus verfehlt, durchaus unächt ſeyn — noch mehr, ich bin überzeugt, daß ſie es nothwendig ſeyn muß, und dennoch iſt es möglich, daß alle Reſultate daraus eintreffen. Unſer ganzes Wiſſen läuft endlich, wie alle Weltweiſen übereinkommen, auf eine conventionelle Täuſchung hinaus, mit welcher jedoch die ſtrengſte Wahrheit beſtehen kann. Unſre reinſten Begriffe ſind keineswegs Bilder der Dinge, ſondern bloß ihre nothwendig beſtimmten und coexiſtirenden Zeichen. Weder Gott, noch die menſchliche Seele, noch die Welt ſind das wirklich, was wir davon halten. Unſere Gedanken von dieſen Dingen ſind nur die endemiſchen Formen, worin ſie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen. — Unſer Gehirn gehört dieſem Planeten, folglich auch die Idiome unſerer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele iſt eigenthümlich, nothwendig, und immer ſich ſelbſt gleich; das Willkürliche der Materialien, woran ſie ſich äußert, ändert nichts an den ewigen Geſetzen, wornach ſie ſich äußert, ſo lange dieſes Willkürliche mit ſich ſelbſt nicht im Widerſpruche ſteht, ſo lange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältniſſe der Idiome entwickelt,

müſſen dieſe Verhältniſſe in den Sachen auch wirklich vorhanden ſeyn. Wahrheit iſt alſo keine Eigenſchaft der Idiome, ſondern der Schlüſſe; nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenſtande, ſondern die Uebereinſtimmung dieſes Begriffs mit den Geſetzen der Denkkraft. Eben ſo bedient ſich die Größenlehre der Chiffern, die nirgends, als auf dem Papiere, vorhanden ſind, und ſindet damit, was vorhanden iſt in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. die Buchſtaben A und B, die Zeichen : und =, + und — mit dem Factum, das gewonnen werden ſoll? — und doch ſteigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit ſeines Calculs geht der Weltentdecker Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrnen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemiſphäre, die große Inſel Atlantis zu ſuchen, welche die Lücke auf ſeiner geographiſchen Karte ausfüllen ſollte. Er fand ſie, dieſe Inſel ſeines Papiers, und ſeine Rechnung war richtig. Wäre ſie es etwa minder geweſen, wenn ein feindſeliger Sturm ſeine Schiffe zerſchmettert oder rückwärts nach ihrer Heimath getrieben hätte? — Einen ähnlichen Calcul macht die menſchliche Vernunft, wenn ſie das Unſinnliche, mit Hülfe des Sinnlichen, ausmißt, und die Mathematik ihrer Schlüſſe auf die verborgene Phyſik des Uebermenſchlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reiſender kam aus jenem Lande zurück, ſeine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eignen Schranken hat die menſchliche Natur, ſeine eignen jedes Individuum. Ueber jene wollen wir uns wechſelsweiſe tröſten; dieſe wird Raphael dem Knabenalter ſeines Julius vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntniſſen, die man bei Unterſuchungen dieſer Art als unentbehrlich vorausſetzt. Ich habe keine philoſophiſche Schule gehört und wenig gedruckte Schriften geleſen. Es mag ſeyn, daß ich dort und da meine Phantaſieen ſtrengern Vernunftſchlüſſen unterſchiebe, daß ich Wallungen meines Blutes, Ahndungen und Bedürfniſſe meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe; auch das, mein Guter, ſoll mich dennoch den verlornen Augenblick nicht bereuen laſſen. Es iſt wirklicher Gewinn für die

allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorherſehung des weiſeſten Geiſtes, daß die verirrende Vernunft auch ſelbſt das chaotiſche Land der Träume bevölkern und den kahlen Boden des Widerſpruchs urbar machen ſollte. Nicht der mechaniſche Künſtler nur, der den rohen Demant zum Brillanten ſchleift — auch der andere iſt ſchätzbar, der gemeinere Steine bis zur ſcheinbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiß in den Formen kann zuweilen die maſſive Wahrheit des Stoffes vergeſſen laſſen. Iſt nicht jede Uebung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geiſtes eine kleine Stufe zu ſeiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit mußte Daſeyn erlangen in der vollſtändigen Welt. Die Wirklichkeit ſchränkt ſich nicht auf das abſolut Nothwendige ein; ſie umfaßt auch das bedingungsweiſe Nothwendige; jede Geburt des Gehirns, jedes Gewebe des Witzes hat ein unwiderſprechliches Bürgerrecht in dieſem größeren Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Riſſe der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückſeligkeit kein Grad des Genuſſes fehlen. Derjenige große Haushalter ſeiner Welt, der ungenützt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbevölkert läßt, wo noch irgend ein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menſchen anfeindet, Nattern und Spinnen ſättigt, der in das todte Gebiet der Verweſung noch Pflanzungen ſendet, die kleine Blüthe von Wolluſt, die im Wahnwitze ſproſſen kann, noch wirthſchaftlich ausſpendet, der Laſter und Thorheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet, und die große Idee des weltbeherrſchenden Roms aus der Lüſternheit des Tarquinius Sextus zu ſpinnen wußte — dieſer erfinderiſche Geiſt ſollte nicht auch den Irrthum zu ſeinen großen Zwecken verbrauchen, und dieſe weitläuftige Weltſtrecke in der Seele des Menſchen verwildert und freudenleer liegen laſſen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthume, vermehrt ihre Fertigkeit zur Empfängniß der Wahrheit.

Laß, theurer Freund meiner Seele, laß mich immerhin zu dem weitläuftigen Spinngewebe der menſchlichen Weisheit auch das meinige tragen. Anders malt ſich das Sonnenbild in den Thautropfen des Morgens, anders im majeſtätiſchen Spiegel des erdumgürtenden Oceans! Schande aber dem trüben wolkichten Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt! Millionen Gewächſe trinken von den vier Elementen der Natur.

Eine Vorrathskammer ſteht offen für alle; aber ſie miſchen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder. Die ſchöne Mannigfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieſes Hauſes. Vier Elemente ſind es, woraus alle Geiſter ſchöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle miſchen ſie millionenfach anders, geben ſie millionenfach anders wieder; aber eine Wahrheit iſt es, die, gleich einer feſten Achſe, gemeinſchaftlich durch alle Religionen und alle Syſteme geht — „Nähert euch dem Gott, den ihr meinet!“

Raphael an Julius.

Das wäre nun freilich ſchlimm, wenn es kein anderes Mittel gäbe, dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erſtlinge deines Nachdenkens bei dir wieder herzuſtellen. Ich habe dieſe Ideen, die ich bei dir aufkeimen ſah, mit innigem Vergnügen in deinen Papieren wiedergefunden. Sie ſind einer Seele, wie die deinige, werth, aber hier konnteſt und durfteſt du nicht ſtehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter und Genüſſe für jede Stufe der Geiſter.

Schwer mußte es dir wohl werden, dich von einem Syſteme zu trennen, das ſo ganz für die Bedürfniſſe deines Herzens geſchaffen war. Kein anderes, ich wette darauf, wird je wieder ſo tiefe Wurzeln bei dir ſchlagen, und vielleicht dürfteſt du nur ganz dir ſelbſt überlaſſen ſeyn, um früher oder ſpäter mit deinen Lieblingsideen wieder ausgeſöhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengeſetzten Syſteme würdeſt du bald bemerken, und alsdann, bei gleicher Unerweislichkeit, das Wünſchenswertheſte vorziehen, oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigſtens das Weſentliche davon zu retten, wenn du auch einige gewagtere Behauptungen preisgeben müßteſt.

Aber dies Alles iſt nicht in meinem Plan. Du ſollſt zu einer höhern Freiheit des Geiſtes gelangen, wo du ſolcher Behelfe nicht mehr bedarfſt. Freilich iſt dies nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der früheſten Bildung iſt Unterjochung des Geiſtes, und von allen Erziehungskunſtſtücken gelingt dies faſt immer am erſten. Selbſt du, bei aller Elaſticität deines Charakters, ſchienſt zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrſchaft der Meinungen vor tauſend

Andern beſtimmt, und dieſer Zuſtand der Unmündigkeit konnte bei dir deſto länger dauern, je weniger du das Drückende davon fühlteſt. Kopf und Herz ſtehen bei dir in der engſten Verbindung. Die Lehre wurde dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es dir, eine intereſſante Seite daran zu entdecken, ſie nach den Bedürfniſſen deines Herzens zu veredeln und über die Punkte, die dir auffallen mußten, dich durch Reſignation zu beruhigen. Angriffe gegen ſolche Meinungen verachteteſt du als bübiſche Rache einer Sklavenſeele an der Ruthe ihres Zuchtmeiſters. Du prangteſt mit deinen Feſſeln, die du aus freier Wahl zu tragen glaubteſt.

So fand ich dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie du ſo oft mitten im Genuß deines blühendſten Lebens und in Aeußerung deiner edelſten Kräfte durch ängſtliche Rückſichten gehemmt wurdeſt. Die Conſequenz, mit der du nach deinen Ueberzeugungen handelteſt, und die Stärke der Seele, die dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beſchränkungen deiner Thätigkeit und deiner Freuden. Damals beſchloß ich, jene ſtümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geiſt, wie den deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen geſucht hatte. Alles kam darauf an, dich auf den Werth des Selbſtdenkens aufmerkſam zu machen und dir Zutrauen zu deinen eigenen Kräften einzuflößen. Der Erfolg deiner erſten Verſuche begünſtigte meine Abſicht. Deine Phantaſie war freilich mehr dabei beſchäftigt, als dein Scharfſinn. Ihre Ahndungen erſetzten dir ſchneller den Verluſt deiner theuerſten Ueberzeugungen, als du es vom Schneckengange der kaltblütigen Forſchung, die vom Bekannten zum Unbekannten ſtufenweiſe fortſchreitet, erwarten konnteſt. Aber eben dies begeiſternde Syſtem gab dir den erſten Genuß in dieſem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich ſehr, einen willkommenen Enthuſiasmus zu ſtören, der die Entwickelung deiner trefflichſten Anlagen beförderte. Jetzt hat ſich die Scene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundſchaft deiner Kindheit iſt auf immer verſperrt. Dein Weg geht vorwärts, und du bedarfſt keiner Schonung mehr.

Daß ein Syſtem, wie das deinige, die Probe einer ſtrengen Kritik nicht aushalten konnte, darf dich nicht befremden. Alle

Verſuche dieſer Art, die dem deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein anderes Schickſal. Auch war nichts natürlicher, als daß deine philoſophiſche Laufbahn bei dir im Einzelnen eben ſo begann, als bei dem Menſchengeſchlechte im Ganzen. Der erſte Gegenſtand, an dem ſich der menſchliche Forſchungsgeiſt verſuchte, war von jeher — das Univerſum. Hypotheſen über den Urſprung des Weltalls und den Zuſammenhang ſeiner Theile hatten Jahrhunderte lang die größten Denker beſchäftigt, als Sokrates die Philoſophie ſeiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Gränzen der Lebensweisheit waren für die ſtolze Wißbegierde ſeiner Nachfolger zu enge. Neue Syſteme entſtanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfſinn ſpäterer Zeitalter durchſtreifte das unermeßliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von neuem ſich aufdringenden Fragen über das geheimnißvolle Innere der Natur, das durch keine menſchliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es ſogar, den Reſultaten ihres Nachdenkens einen Anſtrich von Beſtimmtheit, Vollſtändigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taſchenſpielerkünſte, wodurch die eitle Vernunft der Beſchämung zu entgehen ſucht, in Erweiterung ihrer Kenntniſſe die Gränzen der menſchlichen Natur nicht überſchreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Beſtandtheile zerlegt, aus denen er erſt willkürlich zuſammengeſetzt war. Bald dient eine unmerkliche Vorausſetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüſſen, deren Lücken man ſchlau zu verbergen weiß, und die erſchlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angeſtaunt. Bald häuft man einſeitige Erfahrungen, um eine Hypotheſe zu begründen, und verſchweigt die entgegengeſetzten Phänomene, oder man verwechſelt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfniſſen der Schlußfolge. Und dies ſind nicht etwa bloß Kunſtgriffe für den philoſophiſchen Charlatan, um ſein Publicum zu täuſchen. Auch der redlichſte, unbefangenſte Forſcher gebraucht oft, ohne es ſich bewußt zu ſeyn, ähnliche Mittel, um ſeinen Durſt nach Kenntniſſen zu ſtillen, ſobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein ſeine Vernunft ſich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was du ehemals von mir gehört haſt, Julius, müſſen dich dieſe Aeußerungen nicht wenig überraſchen. Und gleichwohl ſind ſie nicht das Product einer zweifelſüchtigen Laune. Ich kann dir Rechenſchaft von den Gründen geben, worauf ſie beruhen, aber hierzu müßte ich freilich eine etwas trockne Unterſuchung über die Natur der menſchlichen Erkenntniß vorausſchicken, die ich lieber auf eine Zeit verſpare, da ſie für dich ein Bedürfniß ſeyn wird. Noch biſt du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demüthigenden Wahrheiten von den Gränzen des menſchlichen Wiſſens dir intereſſant werden können. Mache zuerſt einen Verſuch an dem Syſteme, welches bei dir das deinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unparteilichkeit und Strenge. Verfahre eben ſo mit andern Lehrgebäuden, die dir neuerlich bekannt worden ſind, und wenn keines von allen deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird ſich dir die Frage aufdringen: ob dieſe Forderungen auch wirklich gerecht waren?

„Ein leidiger Troſt, wirſt du ſagen. Reſignation iſt alſo meine ganze Ausſicht nach ſo viel glänzenden Hoffnungen? War es da wohl der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauch meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Gränzen zu ſetzen, wo er mir am fruchtbarſten zu werden anfing? Mußte ich einen höhern Genuß nur deßwegen kennen lernen, um das Peinliche meiner Beſchränkung doppelt zu fühlen?“

Und doch iſt es eben dies niederſchlagende Gefühl, was ich bei dir ſo gern unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was dich im vollen Genuß deines Daſeyns hindert, den Keim jeder höhern Begeiſterung — das Bewußtſeyn des Adels deiner Seele — in dir zu beleben, dies iſt mein Zweck. Du biſt aus dem Schlummer erwacht, in den dich die Knechtſchaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Maß von Größe, wozu du beſtimmt biſt, würdeſt du nie erfüllen, wenn du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele deine Kräfte verſchwendeteſt. Bis jetzt mochte dies hingehen und war auch eine natürliche Folge deiner neuerworbenen Freiheit. Die Ideen, welche dich vorher am meiſten beſchäftigt hatten, mußten nothwendig der Thätigkeit deines Geiſtes die erſte Richtung geben. Ob dieſe unter allen möglichen die fruchtbarſte ſey, würden dich deine eigenen Erfahrungen

früher oder ſpäter belehrt haben. Mein Geſchäft war bloß, dieſen Zeitpunkt, wo möglich, zu beſchleunigen.

Es iſt ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menſchen nach dem Stoffe zu ſchätzen, womit er ſich beſchäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Weſen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinſten Sphäre, wenn es dagegen auf die eitlen Verſuche, mit Inſectenblicken das Weltall zu überſchauen, mitleidig herabſieht. Unter allen Ideen, die in deinem Aufſatze enthalten ſind, kann ich dir daher am wenigſten den Satz einräumen, daß es die höchſte Beſtimmung des Menſchen ſey, den Geiſt des Weltſchöpfers in ſeinem Kunſtwerke zu ahnden. Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des vollkommenſten Weſens kein erhabeneres Bild, als die Kunſt. Aber eine wichtige Verſchiedenheit ſcheinſt du überſehen zu haben. Das Univerſum iſt kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menſchlichen Künſtlers. Dieſer herrſcht deſpotiſch über den todten Stoff, den er zu Verſinnlichung ſeiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunſtwerke iſt der eigenthümliche Werth jedes ſeiner Beſtandtheile geſchont, und dieſer anhaltende Blick, deſſen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinſten Geſchöpf, würdigt, verherrlicht den Meiſter eben ſo ſehr, als die Harmonie des unermeßlichen Ganzen. Leben und Freiheit, im größten möglichen Umfange, iſt das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie iſt nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meiſten verfehlt zu ſeyn ſcheint. Aber eben dieſe höhere Vollkommenheit kann in unſerer jetzigen Beſchränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir überſehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflöſung der größern Menge von Mißtönen iſt unſerm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Weſen emporſteigen, wird uns für dieſen Kunſtgenuß empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiß ſeinen Werth nur als Mittel, nur inſofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeiſtert. Träges Anſtaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienſt ſeyn. Dem edlern Menſchen fehlt es weder an Stoffe zur Wirkſamkeit, noch an Kräften, um ſelbſt in ſeiner Sphäre Schöpfer zu ſeyn. Und dieſer Beruf iſt auch der deinige, Julius. Haſt du ihn einmal erkannt, ſo wird es dir nie wieder

einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wißbegierde nicht überſchreiten kann.

Und dies iſt der Zeitpunkt, den ich erwarte, um dich vollkommen mit mir ausgeſöhnt zu ſehen. Erſt muß dir der Umfang deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe du den Werth ihrer freieſten Aeußerung ſchätzen kannſt. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an dir ſelbſt.

Briefe über Don Carlos.

Erſter Brief.

Sie ſagen mir, lieber Freund, daß Ihnen die bisherigen Beurtheilungen des Don Carlos noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, daß der größte Theil derſelben den eigentlichen Geſichtspunkt des Verfaſſers fehlgegangen ſey. Es däucht Ihnen noch wohl möglich, gewiſſe gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zuſammenhange des Stücks — wo nicht völlig beantwortet, doch vorhergeſehen und in Anſchlag gebracht. Bei den meiſten Einwürfen fänden Sie weit weniger die Sagacität der Beurtheiler, als die Selbſtzufriedenheit zu bewundern, mit der ſie ſolche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne ſich durch den natürlichſten Gedanken ſtören zu laſſen, daß Uebertretungen, die dem Blödſichtigſten ſogleich ins Auge fallen, auch wohl dem Verfaſſer, der unter ſeinen Leſern ſelten der am wenigſten Unterrichtete iſt, dürften ſichtbar geweſen ſeyn, und daß Sie es alſo weniger mit der Sache ſelbſt, als mit den Gründen zu thun haben, die ihn dabei beſtimmten. Dieſe Gründe können allerdings unzulänglich ſeyn, können auf einer einſeitigen Vorſtellungsart beruhen: aber die Sache des Beurtheilers wäre es geweſen dieſe Unzulänglichkeit, dieſe Einſeitigkeit zu zeigen, wenn er anders in den Augen desjenigen, dem er ſich zum Richter aufdringt, oder zum Rathgeber anbietet, einen Werth erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob ſein Beurtheiler Beruf gehabt hat, oder nicht, wie viel oder wenig Scharfſinn er bewieſen hat? Mag er das mit ſich ſelbſt

ausmachen. Schlimm für den Autor und ſein Werk, wenn er die Wirkung deſſelben auf die Divinationsgabe und Billigkeit ſeiner Kritiker ankommen ließ, wenn er den Eindruck desſelben von Eigenſchaften abhängig machte, die ſich nur in ſehr wenigen Köpfen vereinigen. Es iſt einer der fehlerhafteſten Zuſtände, in welchem ſich ein Kunſtwerk befinden kann, wenn es in die Willkür des Betrachters geſtellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhülfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, daß das meinige ſich in dieſem Falle befände, ſo haben Sie etwas ſehr Schlimmes davon geſagt, und Sie veranlaſſen mich, es aus dieſem Geſichtspunkt noch einmal genauer zu prüfen. Es käme alſo, däucht mir, vorzüglich darauf an, zu unterſuchen, ob in dem Stücke Alles enthalten iſt, was zum Verſtändniß deſſelben dient, und ob es in ſo klaren Ausdrücken angegeben iſt, daß es dem Leſer leicht war, es zu erkennen. Laſſen Sie ſich's alſo gefallen, lieber Freund, daß ich Sie eine Zeitlang von dieſem Gegenſtand unterhalte. Das Stück iſt mir fremder geworden, ich finde mich jetzt gleichſam in der Mitte zwiſchen dem Künſtler und ſeinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird, des Erſtern vertraute Bekanntſchaft mit ſeinem Gegenſtande mit der Unbefangenheit des Letztern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nöthig, dieſes vorauszuſchicken — es kann mir begegnet ſeyn, daß ich in den erſten Acten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eignen Aeußerungen darüber im erſten Stücke der Thalia, mögen dem Leſer einen Standpunkt angewieſen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches, mancher Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat ſich — in mir ſelbſt Vieles verändert. An den verſchiedenen Schickſalen, die während dieſer Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen ſind, mußte nothwendig auch dieſes Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demſelben gefeſſelt hatte, that dieſe Wirkung in der Folge ſchon ſchwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten

die frühern; Carlos ſelbſt war in meiner Gunſt gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgeſprungen war, und aus der entgegengeſetzten Urſache hatte Marquis Poſa ſeinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Acte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die erſten drei Acte waren in den Händen des Publicums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzuſtoßen — ich hätte alſo das Stück entweder ganz unterdrücken müſſen (und das hätte mir doch wohl der kleinſte Theil meiner Leſer gedankt), oder ich mußte die zweite Hälfte der erſten ſo gut anpaſſen, als ich konnte. Wenn dies nicht überall auf die glücklichſte Art geſchehen iſt, ſo dient mir zu einiger Beruhigung, daß es einer geſchicktern Hand, als der meinigen, nicht viel beſſer würde gelungen ſeyn. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatiſches Werk aber kann und ſoll nur die Blüthe eines einzigen Sommers ſeyn. Auch der Plan war für die Gränzen und Regeln eines dramatiſchen Werks zu weitläuftig angelegt. Dieſer Plan z. B. forderte, daß Marquis Poſa das uneingeſchränkteſte Vertrauen Philipps davon trug; aber zu dieſer außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Scene.

Bei meinem Freunde werden mich dieſe Aufſchlüſſe vielleicht rechtfertigen, aber nicht bei der Kunſt. Möchten ſie indeſſen doch nur die vielen Declamationen beſchließen, womit von dieſer Seite her von den Kritikern gegen mich iſt Sturm gelaufen worden.

Zweiter Brief.

Der Charakter des Marquis Poſa iſt faſt durchgängig für zu idealiſch gehalten worden; in wie fern dieſe Behauptung Grund hat, wird ſich dann am beſten ergeben, wenn man die eigenthümliche Handlungsart dieſes Menſchen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie ſehen, mit zwei entgegengeſetzten Parteien zu thun. Denen, welche ihn aus der Claſſe natürlicher Weſen ſchlechterdings verwieſen haben

wollen, müßte alſo dargethan werden, in wie fern er mit der Menſchennatur zuſammenhängt, in wie fern ſeine Geſinnungen, wie ſeine Handlungen, aus ſehr menſchlichen Trieben fließen, und in der Verkettung äußerlicher Umſtände gegründet ſind; diejenigen, welche ihm den Namen eines göttlichen Menſchen geben, brauche ich nur auf einige Blößen an ihm aufmerkſam zu machen, die gar ſehr menſchlich ſind. Die Geſinnungen, die der Marquis äußert, die Philoſophie, die ihn leitet, die Lieblingsgefühle, die ihn beſeelen, ſo ſehr ſie ſich auch über das tägliche Leben erheben, können, als bloße Vorſtellungen betrachtet, es nicht wohl ſeyn, was ihn mit Recht aus der Claſſe natürlicher Weſen verbannte. Denn was kann in einem menſchlichen Kopf nicht Daſeyn empfangen, und welche Geburt des Gehirns kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenſchaft reifen? Auch ſeine Handlungen können es nicht ſeyn, die, ſo ſelten dies auch geſchehen mag, in der Geſchichte ſelbſt ihres Gleichen gefunden haben; denn die Aufopferung des Marquis für ſeinen Freund hat wenig oder nichts vor dem Heldentode eines Curtius, Regulus und Anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müßte alſo entweder in dem Widerſpruche dieſer Geſinnungen mit dem damaligen Zeitalter, oder in ihrer Ohnmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu ſolchen Handlungen wirklich zu entzünden. Ich kann alſo die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieſes Charakters gemacht werden, nicht anders verſtehen, als daß in Philipps des Zweiten Jahrhundert kein Menſch ſo, wie Marquis Poſa, gedacht haben konnte, — daß Gedanken dieſer Art nicht ſo leicht, wie hier geſchieht, in den Willen und in die That übergehen, — und daß eine idealiſche Schwärmerei nicht mit ſolcher Conſequenz realiſirt, nicht von ſolcher Energie im Handeln begleitet zu werden pflege.

Was man gegen dieſen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten laſſe, dünkt mir vielmehr für als wider ihn zu ſprechen. Nach dem Beiſpiele aller großen Köpfe entſteht er zwiſchen Finſterniß und Licht, eine hervorragende iſolirte Erſcheinung. Der Zeitpunkt, wo er ſich bildet, iſt allgemeine Gährung der Köpfe, Kampf der Vorurtheile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgen=

dämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsſtunde außerordentlicher Menſchen. Die Ideen von Freiheit und Menſchenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günſtige Erziehung in dieſe rein organiſirte empfängliche Seele warf, machen ſie durch ihre Neuheit erſtaunen und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberraſchenden auf ſie; ſelbſt das Geheimniß, unter welchem ſie ihr wahrſcheinlich mitgetheilt wurden, mußte die Stärke ihres Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen abnützenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heutzutage ihren Eindruck ſo ſtumpf macht; ihren großen Stempel hat weder das Geſchwätz der Schulen, noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele fühlt ſich in dieſen Ideen gleichſam wie in einer neuen und ſchönen Region, die mit allem ihrem blendenden Licht auf ſie wirkt und ſie in den lieblichſten Traum entzückt. Das entgegengeſetzte Elend der Sklaverei und des Aberglaubens zieht ſie immer feſter und feſter an dieſe Lieblingswelt; die ſchönſten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt. Sagen Sie ſelbſt, mein Freund — das kühnſte Ideal einer Menſchenrepublik, allgemeiner Duldung und Gewiſſensfreiheit, wo konnte es beſſer und wo natürlicher zur Welt geboren werden, als in der Nähe Philipps des Zweiten und ſeiner Inquiſition?

Alle Grundſätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen ſich um republicaniſche Tugend. Selbſt ſeine Aufopferung für ſeinen Freund beweist dieſes, denn Aufopferungsfähigkeit iſt der Inbegriff aller republicaniſchen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er auftrat, war gerade derjenige, worin ſtärker als je von Menſchenrechten und Gewiſſensfreiheit die Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte dieſe Ideen zuerſt in Umlauf gebracht, und die flandriſchen Unruhen erhielten ſie in Uebung. Seine Unabhängigkeit von außen, ſein Stand als Maltheſerritter ſelbſt, ſchenkten ihm die glückliche Muße, dieſe ſpeculative Schwärmerei zur Reife zu brüten.

In dem Zeitalter und in dem Staat, worin der Marquis auftritt, und in den Außendingen, die ihn umgeben, liegt alſo der Grund nicht, warum er dieſer Philoſophie nicht hätte fähig ſeyn, nicht mit ſchwärmeriſcher Anhänglichkeit ihr hätte ergeben ſeyn können.

Wenn die Geſchichte reich an Beiſpielen iſt, daß man für

Meinungen alles Irdiſche hintanſetzen kann, wenn man dem grundloſeſten Wahn die Kraft beilegt, die Gemüther der Menſchen auf einen ſolchen Grad einzunehmen, daß ſie aller Aufopferungen fähig gemacht werden: ſo wäre es ſonderbar, der Wahrheit dieſe Kraft abzuſtreiten. In einem Zeitpunkt vollends, der ſo reich, wie jener, an Beiſpielen iſt, daß Menſchen Gut und Leben um Lehrſätze wagen, die an ſich ſo wenig Begeiſterndes haben, ſollte, däucht mir, ein Charakter nicht auffallen, der für die erhabenſte aller Ideen etwas Aehnliches wagt; man müßte denn annehmen, daß Wahrheit minder fähig ſey, das Menſchenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis iſt außerdem als Held angekündigt. Schon in früher Jugend hat er mit ſeinem Schwerte Proben eines Muthes abgelegt, den er nachher für eine ernſthaftere Angelegenheit äußern ſoll. Begeiſternde Wahrheiten und eine ſeelenerhebende Philoſophie müßten, däucht mir, in einer Heldenſeele zu etwas ganz Anderm werden, als in dem Gehirn eines Schulgelehrten, oder in dem abgenützten Herzen eines weichlichen Weltmannes.

Zwei Handlungen des Marquis ſind es vorzüglich, an denen man, wie Sie mir ſagen, Anſtoß genommen hat: ſein Verhalten gegen den König in der zehnten Scene des dritten Aufzugs und die Aufopferung für ſeinen Freund. Aber es könnte ſeyn, daß die Freimüthigkeit, mit der er dem Könige ſeine Geſinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung ſeines Muths, als ſeiner genauen Kenntniß von jenes Charakter käme, und mit aufgehobener Gefahr würde ſonach auch der Haupteinwurf gegen dieſe Scene gehoben. Darüber ein andermal, wenn ich Sie von Philipp dem Zweiten unterhalte; jetzt hatte ich es bloß mit Poſa's Aufopferung für den Prinzen zu thun, worüber ich Ihnen im nächſten Briefe einige Gedanken mittheilen will.

Dritter Brief.

Sie wollten neulich im Don Carlos den Beweis gefunden haben, daß *leidenſchaftliche Freundſchaft* ein eben ſo rührender Gegenſtand für die Tragödie ſeyn könne, als *leidenſchaftliche Liebe*, und meine Antwort, daß ich mir das

Gemälde einer ſolchen Freundſchaft für die Zukunft zurückgelegt hätte, befremdete Sie. Alſo auch Sie nehmen es, wie die meiſten meiner Leſer, als ausgemacht an, daß es ſchwärmeriſche Freundſchaft geweſen, was ich mir in dem Verhältniß zwiſchen Carlos und Marquis Poſa zum Ziel geſetzt habe? Und aus dieſem Standpunkt haben Sie folglich dieſe beiden Charaktere und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit dieſer Freundſchaft wirklich zu viel gethan hätten? Wenn es aus dem ganzen Zuſammenhange deutlich erhellte, daß ſie dieſes Ziel nicht geweſen und auch ſchlechterdings nicht ſeyn konnte? Wenn ſich der Charakter des Marquis, ſo wie er aus dem Total ſeiner Handlungen hervorgeht, mit einer ſolchen Freundſchaft durchaus nicht vertrüge, und wenn ſich gerade aus ſeinen ſchönſten Handlungen, die man auf ihre Rechnung ſchreibt, der beſte Beweis für das Gegentheil führen ließe?

Die erſte Ankündigung des Verhältniſſes zwiſchen dieſen beiden könnte irre geführt haben; aber dies auch nur ſcheinbar, und eine geringe Aufmerkſamkeit auf das abſtechende Benehmen beider hätte hingereicht, den Irrthum zu heben. Dadurch daß der Dichter von ihrer Jugendfreundſchaft ausgeht, hat er ſich nichts von ſeinem höheren Plane vergeben; im Gegentheil konnte dieſer aus keinem beſſern Faden geſponnen werden. Das Verhältniß, in welchem beide zuſammen auftreten, war Reminiſcenz ihrer früheren academiſchen Jahre. Harmonie der Gefühle, eine gleiche Liebhaberei für das Große und Schöne, ein gleicher Enthuſiasmus für Wahrheit, Freiheit und Tugend hatte ſie damals an einander geknüpft. Ein Charakter, wie Poſa's, der ſich nachher ſo, wie es in dem Stücke geſchieht, entfaltet, mußte frühe angefangen haben, dieſe lebhafte Empfindungskraft an einem fruchtbaren Gegenſtande zu üben: ein Wohlwollen, das ſich in der Folge über die ganze Menſchheit erſtrecken ſollte, mußte von einem engern Bande ausgegangen ſeyn. Dieſer ſchöpferiſche und feurige Geiſt mußte bald einen Stoff haben, auf den er wirkte; konnte ſich ihm ein ſchönerer anbieten, als ein zart und lebendig fühlender, ſeiner Ergießungen empfänglicher, ihm freiwillig entgegeneilender Fürſtenſohn? Aber auch ſchon in dieſen früheren Zeiten iſt der Ernſt dieſes Charakters

in einigen Zügen ſichtbar; ſchon hier iſt Poſa der kältere, der ſpätere Freund, und ſein Herz, jetzt ſchon zu weit umfaſſend, um ſich für ein einziges Weſen zuſammenzuziehen, muß durch ein ſchweres Opfer errungen werden.

„Da fing ich an mit Zärtlichkeiten
„Und inniger Bruderliebe dich zu quälen:
„Du ſtolzes Herz gabſt ſie mir kalt zurück.
„— Verſchmähen konnteſt du mein Herz, doch nie
„Von dir entfernen. Dreimal wieſeſt du
„Den Fürſten von dir, dreimal ſtand er wieder
„Als Bettler da, um Liebe dich zu flehn, u. ſ. f.
„— — — — Mein königliches Blut
„Floß ſchändlich unter unbarmherz'gen Streichen.
„So hoch kam mir der Eigenſinn zu ſtehn,
„Von Rodrigo geliebt zu ſeyn.“

Hier ſchon ſind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf perſönliche Uebereinſtimmung ſich gründet. Frühe denkt er ſich ihn als Königsſohn, frühe drängt ſich dieſe Idee zwiſchen ſein Herz und ſeinen bittenden Freund. Carlos öffnet ihm ſeine Arme; der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freiheit und Menſchenadel waren früher in ſeiner Seele reif, als Freundſchaft für Carlos; dieſer Zweig wurde erſt nachher auf dieſen ſtärkeren Stamm gepfropft. Selbſt in dem Augenblick, wo ſein Stolz durch das große Opfer ſeines Freundes bezwungen iſt, verliert er den Fürſtenſohn nicht aus den Augen. „Ich will bezahlen,“ ſagt er, „wenn du — König biſt.“ Iſt es möglich, daß ſich in einem ſo jungen Herzen, bei dieſem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühl der Ungleichheit ihres Standes, Freundſchaft erzeugen konnte, deren weſentliche Bedingung doch Gleichheit iſt? Alſo auch damals ſchon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundſchaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahndungen, Träume, Entſchlüſſe, die ſich dunkel und verworren in dieſer Knabenſeele drängten, mußten mitgetheilt, in einer andern Seele angeſchaut werden, und Carlos war der Einzige, der ſie mit ahnden, mit träumen konnte und der ſie erwiederte. Ein Geiſt, wie Poſa's, mußte ſeine Ueberlegenheit frühzeitig zu genießen ſtreben, und der liebevolle Carl ſchmiegte ſich ſo unterwürfig, ſo gelehrig

an ihn an! Poſa ſah in dieſem ſchönen Spiegel ſich ſelbſt und freute ſich ſeines Bildes. So entſtand dieſe academiſche Freundſchaft.

Aber jetzt werden ſie von einander getrennt, und Alles wird anders. Carlos kommt an den Hof ſeines Vaters, und Poſa wirft ſich in die Welt. Jener, durch ſeine frühe Anhänglichkeit an den edelſten und feurigſten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreis eines Deſpotenhofes nichts, was ſein Herz befriedigte. Alles um ihn her iſt leer und unfruchtbar. Mitten im Gewühl ſo vieler Höflinge einſam, von der Gegenwart gedrückt, labt er ſich an ſüßen Rückerinnerungen der Vergangenheit. Bei ihm alſo dauern dieſe frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und ſein zum Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenſtand mangelt, verzehrt ſich in nie befriedigten Träumen. So verſinkt er allmählig in einen Zuſtand *müßiger Schwärmerei*, *unthätiger Betrachtung*. In dem fortwährenden Kampfe mit ſeiner Lage nützen ſich ſeine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen eines ihm ſo ungleichen Vaters verbreiten eine düſtere Schwermuth über ſein Weſen — den zehrenden Wurm jeder Geiſtesblüthe, den Tod der Begeiſterung. Zuſammengedrückt, ohne Energie, geſchäftlos, hinbrütend in ſich ſelbſt, von ſchweren fruchtloſen Kämpfen ermattet, zwiſchen ſchreckhaften Extremen herumgeſcheucht, keines eigenen Aufſchwungs mehr mächtig — ſo findet ihn die *erſte Liebe*. In dieſem Zuſtand kann er ihr keine Kraft mehr entgegenſetzen; alle jene frühern Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, ſind ſeiner Seele fremder geworden; ſie beherrſcht ihn mit deſpotiſcher Gewalt; ſo verſinkt er in einen ſchmerzhaft wollüſtigen Zuſtand des *Leidens*. Auf einen einzigen Gegenſtand ſind jetzt alle ſeine Kräfte zuſammengezogen. Ein nie geſtilltes Verlangen hält ſeine Seele innerhalb ihrer ſelbſt gefeſſelt. — Wie ſollte ſie ins Univerſum ausſtrömen? Unfähig, dieſen Wunſch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu beſiegen, ſchwindet er halb lebend, halb ſterbend, in ſichtbarer Zehrung hin; keine Zerſtreuung für den brennenden Schmerz ſeines Buſens, kein mitfühlendes, ſich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausſtrömen könnte.

„Ich habe Niemand — Niemand
„Auf dieſer großen weiten Erde, Niemand.

„So weit das Scepter meines Vaters reicht,
„So weit die Schiffahrt unſre Flaggen ſendet,
„Iſt keine Stelle, keine, keine, wo
„Ich meiner Thränen mich entlaſten kann.“

Hülfloſigkeit und Armuth des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Fülle des Herzens ihn hatte ausgehen laſſen. Heftiger fühlt er das Bedürfniß der Sympathie, weil er allein iſt und unglücklich. So findet ihn ſein zurückkommender Freund.

Ganz anders iſt es unterdeſſen dieſem ergangen. Mit offenen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genie's, aller Wärme des Herzens in das weite Univerſum geworfen, ſieht er den Menſchen, im Großen wie im Kleinen, handeln; er findet Gelegenheit, ſein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er ſieht, wird mit lebendigem Enthuſiasmus von ihm verſchlungen, Alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Menſch zeigt ſich ihm in mehrern Varietäten; in mehrern Himmelsſtrichen, Verfaſſungen, Graden der Bildung und Stufen des Glücks lernt er ihn kennen. So erzeugt ſich in ihm allmählig eine zuſammengeſetzte und erhabene Vorſtellung des Menſchen im Großen und Ganzen, gegen welche jedes einengende kleinere Verhältniß verſchwindet. Aus ſich ſelbſt tritt er jetzt heraus, im großen Weltraum dehnt ſich ſeine Seele ins Weite. — Merkwürdige Menſchen, die ſich in ſeine Bahn werfen, zerſtreuen ſeine Aufmerkſamkeit, theilen ſich in ſeine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums tritt bei ihm jetzt das ganze Geſchlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affect erweitert ſich in eine allumfaſſende unendliche Philanthropie. Aus einem müßigen Enthuſiaſten iſt ein thätiger handelnder Menſch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahndungen, die noch dunkel und unentwickelt in ſeiner Seele lagen, haben ſich zu klaren Begriffen geläutert, müßige Entwürfe in Handlung geſetzt, ein allgemeiner unbeſtimmter Drang zu wirken iſt in zweckmäßige Thätigkeit übergegangen. Der Geiſt der Völker wird von ihm ſtudirt, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfaſſungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geiſtern gewinnen ſeine Ideen Vielſeitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Oranien,

Coligny u. A., nehmen ihnen das Romantiſche und ſtimmen ſie allmählig zu pragmatiſcher Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tauſend neuen fruchtbaren Begriffen, voll ſtrebender Kräfte, ſchöpferiſcher Triebe, kühner und weitumfaſſender Entwürfe, mit geſchäftigem Kopfe, glühendem Herzen, von den großen begeiſternden Ideen allgemeiner menſchlicher Kraft und menſchlichen Adels durchdrungen, und feuriger für die Glückſeligkeit dieſes großen Ganzen entzündet, das ihm in ſo vielen Individuen vergegenwärtigt war,[1] ſo kommt er jetzt von der großen Ernte zurück, brennend von Sehnſucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er dieſe Ideale realiſiren, dieſe geſammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zuſtand bietet ſich ihm dar. Alles findet er hier zu einer Revolution zubereitet. Mit dem Geiſte, den Kräften und Hülfsquellen dieſes Volks bekannt, die er gegen die Macht ſeines Unterdrückers berechnet, ſieht er das große Unternehmen ſchon als geendigt an. Sein Ideal republicaniſcher Freiheit kann kein günſtigeres Moment und keinen empfänglicheren Boden finden.

„So viele reiche blühende Provinzen!
„Ein kräftiges und großes Volk, und auch
„Ein gutes Volk, und Vater dieſes Volks,
„Das, dacht' ich, das muß göttlich ſeyn."

Je elender er dieſes Volk findet, deſto näher drängt ſich dieſes Verlangen an ſein Herz, deſto mehr eilt er, es in Erfüllung zu bringen. Hier, und hier erſt, erinnert er ſich lebhaft des Freundes, den er, mit glühenden Gefühlen für Menſchenglück,

[1] In ſeiner nachherigen Unterredung mit dem König kommen dieſe Lieblingsideen an den Tag. Ein Federzug von Ihrer Hand, ſagt er ihm, und neuerſchaffen wird die Erde. Geben Sie Gedankenfreiheit. Laſſen Sie

„Großmüthig wie der Starke Menſchenglück
„Aus Ihrem Füllhorn ſtrömen, Geiſter reifen
„In Ihrem Weltgebäude.
„Stellen Sie der Menſchheit
„Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
„Sey wiederum, was er zuvor geweſen,
„Der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht,
„Als ſeiner Brüder gleichehrwürd'ge Rechte.
„Der Landmann rühme ſich des Pflugs, und gönne
„Dem König, der nicht Landmann iſt, die Krone.
„In ſeiner Werkſtatt träume ſich der Künſtler
„Zum Bildner einer ſchönern Welt. Den Flug
„Des Denkers hemme keine Schranke mehr,
„Als die Bedingung endlicher Naturen."

in Alcala verließ. Ihn denkt er ſich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug ſeiner hohen Entwürfe. Voll unausſprechlicher Liebe, weil er ihn mit der Lieblingsangelegenheit ſeines Herzens zuſammendenkt, eilt er nach Madrid in ſeine Arme, jene Samenkörner von Humanität und heroiſcher Tugend, die er einſt in ſeine Seele geſtreut, jetzt in vollen Saaten zu finden, und in ihm den Befreier der Niederlande, den künftigen Schöpfer ſeines geträumten Staats zu umarmen.

Leidenſchaftlicher, als jemals, mit fiebriſcher Heftigkeit ſtürzt ihm dieſer entgegen.

„Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
„Die deinige allmächtig an mir ſchlagen.
„O, jetzt iſt Alles wieder gut. Ich liege
„Am Halſe meines Rodrigo."

Der Empfang iſt der feurigſte: aber wie beantwortet ihn Poſa? Er, der ſeinen Freund in voller Blüthe der Jugend verließ, und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wiederfindet, verweilt er bei dieſer traurigen Veränderung? Forſcht er lange und ängſtlich nach ihren Quellen? Steigt er zu den kleineren Angelegenheiten ſeines Freundes herunter? Beſtürzt und ernſthaft erwiedert er dieſen unwillkommenen Empfang.

„So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
„Erwartete. — — Das iſt
„Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
„Ein unterdrücktes Heldenvolk mich ſendet —
„Denn jetzt ſteh' ich als Rodrigo nicht hier,
„Nicht als des Knaben Carlos Spielgeſelle —
„Ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
„Umarm' ich Sie — es ſind die flandriſchen
„Provinzen, die an Ihrem Halſe weinen" u. ſ. f.

Unfreiwillig entwiſcht ihm ſeine herrſchende Idee gleich in den erſten Augenblicken des ſo lang entbehrten Wiederſehens, wo man ſich doch ſonſt ſo viel wichtigere Kleinigkeiten zu ſagen hat, und Carlos muß alles Rührende ſeiner Lage aufbieten, muß die entlegenſten Scenen der Kindheit hervorrufen, um dieſe Lieblingsidee ſeines Freundes zu verdrängen, ſein Mitgefühl zu wecken und ihn auf ſeinen eigenen traurigen Zuſtand zu heften. Schrecklich ſieht ſich Poſa in den Hoffnungen getäuſcht, mit denen er ſeinem Freunde zueilte. Einen Heldencharakter hatte

er erwartet, der ſich nach Thaten ſehnte, wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrath von erhabener Menſchenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen ſchwärmeriſchen Tagen auf die entzweigebrochene Hoſtie gethan, und findet Leidenſchaft für die Gemahlin ſeines Vaters. —

„Das iſt der Karl nicht mehr,
„Der in Alcala von dir Abſchied nahm.
„Der Karl nicht mehr, der ſich beherzt getraute
„Das Paradies dem Schöpfer abzuſehn,
„Und dermaleinſt, als unumſchränkter Fürſt,
„In Spanien zu pflanzen. O! der Einfall
„War kindiſch, aber göttlich ſchön. Vorbei
„Sind dieſe Träume!“ —

Eine hoffnungsloſe Leidenſchaft, die alle ſeine Kräfte verzehrt, die ſein Leben ſelbſt in Gefahr ſetzt. Wie würde ein ſorgſamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur F r e u n d allein, und m e h r n i c h t geweſen wäre, in dieſer Lage gehandelt haben? Und wie hat Poſa, der Weltbürger, gehandelt? „Poſa, des Prinzen Freund und Vertrauter, hätte viel zu ſehr für die Sicherheit ſeines Carlos gezittert, als daß er es hätte wagen ſollen, zu einer gefährlichen Zuſammenkunft mit ſeiner Königin die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wäre es geweſen, auf Erſtickung dieſer Leidenſchaft und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. Poſa, der Sachwalter Flanderns, handelt ganz anders. Ihm iſt nichts wichtiger, als dieſen hoffnungsloſen Zuſtand, in welchem die thätigen Kräfte ſeines Freundes verſinken, auf das ſchnellſte zu endigen, ſollte es auch ein kleines Wageſtück koſten. So lange ſein Freund in unbefriedigten Wünſchen verſchmachtet, kann er fremdes Leiden nicht fühlen; ſo lange ſeine Kräfte von Schwermuth niedergedrückt ſind, kann er ſich zu keinem heroiſchen Entſchluß erheben. Von dem unglücklichen Carlos hat Flandern nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt alſo, ſeinen heißeſten Wunſch zu befriedigen, er ſelbſt führt ihn zu den Füßen ſeiner Königin; und dabei allein bleibt er nicht ſtehen. Er findet in des Prinzen Gemüth die Motive nicht mehr, die ihn ſonſt zu heroiſchen Entſchlüſſen erhoben hatten: was kann er anders thun, als dieſen erloſchenen Heldengeiſt an fremdem Feuer entzünden und die einzige Leidenſchaft nutzen, die in der Seele des Prinzen

vorhanden iſt? An dieſe muß er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bei ihr herrſchend machen will. Ein Blick in der Königin Herz überzeugt ihn, daß er von ihrer Mitwirkung Alles erwarten darf. Nur der erſte Enthuſiasmus iſt es, den er von dieſer Leidenſchaft entlehnen will. Hat ſie dazu geholfen, ſeinem Freunde dieſen heilſamen Schwung zu geben, ſo bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiß ſeyn, daß ſie durch ihre eigene Wirkung zerſtört werden wird. Alſo ſelbſt dieſes Hinderniß, das ſich ſeiner großen Angelegenheit entgegenwarf, ſelbſt dieſe unglückliche Liebe, wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigern Zweck umgeſchaffen, und Flanderns Schickſal muß durch den Mund der Liebe an das Herz ſeines Freundes reden.

„— In dieſer hoffnungsloſen Flamme
„Erkannt' ich früh der Hoffnung goldnen Strahl.
„Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen;
„Die ſtolze königliche Frucht, woran
„Nur Menſchenalter langſam pflanzen, ſollte
„Ein ſchneller Lenz der wunderthät'gen Liebe
„Beſchleunigen. Mir ſollte ſeine Tugend
„An dieſem kräft'gen Sonnenblicke reifen.“

Aus den Händen der Königin empfängt jetzt Carlos die Briefe, welche Poſa aus Flandern für ihn mitbrachte. Die Königin ruft ſeinen entflohenen Genius zurück.

Noch ſichtbarer zeigt ſich dieſe Unterordnung der Freundſchaft unter das wichtigere Intereſſe bei der Zuſammenkunft im Kloſter. Ein Entwurf des Prinzen auf den König iſt fehlgeſchlagen; dieſes und eine Entdeckung, welche er zum Vortheil ſeiner Leidenſchaft glaubt gemacht zu haben, ſtürzen ihn heftiger in dieſe zurück, und Poſa glaubt zu bemerken, daß ſich Sinnlichkeit in dieſe Leidenſchaft miſche. Nichts konnte ſich weniger mit ſeinem höhern Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf Carlos' Liebe zur Königin für ſeine Niederlande gegründet hat, ſtürzten dahin, wenn dieſe Liebe von ihrer Höhe herunterſank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt ſeine Geſinnungen an den Tag.

„O, ich fühle,
„Wovon ich mich entwöhnen muß. Ja, einſt,
„Einſt war's ganz anders. Da warſt du ſo reich,
„So warm, ſo reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
„In deinem weiten Buſen Raum. Das Alles

„Iſt nun dahin, von Einer Leidenſchaft,
„Von einem kleinen Eigennutz verſchlungen,
„Dein Herz iſt ausgeſtorben. Keine Thräne
„Dem ungeheuern Schickſal der Provinzen
„Nicht einmal eine Thräne mehr! O, Karl,
„Wie arm biſt du, wie bettelarm geworden,
„Seitdem du Niemand liebſt, als dich!“

Bang vor einem ähnlichen Rückfalle, glaubt er einen gewaltſamen Schritt wagen zu müſſen. So lange Karl in der Nähe der Königin bleibt, iſt er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganz andere Wendung geben; er ſteht alſo keinen Augenblick an, ihn auf die gewaltſamſte Art dahin zu bringen.

„Er ſoll
„Dem König ungehorſam werden, ſoll
„Nach Brüſſel heimlich ſich begeben, wo
„Mit offnen Armen die Flamänder ihn
„Erwarten. Alle Niederlande ſtehen
„Auf ſeine Loſung auf. Die gute Sache
„Wird ſtark durch einen Königsſohn.

Würde der Freund des Carlos es über ſich vermocht haben, ſo verwegen mit dem guten Namen, ja ſelbſt mit dem Leben ſeines Freundes zu ſpielen? Aber Poſa, dem die Befreiung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war, als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, Poſa, der Weltbürger, mußte gerade ſo und nicht anders handeln. Alle Schritte, die im Verlaufe des Stücks von ihm unternommen werden, verrathen eine wagende Kühnheit, die ein heroiſcher Zweck allein einzuflößen im Stande iſt; Freundſchaft iſt oft verzagt und immer beſorglich. Wo iſt bis jetzt im Charakter des Marquis auch nur eine Spur dieſer ängſtlichen Pflege eines iſolirten Geſchöpfs, dieſer Alles ausſchließenden Neigung, worin doch allein der eigenthümliche Charakter der leidenſchaftlichen Freundſchaft beſteht? Wo iſt bei ihm das Intereſſe für den Prinzen nicht dem höhern Intereſſe für die Menſchheit untergeordnet? Feſt und beharrlich geht der Marquis ſeinen großen kosmopolitiſchen Gang, und Alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit dieſem höhern Gegenſtande ſteht.

Vierter Brief.

Um einen großen Theil ſeiner Bewunderer dürfte ihn dieſes Geſtändniß bringen, aber er wird ſich mit dem kleinen Theil der neuen Verehrer tröſten, die es ihm zuwendet, und zum allgemeinen Beifall überhaupt konnte ſich ein Charakter, wie der ſeinige, niemals Hoffnung machen. Hohes, wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze ſchließt keineswegs die zärtliche Theilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Weſens aus. Daß er das Menſchengeſchlecht mehr liebt, als Karln, thut ſeiner Freundſchaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schickſal auf keinen Thron gerufen, durch eine beſondere zärtliche Bekümmerniß vor allen Uebrigen unterſchieden haben; im Herzen ſeines Herzens würde er ihn getragen haben, wie Hamlet ſeinen Horatio. Man hält dafür, daß das Wohlwollen um ſo ſchwächer und laulichter werde, je mehr ſich ſeine Gegenſtände häufen: aber dieſer Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenſtand ſeiner Liebe zeigt ſich ihm im volleſten Lichte der Begeiſterung; herrlich und verklärt ſteht dieſes Bild vor ſeiner Seele, wie die Geſtalt einer Geliebten. Da es Carlos iſt, der dieſes Ideal von Menſchenglück wirklich machen ſoll, ſo trägt er es auf ihn über, ſo faßt er zuletzt Beides in Einem Gefühl unzertrennlich zuſammen. In Carlos allein ſchaut er ſeine feurig geliebte Menſchheit jetzt an; ſein Freund iſt der Brennpunkt, in welchem alle ſeine Vorſtellungen von jenem zuſammengeſetzten Ganzen ſich ſammeln. Es wirkt alſo doch nur in Einem Gegenſtand auf ihn, den er mit allem Enthuſiasmus und allen Kräften ſeiner Seele umfaßt.

„Mein Herz,
„Nur einem Einzigen geweiht, umſchloß
„Die ganze Welt. In meines Carlos Seele
„Schuf ich ein Paradies für Millionen.“

Hier iſt alſo Liebe zu Einem Weſen, ohne Hintanſetzung der allgemeinen — ſorgſame Pflege der Freundſchaft, ohne das Unbillige, das Ausſchließende dieſer Leidenſchaft. Hier allgemeine, Alles umfaſſende Philanthropie, in einen einzigen Feuerſtrahl zuſammengedrängt.

Und ſollte eben das dem Intereſſe geſchadet haben, was es veredelt hat? Dieſes Gemälde von Freundſchaft ſollte an Rührung und Anmuth verlieren, was ihm an Würde gegeben worden? an Stärke verlieren, was es an Umfang gewann? Der Freund des Carlos ſollte darum weniger Anſpruch auf unſere Thränen und unſere Bewunderung haben, weil er mit der beſchränkteſten Aeußerung des wohlwollenden Affects ſeine weiteſte Ausdehnung verbindet, und das Göttliche der univerſellen Liebe durch ihre menſchlichſte Anwendung mildert?

Mit der neunten Scene des dritten Aufzugs öffnet ſich ein ganz neuer Spielraum für dieſen Charakter.

Fünfter Brief.

Leidenſchaft für die Königin hat endlich den Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt. Beweiſe ſeiner Schuld ſind in den Händen ſeines Vaters, und ſeine unbeſonnene Hitze ließ ihn dem lauernden Argwohn ſeiner Feinde die gefährlichſten Blößen geben; er ſchwebt in augenſcheinlicher Gefahr, ein Opfer ſeiner wahnſinnigen Liebe, der väterlichen Eiferſucht, des Prieſterhaſſes, der Rachgier eines beleidigten Feindes und einer verſchmähten Buhlerin zu werden. Seine Lage von außen fordert die dringendſte Hülfe, noch mehr aber fordert ſie der innere Zuſtand ſeines Gemüths, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muß der Prinz befreit, aus dieſem Seelenzuſtande muß er geriſſen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreiung in Erfüllung gehen ſollen; und der Marquis iſt es, von dem wir Beides erwarten, der uns auch ſelbſt dazu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, iſt auch bei dem König ein Seelenzuſtand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfniß der Mittheilung zum erſten Male fühlen läßt. Die Schmerzen der Eiferſucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwange ſeines Standes in den urſprünglichen Stand der Menſchheit zurückverſetzt, haben ihn das Leere und Gekünſtelte ſeiner Deſpotengröße fühlen und Wünſche in ihm aufſteigen laſſen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

„König! — König nur,
„Und wieder König! — Keine beſſ're Antwort,
„Als leeren hohlen Widerhall! Ich ſchlage
„An dieſen Felſen und will Waſſer, Waſſer
„Für meinen heißen Fieberdurſt. Er gibt
„Mir — glühend Gold —“

Gerade ein Gang der Begebenheiten, wie der bisherige, däucht mir, oder keiner, konnte bei einem Monarchen, wie Philipp der Zweite war, einen ſolchen Zuſtand erzeugen; und gerade ſo ein Zuſtand mußte in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung vorzubereiten und den Marquis ihm nahe bringen zu können. Vater und Sohn ſind auf ganz verſchiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter ſie haben muß: auf ganz verſchiedenen Wegen wurden beide zu dem Marquis von Poſa hingezogen, in welchem Einzigen das bisher getrennte Intereſſe ſich nunmehr zuſammendrängt. Durch Carlos' Leidenſchaft für die Königin und deren unausbleibliche Folgen bei dem König wurde dem Marquis ſeine ganze Laufbahn geſchaffen: darum war es nöthig, daß auch das ganze Stück mit jener eröffnet wurde. Gegen ſie mußte der Marquis ſelbſt ſo lange in Schatten geſtellt werden, und ſich, bis er von der ganzen Handlung Beſitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Intereſſe begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu ſeiner künftigen Thätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers durfte alſo durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und darum war es nöthig, daß ſie bis hieher als Haupthandlung beſchäftigte, das Intereſſe hingegen, das nachher das herrſchende werden ſollte, nur durch Winke von ferne angekündigt wurde. Aber ſobald das Gebäude ſteht, fällt das Gerüſte. Die Geſchichte von Carlos' Liebe, als die bloß vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein ſie gearbeitet hatte.

Nämlich jene verborgenen Motive des Marquis, welche keine andern ſind, als Flanderns Befreiung und das künftige Schickſal der Nation — Motive, die man unter der Hülle ſeiner Freundſchaft blos geahndet hat — treten jetzt ſichtbar hervor und fangen an, ſich der ganzen Aufmerkſamkeit zu bemächtigen. Carlos, wie aus dem Bisherigen zur Genüge erhellet, wurde von ihm nur als das einzige unentbehrliche Werkzeug zu jenem

feurig und ſtandhaft verfolgten Zwecke betrachtet, und als ein ſolches mit eben dem Enthuſiasmus, wie der Zweck ſelbſt, umfaßt. Aus dieſem univerſelleren Motive mußte eben der ängſtliche Antheil an dem Wohl und Wehe ſeines Freundes, eben die zärtliche Sorgfalt für dieſes Werkzeug ſeiner Liebe fließen, als nur immer die ſtärkſte perſönliche Sympathie hätte hervorbringen können. Karls Freundſchaft gewährt ihm den vollſtändigſten Genuß ſeines Ideals. Sie iſt der Vereinigungspunkt aller ſeiner Wünſche und Thätigkeiten. Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, ſein hohes Ideal von Freiheit und Menſchenglück wirklich zu machen, als der ihm in Carlos geöffnet wird. Es fiel ihm gar nicht ein, dies auf einem andern Wege zu ſuchen; am allerwenigſten fiel es ihm ein, dieſen Weg unmittelbar durch den König zu nehmen. Als er daher zu dieſem geführt wird, zeigt er die höchſte Gleichgültigkeit.

„Mich will er haben? — Mich? — Ich bin ihm nichts,
„Ich wahrlich nichts! — Mich hier in dieſen Zimmern!
„Wie zwecklos und wie ungereimt! — Was kann
„Ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie ſehen,
„Es führt zu nichts.“

Aber nicht lange überläßt er ſich dieſer müßigen, dieſer kindiſchen Verwunderung. Einem Geiſte, gewohnt, wie es dieſer iſt, jedem Umſtande ſeine Nutzbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu geſtalten, jedes Ereigniß in Beziehung auf ſeinen herrſchenden Lieblingszweck ſich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der ſich von dem jetzigen Augenblicke machen läßt. Auch das kleinſte Element der Zeit iſt ihm ein heilig anvertrautes Pfund, womit gewuchert werden muß. Noch iſt es nicht klarer, zuſammenhängender Plan, was er ſich denkt; bloße dunkle Ahndung, und auch dieſe kaum; bloß flüchtig aufſteigender Einfall iſt es, ob hier vielleicht gelegenheitlich etwas zu wirken ſeyn möchte? Er ſoll vor denjenigen treten, der das Schickſal ſo vieler Millionen in der Hand hat. Man muß den Augenblick nutzen, ſagt er zu ſich ſelbſt, der nur einmal kommt. Wär's auch nur ein Feuerfunke Wahrheit, in die Seele dieſes Menſchen geworfen, der noch keine Wahrheit gehört hat! Wer weiß, wie wichtig ihn die Vorſicht bei ihm verarbeiten kann? — Mehr denkt er ſich

nicht dabei, als einen zufälligen Umſtand auf die beſte Art, die er kennt, zu benutzen. In dieſer Stimmung erwartet er den König.

Sechster Brief.

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchen ſich Poſa gleich zu Anfang mit dem Könige ſtimmt, wie überhaupt über ſein ganzes Verfahren in dieſer Scene und die Art, wie dieſes von dem Könige aufgenommen wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Luſt haben mich zu hören. Jetzt begnüge ich mich bloß, bei demjenigen ſtehen zu bleiben, was mit dem Charakter des Marquis in der unmittelbarſten Verbindung ſteht.

Alles, was der Marquis nach ſeinem Begriffe von dem Könige vernünftigerweiſe hoffen konnte bei ihm hervorzubringen — war ein mit Demüthigung verbundenes Erſtaunen, daß ſeine große Idee von ſich ſelbſt und ſeine geringe Meinung von Menſchen doch wohl einige Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natürliche unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geiſtes vor einem großen Geiſte. Dieſe Wirkung konnte wohlthätig ſeyn, wenn ſie auch bloß dazu diente, die Vorurtheile dieſes Menſchen auf einen Augenblick zu erſchüttern; wenn ſie ihn fühlen ließ, daß es noch jenſeits ſeines gezogenen Kreiſes Wirkungen gebe, von denen er ſich nichts hätte träumen laſſen. Dieſer einzige Laut konnte noch lange nachhallen in ſeinem Leben, und dieſer Eindruck mußte deſto länger bei ihm haften, je mehr er ohne Beiſpiel war.

Aber Poſa hatte den König wirklich zu flach, zu obenhin beurtheilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, ſo war er doch von der damaligen Gemüthslage deſſelben zu wenig unterrichtet, um ſie mit in Berechnung zu bringen. Dieſe Gemüthslage war äußerſt günſtig für ihn und bereitete ſeinen hingeworfenen Reden eine Aufnahme, die er mit keinem Grund der Wahrſcheinlichkeit hatte erwarten können. Dieſe unerwartete Entdeckung gibt ihm einen lebhaftern Schwung und dem Stücke ſelbſt eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all ſein Hoffen übertraf, und durch einige Spuren von Humanität, die ihn

an dem König überraſchen, in Feuer geſetzt, verirrt er ſich auf einen Augenblick bis zu der ausſchweifenden Idee, ſein herrſchendes Ideal von Flanderns Glück u. ſ. w. unmittelbar an die Perſon des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch dieſen in Erfüllung zu bringen. Dieſe Vorausſetzung ſetzt ihn in eine Leidenſchaft, die den ganzen Grund ſeiner Seele eröffnet, alle Geburten ſeiner Phantaſie, alle Reſultate ſeines ſtillen Denkens ans Licht bringt und deutlich zu erkennen gibt, wie ſehr ihn dieſe Ideale beherrſchen. Jetzt, in dieſem Zuſtand der Leidenſchaft, werden alle die Triebfedern ſichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung geſetzt haben; jetzt ergeht es ihm, wie jedem Schwärmer, der von ſeiner herrſchenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Gränzen mehr; im Feuer ſeiner Begeiſterung veredelt er ſich den König, der mit Erſtaunen ihm zuhört, und vergißt ſich ſo weit, Hoffnungen auf ihn zu gründen, worüber er in den nächſten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An Carlos wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erſt auf dieſen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und ſchnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menſchheit bis auf ſeinen Erben verſchieben?

Würde ſich Carlos' Buſenfreund ſo weit vergeſſen, würde eine andere Leidenſchaft, als die herrſchende, den Marquis ſo weit hingeriſſen haben? Iſt das Intereſſe der Freundſchaft ſo beweglich, daß man es mit ſo weniger Schwierigkeit auf einen andern Gegenſtand übertragen kann? Aber Alles iſt erklärt, ſobald man die Freundſchaft jener herrſchenden Leidenſchaft unterordnet. Dann iſt es natürlich, daß dieſe, bei dem nächſten Anlaß, ihre Rechte reclamirt und ſich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauſchen.

Das Feuer und die Freimüthigkeit, womit Poſa ſeine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwiſchen Carlos und ihm Geheimniſſe waren, dem Könige vortrug, und der Wahn, daß dieſer ſie verſtehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er ſich gegen ſeinen Freund Karl ſchuldig machte. Poſa, der Weltbürger, durfte ſo handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Buſenfreunde Karls wäre es eben ſo verdammlich, als es unbegreiflich ſeyn würde.

Länger als Augenblicke freilich ſollte dieſe Verblendung nicht

dauern. Der erſten Ueberraſchung der Leidenſchaft vergibt man ſie leicht: aber wenn er auch noch nüchtern fortführe daran zu glauben, ſo würde er billig in unſern Augen zum Träumer herabſinken. Daß ſie aber wirklich Eingang bei ihm gefunden, erhellt aus einigen Stellen, wo er darüber ſcherzt, oder ſich ernſthaft davon reinigt. „Geſetzt," ſagt er der Königin, „ich ginge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu ſetzen?"

Königin.

„Nein, Marquis,
„Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieſer
„Unreifen Einbildung Sie zeihn. Sie ſind
„Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
„Was nicht geendigt werden kann."

Marquis.

„Das eben
„Wär' noch die Frage, denk' ich."

Carlos ſelbſt hat tief genug in die Seele ſeines Freundes geſehen, um einen ſolchen Entſchluß in ſeiner Vorſtellungsart gegründet zu finden, und das, was er ſelbſt bei dieſer Gelegenheit über ihn ſagt, könnte allein hinreichen, den Geſichtspunkt des Verfaſſers außer Zweifel zu ſetzen. „Du ſelbſt," ſagt er ihm, noch immer im Wahne, daß der Marquis ihn aufgeopfert,

„Du ſelbſt wirſt jetzt vollenden,
„Was ich geſollt und nicht gekonnt — du wirſt
„Den Spaniern die goldnen Tage ſchenken,
„Die ſie von mir umſonſt gehofft. Mit mir
„Iſt es ja aus, auf immer aus. Das haſt
„Du eingeſehn. O dieſe fürchterliche Liebe
„Hat alle frühen Blüthen meines Geiſts
„Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
„Für deine großen Hoffnungen geſtorben.
„Vorſehung oder Zufall führen dir
„Den König zu — Es koſtet mein Geheimniß,
„Und er iſt dein! Du kannſt ſein Engel werden;
„Für mich iſt keine Rettung mehr. Vielleicht
„Für Spanien!" u. ſ. f.

Und an einem andern Orte ſagt er zum Grafen von Lerma, um die vermeintliche Treuloſigkeit ſeines Freundes zu entſchuldigen.

„— Er hat
„Mich lieb gehabt, ſehr lieb. Ich war ihm theuer
„Wie ſeine eigne Seele. O, das weiß ich!

„Das haben tauſend Proben mir erwieſen.
„Doch ſollen Millionen ihm, ſoll ihm
„Das Vaterland nicht theurer ſeyn, als Einer?
„Sein Buſen war für Einen Freund zu groß,
„Und Carlos Glück zu klein für ſeine Liebe.
„Er opferte mich ſeiner Tugend.“

Siebenter Brief.

Poſa empfand es recht gut, wie viel ſeinem Freunde Carlos dadurch entzogen worden, daß er den König zum Vertrauten ſeiner Lieblingsgefühle gemacht, und einen Verſuch auf deſſen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, daß dieſe Lieblingsgefühle das eigentliche Band ihrer Freundſchaft waren, ſo wußte er auch nicht anders, als daß er dieſe in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bei dem Könige profanirte. Das wußte Carlos nicht, aber Poſa wußte es recht gut, daß dieſe Philoſophie und dieſe Entwürfe für die Zukunft das heilige Palladium ihrer Freundſchaft und der wichtige Titel waren, unter welchem Carlos ſein Herz beſaß; eben weil er das wußte, und im Herzen vorausſetzte, daß es auch Karl nicht unbekannt ſeyn könnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, daß er dieſes Palladium veruntreut hätte? Ihm geſtehen, was zwiſchen ihm und dem Könige vorgegangen war, mußte in ſeinen Gedanken eben ſo viel heißen, als ihm ankündigen, daß es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber Carlos' künftiger Beruf zum Throne, hatte der Königsſohn keinen Antheil an dieſer Freundſchaft, war ſie etwas für ſich Beſtehendes und durchaus nur Perſönliches, ſo konnte ſie durch jene Vertraulichkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verrathen, nicht zerriſſen worden ſeyn; ſo konnte dieſer zufällige Umſtand ihrem Weſen nichts anhaben. Es war Delicateſſe, es war Mitleid, daß Poſa, der Weltbürger, dem künftigen Monarchen die Erwartungen verſchwieg, die er auf den jetzigen gegründet hatte; aber Poſa, Carlos' Freund, konnte ſich durch nichts ſchwerer vergehen, als durch dieſe Zurückhaltung ſelbſt.

Zwar ſind die Gründe, welche Poſa ſowohl ſich ſelbſt, als nachher ſeinem Freunde, von dieſer Zurückhaltung, der einzigen

Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angibt, von ganz anderer Art. 4. Act, 6. Auftritt.

„Der König glaubte dem Gefäß, dem er
„Sein heiliges Geheimniß übergeben,
„Und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
„Geſchwätzigkeit, wenn mein Verſtummen dir
„Nicht Leiden bringt? vielleicht erſpart? — Warum
„Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
„Die über ſeinem Scheitel hängt?“

Und in der dritten Scene des fünften Acts.

„— — Doch ich, von falſcher Zärtlichkeit beſtochen,
„Von ſtolzem Wahn geblendet, ohne dich
„Das Wageſtück zu enden, unterſchlage
„Der Freundſchaft mein gefährliches Geheimniß.“

Aber Jedem, der nur wenige Blicke in das Menſchenherz gethan, wird es einleuchten, daß ſich der Marquis mit dieſen eben angeführten Gründen (die an ſich ſelbſt bei weitem zu ſchwach ſind, um einen ſo wichtigen Schritt zu motiviren) nur ſelbſt zu hintergehen ſucht — weil er ſich die eigentliche Urſache nicht zu geſtehen wagt. Einen weit wahrern Aufſchluß über den damaligen Zuſtand ſeines Gemüths gibt eine andere Stelle, woraus deutlich erhellt, daß es Augenblicke müſſe gegeben haben, in denen er mit ſich zu Rathe ging, ob er ſeinen Freund nicht geradezu aufopfern ſollte? Es ſtand bei mir, ſagt er zu der Königin,

„— einen neuen Morgen
„Heraufzuführen über dieſe Reiche.
„Der König ſchenkte mir ſein Herz. Er nannte
„Mich ſeinen Sohn. Ich führe ſeine Siegel,
„Und ſeine Alba ſind nicht mehr“ u. ſ. f.
„Doch geb' ich
„Den König auf. In dieſem ſtarren Boden
„Blüht keine meiner Roſen mehr. Das waren
„Nur Gaukelſpiele kindiſcher Vernunft,
„Vom reifen Manne ſchamroth widerrufen.
„Den nahen hoffnungsvollen Lenz ſollt' ich
„Vertilgen, einen lauen Sonnenblick
„Im Norden zu erkünſteln? Eines müden
„Tyrannen letzten Ruthenſtreich zu mildern,
„Die große Freiheit des Jahrhunderts wagen?
„Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europens
„Verhängniß reift in meinem großen Freunde,
„Auf ihn verweiſ' ich Spanien. Doch wehe!

„Weh mir und ihm, wenn ich bereuen ſollte!
„Wenn ich das Schlimmere gewählt! Wenn ich
„Den großen Wink der Vorſicht mißverſtanden,
„Der mich, nicht ihn, auf dieſen Thron gewollt.“ —

Alſo hat er doch gewählt, und um zu wählen, mußte er alſo ja den Gegenſatz ſich als möglich gedacht haben. Aus allen dieſen angeführten Fällen erkennt man offenbar, daß das Intereſſe der Freundſchaft einem höhern nachſteht, und daß ihr nur durch dieſes letztere ihre Richtung beſtimmt wird. Niemand im ganzen Stück hat dieſes Verhältniß zwiſchen beiden Freunden richtiger beurtheilt, als Philipp ſelbſt, von dem es auch am erſten zu erwarten war. Im Munde dieſes Menſchenkenners legte ich meine Apologie und mein eignes Urtheil von dem Helden des Stücks nieder, und mit ſeinen Worten möge denn auch dieſe Unterſuchung beſchloſſen werden.

„Und wem bracht' er dies Opfer?
„Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
„Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben ſtirbt
„Ein Poſa nicht. Der Freundſchaft arme Flamme
„Füllt eines Poſa Herz nicht aus. Das ſchlug
„Der ganzen Menſchheit. Seine Neigung war
„Die Welt, mit allen kommenden Geſchlechtern.“

Achter Brief.

Aber, werden Sie ſagen, wozu dieſe ganze Unterſuchung? Gleichviel, ob es unfreiwilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechſelſeitige perſönliche Nothwendigkeit für einander, oder von außen hinzugekommene Verhältniſſe und freie Wahl geweſen, was das Band der Freundſchaft zwiſchen dieſen beiden geknüpft hat — die Wirkungen bleiben dieſelben, und im Gange des Stücks ſelbſt wird dadurch nichts verändert. Wozu daher dieſe weit ausgeholte Mühe, den Leſer aus einem Irrthum zu reißen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit iſt? Wie würde es um den Reiz der meiſten moraliſchen Erſcheinungen ſtehen, wenn man jedesmal in die innerſte Tiefe des Menſchenherzens hineinleuchten, und ſie gleichſam werden ſehen müßte? Genug für uns, daß Alles, was Marquis Poſa liebt, in dem Prinzen verſammelt iſt, durch ihn repräſentirt

wird, oder wenigſtens durch ihn allein zu erhalten ſteht, daß er dieſes zufällige, bedingte, ſeinem Freund nur geliehene Intereſſe mit dem Weſen deſſelben zuletzt unzertrennlich zuſammenfaßt, und daß Alles, was er für ihn empfindet, ſich in einer perſönlichen Neigung äußert. Wir genießen dann die reine Schönheit dieſes Freundſchaftsgemäldes als ein einfaches moraliſches Element, unbekümmert, in wie viel Theile es auch der Philoſoph noch zergliedern mag.

Wie aber, wenn die Berichtigung dieſes Unterſchieds für das ganze Stück wichtig wäre? — Wird nämlich das letzte Ziel von Poſa's Beſtrebungen über den Prinzen hinaus gerückt, iſt ihm dieſer nur als Werkzeug zu einem höhern Zwecke ſo wichtig, befriedigt er durch ſeine Freundſchaft für ihn einen andern Trieb, als nur dieſe Freundſchaft, ſo kann dem Stücke ſelbſt nicht wohl eine engere Gränze geſteckt ſeyn — ſo muß der letzte Endzweck des Stücks mit dem Zwecke des Marquis wenigſtens zuſammenfallen. Das große Schickſal eines ganzen Staats, das Glück des menſchlichen Geſchlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Beſtrebungen des Marquis, wie wir geſehen haben, hinauslaufen, kann nicht wohl Epiſode zu einer Handlung ſeyn, die den Ausgang einer Liebesgeſchichte zum Zweck hat. Haben wir einander alſo über Poſa's Freundſchaft mißverſtanden, ſo fürchte ich, wir haben es auch über den letzten Zweck der ganzen Tragödie. Laſſen Sie mich ſie Ihnen aus dieſem neuen Standpunkte zeigen; vielleicht, daß manche Mißverhältniſſe, an denen Sie bisher Anſtoß genommen, ſich unter dieſer neuen Anſicht verlieren.

Und was wäre alſo die ſogenannte Einheit des Stücks, wenn es Liebe nicht ſeyn ſoll und Freundſchaft nie ſeyn konnte? Von jener handeln die drei erſten Acte, von dieſer die zwei übrigen; aber keine von beiden beſchäftigt das Ganze. Die Freundſchaft opfert ſich auf, und die Liebe wird aufgeopfert; aber weder dieſe, noch jene iſt es, der dieſes Opfer von der andern gebracht wird. Alſo muß noch etwas Drittes vorhanden ſeyn, das verſchieden iſt von Freundſchaft und Liebe, für welches beide gewirkt haben, und welchem beide aufgeopfert worden — und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders, als in dieſem Dritten, könnte ſie liegen?

Rufen Sie ſich, lieber Freund, eine gewiſſe Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenſtand unſers Jahrzehnts — über Verbreitung reinerer ſanfterer Humanität, über die höchſtmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchſter Blüthe, kurz, über den vollendetſten Zuſtand der Menſchheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde, und unſere Phantaſie in einen der lieblichſten Träume entzückte, in denen das Herz ſo angenehm ſchwelgt. Wir ſchloſſen damals mit dem romanhaften Wunſche, daß es dem Zufall, der wohl größere Wunder ſchon gethan, in dem nächſten Julianiſchen Cyklus gefallen möchte, unſere Gedankenreihe, unſere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieſer Lebendigkeit, und mit eben ſo gutem Willen befruchtet, in dem erſtgebornen Sohn eines künftigen Beherrſchers von — oder von — auf dieſer oder der andern Hemiſphäre wieder zu erwecken. Was bei einem ernſthaften Geſpräche bloßes Spielwerk war, dürfte ſich, wie mir vorkam, bei einem ſolchen Spielwerk, als die Tragödie iſt, zu der Würde des Ernſtes und der Wahrheit erheben laſſen. Was iſt der Phantaſie nicht möglich? Was iſt einem Dichter nicht erlaubt? Unſere Unterredung war längſt vergeſſen, als ich unterdeſſen die Bekanntſchaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich dieſem geiſtvollen Jüngling an, daß er wohl gar derjenige ſeyn dürfte, mit dem wir unſern Entwurf zur Ausführung bringen könnten. Gedacht, gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienſtbaren Geiſt, dabei in die Hände gearbeitet; Freiheitsſinn mit Deſpotismus im Kampfe, die Feſſeln der Dummheit zerbrochen, tauſendjährige Vorurtheile erſchüttert, eine Nation, die ihre Menſchenrechte wieder fordert, republicaniſche Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gährung, die Gemüther von einem begeiſterten Intereſſe gehoben — und nun, um die glückliche Conſtellation zu vollenden, eine ſchön organiſirte Jünglingsſeele am Thron, in einſamer unangefochtener Blüthe unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich — ſo machten wir aus — müßte der Königsſohn ſeyn, an dem wir unſer Ideal in Erfüllung bringen wollten.

„Seyn Sie
„Ein Menſch auf König Philipps Thron! Sie haben
„Auch Leiden kennen lernen —“

Aus dem Schooße der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunſt durfte noch nicht Hand an ſeine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie ſollte ein königlicher Prinz aus dem ſechzehnten Jahrhundert — Philipps des Zweiten Sohn — ein Zögling des Mönchsvolks, deſſen kaum aufwachende Vernunft von ſo ſtrengen und ſo ſcharfſichtigen Hütern bewacht wird, zu dieſer liberalen Philoſophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war geſorgt. Das Schickſal ſchenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entſcheidenden Jahren, wo des Geiſtes Blume ſich entfaltet, Ideale empfangen werden und die moraliſche Empfindung ſich läutert — einen geiſtreichen, gefühlvollen Jüngling, über deſſen Bildung ſelbſt — was hindert mich dieſes anzunehmen? — ein günſtiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle ſich ins Mittel geſchlagen, und den irgend ein verborgner Weiſe ſeines Jahrhunderts dieſem ſchönen Geſchäfte zugebildet hat. Eine Geburt der Freundſchaft alſo iſt dieſe heitere menſchliche Philoſophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie kleidet ſich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmuth der Dichtung; mit Licht und Wärme wird ſie in ſeinem Herzen niedergelegt, ſie iſt die erſte Blüthe ſeines Weſens, ſie iſt ſeine erſte Liebe. Dem Marquis liegt äußerſt viel daran, ihr dieſe jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, ſie als einen Gegenſtand der Leidenſchaft bei ihm fortdauern zu laſſen, weil nur Leidenſchaft ihm die Schwierigkeiten beſiegen helfen kann, die ſich ihrer Ausübung entgegenſetzen werden. Sagen Sie ihm, trägt er der Königin auf:

„Daß er für die Träume ſeiner Jugend
„Soll Achtung tragen, wenn er Mann ſeyn wird,
„Nicht öffnen ſoll dem tödtenden Inſecte
„Gerühmter beſſerer Vernunft das Herz
„Der zarten Götterblume; daß er nicht
„Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
„Begeiſterung, die Himmelstochter, läſtert.
„Ich hab' es ihm zuvor geſagt —“.

Unter beiden Freunden bildet ſich alſo ein enthuſiaſtiſcher

Entwurf, den glücklichſten Zuſtand hervorzubringen, der der menſchlichen Geſellſchaft erreichbar iſt, und von dieſem enthuſiaſtiſchen Entwurfe, wie er nämlich im Conflict mit der Leidenſchaft erſcheint, handelt das gegenwärtige Drama. Die Rede war alſo davon, einen Fürſten aufzuſtellen, der das höchſte mögliche Ideal bürgerlicher Glückſeligkeit für ſein Zeitalter wirklich machen ſollte — nicht dieſen Fürſten erſt zu dieſem Zwecke zu erziehen; denn dieſes mußte längſt vorhergegangen ſeyn, und konnte auch nicht wohl zum Gegenſtand eines ſolchen Kunſtwerks gemacht werden; noch weniger ihn zu dieſem Werke wirklich Hand anlegen zu laſſen, denn wie ſehr würde dieſes die engen Gränzen eines Trauerſpiels überſchritten haben? — Die Rede war davon, dieſen Fürſten nur zu zeigen, den Gemüthszuſtand in ihm herrſchend zu machen, der einer ſolchen Wirkung zum Grunde liegen muß, und ihre ſubjective Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit zu erheben, unbekümmert, ob Glück und Zufall ſie wirklich machen wollen.

Neunter Brief.

Ich will mich über das Vorige näher erklären.

Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieſer außerordentlichen Wirkung verſehen ſollen, mußte zuvor Begierden übermeiſtert haben, die einem ſolchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er ſeine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daß er Manns genug ſey, über den Schmerz zu ſiegen; er mußte durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen, und in dieſem Feuer ſich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen ſehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hinderniſſe zuſagen, die ſich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegen werfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blute der Jugend, der Verſuchung haben Trotz bieten ſehen, können wir ganz ſicher ſeyn, daß ſie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr ſeyn wird. Und welche Leidenſchaft konnte mir dieſe Wirkung

in größerem Maße leiſten, als die mächtigſte von allen, die Liebe?

Alle Leidenſchaften, von denen für den großen Zweck, wozu ich ihn aufſparte, zu fürchten ſeyn könnte, dieſe einzige ausgenommen, ſind aus ſeinem Herzen hinweggeräumt, oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten ſittenloſen Hofe hat er die Reinigkeit der erſten Unſchuld erhalten; nicht ſeine Liebe, auch nicht Anſtrengung durch Grundſätze, ganz allein ſein moraliſcher Inſtinct hat ihn vor dieſer Befleckung bewahrt.

„Der Wolluſt Pfeil zerbrach an dieſer Bruſt,
„Lang ehe noch Eliſabeth hier herrſchte.“

Der Prinzeſſin von Eboli gegenüber, die ſich aus Leidenſchaft und Plan ſo oft gegen ihn vergißt, zeigt er eine Unſchuld, die der Einfalt ſehr nahe kommt. Wie viele, die dieſe Scene leſen, würden die Prinzeſſin weit ſchneller verſtanden haben! Meine Abſicht war, in ſeine Natur eine Reinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuß, den er der Prinzeſſin gibt, war, wie er ſelbſt ſagt, der erſte ſeines Lebens, und dies war doch gewiß ein ſehr tugendhafter Kuß! Aber auch über eine feinere Verführung ſollte man ihn erhaben ſehen; daher die ganze Epiſode der Prinzeſſin von Eboli, deren buhleriſche Künſte an ſeiner beſſeren Liebe ſcheitern. Mit dieſer Liebe allein hätte er es alſo zu thun, und ganz wird ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen ſeyn wird, auch noch dieſe Liebe zu beſiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade ſo und nicht anders gezeichnet worden; warum ich es zugelaſſen habe, daß die edle Schönheit dieſes Charakters durch ſo viel Heftigkeit, ſo viel unſtäte Hitze, wie ein klares Waſſer durch Wallungen, getrübt wird. Ein weiches wohlwollendes Herz, Enthuſiasmus für das Große und Schöne, Delicateſſe, Muth, Standhaftigkeit, uneigennützige Großmuth ſollte er beſitzen, ſchöne und helle Blicke des Geiſtes ſollte er zeigen, aber weiſe ſollte er nicht ſeyn. Der künftige große Mann ſollte in ihm ſchlummern, aber ein feuriges Blut ſollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu ſeyn. Alles, was den trefflichen Regenten macht, Alles, was die Erwartungen ſeines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, Alles, was ſich

vereinigen muß, ſein vorgeſetztes Ideal von einem künftigen Staate auszuführen, ſollte ſich in dieſem Charakter beiſammen finden: aber entwickelt ſollte es noch nicht ſeyn, noch nicht von Leidenſchaft geſchieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erſt an, ihn dieſer Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stücks überhoben. Eben ſo begreifen Sie nunmehr, warum es nöthig war, den Charakteren Philipps und ſeiner Geiſtesverwandten einen ſo großen Spielraum zu geben — ein nicht zu entſchuldigender Fehler, wenn dieſe Charaktere weiter nichts, als die Maſchinen hätten ſeyn ſollen, eine Liebesgeſchichte zu verwickeln und aufzulöſen — und warum überhaupt dem geiſtlichen, politiſchen und häuslichen Deſpotismus ein ſo weites Feld gelaſſen worden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menſchenglücks aus dem Stücke gleichſam hervorgehen zu laſſen; ſo war es ſehr an ſeinem Orte, den Schöpfer des Elends neben ihm aufzuführen, und durch ein vollſtändiges ſchauderhaftes Gemälde des Deſpotismus ſein reizendes Gegentheil deſto mehr zu erheben. Wir ſehen den Deſpoten auf ſeinem traurigen Thron, ſehen ihn mitten unter ſeinen Schätzen darben, wir erfahren aus ſeinem Munde, daß er unter allen ſeinen Millionen allein iſt, daß die Furien des Argwohns ſeinen Schlaf anfallen, daß ihm ſeine Creaturen geſchmolzenes Gold ſtatt eines Labetrunks bieten; wir folgen ihm in ſein einſames Gemach, ſehen da den Beherrſcher einer halben Welt um ein — menſchliches Weſen bitten, und ihn dann, wenn das Schickſal ihm dieſen Wunſch gewährt hat, gleich einem Raſenden, ſelbſt das Geſchenk zerſtören, deſſen er nicht mehr würdig war. Wir ſehen ihn unwiſſend den niedrigſten Leidenſchaften ſeiner Sklaven dienen; ſind Augenzeugen, wie ſie die Seile drehen, woran ſie den, der ſich einbildet, der alleinige Urheber ſeiner Thaten zu ſeyn, einem Knaben gleich lenken. Ihn, vor welchem man in fernen Welttheilen zittert, ſehen wir vor einem herriſchen Prieſter eine erniedrigende Rechenſchaft ablegen, und eine leichte Uebertretung mit einer ſchimpflichen Züchtigung büßen. Wir ſehen ihn gegen Natur und Menſchheit ankämpfen, die er nicht ganz beſiegen kann, zu ſtolz, ihre Macht zu erkennen, zu

ohnmächtig, ſich ihr zu entziehen; von allen ihren Genüſſen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schreckniſſen verfolgt; herausgetreten aus ſeiner Gattung, um als ein Mittelding von Geſchöpf und Schöpfer — unſer Mitleiden zu erregen. Wir verachten dieſe Größe, aber wir trauern über ſeinen Mißverſtand, weil wir auch ſelbſt aus dieſer Verzerrung noch Züge von Menſchheit herausleſen, die ihn zu einem der Unſrigen machen, weil er auch blos durch die übrig gebliebenen Reſte der Menſchheit elend iſt. Je mehr uns aber dieſes ſchreckhafte Gemälde zurückſtößt, deſto ſtärker werden wir von dem Bilde ſanfter Humanität angezogen, die ſich in Carlos, in ſeines Freundes und in der Königin Geſtalt vor unſern Augen verklärt.

Und nun, lieber Freund, überſehen Sie das Stück aus dieſem neuen Standorte noch einmal. Was Sie für Ueberladung gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger ſeyn; in der Einheit, worüber wir uns jetzt verſtändigt haben, werden ſich alle einzelnen Beſtandtheile deſſelben auflöſen laſſen. Ich könnte den angefangenen Faden noch weiter fortführen, aber es ſey mir genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stücke ſelbſt die beſte Auskunft enthalten iſt. Es iſt möglich, daß, um die Hauptidee des Stücks herauszufinden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als ſich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt iſt, dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künſtler gearbeitet hat, muß ſich ja am Ende des Kunſtwerks erfüllt zeigen. Womit die Tragödie beſchloſſen wird, damit muß ſie ſich beſchäftigt haben, und nun höre man, wie Carlos von uns und ſeiner Königin ſcheide.

„— Ich habe
„In einem langen ſchweren Traum gelegen.
„Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergeſſen
„Sey das Vergangne. Endlich ſeh' ich ein, es gibt
„Ein höher, wünſchenswerther Gut, als dich
„Beſitzen — Hier ſind Ihre Briefe
„Zurück. Vernichten Sie die meinen. Fürchten
„Sie keine Wallung mehr von mir. Es iſt
„Vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Weſen
„Geläutert — Einen Leichenſtein will ich
„Ihm ſetzen, wie noch keinem Könige zu Theil
„Geworden — Ueber ſeiner Aſche blühe
„Ein Paradies!“

Königin.
„— — So hab' ich Sie gewollt!
„Das war die große Meinung ſeines Todes.“

Zehnter Brief.

Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beide Verbrüderungen einen moraliſchen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieſer Zweck für die menſchliche Geſellſchaft der wichtigſte iſt, ſo muß er mit demjenigen, den Marquis Poſa ſich vorſetzte, wenigſtens ſehr nahe verwandt ſeyn. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerſtreuter thätiger Glieder zu bewirken ſuchen, will der Letztere, vollſtändiger und kürzer, durch ein einziges Subject ausführen; durch einen Fürſten nämlich, der Anwartſchaft hat, den größten Thron der Welt zu beſteigen, und durch dieſen erhabenen Standpunkt zu einem ſolchen Werke fähig gemacht wird. In dieſem einzigen Subjecte macht er die Ideenreihe und Empfindungsart herrſchend, woraus jene wohlthätige Wirkung als eine nothwendige Folge fließen muß. Vielen dürfte dieſer Gegenſtand für die dramatiſche Behandlung zu abſtract und zu ernſthaft ſcheinen, und wenn ſie ſich auf nichts, als das Gemälde einer Leidenſchaft gefaßt gemacht haben, ſo hätte ich freilich ihre Erwartung getäuſcht; aber es ſchien mir eines Verſuches nicht ganz unwerth, „Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit ſeiner „Gattung meint, die heiligſten ſeyn müſſen, und die bis jetzt „nur das Eigenthum der Wiſſenſchaften waren, in das Gebiet „der ſchönen Künſte herüberzuziehen, mit Licht und Wärme zu „beſeelen, und, als lebendig wirkende Motive, in das Menſchen„herz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leiden„ſchaft zu zeigen.“ Hat ſich der Genius der Tragödie für dieſe Gränzenverletzung an mir gerochen, ſo ſind deßwegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt ſind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraſchen wird, Bemerkungen, deren er ſich aus ſeinem Montesquieu erinnert, in einem Trauerſpiele angewandt und beſtätigt zu ſehen.

Eilfter Brief.

Ehe ich mich auf immer von unſerm Freunde Poſa verabſchiede, noch ein paar Worte über ſein räthſelhaftes Benehmen gegen den Prinzen, und über ſeinen Tod.

Viele nämlich haben ihm vorgeworfen, daß er, der von der Freiheit ſo hohe Begriffe hegt und ſie unaufhörlich im Munde führt, ſich doch ſelbſt einer deſpotiſchen Willkür über ſeinen Freund anmaße, daß er ihn blind, wie einen Unmündigen, leite, und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit, ſagen Sie, läßt es ſich entſchuldigen, daß Marquis Poſa, anſtatt dem Prinzen gerade heraus das Verhältniß zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige ſteht, anſtatt ſich auf eine vernünftige Art mit ihm über die nöthigen Maßregeln zu bereden, und, indem er ihn zum Mitwiſſer ſeines Planes macht, auf einmal allen Uebereilungen vorzubeugen, wozu Unwiſſenheit, Mißtrauen, Furcht und unbeſonnene Hitze den Prinzen ſonſt hinreißen könnten, und auch wirklich nachher hingeriſſen haben, daß er, anſtatt dieſen ſo unſchuldigen, ſo natürlichen Weg einzuſchlagen, lieber die äußerſte Gefahr läuft, lieber dieſe ſo leicht zu verhütenden Folgen erwartet, und ſie alsdann, wenn ſie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbeſſern ſucht, das eben ſo unglücklich ausſchlagen kann, als es brutal und unnatürlich iſt, nämlich durch die Verhaftnehmung des Prinzen? Er kannte das lenkſame Herz ſeines Freundes. Noch kürzlich ließ ihn der Dichter eine Probe der Gewalt ablegen, mit der er ſolches beherrſchte. Zwei Worte hätten ihm dieſen widrigen Behelf erſpart. Warum nimmt er ſeine Zuflucht zur Intrigue, wo er durch ein gerades Verfahren ungleich ſchneller und ungleich ſicherer zum Ziele würde gekommen ſeyn?

Weil dieſes gewaltthätige und fehlerhafte Betragen des Maltheſers alle nachfolgenden Situationen und vorzüglich ſeine Aufopferung herbeigeführt hat, ſo ſetzte man, ein wenig raſch, voraus, daß ſich der Dichter von dieſem unbedeutenden Gewinn habe hinreißen laſſen, der innern Wahrheit dieſes Charakters Gewalt anzuthun und den natürlichen Lauf der Handlung zu verlenken. Da dieſes allerdings der bequemſte und kürzeſte Weg war, ſich in dieſes ſeltſame Betragen des Maltheſers zu finden,

ſo ſuchte man in dem ganzen Zuſammenhange dieſes Charakters keinen nähern Aufſchluß mehr; denn das wäre zu viel von einem Kritiker verlangt, mit ſeinem Urtheile blos darum zurückzuhalten, weil der Schriftſteller übel dabei fährt. Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf dieſe Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als einmal die glänzendere Situation der Wahrheit nachgeſetzt worden iſt.

Unſtreitig, der Charakter des Marquis von Poſa hätte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus gerader gehandelt hätte, und über die unedlen Hülfsmittel der Intrigue immer erhaben geblieben wäre. Auch geſtehe ich, dieſer Charakter ging mir nahe, aber, was ich für Wahrheit hielt, ging mir näher. Ich halte für Wahrheit: „daß Liebe zu einem „wirklichen Gegenſtande und Liebe zu einem Ideal ſich in „ihren Wirkungen eben ſo ungleich ſeyn müſſen, als ſie in ihrem „Weſen von einander verſchieden ſind — daß der uneigennützigſte, „reinſte und edelſte Menſch aus enthuſiaſtiſcher Anhänglichkeit an „ſeine Vorſtellung von Tugend und hervorzubringendem „Glücke ſehr oft ausgeſetzt iſt, eben ſo willkürlich mit den In„dividuen zu ſchalten, als nur immer der ſelbſtſüchtigſte Deſpot, „weil der Gegenſtand von Beider Beſtrebungen in ihnen, nicht „außer ihnen wohnt, und weil jener, der ſeine Handlungen „nach einem innern Geiſtesbilde modelt, mit der Freiheit An„derer beinahe eben ſo im Streite liegt, als dieſer, deſſen letztes „Ziel ſein eignes Ich iſt.“ Wahre Größe des Gemüths führt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freiheit, als der Egoismus und die Herrſchſucht, weil ſie um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjects willen handelt. Eben weil ſie in ſtäter Hinſicht auf das Ganze wirkt, verſchwindet nur allzu leicht das kleinere Intereſſe des Individuums in dieſem weiten Proſpecte. Die Tugend handelt groß um des Geſetzes willen, die Schwärmerei um ihres Ideals willen, die Liebe um des Gegenſtandes willen. Aus der erſten Claſſe wollen wir uns Geſetzgeber, Richter, Könige, aus der zweiten Helden, aber nur aus der dritten unſern Freund erwählen. Dieſe erſte verehren, die zweite bewundern, die dritte lieben wir. Carlos hat Urſache gefunden, es zu bereuen, daß er dieſen Unterſchied außer Acht ließ, und einen großen Mann zu ſeinem Buſenfreunde machte.

„Was geht die Königin dich an? Liebſt du
„Die Königin? Soll deine ſtrenge Tugend
Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
„— — — — Ach, hier iſt nichts verdammlich,
„Nichts, nichts, als meine raſende Verblendung
„Bis dieſen Tag nicht eingeſehn zu haben,
„Daß du ſo — groß als zärtlich biſt.“

Geräuſchlos, ohne Gehülfen, in ſtiller Größe zu wirken, iſt des Marquis Schwärmerei. Still, wie die Vorſicht für einen Schlafenden ſorgt, will er ſeines Freundes Schickſal auflöſen, er will ihn retten, wie ein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde. Daß er zu ſehr nach ſeinem Ideal von Tugend in die Höhe und zu wenig auf ſeinen Freund herunterblickte, wurde Beider Verderben. Carlos verunglückte, weil ſein Freund ſich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlöſen.

Und hier, däucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moraliſchen Welt zuſammen, die Keinem, der ſich nur einigermaßen Zeit genommen hat, um ſich herumzuſchauen, oder dem Gange ſeiner eigenen Empfindungen zuzuſehen, ganz fremd ſeyn kann. Es iſt dieſe: daß die moraliſchen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen ſind, nicht natürlich im Menſchenherzen liegen, und eben darum, weil ſie erſt durch Kunſt in daſſelbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber durch einen ſehr menſchlichen Uebergang einem ſchädlichen Mißbrauch ausgeſetzt ſind. Durch praktiſche Geſetze, nicht durch gekünſtelte Geburten der theoretiſchen Vernunft, ſoll der Menſch bei ſeinem moraliſchen Handeln geleitet werden. Schon allein dieſes, daß jedes ſolche moraliſche Ideal oder Kunſtgebäude doch nie mehr iſt, als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeſchränkten Geſichtspunkte des Individuums Theil nimmt, dem ſie angehört, und in ihrer Anwendung alſo auch der Allgemeinheit nicht fähig ſeyn kann, in welcher der Menſch ſie zu gebrauchen pflegt, ſchon dieſes allein, ſage ich, müßte ſie zu einem äußerſt gefährlichen Inſtrumente in ſeinen Händen machen: aber noch weit gefährlicher wird ſie durch die Verbindung, in die ſie nur allzu ſchnell mit gewiſſen Leidenſchaften tritt, die ſich mehr oder weniger in allen Menſchen-

herzen finden; Herrſchſucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die ſie augenblicklich ergreifen und ſich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund — um aus unzähligen Beiſpielen nur eins auszuwählen — nennen Sie mir den Ordensſtifter, oder auch die Ordensverbrüderung ſelbſt, die ſich — bei den reinſten Zwecken und bei den edelſten Trieben — von Willkürlichkeit in der Anwendung, von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freiheit, von dem Geiſte der Heimlichkeit und der Herrſchſucht immer rein erhalten hätte? Die bei Durchſetzung eines, von jeder unreinen Beimiſchung auch noch ſo freien moraliſchen Zwecks, inſofern ſie ſich nämlich dieſen Zweck als etwas für ſich Beſtehendes denken und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er ſich ihrer Vernunft dargeſtellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgeriſſen worden, ſich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen Anderer Rechte, die ihnen ſonſt immer die heiligſten waren, hintanzuſetzen, und nicht ſelten den willkürlichſten Deſpotismus zu üben, ohne den Zweck ſelbſt umgetauſcht, ohne in ihren Motiven ein Verderbniß erlitten zu haben. Ich erkläre mir dieſe Erſcheinung aus dem Bedürfniſſe der beſchränkten Vernunft, ſich ihren Weg abzukürzen, ihr Geſchäft zu vereinfachen, und Individualitäten, die ſie zerſtreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu verwandeln; aus der allgemeinen Hinneigung unſers Gemüths zur Herrſchbegierde, oder dem Beſtreben Alles wegzudrängen, was das Spiel unſerer Kräfte hindert. Ich wählte deßwegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede ſelbſtſüchtige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die höchſte Achtung für Anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen Freiheitsgenuſſes ſogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf keinem Widerſpruche mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, ſelbſt auf dem Wege dahin, in Deſpotismus verirren ließ. Es lag in meinem Plane, daß er ſich in dieſer Schlinge verſtricken ſollte, die Allen gelegt iſt, die ſich auf einerlei Wege mit ihm befinden. Wie viel hätte mir es auch gekoſtet, ihn wohlbehalten daran vorbeizubringen, und dem Leſer, der ihn lieb gewann, den unvermiſchten Genuß aller übrigen Schönheiten ſeines Charakters zu geben, wenn ich es nicht für einen ungleich größern Gewinn gehalten hätte, der menſchlichen Natur

zur Seite zu bleiben, und eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch ſein Beiſpiel zu beſtätigen. Dieſe meine ich, daß man ſich in moraliſchen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktiſchen Gefühle entfernt, um ſich zu allgemeinen Abſtractionen zu erheben, daß ſich der Menſch weit ſicherer den Eingebungen ſeines Herzens, oder dem ſchon gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut, als der gefährlichen Leitung univerſeller Vernunftideen, die er ſich künſtlich erſchaffen hat — denn nichts führt zum Guten, was nicht natürlich iſt.

Zwölfter Brief.

Es iſt nur noch übrig, ein paar Worte über ſeine Aufopferung zu ſagen.

Man hat es nämlich getadelt, daß er ſich muthwillig in einen gewaltſamen Tod ſtürze, den er hätte vermeiden können. Alles, ſagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht eben ſo gut fliehen können als ſein Freund? War er ſchärfer bewacht als dieſer? Machte es ihm nicht ſelbſt ſeine Freundſchaft für Carlos zur Pflicht, ſich dieſem zu erhalten.? Und konnte er ihm mit ſeinem Leben nicht weit mehr nützen, als wahrſcheinlicherweiſe mit ſeinem Tode, ſelbſt wenn Alles ſeinem Plane gemäß eingetroffen wäre? Konnte er nicht — Freilich! Was hätte der ruhige Zuſchauer nicht gekonnt, und wie viel weiſer und klüger würde dieſer mit ſeinem Leben gewirthſchaftet haben! Schade nur, daß ſich der Marquis weder dieſer glücklichen Kaltblütigkeit, noch der Muße zu erfreuen hatte, die zu einer ſo vernünftigen Berechnung nothwendig war. Aber, wird man ſagen, das gezwungene und ſogar ſpitzfindige Mittel, zu welchem er ſeine Zuflucht nimmt, um zu ſterben, konnte ſich ihm doch unmöglich aus freier Hand und im erſten Augenblicke anbieten, warum hätte er das Nachdenken und die Zeit, die es ihm koſtete, nicht eben ſo gut anwenden können, einen vernünftigen Rettungsplan auszudenken, oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm ſo nahe lag, der auch dem kurzſichtigſten Leſer ſogleich ins Auge ſpringt? Wenn er nicht

ſterben wollte, um geſtorben zu ſeyn, oder (wie einer meiner Recenſenten ſich ausdrückt) wenn er nicht des Märtyrthums wegen ſterben wollte, ſo iſt es kaum zu begreifen, wie ſich ihm die ſo geſuchten Mittel zum Untergange früher, als die weit natürlichern Mittel zur Rettung haben darbieten können. Es iſt viel Schein in dieſem Vorwurfe, und um ſo mehr iſt es der Mühe werth, ihn auseinander zu ſetzen.

Die Auflöſung iſt dieſe:

Erſtlich gründet ſich dieſer Einwurf auf die falſche und durch das Vorhergehende genugſam widerlegte Vorausſetzung, daß der Marquis nur für ſeinen Freund ſterbe, welches nicht wohl mehr Statt haben kann, nachdem bewieſen worden, daß er nicht für ihn gelebt, und daß es mit dieſer Freundſchaft eine ganz andere Bewandtniß habe. Er kann alſo nicht wohl ſterben, um den Prinzen zu retten; dazu dürften ſich auch ihm ſelbſt vermuthlich noch andere, und weniger gewaltthätige Auswege gezeigt haben, als der Tod — „er ſtirbt, um für ſein — „in des Prinzen Seele niedergelegtes — Ideal Alles zu thun „und zu geben, was ein Menſch für etwas thun und geben kann, „das ihm das Theuerſte iſt; um ihm auf die nachdrücklichſte Art, „die er in ſeiner Gewalt hat, zu zeigen, wie ſehr er an die „Wahrheit und Schönheit dieſes Entwurfes glaube, und wie „wichtig ihm die Erfüllung deſſelben ſey;“ er ſtirbt dafür, warum mehrere große Menſchen für eine Wahrheit ſtarben, die ſie von Vielen befolgt und beherzigt haben wollten, um durch ſein Beiſpiel darzuthun, wie ſehr ſie es werth ſey, daß man Alles für ſie leide. Als der Geſetzgeber von Sparta ſein Werk vollendet ſah, und das Orakel zu Delphi den Ausſpruch gethan hatte, die Republik würde blühen und dauern, ſo lange ſie Lykurgus' Geſetze ehrte, rief er das Volk von Sparta zuſammen, und forderte einen Eid von ihm, die neue Verfaſſung ſo lange wenigſtens unangefochten zu laſſen, bis er von einer Reiſe, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt ſeyn. Als ihm dieſes durch einen feierlichen Eidſchwur angelobt worden, verließ Lykurgus das Gebiet von Sparta, hörte von dieſem Augenblicke an auf, Speiſe zu nehmen, und die Republik harrte ſeiner Rückkehr vergebens. Vor ſeinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, ſeine Aſche ſelbſt in das Meer zu ſtreuen, damit auch

kein Atom ſeines Weſens nach Sparta zurückkehren und ſeine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte. Konnte Lykurgus im Ernſte geglaubt haben, das lacedämoniſche Volk durch dieſe Spitzfindigkeit zu binden und ſeine Staatsverfaſſung durch ein ſolches Spielwerk zu ſichern? Iſt es auch nur denkbar, daß ein ſo weiſer Mann für einen ſo romanhaften Einfall ein Leben ſollte hingegeben haben, das ſeinem Vaterlande ſo wichtig war? Aber ſehr denkbar und ſeiner würdig ſcheint es mir, daß er es hingab, um durch das Große und Außerordentliche dieſes Todes einen unauslöſchlichen Eindruck ſeiner ſelbſt in das Herz ſeiner Spartaner zu graben, und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszugießen, indem er den Schöpfer desſelben zu einem Gegenſtande der Rührung und Bewunderung machte.

Zweitens kommt es hier, wie man leicht einſieht, nicht darauf an, wie nothwendig, wie natürlich und wie nützlich dieſe Auskunft in der That war, ſondern wie ſie demjenigen vorkam, der ſie zu ergreifen hatte, und wie leicht oder ſchwer er darauf verfiel. Es iſt alſo weit weniger die Lage der Dinge, als die Gemüthsverfaſſung deſſen, auf den dieſe Dinge wirken, was hier in Betrachtung kommen muß. Sind die Ideen, welche dem Marquis zu dieſem Heldenentſchluſſe führen, ihm geläufig, und bieten ſie ſich ihm leicht und mit Lebhaftigkeit dar, ſo iſt der Entſchluß auch weder geſucht, noch gezwungen; ſind dieſe Ideen in ſeiner Seele gar die vordringenden und herrſchenden, und ſtehen diejenigen dagegen im Schatten, die ihn auf einen gelindern Ausweg führen konnten, ſo iſt der Entſchluß, den er faßt, nothwendig; haben diejenigen Empfindungen, welche dieſen Entſchluß bei jedem Andern bekämpfen würden, wenig Macht über ihn, ſo kann ihm auch die Ausführung desſelben ſo gar viel nicht koſten. Und dies iſt es, was wir nun unterſuchen müſſen.

Zuerſt: Unter welchen Umſtänden ſchreitet er zu dieſem Entſchluß? — In der drangvollſten Lage, worin je ein Menſch ſich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über ſich ſelbſt, Schmerz und Verzweiflung zugleich ſeine Seele beſtürmen. Schrecken: er ſieht ſeinen Freund im Begriffe, derjenigen Perſon, die er als deſſen fürchterlichſte Feindin kennt, ein

Geheimniß zu offenbaren, woran ſein Leben hängt. Zweifel: er weiß nicht, ob dieſes Geheimniß heraus iſt oder nicht? Weiß es die Prinzeſſin, ſo muß er gegen ſie als eine Mitwiſſerin verfahren; weiß ſie es noch nicht, ſo kann ihn eine einzige Sylbe zum Verräther, zum Mörder ſeines Freundes machen. Unwille über ſich ſelbſt: er allein hat durch ſeine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieſer Uebereilung hingeriſſen. Schmerz und Verzweiflung: er ſieht ſeinen Freund verloren, er ſieht in ſeinem Freunde alle Hoffnungen verloren, die er auf denſelben gegründet hat.

„Verlaſſen von dem Einzigen wirſſt du
„Der Fürſtin Eboli dich in die Arme,
„Unglücklicher! in eines Teufels Arme,
„Denn dieſe war's, die dich verrieth — Ich ſehe
„Dich dahin eilen. Eine ſchlimme Ahndung
„Fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu ſpät.
„Du liegſt zu ihren Füßen. Das Geſtändniß
„Floh über deine Lippen ſchon. Für dich
„Iſt keine Rettung mehr — Da wird es Nacht vor meinen Sinnen!
„Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hülfe! Keine
„Im ganzen Umkreis der Natur! —“

In dieſem Augenblicke nun, wo ſo verſchiedene Gemüthsbewegungen in ſeiner Seele ſtürmen, ſoll er aus dem Stegreif ein Rettungsmittel für ſeinen Freund erdenken. Welches wird es ſeyn? Er hat den richtigen Gebrauch ſeiner Urtheilskraft verloren, und mit dieſem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen im Stande iſt. Er iſt nicht mehr Meiſter ſeiner Gedankenreihe — er iſt alſo in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiſte Licht und die größte Geläufigkeit bei ihm erlangt haben.

Und von welcher Art ſind nun dieſe? Wer entdeckt nicht in dem ganzen Zuſammenhange ſeines Lebens, wie er es hier in dem Stücke vor unſern Augen lebt, daß ſeine ganze Phantaſie von Bildern romantiſcher Größe angefüllt und durchdrungen iſt, daß die Helden des Plutarch in ſeiner Seele leben, und daß ſich alſo unter zwei Auswegen immer der heroiſche zuerſt und zunächſt ihm darbieten muß? Zeigte uns nicht ſein vorhergegangener Auftritt mit dem Könige, was und wie viel dieſer

Menſch für das, was ihm wahr, ſchön und vortrefflich dünkt, zu wagen im Stande ſey? — Was iſt wiederum natürlicher, als daß der Unwille, den er in dieſem Augenblicke über ſich ſelbſt empfindet, ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerſt ſuchen läßt, die ihm etwas koſten; daß er es der Gerechtigkeit gewiſſermaßen ſchuldig zu ſeyn glaubt, die Rettung ſeines Freundes auf ſeine Unkoſten zu bewirken, weil ſeine Unbeſonnenheit es war, die jenen in dieſe Gefahr ſtürzte? Bringen Sie dabei in Betrachtung, daß er nicht genug eilen kann, ſich aus dieſem leidenden Zuſtand zu reißen, ſich den freien Genuß ſeines Weſens und die Herrſchaft über ſeine Empfindungen wieder zu verſchaffen. Ein Geiſt, wie dieſer aber, werden Sie mir eingeſtehen, ſucht in ſich, nicht außer ſich, Hülfe; und wenn der bloß kluge Menſch ſein Erſtes hätte ſeyn laſſen, die Lage, in der er ſich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vortheil abgewonnen: ſo iſt es im Gegentheil ganz im Charakter des heldenmüthigen Schwärmers gegründet, ſich dieſen Weg zu verkürzen, ſich durch irgend eine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung ſeines Weſens, bei ſich ſelbſt wieder in Achtung zu ſetzen. So wäre denn der Entſchluß des Marquis gewiſſermaßen ſchon als ein heroiſches Palliativ erklärbar, wodurch er ſich einem augenblicklichen Gefühle von Dumpfheit und Verzagung, dem ſchrecklichſten Zuſtande für einen ſolchen Geiſt, zu entreißen ſucht. Setzen Sie dann noch hinzu, daß ſchon ſeit ſeinem Knabenalter, ſchon von dem Tage an, da ſich Carlos freiwillig für ihn einer ſchmerzhaften Strafe darbot, das Verlangen, ihm dieſe großmüthige That zu erſtatten, ſeine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unbezahlten Schuld marterte, und das Gewicht der vorhergehenden Gründe in dieſem Augenblicke alſo nicht wenig verſtärken muß. Daß ihm dieſe Erinnerung wirklich vorgeſchwebt, beweist eine Stelle, wo ſie ihm unwillkürlich entwiſchte. Carlos dringt darauf, daß er fliehen ſoll, ehe die Folgen ſeiner kecken That eintreffen. „War ich auch ſo gewiſſenhaft, Carlos," gibt er ihm zur Antwort, „da du, ein Knabe, für mich geblutet haſt?" Die Königin, von ihrem Schmerze hingeriſſen, beſchuldigt ihn ſogar, daß er dieſen Entſchluß längſt ſchon mit ſich herumgetragen —

„Sie ſtürzten ſich in dieſe That, die Sie
„Erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
„Ich kenne Sie. Sie haben längſt darnach
„Gedürſtet!“

Endlich will ich ja den Marquis von Schwärmerei durchaus nicht freigeſprochen haben. Schwärmerei und Enthuſiasmus berühren einander ſo nahe, ihre Unterſcheidungslinie iſt ſo fein, daß ſie im Zuſtande leidenſchaftlicher Erhitzung nur allzu leicht überſchritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieſer Wahl! Dieſelbe Stellung des Gemüths, worin er die That beſchließt, iſt auch dieſelbe, worin er den unwiderruflichen Schritt zu ihrer Ausführung thut. Es wird ihm nicht ſo gut, ſeinen Entſchluß in einer andern Seelenlage noch einmal anzuſchauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weiß, ob er ihn dann nicht anders gefaßt hätte! Eine ſolche andere Seelenlage z. B. iſt die, worin er von der Königin geht. O! ruft er aus, das Leben iſt doch ſchön! — Aber dieſe Entdeckung macht er zu ſpät. Er hüllt ſich in die Größe ſeiner That, um keine Reue darüber zu empfinden.

Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?

(Eine akademiſche Antrittsrede.) [1]

Erfreuend und ehrenvoll iſt mir der Auftrag, meine h. HH., an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter ſo viele Gegenſtände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann ſo herrliche Muſter zur Nachahmung, dem Philoſophen ſo wichtige Aufſchlüſſe und Jedem ohne Unterſchied ſo reiche Quellen des edelſten Vergnügens eröffnet — das große weite Feld der allgemeinen Geſchichte. Der Anblick ſo vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde um mich her verſammelt und in deren Mitte ſchon manches wirkſame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läßt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derſelben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geſchenk iſt, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Menſch dem Menſchen Größeres zu geben, als Wahrheit? — deſto mehr muß ich Sorge tragen, daß ſich der Werth deſſelben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geiſt in dieſer glücklichſten Epoche ſeines Wirkens empfängt, und je raſcher ſich Ihre jugendlichen Gefühle entflammen, deſto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß ſich dieſer Enthuſiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuſchung nicht unwürdig verſchwende.

[1] Anmerkung des Herausgebers. Mit dieſer Rede eröffnete der Verfaſſer ſeine hiſtoriſchen Vorleſungen in Jena. Sie erſchien zuerſt im deutſchen Mercur 1789, im November.

Fruchtbar und weit umfaſſend iſt das Gebiet der Geſchichte; in ihrem Kreiſe liegt die ganze moraliſche Welt. Durch alle Zuſtände, die der Menſch erlebte, durch alle abwechſelnden Geſtalten der Meinung, durch ſeine Thorheit und ſeine Weisheit, ſeine Verſchlimmerung und ſeine Veredlung, begleitet ſie ihn; von Allem, was er ſich nahm und gab, muß ſie Rechenſchaft ablegen. Es iſt Keiner unter Ihnen Allen, dem Geſchichte nicht etwas Wichtiges zu ſagen hätte; alle noch ſo verſchiedenen Bahnen Ihrer künftigen Beſtimmung verknüpfen ſich irgendwo mit derſelben; aber eine Beſtimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weiſe miteinander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — ſich als Menſchen auszubilden — und zu dem Menſchen eben redet die Geſchichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine HH., Ihre Erwartungen von dieſem Gegenſtande Ihres Fleißes genauer zu beſtimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derſelbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer ſo verſchiedenen Studien ſteht, wird es nicht überflüſſig ſeyn, mich über dieſen Zweck Ihrer Studien ſelbſt vorher mit Ihnen einzuverſtehen. Eine vorläufige Berichtigung dieſer Frage, welche mir paſſend und würdig genug ſcheint, unſere künftige akademiſche Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand ſetzen, Ihre Aufmerkſamkeit ſogleich auf die würdigſte Seite der Weltgeſchichte hinzuweiſen.

Anders iſt der Studierplan, den ſich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philoſophiſche Kopf ſich vorzeichnet. Jener, dem es bei ſeinem Fleiß einzig und allein darum zu thun iſt, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile deſſelben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte ſeines Geiſtes in Bewegung ſetzt, um dadurch ſeinen ſinnlichen Zuſtand zu verbeſſern und eine kleinliche Ruhmſucht zu befriedigen, ein ſolcher wird beim Eintritt in ſeine akademiſche Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wiſſenſchaften, die er Brodſtudien nennt, von allen übrigen, die den Geiſt nur als Geiſt vergnügen, auf das ſorgfältigſte abzuſondern. Alle Zeit, die er dieſen letztern widmete, würde er ſeinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und ſich dieſen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn ſeines

Schickſals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er ſich fähig gemacht hat, dieſe Inſtanz nicht zu fürchten. Hat er ſeinen Curſus durchlaufen und das Ziel ſeiner Wünſche erreicht, ſo entläßt er ſeine Führerinnen — denn wozu noch weiter ſie bemühen? Seine größte Angelegenheit iſt jetzt, die zuſammengehäuften Gedächtnißſchätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß ſie in ihrem Werthe nicht ſinken. Jede Erweiterung ſeiner Brodwiſſenſchaft beunruhigt ihn, weil ſie ihm neue Arbeit zuſendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung ſchreckt ihn auf, denn ſie zerbricht die alte Schulform, die er ſich ſo mühſam zu eigen machte, ſie ſetzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit ſeines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geſchrieen, als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wiſſens mehr auf, als eben dieſe? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wiſſenſchaft es ſey, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit ſichtbar; ſie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil ſie bei dem Schulſyſtem, das ſie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daſeyn fechten. Darum kein unverſöhnlicherer Feind, kein neidiſcherer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger ſeine Kenntniſſe durch ſich ſelbſt ihn belohnen, deſto größere Vergeltung heiſcht er von außen; für das Verdienſt der Handarbeiter und das Verdienſt der Geiſter hat er nur einen Maßſtab, die Mühe. Darum hört man Niemand über Undank mehr klagen, als den Brodgelehrten; nicht bei ſeinen Gedankenſchätzen ſucht er ſeinen Lohn, ſeinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenſtellen, von Verſorgung. Schlägt ihm dieſes fehl, wer iſt unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umſonſt gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umſonſt nach Wahrheit geforſcht wenn ſich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürſtengunſt verwandelt.

Beklagenswerther Menſch, der mit dem edelſten aller Werkzeuge, mit Wiſſenſchaft und Kunſt, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem Schlechteſten, der im Reiche der vollkommenſten Freiheit eine Sklavenſeele mit ſich herumträgt! — Noch beklagenswerther aber iſt der junge Mann

von Genie, deſſen natürlich ſchöner Gang durch ſchädliche Lehren und Muſter auf dieſen traurigen Abweg verlenkt wird, der ſich überreden ließ, für ſeinen künftigen Beruf mit dieſer kümmerlichen Genauigkeit zu ſammeln. Bald wird ſeine Berufswiſſenſchaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünſche werden in ihm aufwachen, die ſie nicht zu befriedigen vermag, ſein Genie wird ſich gegen ſeine Beſtimmung auflehnen. Als Bruchſtück erſcheint ihm jetzt Alles, was er thut, er ſieht keinen Zweck ſeines Wirkens, und doch kann er Zweckloſigkeit nicht ertragen. Das Mühſelige, das Geringfügige in ſeinen Berufsgeſchäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegenſetzen kann, der nur die helle Einſicht, nur die geahndete Vollendung begleitet. Er fühlt ſich abgeſchnitten, herausgeriſſen aus dem Zuſammenhang der Dinge, weil er unterlaſſen hat, ſeine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuſchließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet ſeine Rechtswiſſenſchaft, ſobald der Schimmer beſſerer Cultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anſtatt daß er jetzt ſtreben ſollte, ein neuer Schöpfer derſelben zu ſeyn, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbeſſern. Der Arzt entzweiet ſich mit ſeinem Beruf, ſobald ihm wichtige Fehlſchläge die Unzuverläſſigkeit ſeiner Syſteme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den ſeinigen, ſobald ſein Glaube an die Unfehlbarkeit ſeines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält ſich der philoſophiſche Kopf! — Ebenſo ſorgfältig, als der Brodgelehrte ſeine Wiſſenſchaft von allen übrigen abſondert, beſtrebt ſich jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzuſtellen — herzuſtellen, ſage ich, denn nur der abſtrahirende Verſtand hat jene Gränzen gemacht, hat jene Wiſſenſchaften von einander geſchieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philoſophiſche Geiſt. Frühe hat er ſich überzeugt, daß im Gebiete des Verſtandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greife, und ſein reger Trieb nach Uebereinſtimmung kann ſich mit Bruchſtücken nicht begnügen. Alle ſeine Beſtrebungen ſind auf Vollendung ſeines Wiſſens gerichtet; ſeine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle ſeine Begriffe zu einem harmoniſchen Ganzen ſich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt ſeiner Kunſt, ſeiner Wiſſenſchaft ſteht, und von hier aus ihr Gebiet mit

befriedigtem Blick überſchauet. Neue Entdeckungen im Kreiſe ſeiner Thätigkeit, die den Brodgelehrten niederſchlagen, entzücken den philoſophiſchen Geiſt. Vielleicht füllen ſie eine Lücke, die das werdende Ganze ſeiner Begriffe noch verunſtaltet hatte, oder ſetzen den letzten noch fehlenden Stein an ſein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten ſie es aber auch zertrümmern, ſollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerſcheinung, ein neu entdecktes Geſetz in der Körperwelt den ganzen Bau ſeiner Wiſſenſchaft umſtürzen: ſo hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als ſein Syſtem, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und ſchönern vertauſchen. Ja, wenn kein Streich von außen ſein Ideengebäude erſchüttert, ſo iſt er ſelbſt, von einem ewig wirkſamen Trieb nach Verbeſſerung gezwungen, er ſelbſt iſt der erſte, der es unbefriedigt auseinanderlegt, um es vollkommener wieder herzuſtellen. Durch immer neue und immer ſchönere Gedankenformen ſchreitet der philoſophiſche Geiſt zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte in ewigem Geiſtesſtillſtand das unfruchtbare Einerlei ſeiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienſtes als der philoſophiſche Kopf. Scharfſichtig und erfinderiſch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, iſt er auch billig genug, den Urheber auch der kleinſten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weiß Alles, was um ihn geſchieht und gedacht wird, in ſein Eigenthum zu verwandeln — zwiſchen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinſchaft aller Güter des Geiſtes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der Brodgelehrte verzäunet ſich gegen alle ſeine Nachbarn, denen er neidiſch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur ſchwach gegen die ſiegende Vernunft vertheidigt. Zu Allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außen her borgen: der philoſophiſche Geiſt findet in ſeinem Gegenſtand, in ſeinem Fleiße ſelbſt, Reiz und Belohnung. Wie viel begeiſterter kann er ſein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird ſein Eifer, wie viel ausdauernder ſein Muth und ſeine Thätigkeit ſeyn, da bei ihm die Arbeit ſich durch die Arbeit verjünget. Das Kleine ſelbſt

gewinnt Größe unter ſeiner ſchöpferiſchen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Großen ſelbſt nur das Kleine ſieht. Nicht was er treibt, ſondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterſcheidet den philoſophiſchen Geiſt. Wo er auch ſtehe und wirke, er ſteht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und ſo weit ihn auch das Object ſeines Wirkens von ſeinen übrigen Brüdern entferne, er iſt ihnen verwandt und nahe durch einen harmoniſch wirkenden Verſtand; er begegnet ihnen, wo alle hellen Köpfe einander finden.

Soll ich dieſe Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daß es bereits bei Ihnen entſchieden ſey, welches von den beiden Gemälden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie ſich zum Muſter nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwiſchen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Univerſalgeſchichte empfohlen oder erlaſſen werden kann. Mit dem Zweiten allein habe ich es zu thun; denn bei dem Beſtreben, ſich dem Erſten nützlich zu machen, möchte ſich die Wiſſenſchaft ſelbſt allzuweit von ihrem höhern Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu großen Opfer erkaufen.

Ueber den Geſichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wiſſenſchaft zu beſtimmen iſt, kann ich mich dem Begriff der Univerſalgeſchichte ſelbſt, dem Gegenſtande der heutigen Vorleſung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unſere europäiſchen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küſten gemacht haben, geben uns ein eben ſo lehrreiches als unterhaltendes Schauſpiel. Sie zeigen uns Völkerſchaften, die auf den mannigfaltigſten Stufen der Bildung um uns herum gelagert ſind, wie Kinder verſchiedenen Alters um einen Erwachſenen herum ſtehen, und durch ihr Beiſpiel ihm in Erinnerung bringen, was er ſelbſt vormals geweſen, und wovon er ausgegangen iſt. Eine weiſe Hand ſcheint uns dieſe rohen Völkerſtämme bis auf den Zeitpunkt aufgeſpart zu haben, wo wir in unſerer eigenen Cultur weit genug würden fortgeſchritten ſeyn, um von dieſer Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns ſelbſt zu machen, und den verlornen Anfang unſers Geſchlechts aus dieſem Spiegel wieder

herzuſtellen. Wie beſchämend und traurig aber iſt das Bild, das uns dieſe Völker von unſerer Kindheit geben! und doch iſt es nicht einmal die erſte Stufe mehr, auf der wir ſie erblicken. Der Menſch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch ſchon als Völker, als politiſche Körper: aber der Menſch mußte ſich erſt durch eine außerordentliche Anſtrengung zur politiſchen Geſellſchaft erheben.

Was erzählen uns die Reiſebeſchreiber nun von dieſen Wilden? Manche fanden ſie ohne Bekanntſchaft mit den unentbehrlichſten Künſten, ohne das Eiſen, ohne den Pflug, einige ſogar ohne den Beſitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speiſe und Wohnung, bei vielen hatte ſich die Sprache noch kaum von thieriſchen Tönen zu verſtändlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das ſo einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntniß des Eigenthums; hier konnte die ſchlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung feſthalten, die ſie doch täglich wiederholte; ſorglos ſah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute ſchlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder ſchlafen würde. Krieg hingegen war bei allen, und das Fleiſch des überwundenen Feindes nicht ſelten der Preis des Sieges. Bei andern, die, mit mehreren Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, ſchon eine höhere Stufe der Bildung erſtiegen hatten, zeigten Knechtſchaft und Deſpotismus ein ſchauderhaftes Bild. Dort ſah man einen Deſpoten Afrika's ſeine Unterthanen für einen Schluck Branntwein verhandeln: — hier wurden ſie auf ſeinem Grabe abgeſchlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft ſich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetiſch, und hier vor einem grauſenvollen Scheuſal nieder; in ſeinen Göttern malt ſich der Menſch. So tief ihn dort Sklaverei, Dummheit und Aberglauben niederbeugten, ſo elend iſt er hier durch das andere Extrem geſetzloſer Freiheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüſtet, von jedem Geräuſch aufgeſcheucht, reckt der Wilde ſein ſcheues Ohr in die Wüſte; Feind heißt ihm Alles, was neu iſt, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an ſeine Küſte ſchleudert! Kein wirthlicher Herd wird ihm rauchen, kein ſüßes Gaſtrecht ihn erfreuen. Aber ſelbſt da, wo ſich der Menſch von einer feindſeligen Einſamkeit zur Geſellſchaft, von

der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er ſich unſern Augen! Sein roher Geſchmack ſucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entſetzen erweckt uns ſelbſt ſeine Tugend, und das, was er ſeine Glückſeligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel beſſer fanden uns Cäſar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren.

Was ſind wir jetzt? — Laſſen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter ſtille ſtehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Geſtalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menſchliche Fleiß hat ſie angebaut, und den widerſtrebenden Boden durch ſein Beharren und ſeine Geſchicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahreszeiten hat der Menſch durcheinander gemengt, und die weichlichen Gewächſe des Orients zu ſeinem rauhern Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Weſtindien und dem Südmeere trug, hat er Aſien in Europa auferſtehen laſſen. Ein heiterer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die ſtarke Menſchenhand zerriß und dem Sonnenſtrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins ſpiegeln ſich Aſiens Reben. An ſeinen Ufern erheben ſich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterm Leben durchſchwärmen. Hier finden wir den Menſchen in ſeines Erwerbes friedlichem Beſitz ſicher unter einer Million, ihn, dem ſonſt ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch ſeinen Eintritt in die Geſellſchaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weiſe Geſetze. Von dem blinden Zwange des Zufalls und der Noth hat er ſich unter die ſanftere Herrſchaft der Verträge geflüchtet, und die Freiheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menſchen zu retten. Wohlthätig haben ſich ſeine Sorgen getrennt, ſeine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieteriſche Bedürfniß nicht mehr an die Pflugſchar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Herd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmannes füllt er ſeine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers ſchützt er ſein Gebiet. Das

Geſetz wacht über ſein Eigenthum — und ihm bleibt das unſchätzbare Recht, ſich ſelbſt ſeine Pflicht auszuleſen.

Wie viele Schöpfungen der Kunſt, wie viele Wunder des Fleißes, welches Licht in allen Feldern des Wiſſens, ſeitdem der Menſch in der traurigen Selbſtvertheidigung ſeine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, ſeitdem es in ſeine Willkür geſtellt worden, ſich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen ſoll; ſeitdem er das koſtbare Vorrecht errungen hat, über ſeine Fähigkeit frei zu gebieten, und dem Ruf ſeines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, ſeitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeiſt neue Flügel gaben, und dem Fleiß neue Räume aufthaten! — Die Schranken ſind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindſeligem Egoismus abſonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht ſeines Jahrhunderts kann nunmehr den Geiſt eines neuern Galilei und Erasmus beſcheinen.

Seitdem die Geſetze zu der Schwäche des Menſchen herunterſtiegen, kam der Menſch auch den Geſetzen entgegen. Mit ihnen iſt er ſanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbariſchen Strafen folgen die barbariſchen Verbrechen allmählig in die Vergeſſenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung iſt geſchehen, daß die Geſetze tugendhaft ſind, wenn auch gleich noch nicht die Menſchen. Wo die Zwangspflichten von dem Menſchen ablaſſen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe ſchreckt und kein Gewiſſen zügelt, halten jetzt die Geſetze des Anſtands und der Ehre in Schranken.

Wahr iſt es, auch in unſer Zeitalter haben ſich noch manche barbariſche Ueberreſte aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen ſollte. Aber wie viel Zweckmäßigkeit hat der Verſtand des Menſchen auch dieſem barbariſchen Nachlaß der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unſchädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzuſtürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehen-Anarchie führte Deutſchland das Syſtem ſeiner politiſchen und kirchlichen Freiheit auf. Das Schattenbild des römiſchen Imperators, das ſich dieſſeits der Apenninen erhalten, leiſtet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als ſein ſchreckhaftes Urbild im alten Rom —

denn es hält ein nützliches Staatsſyſtem durch **Eintracht** zuſammen: jenes drückte die thätigſten Kräfte der Menſchheit in einer ſklaviſchen **Einförmigkeit** darnieder. Selbſt unſere Religion — ſo ſehr entſtellt durch die untreuen Hände, durch welche ſie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der beſſern Philoſophie verkennen? Unſere **Leibnitze** und **Locke** machten ſich um das **Dogma** und um die **Moral** des Chriſtenthums eben ſo verdient, als — der Pinſel eines Raphael und Correggio um die heilige Geſchichte.

Endlich unſere Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunſt ſind ſie in einander verſchlungen! Wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feierlichſten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharniſchter Krieg, und die Selbſtliebe eines Staats ſetzt ihn zum Wächter über den Wohlſtand des andern. Die europäiſche Staatengeſellſchaft ſcheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenoſſen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleiſchen.

Welche entgegengeſetzte Gemälde! Wer ſollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeſchrittenen Bruder des neuern Canadiers, des alten Celten vermuthen? Alle dieſe Fertigkeiten, Kunſttriebe, Erfahrungen, alle dieſe Schöpfungen der Vernunft ſind im Raume von wenigen Jahrtauſenden in dem Menſchen angepflanzt und entwickelt worden; alle dieſe Wunder der Kunſt, dieſe Rieſenwerke des Fleißes ſind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte dieſe heraus? Welche Zuſtände durchwanderte der Menſch, bis er von **jenem** Aeußerſten zu **dieſem** Aeußerſten, vom ungeſelligen Höhlenbewohner — zum geiſtreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufſtieg? — Die allgemeine Weltgeſchichte gibt Antwort auf dieſe Frage.

So unermeßlich ungleich zeigt ſich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landſtriche, wenn wir es in verſchiedenen Zeiträumen anſchauen! Nicht weniger auffallend iſt der Unterſchied, den uns das gleichzeitige Geſchlecht, aber in verſchiedenen Ländern, darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfaſſungen und Sitten! Welcher raſche Wechſel von Finſterniß und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückſeligkeit und

Elend, wenn wir den Menſchen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufſuchen! Frei an der Themſe, und für dieſe Freiheit ſein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwiſchen ſeinen Alpen, dort zwiſchen ſeinen Kunſtflüſſen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichſel kraftlos und elend durch ſeine Zwietracht; jenſeits der Pyrenäen durch ſeine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und geſegnet in Amſterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradieſe. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniß, Kunſtfleiß und politiſche Bande; dort die Anwohner Eines Stromes durch eine andere Liturgie unermeßlich geſchieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantiſchen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutſchland ſo viele Thronen, und ließ in Frankreich alle, bis auf Einen verſchwinden? — Die Univerſalgeſchichte löst dieſe Frage.

Selbſt daß wir uns in dieſem Augenblicke hier zuſammen fanden, uns mit dieſem Grade von Nationalcultur, mit dieſer Sprache, dieſen Sitten, dieſen bürgerlichen Vortheilen, dieſem Maß von Gewiſſensfreiheit zuſammenfanden, iſt das Reſultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die ganze Weltgeſchichte würde wenigſtens nöthig ſeyn, dieſes einzige Moment zu erklären. Daß wir uns als Chriſten zuſammen fanden, mußte dieſe Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mußte ſie den römiſchen Staat genau ſo finden, als ſie ihn fand, um ſich mit ſchnellem, ſiegendem Lauf über die Welt zu verbreiten, und den Thron der Cäſaren endlich ſelbſt zu beſteigen. Unſere rauhen Vorfahren in den thüringiſchen Wäldern mußten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch ſeine wachſenden Reichthümer, durch die Unwiſſenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrſcher mußte der Klerus verführt und begünſtigt werden, ſein Anſehn zu mißbrauchen und ſeine ſtille Gewiſſensmacht in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einem Gregor und Innocenz alle ihre Gräuel auf das Menſchengeſchlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß und des geiſtlichen Deſpotismus ſchreiendes

Scandal einen unerſchrockenen Auguſtiner-Mönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römiſchen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreißen, — wenn wir uns als proteſtantiſche Chriſten hier verſammeln ſollten. Wenn dies geſchehen ſollte, ſo mußten die Waffen unſerer Fürſten Karln V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein Guſtav Adolph mußte den Bruch dieſes Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mußten ſich in Italien und Deutſchland erheben, dem Fleiß ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenſchaft zerbrechen, unwiſſenden Tyrannen den Richterſtab aus den Händen ringen, und durch eine kriegeriſche Hanſa ſich in Achtung ſetzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künſten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen Mittelſtande, dem Schöpfer unſerer ganzen Cultur, ein dauerhaftes Glück für die Menſchheit heranreifen ſollte. Deutſchlands Kaiſer mußten ſich in Jahrhundert langen Kämpfen mit den Päpſten, mit ihren Vaſallen, mit eiferſüchtigen Nachbarn entkräften — Europa ſich ſeines gefährlichen Ueberfluſſes in Aſiens Gräbern entladen, und der trotzige Lehenadel in einem mörderiſchen Fauſtrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten ſeinen Empörungsgeiſt ausbluten — wenn das verworrene Chaos ſich ſondern und die ſtreitenden Mächte des Staats in dem geſegneten Gleichgewichte ruhen ſollten, wovon unſere jetzige Muße der Preis iſt. Wenn ſich unſer Geiſt aus der Unwiſſenheit herausringen ſollte, worin geiſtlicher und weltlicher Zwang ihn gefeſſelt hielt, ſo mußte der lang erſtickte Keim der Gelehrſamkeit unter ihren wüthendſten Verfolgern aufs neue hervorbrechen, und ein Al Mamun den Wiſſenſchaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarei mußte unſere Vorfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menſchlichen Richterſtühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunſt zur Betrachtung der Natur zurückrufen, der Müßiggang der Mönche mußte für das Böſe, das ihre Werkthätigkeit ſchuf, von ferne einen Erſatz zubereiten, und der profane Fleiß in den Klöſtern die zerrütteten Reſte des Auguſtiſchen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunſt hinhalten. An griechiſchen und römiſchen Muſtern mußte der

niedergedrückte Geiſt nordiſcher Barbaren ſich aufrichten, und die Gelehrſamkeit einen Bund mit den Muſen und Grazien ſchließen, wenn ſie einen Weg zu dem Herzen finden, und den Namen einer Menſchenbilderin ſich verdienen ſollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Ariſtoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn dieſe beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politiſchen Wohlſtands emporgedrungen wären, welche ſie wirklich erſtiegen haben? Mit Einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geſchichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchen-Revolutionen mußten zuſammentreffen, dieſen neuen, noch zarten Keimen von Wiſſenſchaft und Kunſt Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündniſſe geknüpft, zerriſſen und aufs neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundſatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt zu richten, und ihre Kräfte zu einem verſtändigen Zwecke zu verſammeln!

Selbſt in den alltäglichſten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigſten Perioden der Menſchheit ſteuern zu unſerer Cultur, wie die entlegenſten Welttheile zu unſerem Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unſern Speiſen, und der Preis, um den wir ſie kaufen, viele unſerer kräftigſten Heilmittel, und eben ſo viele neue Werkzeuge unſeres Verderbens — ſetzen ſie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vasco de Gama, der die Spitze von Afrika umſchiffte?

Es zieht ſich alſo eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menſchengeſchlechts hinauf, die wie Urſache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollzählig überſchauen kann ſie nur der unendliche Verſtand; dem Menſchen ſind engere Gränzen geſetzt. I. Unzählig viele dieſer Ereigniſſe haben entweder keinen menſchlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder ſie ſind durch kein Zeichen feſtgehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menſchengeſchlechte ſelbſt und der Erfindung der Zeichen vorher-

gegangen ſind. Die Quelle aller Geſchichte iſt Tradition, und das Organ der Tradition iſt die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, ſo folgenreich ſie auch für die Welt geweſen, iſt für die Weltgeſchichte verloren. **II.** Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch ſie die Möglichkeit vorhanden war, geſchehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, ſo geſchah dieſe Mittheilung anfangs durch den unſichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte ſich eine ſolche Begebenheit durch eine lange Folge von Geſchlechtern fort, und da ſie durch Media ging, die verändert werden und verändern, ſo mußte ſie dieſe Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage iſt daher eine ſehr unzuverläſſige Quelle für die Geſchichte; daher ſind alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeſchichte ſo gut als verloren. **III.** Die Schrift iſt aber ſelbſt nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerſtört, und nur wenige Trümmer haben ſich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunſt gerettet. Bei weitem der größere Theil iſt mit den Aufſchlüſſen, die er uns geben ſollte, für die Weltgeſchichte verloren. **IV.** Unter den wenigen endlich, welche die Zeit verſchonte, iſt die größere Anzahl durch die Leidenſchaft, durch den Unverſtand, und oft ſelbſt durch das Genie ihrer Beſchreiber verunſtaltet und unkennbar gemacht. Das Mißtrauen erwacht bei dem älteſten hiſtoriſchen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die ſich heute erſt, und unter Menſchen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widerſprechenden Berichten Mühe haben, die Wahrheit zu enträthſeln: welchen Muth können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtauſende von uns entlegen ſind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geſchehenen Abzügen zurückbleibt, iſt der Stoff der Geſchichte in ihrem weiteſten Verſtande. Was und wie viel von dieſem hiſtoriſchen Stoff gehört nun der Univerſalgeſchichte?

Aus der ganzen Summe dieſer Begebenheiten hebt der

Univerſalhiſtoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Geſtalt der Welt und den Zuſtand der jetzt lebenden Generation einen weſentlichen, unwiderſprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines hiſtoriſchen Datums zu der heutigen Weltverfaſſung iſt es alſo, worauf geſehen werden muß, um Materialien für die Weltgeſchichte zu ſammeln. Die Weltgeſchichte geht alſo von einem Princip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegenſtehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten ſteigt von dem Urſprung der Dinge zu ihrer neueſten Ordnung herab; der Univerſalhiſtoriker rückt von der neueſten Weltlage aufwärts dem Urſprunge der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächſt vorhergegangenen in Gedanken hinaufſteigt, und unter den Begebenheiten, die das letztere ihm darbietet, diejenigen ſich merkt, welche den Aufſchluß über die nächſtfolgenden enthalten — wenn er dieſen Gang ſchrittweiſe fortgeſetzt hat bis zum Anfange — nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiſer — bis zum Anfang der Denkmäler: dann ſteht es bei ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieſer bezeichneten Facten ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neueſten Zeitalter herunter zu ſteigen. Dies iſt die Weltgeſchichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeſchichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig iſt, ſo müſſen eben ſo viele Lücken in der Weltgeſchichte entſtehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung gibt. So gleichförmig, nothwendig und beſtimmt ſich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, ſo unterbrochen und zufällig werden ſie in der Geſchichte in einander gefügt ſeyn. Es iſt daher zwiſchen dem Gange der Welt und dem Gange der Weltgeſchichte ein merkliches Mißverhältniß ſichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeſchichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geſchehen kann, daß der Zuſammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zuſtande des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin ſie mit Ereigniſſen ſteht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren, ſo iſt es ebenfalls unver-

meidlich, daß Begebenheiten, die ſich mit dem neueſten Zeitalter aufs genaueſte binden, in dem Zeitalter, dem ſie eigentlich angehören, nicht ſelten iſolirt erſcheinen. Ein Factum dieſer Art wäre z. B. der Urſprung des Chriſtenthums und beſonders der chriſtlichen Sittenlehre. Die chriſtliche Religion hat an der gegenwärtigen Geſtalt der Welt einen ſo vielfältigen Antheil, daß ihre Erſcheinung das wichtigſte Factum für die Weltgeſchichte wird; aber weder in der Zeit, wo ſie ſich zeigte, noch in dem Volke, bei dem ſie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erſcheinung.

So würde denn unſere Weltgeſchichte nie etwas anders als ein Aggregat von Bruchſtücken werden, und nie den Namen einer Wiſſenſchaft verdienen. Jetzt alſo kommt ihr der philoſophiſche Verſtand zu Hülfe, und indem er dieſe Bruchſtücke durch künſtliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum Syſtem, zu einem vernunftmäßig zuſammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgeſetze und des menſchlichen Gemüths, welche Einheit Urſache iſt, daß die Ereigniſſe des entfernteſten Alterthums, unter dem Zuſammenfluß ähnlicher Umſtände von außen, in den neueſten Zeitläuften wiederkehren; daß alſo von den neueſten Erſcheinungen, die im Kreis unſerer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche ſich in geſchichtloſen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu ſchließen, iſt, wie überall, ſo auch in der Geſchichte, ein mächtiges Hülfsmittel: aber ſie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben ſo viel Vorſicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann ſich der philoſophiſche Geiſt bei dem Stoffe der Weltgeſchichte verweilen, ſo wird ein neuer Trieb in ihm geſchäftig werden, der nach Uebereinſtimmung ſtrebt — der ihn unwiderſtehlich reizt, Alles um ſich herum ſeiner eigenen vernünftigen Natur zu aſſimiliren, und jede ihm vorkommende Erſcheinung zu der höchſten Wirkung, die er erkannt, zum Gedanken zu erheben. Je öfter alſo und mit je glücklicherem Erfolg er den Verſuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: deſto mehr wird er geneigt, was

er als Urſache und Wirkung in einander greifen ſieht, als Mittel und Abſicht zu verbinden. Eine Erſcheinung nach der andern fängt an, ſich dem blinden Ohngefähr, der geſetzloſen Freiheit zu entziehen, und ſich einem übereinſtimmenden Ganzen (das freilich nur in ſeiner Vorſtellung vorhanden iſt) als ein paſſendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm ſchwer, ſich zu überreden, daß dieſe Folge von Erſcheinungen, die in ſeiner Vorſtellung ſo viel Regelmäßigkeit und Abſicht annahm, dieſe Eigenſchaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm ſchwer, wieder unter die blinde Herrſchaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verſtandes angefangen hatte, eine ſo heitere Geſtalt zu gewinnen. Er nimmt alſo dieſe Harmonie aus ſich ſelbſt heraus, und verpflanzt ſie außer ſich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologiſches Princip in die Weltgeſchichte. Mit dieſem durchwandert er ſie noch einmal, und hält es prüfend gegen jede Erſcheinung, welche dieſer große Schauplatz ihm darbietet. Er ſieht es durch tauſend beiſtimmende Facta beſtätigt, und durch eben ſo viele andere widerlegt; aber ſo lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, ſo lange das Schickſal über ſo viele Begebenheiten den letzten Aufſchluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für unentſchieden, und diejenige Meinung ſiegt, welche dem Verſtande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückſeligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeſchichte nach letzterm Plane in den ſpäteſten Zeiten erſt zu erwarten ſteht. Eine vorſchnelle Anwendung dieſes großen Maßes könnte den Geſchichtsforſcher leicht in Verſuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und dieſe glückliche Epoche für die Weltgeſchichte immer weiter zu entfernen, indem er ſie beſchleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerkſamkeit auf dieſe lichtvolle und doch ſo ſehr vernachläſſigte Seite der Weltgeſchichte gezogen werden, wodurch ſie ſich an den höchſten Gegenſtand aller menſchlichen Beſtrebungen anſchließt. Schon der ſtille Hinblick auf dieſes, wenn auch nur mögliche Ziel, muß dem Fleiß des Forſchers einen belebenden Sporn und eine ſüße

Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinſte Bemühung ſeyn, wenn er ſich auf dem Wege ſieht, oder auch nur einen ſpäten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulöſen, und dem höchſten Geiſt in ſeiner ſchönſten Wirkung zu begegnen.

Und auf ſolche Art behandelt, m. HH., wird Ihnen das Studium der Weltgeſchichte eine eben ſo anziehende als nützliche Beſchäftigung gewähren. Licht wird ſie in Ihrem Verſtande, und eine wohlthätige Begeiſterung in Ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geiſt von der gemeinen und kleinlichen Anſicht moraliſcher Dinge entwöhnen, und indem ſie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker aus einander breitet, wird ſie die vorſchnellen Entſcheidungen des Augenblicks und die beſchränkten Urtheile der Selbſtſucht verbeſſern. Indem ſie den Menſchen gewöhnt, ſich mit der ganzen Vergangenheit zuſammen zu faſſen, und mit ſeinen Schlüſſen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: ſo verbirgt ſie die Gränzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menſchen ſo eng und ſo drückend umſchließen, ſo breitet ſie optiſch täuſchend ſein kurzes Daſeyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Menſch verwandelt ſich und flieht von der Bühne; ſeine Meinungen fliehen und verwandeln ſich mit ihm: die Geſchichte allein bleibt unausgeſetzt auf dem Schauplatz eine unſterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der Homeriſche Zeus ſieht ſie mit gleich heiterm Blick auf die blutigen Arbeiten des Kriegs und auf die friedlichen Völker herab, die ſich von der Milch ihrer Heerden ſchuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menſchen mit dem Weltlauf zu ſchalten ſcheine, ruhig ſieht ſie dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weitreichender Blick entdeckt ſchon von ferne, wo dieſe regellos ſchweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was ſie dem ſtrafenden Gewiſſen eines Gregors und Cromwells geheim hält, eilt ſie der Menſchheit zu offenbaren: „daß der ſelbſtſüchtige Menſch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert.“

Kein falſcher Schimmer wird ſie blenden, kein Vorurtheil der Zeit ſie dahinreißen, denn ſie erlebt das letzte Schickſal aller Dinge. Alles, was aufhört, hat für ſie gleich kurz gedauert: ſie hält den verdienten Olivenkranz friſch, und zerbricht den

Obeliſken, den die Eitelkeit thürmte. Indem ſie das feine Getriebe aus einander legt, wodurch die ſtille Hand der Natur ſchon ſeit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menſchen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für dieſen großen Naturplan gewonnen worden iſt: ſo ſtellt ſie den wahren Maßſtab für Glückſeligkeit und Verdienſt wieder her, den der herrſchende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälſchte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen Zeiten; und indem ſie uns auf unſere eigenen Beſitzungen aufmerkſam macht, läßt ſie uns die geprieſenen goldenen Zeiten Alexanders und Auguſts nicht zurückwünſchen.

Unſer menſchliches Jahrhundert herbeizuführen haben ſich — ohne es zu wiſſen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angeſtrengt. Unſer ſind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geſchichte erſt werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Beſitz ſo gern unſere Dankbarkeit rauben: koſtbare theure Güter, an denen das Blut der Beſten und Edelſten klebt, die durch die ſchwere Arbeit ſo vieler Generationen haben errungen werden müſſen! Und welcher unter Ihnen, bei dem ſich ein heller Geiſt mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieſer hohen Verpflichtung eingedenk ſeyn, ohne daß ſich ein ſtiller Wunſch in ihm regte, an das kommende Geſchlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müſſen, auch aus unſern Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieſer unvergänglichen Kette, die durch alle Menſchengeſchlechter ſich windet, unſer fliehendes Daſeyn zu befeſtigen. Wie verſchieden auch die Beſtimmung ſey, die in der bürgerlichen Geſellſchaft Sie erwartet — etwas dazu ſteuern können Sie Alle! Jedem Verdienſt iſt eine Bahn zur Unſterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unſterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte.

Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft

nach dem Leitfaden

der moſaiſchen Urkunde.[1]

Uebergang des Menſchen zur Freiheit und Humanität.

An dem Leitbande des Inſtincts, woran ſie noch jetzt das vernunftloſe Thier leitet, mußte die Vorſehung den Menſchen in das Leben einführen, und da ſeine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachſamen Amme hinter ihm ſtehen. Durch Hunger und Durſt zeigte ſich ihm das Bedürfniß der Nahrung an; was er zu Befriedigung deſſelben brauchte, hatte ſie in reichlichem Vorrath um ihn herum gelegt, und durch Geruch und Geſchmack leitete ſie ihn im Wählen. Durch ein ſanftes Klima hatte ſie ſeine Nacktheit geſchont und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her ſein wehrloſes Leben geſichert. Für die Erhaltung ſeiner Gattung war durch den Geſchlechtstrieb geſorgt. Als Pflanze und Thier war der Menſch alſo vollendet. Auch ſeine Vernunft hatte ſchon von fern angefangen, ſich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte, ſorgte und handelte, ſo konnten ſich ſeine Kräfte deſto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anſchauung richten, ſeine Vernunft, noch von keiner Sorge zerſtreut, konnte ungeſtört an ihrem Werkzeuge, der Sprache, bauen und das zarte Gedankenſpiel ſtimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen ſah er jetzt noch herum in der Schöpfung; ſein frohes Gemüth faßte alle Erſcheinungen uneigennützig und rein auf, und legte ſie rein und lauter in einem regen Gedächtniß nieder. Sanft und lachend war alſo der Anfang des Menſchen, und dies mußte

[1] Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Aufſatz gehört, ſo wie die beiden folgenden, zu den univerſalhiſtoriſchen Vorleſungen des Verfaſſers auf der Univerſität Jena. Im 11ten Heft der Thalia erſchien er zuerſt.

ſeyn, wenn er ſich zu dem Kampfe ſtärken ſollte, der ihm bevorſtand.

Setzen wir alſo, die Vorſehung wäre auf dieſer Stufe mit ihm ſtill geſtanden, ſo wäre aus dem Menſchen das glücklichſte und geiſtreichſte aller Thiere geworden, — aber aus der Vormundſchaft des Naturtriebs wär' er niemals getreten, frei und alſo moraliſch wären ſeine Handlungen niemals geworden, über die Gränze der Thierheit wär' er niemals geſtiegen. In einer wollüſtigen Ruhe hätte er eine ewige Kindheit verlebt — und der Kreis, in welchem er ſich bewegt hätte, wäre der kleinſtmöglichſte geweſen, von der Begierde zum Genuß, vom Genuß zu der Ruhe, und von der Ruhe wieder zur Begierde.

Aber der Menſch war zu ganz etwas Anderm beſtimmt, und die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückſeligkeit. Was die Natur in ſeiner Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, ſollte er jetzt ſelbſt für ſich übernehmen, ſobald er mündig war. Er ſelbſt ſollte der Schöpfer ſeiner Glückſeligkeit werden, und nur der Antheil, den er daran hätte, ſollte den Grad dieſer Glückſeligkeit beſtimmen. Er ſollte den Stand der Unſchuld, den er jetzt verlor, wieder aufſuchen lernen durch ſeine Vernunft, und als ein freier, vernünftiger Geiſt dahin zurück kommen, wovon er als Pflanze und als eine Creatur des Inſtincts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwiſſenheit und Knechtſchaft ſollte er ſich, wäre es auch nach ſpäten Jahrtauſenden, zu einem Paradies der Erkenntniß und der Freiheit hinauf arbeiten, einem ſolchen nämlich, wo er dem moraliſchen Geſetze in ſeiner Bruſt eben ſo unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Inſtincte gedient hatte, als die Pflanze und die Thiere dieſem noch dienen. Was war alſo unvermeidlich? Was mußte geſchehen, wenn er dieſem weitgeſteckten Ziele entgegen rücken ſollte? Sobald ſeine Vernunft ihre erſten Kräfte nur geprüft hatte, verſtieß ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen, oder richtiger geſagt, er ſelbſt, von einem Triebe gereizt, den er ſelbſt noch nicht kannte, und unwiſſend, was er in dieſem Augenblicke Großes that, er ſelbſt riß ab von dem leitenden Bande, und mit ſeiner noch ſchwachen Vernunft von dem Inſtincte nur von ferne begleitet, warf er ſich in das wilde Spiel des Lebens, machte er ſich auf den

gefährlichen Weg zur moraliſchen Freiheit. Wenn wir alſo jene Stimme Gottes in Eden, die ihm den Baum der Erkenntniß verbot, in eine Stimme ſeines Inſtincts verwandeln, der ihn von dieſem Baume zurückzog, ſo iſt ſein vermeintlicher Ungehorſam gegen jenes göttliche Gebot nichts anders, als — ein Abfall von ſeinem Inſtincte — alſo erſte Aeußerung ſeiner Selbſtthätigkeit, erſtes Wageſtück ſeiner Vernunft, erſter Anfang ſeines moraliſchen Daſeyns. Dieſer Abfall des Menſchen vom Inſtincte, der das moraliſche Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moraliſche Gute darin möglich zu machen, iſt ohne Widerſpruch die glücklichſte und größte Begebenheit in der Menſchengeſchichte; von dieſem Augenblick her ſchreibt ſich ſeine Freiheit, hier wurde zu ſeiner Moralität der erſte entfernte Grundſtein gelegt. Der Volkslehrer hat ganz recht, wenn er dieſe Begebenheit als einen Fall des erſten Menſchen behandelt, und wo es ſich thun läßt, nützliche moraliſche Lehren daraus zieht; aber der Philoſoph hat nicht weniger recht, der menſchlichen Natur im Großen zu dieſem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünſchen. Der erſte hat recht, es einen Fall zu nennen — denn der Menſch wurde aus einem unſchuldigen Geſchöpf ein ſchuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moraliſches Weſen, aus einem glücklichen Inſtrumente ein unglücklicher Künſtler.

Der Philoſoph hat recht, es einen Rieſenſchritt der Menſchheit zu nennen, denn der Menſch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebs ein freihandelndes Geſchöpf, aus einem Automat ein ſittliches Weſen, und mit dieſem Schritt trat er zuerſt auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtauſenden zur Selbſtherrſchaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuß nehmen mußte. Anfangs durfte er nur die Hand ausſtrecken, um die Befriedigung ſogleich auf die Begierde folgen zu laſſen; jetzt aber mußte er ſchon Nachdenken, Fleiß und Mühe zwiſchen die Begierde und ihre Befriedigung einſchalten. Der Friede war aufgehoben zwiſchen ihm und den Thieren. Die Noth trieb ſie jetzt gegen ſeine Pflanzungen, ja gegen ihn ſelbſt an, und durch ſeine Vernunft mußte er ſich Sicherheit und eine Ueberlegenheit der Kräfte, die ihm die

Natur verſagt hatte, künſtlich über ſie verſchaffen: er mußte Waffen erfinden, und ſeinen Schlaf durch feſte Wohnungen vor dieſem Feinde ſicher ſtellen. Aber hier ſchon erſetzte ihm die Natur an Freuden des Geiſtes, was ſie ihm an Pflanzengenüſſen genommen hatte. Das ſelbſt gepflanzte Kraut überraſchte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte; der Schlaf beſchlich ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter ſelbſtgebautem Dache ſüßer, als in der trägen Ruhe ſeines Paradieſes. Im Kampfe mit dem Tiger, der ihn anfiel, freute er ſich ſeiner entdeckten Gliederkraft und Liſt, und mit jeder überwundenen Gefahr konnte er ſich ſelbſt für das Geſchenk ſeines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies ſchon zu edel, und er kannte ſich ſelbſt nicht, wenn er im Drange der Noth und unter der Laſt der Sorgen ſich in daſſelbe zurückwünſchte. Ein innerer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb ſeiner Selbſtthätigkeit, hätte ihn bald in ſeiner müßigen Glückſeligkeit verfolgt, und ihm die Freuden verekelt, die er ſich nicht ſelbſt geſchaffen hatte. Er würde das Paradies in eine Wildniß verwandelt und dann die Wildniß zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menſchengeſchlecht, wenn es keinen ſchlimmern Feind zu bekämpfen gehabt hätte, als die Trägheit des Ackers, den Grimm wilder Thiere und eine ſtürmiſche Natur! — Die Noth drängte ihn, Leidenſchaften wachten auf und waffneten ihn bald gegen ſeines Gleichen. Mit dem Menſchen mußte er um ſein Daſeyn kämpfen, einen langen, laſterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf, aber in dieſem Kampfe allein konnte er ſeine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

Häusliches Leben.

Die erſten Söhne, welche die Mutter der Menſchen gebar, hatten vor ihren Eltern einen ſehr wichtigen Vortheil voraus: ſie wurden von Menſchen erzogen. Alle Fortſchritte, welche die letztern durch ſich ſelbſt, und alſo weit langſamer, hatten thun müſſen, kamen ihren Kindern zu gut, und wurden dieſen ſchon in ihrem zarteſten Alter ſpielend und mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe übergeben. Mit dem erſten Sohn alſo, der vom

Weibe geboren war, fängt das große Werkzeug an, wirkſam zu werden — das Werkzeug, durch welches das ganze Menſchengeſchlecht ſeine Bildung erhalten hat, und fortfahren wird zu erhalten — nämlich die Tradition oder die Ueberlieferung der Begriffe.

Die moſaiſche Urkunde verläßt uns hier und überſpringt einen Zeitraum von fünfzehn und mehrern Jahren, um uns die beiden Brüder als ſchon erwachſen aufzuführen. Aber dieſe Zwiſchenzeit iſt für die Menſchengeſchichte wichtig, und wenn die Urkunde uns verläßt, ſo muß die Vernunft die Lücke ergänzen.

Die Geburt eines Sohnes, ſeine Ernährung, Wartung und Erziehung vermehrten die Kenntniſſe, Erfahrungen und Pflichten der erſten Menſchen mit einem wichtigen Zuwachs, den wir ſorgfältig aufzeichnen müſſen.

Von den Thieren lernte die erſte Mutter ohne Zweifel ihre nothwendigſte Mutterpflicht, ſo wie ſie die Hülfsmittel bei der Geburt wahrſcheinlich von der Noth gelernt hatte. Die Sorgfalt für Kinder machte ſie auf unzählige kleine Bequemlichkeiten aufmerkſam, die ihr bis jetzt unbekannt geweſen; die Anzahl der Dinge, von denen ſie Gebrauch machen lernte, vermehrte ſich, und die Mutterliebe wurde ſinnreich im Erfinden.

Bis jetzt hatten Beide nur ein geſellſchaftliches Verhältniß, nur eine Gattung von Liebe erkannt, weil Jedes in dem Andern nur Einen Gegenſtand vor ſich hatte. Jetzt lernten ſie mit einem neuen Gegenſtand eine neue Gattung von Liebe, ein neues moraliſches Verhältniß kennen — elterliche Liebe. Dieſes neue Gefühl von Liebe war von reinerer Art, als das erſte, es war ganz uneigennützig, da jenes erſte bloß auf Vergnügen, auf wechſelſeitiges Bedürfniß des Umgangs gegründet geweſen war.

Sie betraten alſo mit dieſer neuen Erfahrung ſchon eine höhere Stufe der Sittlichkeit — ſie wurden veredelt.

Aber die elterliche Liebe, in welcher ſich Beide für ihr Kind vereinigten, bewirkte nun auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältniß, worin ſie bisher zu einander ſelbſt geſtanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Theilnahme, worin ſie ſich für den gemeinſchaftlichen Gegenſtand ihrer Liebe begegneten,

knüpfte unter ihnen ſelbſt neue und ſchönere Bande an. Jedes entdeckte bei dieſer Gelegenheit in dem andern neue, ſittlich ſchöne Züge, und eine jede ſolcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältniß. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter ſeines geliebten Sohnes. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das bloß ſinnliche Wohlgefallen an einander erhob ſich zur Hochachtung, aus der eigennützigen Geſchlechtsliebe erwuchs die ſchöne Erſcheinung der *ehelichen* Liebe.

Bald wurden dieſe moraliſchen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder wuchſen heran, und auch unter ihnen knüpfte ſich allmählig ein zärtliches Band an. Das Kind hielt ſich am liebſten zum Kinde, weil jedes Geſchöpf ſich in ſeines Gleichen nur liebt. An zarten, unmerklichen Fäden erwuchs die *Geſchwiſterliebe* — eine neue Erfahrung für die erſten Eltern. Sie ſahen nun ein Bild der Geſelligkeit, des Wohlwollens, zum erſten Mal *außer* ihnen, ſie erkannten ihre eigenen Gefühle, nur in einem jugendlichern Spiegel, wieder.

Bis jetzt hatten Beide, ſo lange ſie allein waren, nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit gelebt, aber nun fing die ferne Zukunft an, ihnen Freuden zu zeigen. So wie ſie ihre Kinder neben ſich aufwachſen ſahen, und jeder Tag eine neue Fähigkeit in dieſen entwickelte, thaten ſich ihnen lachende Ausſichten für die Zukunft auf, wenn dieſe Kinder nun einmal Männer und ihnen gleich werden würden — in ihren Herzen erwachte ein neues Gefühl, die *Hoffnung*. Welch ein unendliches Gebiet aber wird dem Menſchen durch die Hoffnung geöffnet! Vorher hatten ſie jedes Vergnügen nur Einmal, nur in der Gegenwart genoſſen — in der Erwartung wurde jede künftige Freude mit zahlenloſer Wiederholung voraus empfunden!

Als die Kinder nun wirklich heranreiften, welche Mannigfaltigkeit kam auf einmal in dieſe erſte Menſchengeſellſchaft! Jeder Begriff, den ſie ihnen mitgetheilt hatten, hatte ſich in jeder Seele anders gebildet und überraſchte ſie jetzt durch Neuheit. Jetzt wurde der Umlauf der Gedanken lebendig, das moraliſche Gefühl in Uebung geſetzt und durch Uebung entwickelt; die Sprache wurde ſchon reicher, und malte ſchon beſtimmter, und wagte ſich ſchon an feinere Gefühle; neue Erfahrungen in

der Natur um ſie her, neue Anwendungen der ſchon bekannten. Jetzt beſchäftigte der Menſch ihre Aufmerkſamkeit ſchon ganz. Jetzt war keine Gefahr mehr vorhanden, daß ſie zur Nachahmung der Thiere herabſinken würden!

Verſchiedenheit der Lebensweiſe.

Der Fortſchritt der Cultur äußerte ſich ſchon bei der erſten Generation. Adam baute den Acker; einen ſeiner Söhne ſehen wir ſchon einen neuen Nahrungszweig, die Viehzucht, ergreifen. Das Menſchengeſchlecht ſcheidet ſich alſo hier ſchon in zwei verſchiedene Conditionen, in Feldbauer und Hirten.

Bei der Natur ging der erſte Menſch in die Schule, und ihr hat er alle nützlichen Künſte des Lebens abgelernt. Bei einer aufmerkſamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen ſich wieder erzeugen. Er ſah die Natur ſelbſt ſäen und begießen, ſein Nachahmungstrieb erwachte, und bald ſpornte ihn die Noth, der Natur ſeinen Arm zu leihen und ihrer freiwilligen Ergiebigkeit durch Kunſt nachzuhelfen.

Man muß aber nicht glauben, daß der erſte Anbau gleich Getreidebau geweſen, wozu ſchon ſehr große Zurüſtungen nöthig ſind, und es iſt dem Gang der Natur gemäß, ſtets von dem Einfachern zu dem Zuſammengeſetztern fortzuſchreiten. Wahrſcheinlich war der Reis eines der erſten Gewächſe, die der Menſch bauete; die Natur lud ihn dazu ein, denn der Reis wächst in Indien wild, und die älteſten Geſchichtſchreiber ſprechen von dem Reisbau als einer der älteſten Arten des Feldbaues. Der Menſch bemerkte, daß bei einer anhaltenden Dürre die Pflanzen ermatten, nach einem Regen aber ſich ſchnell wieder erholten. Er bemerkte ferner, daß da, wo ein übertretender Strom einen Schlamm zurückgelaſſen, die Fruchtbarkeit größer war. Er benutzte dieſe beiden Entdeckungen, er gab ſeinen Pflanzungen einen künſtlichen Regen, und brachte Schlamm auf ſeinen Acker, wenn kein Fluß in der Nähe war, der ihm ſolchen geben konnte. Er lernte düngen und begießen.

Schwerer ſcheint der Schritt zu ſeyn, den er zum Gebrauch der Thiere machte; aber auch hier fing er, wie überall, bei dem

Natürlichen und Unſchuldigen zuerſt an; und er begnügte ſich vielleicht viele Menſchenalter lang mit der Milch des Thieres, ehe er Hand an deſſen Leben legte. Ohne Zweifel war es die Muttermilch, die ihn zu dem Verſuch einlud, ſich der Thiermilch zu bedienen. Nicht ſobald aber hatte er dieſe neue Nahrung kennen lernen, als er ſich ihrer auf immer verſicherte. Um dieſe Speiſe jederzeit bereit und im Vorrath zu haben, durfte es nicht dem Zufall überlaſſen werden, ob ihm dieſer gerade, wenn er hungerte, ein ſolches Thier entgegen führen wollte. Er verfiel alſo darauf, eine gewiſſe Anzahl ſolcher Thiere immer um ſich zu verſammeln, er verſchaffte ſich eine Heerde; dieſe mußte er aber unter denjenigen Thieren ſuchen, die geſellig leben, und er mußte ſie aus dem Stande wilder Freiheit in den Stand der Dienſtbarkeit und friedlichen Ruhe verſetzen, d. i. er mußte ſie zähmen. Ehe er ſich aber an diejenigen wagte, die von wilderer Natur und ihm an natürlichen Waffen und Kräften überlegen waren, verſuchte er es zuerſt mit denjenigen, denen er ſelbſt an Kraft überlegen war, und welche von Natur weniger Wildheit beſaßen. Er hütete alſo früher Schafe, als er Schweine, Ochſen und Pferde hütete.

Sobald er ſeinen Thieren ihre Freiheit geraubt hatte, war er in die Nothwendigkeit geſetzt, ſie ſelbſt zu ernähren und für ſie zu ſorgen. So wurde er alſo zum Hirten, und ſo lange die Geſellſchaft noch klein war, konnte die Natur ſeiner kleinen Heerde Nahrung im Ueberfluß darbieten. Er hatte keine andere Mühe, als die Weide aufzuſuchen, und ſie, wenn ſie abgeweidet war, mit einer andern zu vertauſchen. Der reichſte Ueberfluß lohnte ihm für dieſe leichte Beſchäftigung, und der Ertrag ſeiner Arbeit war keinem Wechſel, weder der Jahrszeit noch der Witterung, unterworfen. Ein gleichförmiger Genuß war das Loos des Hirtenſtandes, Freiheit und ein fröhlicher Müßiggang ſein Charakter.

Ganz anders verhielt es ſich mit dem Feldbauer. Sklaviſch war dieſer an den Boden, den er bepflanzt hatte, gebunden, und mit der Lebensart, die er ergriff, hatte er jede Freiheit ſeines Aufenthalts aufgegeben. Sorgfältig mußte er ſich nach der zärtlichen Natur des Gewächſes richten, das er zog, und dem Wachsthum deſſelben durch Kunſt und Arbeit zu Hülfe kommen, wenn der andere ſeine Heerde ſelbſt für ſich ſorgen ließ. Mangel

an Werkzeugen machte ihm anfänglich jede Arbeit ſchwerer, und doch war er ihr mit zwei Händen kaum gewachſen. Wie mühſam mußte ſeine Lebensart ſeyn, ehe die Pflugſchar ſie ihm erleichterte, ehe er den gebändigten Stier zwang, die Arbeit mit ihm zu theilen.

Das Aufreißen des Erdreichs, Ausſaat und Wäſſerung, die Ernte ſelbſt, wie viele Arbeiten erforderte dieſes Alles! und welche Arbeit erſt nach der Ernte, bis die Frucht ſeines Fleißes ſo weit gebracht war, von ihm genoſſen zu werden! Wie oft mußte er ſich gegen wilde Thiere, die ſie anfielen, für ſeine Pflanzungen wehren, ſie hüten oder verzäunen, oft vielleicht gar mit Gefahr ſeines Lebens dafür kämpfen! Und wie unſicher war ihm dabei noch immer die Frucht ſeines Fleißes, in die Gewalt der Witterung und der Jahrszeit gegeben! Ein übertretender Strom, ein fallender Hagel war genug, ſie ihm am Ziel noch zu rauben, und ihn dem härteſten Mangel auszuſetzen. Hart alſo, ungleich und zweifelhaft war das Loos des Ackermanns gegen das gemächliche ruhige Loos des Hirten, und ſeine Seele mußte in einem durch ſo viele Arbeit gehärteten Körper verwildern.

Fiel es ihm nun ein, dieſes harte Schickſal mit dem glücklichen Leben des Hirten zu vergleichen, ſo mußte ihm dieſe Ungleichheit auffallen, er mußte — nach ſeiner ſinnlichen Vorſtellungsart — jenen für einen vorgezogenen Günſtling des Himmels halten.

Der Neid erwachte in ſeinem Buſen; dieſe unglückliche Leidenſchaft mußte, bei der erſten Ungleichheit unter Menſchen, erwachen. Mit Schelſucht blickte er jetzt den Segen des Hirten an, der ihm ruhig gegenüber im Schatten weidete, wenn ihn ſelbſt die Sonnenhitze ſtach, und die Arbeit ihm den Schweiß aus der Stirne preßte. Die ſorgloſe Fröhlichkeit des Hirten that ihm wehe. Er haßte ihn wegen ſeines Glücks und verachtete ihn ſeines Müßiggangs wegen. So bewahrte er einen ſtillen Unwillen gegen ihn in ſeinem Herzen, der bei dem nächſten Anlaß in Gewaltthätigkeit ausbrechen mußte. Dieſer Anlaß aber konnte nicht lange ausbleiben. Die Gerechtſame eines Jeden hatte zu dieſer Zeit noch keine beſtimmten Gränzen, und keine Geſetze waren noch vorhanden, die das Mein und Dein

auseinander geſetzt hätten. Jeder glaubte, noch einen gleichen Anſpruch auf die ganze Erde zu haben, denn die Vertheilung in Eigenthum ſollte erſt durch eintretende Colliſionen herbeigeführt werden. Geſetzt nun, der Hirte hatte alle Gegenden umher mit ſeiner Heerde abgeweidet, und fühlte doch auch keine Luſt dazu, ſich weit von der Familie in fernen Gegenden zu verlieren — was that er alſo? worauf mußte er natürlicher Weiſe verfallen? Er trieb ſeine Heerde in die Pflanzungen des Ackermanns, oder ließ es wenigſtens geſchehen, daß ſie ſelbſt dieſen Weg nahm. Hier war reicher Vorrath für ſeine Schafe, und kein Geſetz war noch da, es ihm zu wehren. Alles, wornach er greifen konnte, war ſein — ſo raiſonnirte die kindiſche Menſchheit.

Jetzt alſo zum erſten Male kam der Menſch in Colliſion mit dem Menſchen; an die Stelle der wilden Thiere, mit denen es der Ackermann bis jetzt zu thun gehabt hatte, trat nun der Menſch. Dieſer erſchien jetzt gegen ihn als ein feindſeliges Raubthier, das ſeine Pflanzungen verwüſten wollte. Kein Wunder, daß er ihn auf eben die Art empfing, wie er das Raubthier empfangen hatte, dem der Menſch jetzt nachahmte. Der Haß, den er ſchon lange Jahre in ſeiner Bruſt herumgetragen hatte, wirkte mit, ihn zu erbittern; und ein mörderiſcher Schlag mit der Keule rächte ihn auf einmal an dem langen Glück ſeines beneideten Nachbars.

So traurig endigte die erſte Colliſion der Menſchen.

Aufgehobene Standesgleichheit.

Einige Worte der Urkunde laſſen uns ſchließen, daß die Polygamie in jenen frühen Zeiten etwas Seltenes, und alſo damals ſchon Herkommen geweſen ſey, ſich in Ehen einzuſchränken und mit Einer Gattin zu begnügen. Ordentliche Ehen aber ſcheinen ſchon eine gewiſſe Sittlichkeit und Verfeinerung anzuzeigen, die man in jenen frühen Zeiten kaum erwarten ſollte. Meiſtens gelangen die Menſchen nur durch die Folgen der Unordnung zu Einführung der Ordnung, und Geſetzloſigkeit führt gewöhnlich erſt zu Geſetzen.

Dieſe Einführung ordentlicher Ehen ſcheint alſo nicht ſowohl auf Geſetzen, als auf dem Herkommen beruht zu haben.

Der erſte Menſch konnte nicht anders, als in der Ehe leben, und das Beiſpiel des erſten hatte für den zweiten ſchon einige Kraft des Geſetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menſchengeſchlecht angefangen. Die Natur hatte alſo ihren Willen in dieſem Beiſpiel gleichſam verkündigt.

Nimmt man alſo an, daß in den allererſten Zeiten das Verhältniß der Anzahl zwiſchen beiden Geſchlechtern gleich geweſen ſey, ſo ordnete ſchon die Natur, was der Menſch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur eine Gattin, weil nur eine für ihn übrig war.

Wenn ſich nun endlich in der Anzahl beider Geſchlechter auch ein merkliches Mißverhältniß zeigte, und Wahlen ſtattfanden, ſo war dieſe Ordnung durch Obſervanz einmal befeſtigt, und Niemand wagte es ſo leicht, die Weiſe der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Eben ſo, wie die Ordnung der Ehen, richtete ſich auch ein gewiſſes natürliches Regiment in der Geſellſchaft von ſelbſt ein. Das väterliche Anſehn hatte die Natur gegründet, weil ſie das hülfloſe Kind von dem Vater abhängig machte, und es vom zarten Alter an gewöhnte, ſeinen Willen zu ehren. Dieſe Empfindung mußte der Sohn ſein ganzes Leben hindurch beibehalten. Wurde er nun auch ſelbſt Vater, ſo konnte ſein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht anſehen, dem er von ſeinem Vater ſo ehrerbietig begegnet ſah, und ſtillſchweigend mußte er dem Vater ſeines Vaters ein höheres Anſehen zugeſtehen. Dieſes Anſehn des Stammherrn mußte ſich in gleichem Grade mit jeder Vermehrung der Familie, und mit jeder höhern Stufe ſeines Alters vermehren, und die größere Erfahrenheit, die Frucht eines ſo langen Lebens, mußte ihm ohnehin über Jeden, der jünger war, eine natürliche Ueberlegenheit geben. In jeder ſtrittigen Sache war der Stammherr alſo die letzte Inſtanz, und durch die lange Beobachtung dieſes Gebrauchs gründete ſich endlich eine natürliche ſanfte Obergewalt, die Patriarchenregierung, welche aber die allgemeine Gleichheit darum nicht aufhob, ſondern vielmehr befeſtigte.

Aber dieſe Gleichheit konnte nicht immer Beſtand haben. Einige waren weniger arbeitſam, Einige weniger von dem Glück und ihrem Erdreich begünſtigt, Einige ſchwächlicher geboren als

die Andern; es gab alſo Starke und Schwache, Herzhafte und Verzagte, Wohlhabende und Arme. Der Schwache und Arme mußte bitten, der Wohlhabende konnte geben und verſagen. Die Abhängigkeit der Menſchen vom Menſchen fing an.

Die Natur der Dinge hatte es einführen müſſen, daß das hohe Alter von der Arbeit befreite, und der Jüngling für den Greis, der Sohn für den grauen Vater die Geſchäfte übernahm. Bald wurde dieſe Pflicht der Natur von der Kunſt nachgeahmt. Manchem mußte der Wunſch aufſteigen, die bequeme Ruhe des Greiſen mit den Genüſſen des Jünglings zu verbinden, und ſich künftig Jemand zu verſchaffen, der für ihn die Dienſte eines Sohnes übernähme. Sein Auge fiel auf den Armen oder Schwächern, der ſeinen Schutz aufforderte, oder ſeinen Ueberfluß in Anſpruch nahm. Der Arme und Schwache bedurfte ſeines Beiſtandes, er hingegen brauchte den Fleiß des Armen. Das Eine alſo wurde die Bedingung des Andern. Der Arme und Schwache diente und empfing, der Starke und Reiche gab und ging müßig.

Der erſte Unterſchied der Stände.

Der Reiche wurde reicher durch des Armen Fleiß; ſeinen Reichthum zu vermehren, vermehrte er alſo die Zahl ſeiner Knechte; Viele alſo ſah er um ſich, die minder glücklich als er waren, Viele hingen von ihm ab. Der Reiche fühlte ſich und wurde ſtolz. Er fing an, die Werkzeuge ſeines Glücks mit Werkzeugen ſeines Willens zu verwechſeln. Die Arbeit Vieler kam ihm, dem Einzigen, zu gut; alſo ſchloß er, dieſe Vielen ſeyen des Einzigen wegen da — Er hatte nur einen kleinen Schritt zum Deſpoten.

Der Sohn des Reichen fing an, ſich beſſer zu dünken, als die Söhne von ſeines Vaters Knechten. Der Himmel hatte ihn mehr begünſtigt als dieſe; er war dem Himmel alſo lieber. Er nannte ſich Sohn des Himmels, wie wir Günſtlinge des Glücks Söhne des Glücks nennen. Gegen ihn, den Sohn des Himmels, war der Knecht nur ein Menſchenſohn. Daher in der Geneſis der Unterſchied zwiſchen Kindern Elohims und Kindern der Menſchen.

Das Glück führte den Reichen zum Müßiggang, der Müßiggang führte ihn zur Lüſternheit und endlich zum Laſter. Sein

Leben auszufüllen, mußte er die Zahl ſeiner Genüſſe vermehren; ſchon reichte das gewöhnliche Maß der Natur nicht mehr hin, den Schwelger zu befriedigen, der in ſeiner trägen Ruhe auf Ergötzungen ſann.

Er mußte Alles beſſer und Alles in reicherem Maße haben als der Knecht. Der Knecht begnügte ſich noch mit einer Gattin. Er erlaubte ſich mehrere Weiber. Immerwährender Genuß ſtumpft aber ab und ermüdet. Er mußte darauf denken, ihn durch künſtliche Reize zu erheben. Ein neuer Schritt. Er nahm nicht mehr vorlieb mit dem, was den ſinnlichen Trieb nur befriedigte: er wollte in einen Genuß mehrere und feinere Freuden gelegt haben. Erlaubte Vergnügungen ſättigten ihn nicht mehr; ſeine Begierde verfiel nun auf heimliche. Das Weib allein reizte ihn nicht mehr. Er verlangte jetzt ſchon Schönheit von ihr.

Unter den Töchtern ſeiner Knechte entdeckte er ſchöne Weiber. Sein Glück hatte ihn ſtolz gemacht; Stolz und Sicherheit machten ihn trotzig. Er überredete ſich leicht, daß Alles ſein ſey, was ſeinen Knechten gehöre. Weil ihm Alles hinging, ſo erlaubte er ſich Alles. Die Tochter ſeines Knechts war ihm zur Gattin zu niedrig, aber zur Befriedigung ſeiner Lüſte war ſie doch zu gebrauchen. Ein neuer wichtiger Schritt der Verfeinerung zur Verſchlimmerung.

Sobald aber nun das Beiſpiel einmal gegeben war, ſo mußte die Sittenverderbniß bald allgemein werden. Je weniger Zwangsgeſetze ſie nämlich vorfand, die ihr hätten Einhalt thun können, je näher die Geſellſchaft, in welcher dieſe Sittenloſigkeit aufkam, noch dem Stande der Unſchuld war, deſto reißender mußte ſie ſich verbreiten.

Das Recht des Stärkern kam auf, Macht berechtigte zur Unterdrückung, und zum erſten Male zeigen ſich Tyrannen.

Die Urkunde gibt ſie als Söhne der Freude an, als die unächten Kinder, die in geſetzwidriger Vermiſchung erzeugt wurden. Kann man dieſes für buchſtäblich wahr halten, ſo liegt eine große Feinheit in dieſem Zug, die man meines Wiſſens noch nicht auseinander geſetzt hat. Dieſe Baſtardſöhne erbten den Stolz des Vaters, aber nicht ſeine Güter. Vielleicht liebte ſie der Vater und zog ſie bei ſeinen Lebzeiten vor, aber von ſeinen rechtmäßigen Erben wurden ſie ausgeſchloſſen und

vertrieben, ſobald er todt war. Hinausgeſtoßen aus einer Familie, der ſie durch einen unrechten Weg aufgedrungen worden, ſahen ſie ſich verlaſſen und einſam in der weiten Welt, ſie gehörten Niemanden an, und nichts gehörte ihnen; damals aber war keine andere Lebensweiſe in der Welt, als man mußte entweder Herr oder eines Herrn Knecht ſeyn.

Ohne das Erſte zu ſeyn, dünkten ſie ſich zu dem Letztern zu ſtolz; auch waren ſie zu bequem erzogen, um dienen zu lernen. Was ſollten ſie alſo thun? Der Dünkel auf ihre Geburt und feſte Glieder war Alles, was ihnen geblieben war; nur die Erinnerung an ehemaligen Wohlſtand, und ein Herz, das auf die Geſellſchaft erbittert war, begleitete ſie ins Elend. Der Hunger machte ſie zu Räubern, und Räuberglück zu Abenteurern, endlich gar zu Helden.

Bald wurden ſie dem friedlichen Feldbauer, dem wehrloſen Hirten fürchterlich, und erpreßten von ihm, was ſie wollten. Ihr Glück und ihre Siegesthaten machten ſie weit umher berüchtigt, und der bequeme Ueberfluß dieſer neuen Lebensweiſe mochte wohl Mehrere zu ihrer Bande ſchlagen. So wurden ſie gewaltig, wie die Schrift ſagt, und berühmte Leute.

Dieſe überhandnehmende Unordnung in der erſten Geſellſchaft würde ſich endlich wahrſcheinlich mit Ordnung geendigt, und die einmal aufgehobene Gleichheit unter den Menſchen von dem patriarchaliſchen Regiment zu Monarchien geführt haben — Einer dieſer Abenteurer, mächtiger und kühner als die andern, würde ſich zu ihrem Herrn aufgeworfen, eine feſte Stadt gebaut, und den erſten Staat gegründet haben — aber dieſe Erſcheinung kam dem Weſen, das das Schickſal der Welt lenkt, noch zu frühe, und eine fürchterliche Naturbegebenheit hemmte plötzlich alle Schritte, welche das Menſchengeſchlecht zu ſeiner Verfeinerung zu thun im Begriffe war.

Der erſte König.

Aſien, durch die Ueberſchwemmung von ſeinen menſchlichen Bewohnern verlaſſen, mußte bald wilden Thieren zum Raub werden, die ſich auf einem ſo fruchtbaren Erdreich, als auf die Ueberſchwemmung folgte, ſchnell und in großer Anzahl

vermehrten, und ihre Herrſchaft da ausbreiteten, wo der Menſch zu ſchwach war, ihr Einhalt zu thun. Jeder Strich Landes alſo, den das neue Menſchengeſchlecht bebauete, mußte den wilden Thieren erſt abgerungen und mit Liſt und Gewalt ferner gegen ſie vertheidigt werden. Unſer Europa iſt jetzt von dieſen wilden Bewohnern gereinigt, und kaum können wir uns einen Begriff von dem Elend machen, das jene Zeiten gedrückt hat; aber wie fürchterlich dieſe Plage geweſen ſeyn müſſe, laſſen uns, außer mehrern Stellen der Schrift, die Gewohnheiten der älteſten Völker und beſonders der Griechen ſchließen, die den Bezwingern wilder Thiere Unſterblichkeit und die Götterwürde zuerkannt haben.

So wurde der Thebaner Oedipus König, weil er die verheerende Sphinx ausgerottet; ſo erwarben ſich Perſeus, Hercules, Theſeus und viele Andere ihren Nachruhm und ihre Apotheoſe. Wer alſo an Vertilgung dieſer allgemeinen Feinde arbeitete, war der größte Wohlthäter der Menſchen, und um glücklich darin zu ſeyn, mußte er auch wirklich ſeltene Gaben in ſich vereinigen. Die Jagd gegen dieſe Thiere war, ehe der Krieg unter Menſchen ſelbſt zu wüthen begann, das eigentliche Werk der Helden. Wahrſcheinlich wurde dieſe Jagd in großen Haufen angeſtellt, die immer der Tapferſte anführte, derjenige nämlich, dem ſein Muth und ſein Verſtand eine natürliche Ueberlegenheit über die Andern verſchafften. Dieſer gab dann zu den wichtigſten dieſer Kriegesthaten ſeinen Namen, und dieſer Name lud viele Hunderte ein, ſich zu ſeinem Gefolge zu ſchlagen, um unter ihm Thaten der Tapferkeit zu thun. Weil dieſe Jagden nach gewiſſen planmäßigen Dispoſitionen vorgenommen werden mußten, die der Anführer entwarf und dirigirte, ſo ſetzte er ſich dadurch ſtillſchweigend in den Beſitz, den übrigen ihre Rollen zuzutheilen, und ſeinen Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unvermerkt gewohnt, ihm Folge zu leiſten, und ſich ſeinen beſſern Einſichten zu unterwerfen. Hatte er ſich durch Thaten perſönlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgethan, ſo wirkten Furcht und Bewunderung zu ſeinem Vortheil, daß man ſich zuletzt blindlings ſeiner Führung unterwarf. Entſtanden nun Zwiſtigkeiten unter ſeinen Jagdgenoſſen, die unter einem ſo zahlreichen, rohen Jägerſchwarm nicht lange ausbleiben konnten, ſo war er, den Alle fürchteten

und ehrten, der natürlichſte Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Furcht vor ſeiner perſönlichen Tapferkeit war genug, ſeinen Ausſprüchen Kraft zu geben. So wurde aus einem Anführer der Jagden ſchon ein Befehlshaber und Richter.

Wurde der Raub nun getheilt, ſo mußte billigerweiſe die größere Portion ihm, dem Anführer, zufallen, und da er ſolche für ſich ſelbſt nicht verbrauchte, ſo hatte er etwas, womit er ſich Andere verbinden, und ſich alſo Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald ſammelte ſich eine Anzahl der Tapferſten, die er immer durch neue Wohlthaten zu vermehren ſuchte, um ſeine Perſon, und unvermerkt hatte er ſich eine Art von Leibwache, eine Schaar von Mameluken, daraus gebildet, die ſeine Anmaßungen mit wildem Eifer unterſtützte, und Jeden, der ſich ihm widerſetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken ſetzte.

Da ſeine Jagden allen Gutbeſitzern und Hirten, deren Gränzen er dadurch von verwüſtenden Feinden reinigte, nützlich wurden, ſo mochte ihm anfänglich ein freiwilliges Geſchenk in Früchten des Feldes und der Heerde für dieſe nützliche Mühe gereicht worden ſeyn, das er ſich in der Folge als einen verdienten Tribut fortſetzen ließ, und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmäßige Abgabe erpreßte. Auch dieſe Erwerbungen vertheilte er unter die Tüchtigſten ſeines Haufens und vergrößerte dadurch immer mehr die Zahl ſeiner Creaturen. Weil ihn ſeine Jagden öfters durch Flur und Felder führten, die bei dieſen Durchzügen Schaden litten, ſo fanden es viele Gutsbeſitzer für gut, dieſe Laſt durch ein freiwilliges Geſchenk abzukaufen, welches er gleichfalls nachher von allen Andern, denen er hätte ſchaden können, einforderte. Durch ſolche und ähnliche Mittel vermehrte er ſeinen Reichthum, und durch dieſen — ſeinen Anhang, der endlich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um ſo fürchterlicher war, weil ſie ſich im Kampf mit dem Löwen und Tiger zu jeder Gefahr und Arbeit abgehärtet hatte, und durch ihr rauhes Handwerk verwildert war. Der Schrecken ging jetzt vor ſeinem Namen her, und Niemand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte zu verweigern. Fielen zwiſchen einem aus ſeiner Begleitung und einem Fremden Streitigkeiten vor, ſo appellirte der Jäger natürlicherweiſe an ſeinen Anführer und Beſchützer, und ſo lernte dieſer ſeine Gerichtsbarkeit auch über Dinge, die

ſeine Jagd nichts angingen, verbreiten. Nun fehlte ihm zum Könige nichts mehr, als eine feierliche Anerkennung, und konnte man ihm dieſe wohl an der Spitze ſeiner gewaffneten und gebieteriſchen Schaaren verſagen? Er war der Tüchtigſte zu herrſchen, weil er der Mächtigſte war, ſeine Befehle durchzuſetzen. Er war der allgemeine Wohlthäter Aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit vor dem gemeinſchaftlichen Feind verdankte. Er war ſchon im Beſitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigſten zu Gebote ſtanden.

Auf eine ähnliche Art wurden die Vorfahren des Alarich, des Attila, des Meroveus Könige ihrer Völker. Eben ſo iſt's mit den griechiſchen Königen, die uns Homer in der Ilias aufführt. Alle waren zuerſt Anführer eines kriegeriſchen Haufens, Ueberwinder von Ungeheuern, Wohlthäter ihrer Nation. Aus kriegeriſchen Anführern wurden ſie allmählig Schiedsmänner und Richter; mit dem gemachten Raube erkauften ſie ſich einen Anhang, der ſie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt endlich ſtiegen ſie auf den Thron.

Man führt das Beiſpiel des Dejoces in Medien an, dem das Volk die königliche Würde freiwillig übertrug, nachdem er ſich demſelben als Richter nützlich gemacht hatte. Aber man thut Unrecht, dieſes Beiſpiel auf die Entſtehung des erſten Königs anzuwenden. Als die Meder den Dejoces zu ihrem Könige machten, waren ſie ſchon ein Volk, ſchon eine formirte politiſche Geſellſchaft; in dem vorliegenden Falle hingegen ſollte durch den erſten König die erſte politiſche Geſellſchaft entſtehen. Die Meder hatten das drückende Joch der aſſyriſchen Monarchen getragen; der König, von dem jetzt die Rede iſt, war der erſte in der Welt, und das Volk, das ſich ihm unterwarf, eine Geſellſchaft freigeborner Menſchen, die noch keine Gewalt über ſich geſehen hatten. Eine ſchon ehemals geduldete Gewalt läßt ſich ſehr gut auf dieſem ruhigen Weg wieder herſtellen, aber auf dieſem ruhigen Weg läßt ſich eine ganz neue und unbekannte nicht einſetzen.

Es ſcheint alſo dem Gang der Dinge gemäßer, daß der erſte König ein Uſurpator war, den nicht ein freiwilliger, einſtimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation), ſondern Gewalt und Glück und eine ſchlagfertige Miliz auf den Thron ſetzten.

Die Sendung Moſes.[1]

Die Gründung des jüdiſchen Staats durch Moſes iſt eine der denkwürdigſten Begebenheiten, welche die Geſchichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verſtandes, wodurch ſie ins Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf dieſen Augenblick fordauern. Zwei Religionen, welche den größten Theil der bewohnten Erde beherrſchen, das Chriſtenthum und der Islamismus, ſtützen ſich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne dieſe würde es niemals weder ein Chriſtenthum noch einen Koran gegeben haben.

Ja, in einem gewiſſen Sinne iſt es unwiderleglich wahr, daß wir der moſaiſchen Religion einen großen Theil der Aufklärung danken, deren wir uns heutiges Tags erfreuen. Denn durch ſie wurde eine koſtbare Wahrheit, welche die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft erſt nach einer langſamen Entwickelung würde gefunden haben, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet, und als ein Gegenſtand des blinden Glaubens ſo lange unter demſelben erhalten, bis ſie endlich in den hellern Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Theil des Menſchengeſchlechts alle die traurigen Irrwege erſpart, worauf der Glaube an Vielgötterei zuletzt führen muß, und die hebräiſche Verfaſſung erhielt den ausſchließenden Vorzug, daß die Religion der Weiſen mit der Volksreligion nicht in directem Widerſpruche ſtand, wie es doch bei den aufgeklärten Heiden der Fall war.

[1] Anmerk. des Herausgebers. Im 10ten Heft der Thalia wurde dieſer Aufſatz zuerſt gedruckt.

Aus dieſem Standpunkt betrachtet, muß uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges univerſalhiſtoriſches Volk erſcheinen, und alles Böſe, welches man dieſem Volke nachzuſagen gewohnt iſt, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen daſſelbe zu ſeyn. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienſt ihres Geſetzgebers nicht vertilgen, und eben ſo wenig den großen Einfluß vernichten, den dieſe Nation mit Recht in der Weltgeſchichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas ſehr Koſtbares aufbewahrt worden, müſſen wir ſie ſchätzen; wir müſſen in ihr den Canal verehren, den, ſo unrein er auch war, die Vorſicht erwählte, uns das edelſte aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen; den ſie aber auch zerbrach, ſobald er geleiſtet hatte, was er ſollte. Auf dieſe Art werden wir gleich weit entfernt ſeyn, dem hebräiſchen Volk einen Werth aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienſt zu rauben, das ihm nicht ſtreitig gemacht werden kann.

Die Ebräer kamen, wie bekannt iſt, als eine einzige Nomadenfamilie, die nicht über ſiebenzig Seelen begriff, nach Aegypten, und wurden erſt in Aegypten zum Volk. Während eines Zeitraums von ohngefähr vierhundert Jahren, die ſie in dieſem Lande zubrachten, vermehrten ſie ſich beinahe bis zu zwei Millionen, unter welchen ſechshunderttauſend ſtreitbare Männer gezählt wurden, als ſie aus dieſem Königreich zogen. Während dieſes langen Aufenthalts lebten ſie abgeſondert von den Aegyptern, abgeſondert ſowohl durch den eigenen Wohnplatz, den ſie einnahmen, als auch durch ihren nomadiſchen Stand, der ſie allen Eingebornen des Landes zum Abſcheu machte, und von allem Antheil an den bürgerlichen Rechten der Aegypter ausſchloß. Sie regierten ſich nach nomadiſcher Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürſt die Stämme, und machten auf dieſe Art einen Staat im Staat aus, der endlich durch ſeine ungeheure Vermehrung die Beſorgniß der Könige erweckte.

Eine ſolche abgeſonderte Menſchenmenge im Herzen des Reichs, durch ihre nomadiſche Lebensart müßig, die unter ſich ſehr genau zuſammenhielt, mit dem Staat aber gar kein Intereſſe gemein hatte, konnte bei einem feindlichen Einfall gefährlich

werden, und leicht in Verſuchung gerathen, die Schwäche des Staats, deren müßige Zuſchauerin ſie war, zu benutzen. Die Staatsklugheit rieth alſo, ſie ſcharf zu bewachen, zu beſchäftigen und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man drückte ſie alſo mit ſchwerer Arbeit, und wie man auf dieſem Wege gelernt hatte, ſie dem Staat ſogar nützlich zu machen, ſo vereinigte ſich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Laſten zu vermehren. Unmenſchlich zwang man ſie zu öffentlichem Frohndienſt, und ſtellte beſondere Vögte an, ſie anzutreiben und zu mißhandeln. Dieſe barbariſche Behandlung hinderte aber nicht, daß ſie ſich nicht immer ſtärker ausbreiteten. Eine geſunde Politik würde alſo natürlich darauf geführt haben, ſie unter den übrigen Einwohnern zu vertheilen und ihnen gleiche Rechte mit dieſen zu geben; aber dieſes erlaubte der allgemeine Abſcheu nicht, den die Aegypter gegen ſie hegten. Dieſer Abſcheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er nothwendig haben mußte. Als der König der Aegypter der Familie Jacobs die Provinz Goſen (an der Oſtſeite des untern Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er ſchwerlich auf eine Nachkommenſchaft von zwei Millionen gerechnet, die darin Platz haben ſollte; die Provinz war alſo wahrſcheinlich nicht von beſonderm Umfang, und das Geſchenk war immer ſchon großmüthig genug, wenn auch nur auf den hundertſten Theil dieſer Nachkommenſchaft dabei Rückſicht genommen worden. Da ſich nun der Wohnplatz der Ebräer nicht in gleichem Verhältniß mit ihrer Bevölkerung erweiterte, ſo mußten ſie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis ſie ſich zuletzt, auf eine der Geſundheit höchſt nachtheilige Art, in dem engſten Raume zuſammendrängten. Was war natürlicher, als daß ſich nun eben die Folgen einſtellten, welche in einem ſolchen Falle unausbleiblich ſind? — die höchſte Unreinlichkeit und anſteckende Seuchen. Hier alſo wurde ſchon der erſte Grund zu dem Uebel gelegt, welches dieſer Nation bis auf die heutigen Zeiten eigen geblieben iſt; aber damals mußte es in einem fürchterlichen Grade wüthen. Die ſchrecklichſte Plage dieſes Himmelſtrichs, der Ausſatz, riß unter ihnen ein und erbte ſich durch viele Generationen hinunter. Die Quellen des Lebens und der Zeugung wurden langſam durch ihn vergiftet, und aus einem zufälligen Uebel entſtand endlich

eine erbliche Stammesconſtitution. Wie allgemein dieſes Uebel geweſen, erhellt ſchon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Geſetzgeber dagegen gemacht hat; und das einſtimmige Zeugniß der Profanſcribenten, des Aegypters Manetho, des Diodor von Sicilien, des Tacitus, des Lyſimachus, Strabo und vieler Andern, welche von der jüdiſchen Nation faſt gar nichts, als dieſe Volkskrankheit des Ausſatzes kennen, beweist, wie allgemein und wie tief der Eindruck davon bei den Aegyptern geweſen ſey.

Dieſer Ausſatz alſo, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer ſchlechten und kärglichen Nahrung und der Mißhandlung, die man gegen ſie ausübte, wurde wieder zu einer neuen Urſache derſelben. Die man anfangs als Hirten verachtete und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpeſtete geflohen und verabſcheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen alſo, welche man in Aegypten von jeher gegen ſie gehegt, geſellte ſich noch Ekel und eine tiefe zurückſtoßende Verachtung. Gegen Menſchen, die der Zorn der Götter auf eine ſo ſchreckliche Art ausgezeichnet, hielt man ſich Alles für erlaubt, und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligſten Menſchenrechte zu entziehen.

Kein Wunder, daß die Barbarei gegen ſie in eben dem Grade ſtieg, als die Folgen dieſer barbariſchen Behandlung ſichtbarer wurden, und daß man ſie immer härter für das Elend ſtrafte, welches man ihnen doch ſelbſt zugezogen hatte.

Die ſchlechte Politik der Aegypter wußte den Fehler, den ſie gemacht hatte, nicht anders, als durch einen neuen und gröbern Fehler zu verbeſſern. Da es ihr, alles Drucks ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verſtopfen, ſo verfiel ſie auf einen eben ſo unmenſchlichen als elenden Ausweg, die neugebornen Söhne ſogleich durch die Hebammen erwürgen zu laſſen. Aber Dank der beſſern Natur des Menſchen! Deſpoten ſind nicht immer gut befolgt, wenn ſie Abſcheulichkeiten gebieten. Die Hebammen in Aegypten wußten dieſes unnatürliche Gebot zu verhöhnen, und die Regierung konnte ihre gewaltthätigen Maßregeln nicht anders als durch gewaltſame Mittel durchſetzen. Beſtellte Mörder durchſtreiften auf königlichen Befehl die Wohnung der Ebräer, und ermordeten in der Wiege Alles, was männlich war. Auf dieſem Wege freilich mußte die ägyptiſche Regierung doch zuletzt ihren Zweck durchſetzen, und, wenn kein

Retter ſich ins Mittel ſchlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt ſehen.

Woher ſollte aber nun den Ebräern dieſer Retter kommen? Schwerlich aus der Mitte der Aegypter ſelbſt, denn wie ſollte ſich einer von dieſen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verſtand, und ſich gewiß nicht die Mühe nahm, zu erlernen, die ihm eines beſſern Schickſals eben ſo unfähig als unwürdig ſcheinen mußte. Aus ihrer eignen Mitte aber noch viel weniger, denn was hat die Unmenſchlichkeit der Aegypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Ebräer endlich gemacht? Das roheſte, das bösartigſte, das verworfenſte Volk der Erde, durch eine dreihundertjährige Vernachläſſigung verwildert, durch einen ſo langen knechtiſchen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor ſich ſelbſt erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroiſchen Entſchlüſſen, durch eine ſo lange anhaltende Dummheit endlich faſt bis zum Thier herunter geſtoßen. Wie ſollte aus einer ſo verwahrlosten Menſchenrace ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo ſollte ſich ein Mann unter ihnen finden, der einem ſo tief verachteten Sklavenpöbel Anſehen, einem ſo lang gedrückten Volke Gefühl ſeiner ſelbſt, einem ſo unwiſſenden rohen Hirtenhaufen Ueberlegenheit über ſeine verfeinerten Unterdrücker verſchaffte? Unter den damaligen Ebräern konnte eben ſo wenig, als unter der verworfenen Kaſte der Parias unter den Hindu, ein kühner und heldenmüthiger Geiſt entſtehen.

Hier muß uns die große Hand der Vorſicht, die den verworrenſten Knoten durch die einfachſten Mittel löst, zur Bewunderung hinreißen — aber nicht derjenigen Vorſicht, welche ſich auf dem gewaltſamen Wege der Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, ſondern derjenigen, welche der Natur ſelbſt eine ſolche Oekonomie vorgeſchrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigſten Wege zu bewirken. Einem gebornen Aegypter fehlte es an der nöthigen Aufforderung, an dem Nationalintereſſe für die Ebräer, um ſich zu ihrem Erretter aufzuwerfen. Einem bloßen Ebräer mußte es an Kraft und Geiſt zu dieſer Unternehmung gebrechen. Was für einen Ausweg erwählte alſo das Schickſal? Es nahm einen Ebräer, entriß ihn aber

frühzeitig ſeinem rohen Volk, und verſchaffte ihm den Genuß ägyptiſcher Weisheit; und ſo wurde ein Ebräer, ägyptiſch erzogen, das Werkzeug, wodurch dieſe Nation aus der Knechtſchaft entkam.

Eine ebräiſche Mutter aus dem levitiſchen Stamme hatte ihren neugebornen Sohn drei Monate lang vor den Mördern verborgen, die aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachſtellten; endlich gab ſie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freiſtatt bei ſich zu gewähren. Die Noth gab ihr eine Liſt ein, wodurch ſie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiſte von Papyrus, welche ſie durch Pech gegen das Eindringen des Waſſers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher mußte die Schweſter des Kindes die Kiſte, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbeikam, und wo es dieſer alſo in die Augen fallen mußte. Sie ſelbſt aber blieb in der Nähe, um das fernere Schickſal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, ſo beſchloß ſie, ihn zu retten. Seine Schweſter wagte es nun, ſich zu nähern, und erbot ſich, ihm eine ebräiſche Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzeſſin bewilligt wird. Zum zweiten Male erhält alſo die Mutter ihren Sohn, und nun darf ſie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache ſeiner Nation, und wurde bekannt mit ihren Sitten, während daß ſeine Mutter wahrſcheinlich nicht verſäumte, ein recht rührendes Bild des allgemeinen Elends in ſeine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo es nöthig wurde, ihn dem allgemeinen Schickſal ſeines Volks zu entziehen, brachte ihn ſeine Mutter der Königstochter wieder, und überließ ihr nun das fernere Schickſal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptirte ihn, und gab ihm den Namen Moſes, weil er aus dem Waſſer gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes der Sohn einer Königstochter, und als ſolcher aller Vortheile theilhaftig, welche die Kinder der Könige genoſſen. Die Prieſter, zu deren Orden er in eben dem Augenblick gehörte, als er der königlichen Familie

einverleibt wurde, übernahmen jetzt ſeine Erziehung, und unterrichteten ihn in aller ägyptiſchen Weisheit, die das ausſchließende Eigenthum ihres Standes war. Ja, es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ihm keines ihrer Geheimniſſe vorenthalten haben, da eine Stelle des ägyptiſchen Geſchichtſchreibers Manetho, worin er den Moſes zu einem Apoſtaten der ägyptiſchen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Prieſter macht, uns vermuthen läßt, daß er zum prieſterlichen Stande beſtimmt geweſen.

Um alſo zu beſtimmen, was Moſes in dieſer Schule empfangen haben konnte, und welchen Antheil die Erziehung, die er unter den ägyptiſchen Prieſtern empfing, an ſeiner nachherigen Geſetzgebung gehabt hat, müſſen wir uns in eine nähere Unterſuchung dieſes Inſtituts einlaſſen, und über das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugniß alter Schriftſteller hören. Schon der Apoſtel Stephanus läßt ihn in aller Weisheit der Aegypter unterrichtet ſeyn. Der Geſchichtſchreiber Philo ſagt, Moſes ſey von den ägyptiſchen Prieſtern in der Philoſophie der Symbole und Hieroglyphen, wie auch in den Geheimniſſen der heiligen Thiere eingeweiht worden. Eben dieſes Zeugniß beſtätigen Mehrere, und wenn man erſt einen Blick auf das, was man ägyptiſche Myſterien nannte, geworfen hat, ſo wird ſich zwiſchen dieſen Myſterien und dem, was Moſes nachher gethan und verordnet hat, eine merkwürdige Aehnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der älteſten Völker ging, wie bekannt iſt, ſehr bald in Vielgötterei und Aberglauben über, und ſelbſt bei denjenigen Geſchlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchſten Weſen weder rein noch edel, und auf nichts weniger als eine helle vernünftige Einſicht gegründet. Sobald aber durch beſſere Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft und durch Gründung eines ordentlichen Staats die Stände getrennt und die Sorge für göttliche Dinge das Eigenthum eines beſondern Standes geworden, ſobald der menſchliche Geiſt durch Befreiung von allen zerſtreuenden Sorgen Muße empfing, ſich ganz allein der Betrachtung ſeiner ſelbſt und der Natur hinzugeben, ſobald endlich auch hellere Blicke in die phyſiſche Oekonomie der Natur gethan worden, mußte die Vernunft endlich über jene groben Irrthümer

ſiegen und die Vorſtellung von dem höchſten Weſen mußte ſich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zuſammenhang der Dinge mußte unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchſten Verſtandes führen, und jene Idee, wo eher hätte ſie aufkeimen ſollen, als in dem Kopf eines Prieſters? Da Aegypten der erſte cultivirte Staat war, den die Geſchichte kennt, und die älteſten Myſterien ſich urſprünglich aus Aegypten herſchreiben, ſo war es auch aller Wahrſcheinlichkeit nach hier, wo die erſte Idee von der Einheit des höchſten Weſens zuerſt in einem menſchlichen Gehirne vorgeſtellt wurde. Der glückliche Finder dieſer ſeelen-erhebenden Idee ſuchte ſich nun unter denen, die um ihn waren, fähige Subjecte aus, denen er ſie als einen heiligen Schatz übergab, und ſo erbte ſie ſich von einem Denker zum andern — durch wer weiß wie viele? — Generationen fort, bis ſie zuletzt das Eigenthum einer ganzen kleinen Geſellſchaft wurde, die fähig war, ſie zu faſſen und weiter auszubilden.

Da aber ſchon ein gewiſſes Maß von Kenntniſſen und eine gewiſſe Ausbildung des Verſtandes erfordert wird, die Idee eines einigen Gottes recht zu faſſen und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit Verachtung der Vielgötterei, welches doch die herrſchende Religion war, nothwendig mit ſich bringen mußte, ſo begriff man bald, daß es unvorſichtig, ja gefährlich ſeyn würde, dieſe Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staats zu ſtürzen, und ſie in ihrer lächerlichen Blöße zu zeigen, konnte man dieſer neuen Lehre keinen Eingang verſprechen. Aber man konnte ja weder vorausſehen noch hoffen, daß Jeder von denen, welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch ſogleich fähig ſeyn würde, ſich zu der reinen und ſchweren Idee des Wahren zu erheben. Ueberdem war ja die ganze bürgerliche Verfaſſung auf jenen Aberglauben gegründet; ſtürzte man dieſen ein, ſo ſtürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch ſehr ungewiß, ob die neue Religion, die man an ſeinen Platz ſtellte, auch ſogleich feſt genug ſtehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Mißlang hingegen der Verſuch, die alten Götter zu ſtürzen, ſo hatte man den blinden Fanatismus gegen ſich bewaffnet, und ſich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preisgegeben. Man

fand alſo für beſſer, die neue gefährliche Wahrheit zum ausſchließenden Eigenthum einer kleinen geſchloſſenen Geſellſchaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maß von Faſſungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen und in den Bund aufzunehmen, und die Wahrheit ſelbſt, die man unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnißvollen Gewand zu umkleiden, das nur derjenige wegziehen könnte, den man ſelbſt dazu fähig gemacht hätte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine ſprechende Bilderſchrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zuſammenſtellung ſinnlicher Zeichen verbarg, und auf einigen willkürlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es dieſen erleuchteten Männern von dem Götzendienſt her noch bekannt war, wie ſtark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken ſey, ſo trugen ſie kein Bedenken, von dieſem Kunſtgriffe des Betrugs auch zum Vortheil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten alſo die neuen Begriffe mit einer gewiſſen ſinnlichen Feierlichkeit in die Seele, und durch allerlei Anſtalten, die dieſem Zweck angemeſſen waren, ſetzten ſie das Gemüth ihres Lehrlings vorher in den Zuſtand leidenſchaftlicher Bewegung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen ſollte. Von dieſer Art waren die Reinigungen, die der Einzuweihende vornehmen mußte, das Waſchen und Beſprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen ſinnlichen Genüſſen, Spannung und Erhebung des Gemüths durch Geſang, ein bedeutendes Stillſchweigen, Abwechſelung zwiſchen Finſterniß und Licht und dergleichen.

Dieſe Ceremonien, mit jenen geheimnißvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in dieſen Hieroglyphen verſteckt lagen und durch jene Gebräuche vorbereitet wurden, wurden zuſammengenommen unter dem Namen der Myſterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Iſis und des Serapis, und waren das Vorbild, wornach in der Folge die Myſterien in Eleuſis und Samothracien, und in neuern Zeiten der Orden der Freimaurer ſich gebildet hat.

Es ſcheint außer Zweifel geſetzt, daß der Inhalt der allerälteſten Myſterien in Heliopolis und Memphis, während ihres

unverdorbenen Zuſtandes, Einheit Gottes und Widerlegung des Paganismus war, und daß die Unſterblichkeit der Seele darin vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieſer wichtigen Aufſchlüſſe theilhaftig waren, nannten ſich Anſchauer oder Epopten, weil die Erkennung einer vorher verborgenen Wahrheit mit dem Uebertritt aus der Finſterniß zum Lichte zu vergleichen iſt, vielleicht auch darum, weil ſie die neuerkannten Wahrheiten in ſinnlichen Bildern wirklich und eigentlich anſchauten.

Zu dieſer Anſchauung konnten ſie aber nicht auf einmal gelangen, weil der Geiſt erſt von manchen Irrthümern gereinigt, erſt durch mancherlei Vorbereitungen gegangen ſeyn mußte, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab alſo Stufen oder Grade, und erſt im innern Heiligthum fiel die Decke ganz von ihren Augen.

Die Epopten erkannten eine einzige höchſte Urſache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Weſen aller Weſen, welches einerlei war mit dem Demiurgos der griechiſchen Weiſen. Nichts iſt erhabener als die einfache Größe, mit der ſie von dem Weltſchöpfer ſprachen. Um ihn auf eine recht entſcheidende Art auszuzeichnen, gaben ſie ihm gar keinen Namen. Ein Name, ſagten ſie, iſt bloß ein Bedürfniß der Unterſcheidung; wer allein iſt, hat keinen Namen nöthig, denn es iſt keiner da, mit dem er verwechſelt werden könnte. Unter einer alten Bildſäule der Iſis las man die Werte: „Ich bin, was da iſt," und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inſchrift: „Ich bin Alles, was iſt, was war, und was ſeyn wird; kein ſterblicher Menſch hat meinen Schleier aufgehoben." Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Jao oder J-ha-ho — ein Name, der mit dem ebräiſchen Jehovah faſt gleichlautend, auch vermuthlich von dem nämlichen Inhalt iſt — an der Bruſt oder Stirn trug; und kein Name wurde in Aegypten mit mehr Ehrfurcht ausgeſprochen, als dieſer Name Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorſteher des Heiligthums dem Einzuweihenden vorſang, war dies der erſte Aufſchluß, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. „Er iſt einzig und von ihm ſelbſt, und dieſem Einzigen ſind alle Dinge ihr Daſeyn ſchuldig."

Eine vorläufige nothwendige Ceremonie vor jeder Einweihung war die Beſchneidung, der ſich auch Pythagoras vor ſeiner Aufnahme in die ägyptiſchen Myſterien unterwerfen mußte. Dieſe Unterſcheidung von Andern, die nicht beſchnitten waren, ſollte eine engere Brüderſchaft, ein näheres Verhältniß zu der Gottheit anzeigen, wozu auch Moſes ſie bei den Hebräern nachher gebrauchte.

In dem Innern des Tempels ſtellten ſich dem Einzuweihenden verſchiedene heilige Geräthe dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter dieſen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Urſprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit ſeyn ſollte, ſpäterhin aber, als das Inſtitut ausartete, der Geheimnißkrämerei und elenden Prieſterkünſten zum Spiele diente. Dieſe Lade herumzutragen, war ein Vorrecht der Prieſter oder einer eigenen Klaſſe von Dienern des Heiligthums, die man deßhalb auch Kiſtophoren nannte. Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, dieſen Kaſten aufzudecken, oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnſinnig geworden ſey.

In den ägyptiſchen Myſterien ſtieß man ferner auf gewiſſe hieroglyphiſche Götterbilder, die aus mehreren Thiergeſtalten zuſammengeſetzt waren. Das bekannte Sphinx iſt von dieſer Art; man wollte dadurch die Eigenſchaften bezeichnen, welche ſich in dem höchſten Weſen vereinigen, oder auch das mächtigſte aus allen Lebendigen in einen Körper zuſammen werfen. Man nahm etwas von dem mächtigſten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigſten wilden Thier oder dem Löwen, von dem mächtigſten zahmen Thier oder dem Stier, und endlich von dem mächtigſten aller Thiere, dem Menſchen. Beſonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchſten Weſens zu bezeichnen; der Stier aber heißt in der Urſprache Cherub.

Dieſe myſtiſchen Geſtalten, zu denen Niemand als die Epopten den Schlüſſel hatten, gaben den Myſterien ſelbſt eine ſinnliche Außenſeite, die das Volk täuſchte, und ſelbſt mit dem Götzendienſt etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt alſo durch das äußerliche Gewand der Myſterien eine immerwährende Nahrung, während daß man im Heiligthum ſelbſt ſeiner ſpottete.

Doch iſt es begreiflich, wie dieſer reine Deismus mit dem Götzendienſt verträglich zuſammenleben konnte, denn indem er ihn von innen ſtürzte, beförderte er ihn von außen. Dieſer Widerſpruch der Prieſterreligion und der Volksreligion wurde bei den erſten Stiftern der Myſterien durch die Nothwendigkeit entſchuldigt; es ſchien unter zwei Uebeln das geringere zu ſeyn, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die übeln Folgen der verhehlten Wahrheit als die ſchädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen. Wie ſich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Inſtitut von ſeiner erſten Reinheit verlor, ſo machte man das, was anfangs nur bloße Nothhülfe geweſen, nämlich das Geheimniß, zum Zweck des Inſtituts, und anſtatt den Aberglauben allmählig zu reinigen, und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geſchickt zu machen, ſuchte man ſeinen Vortheil darin, es immer mehr irre zu führen, und immer tiefer in den Aberglauben zu ſtürzen. Prieſterkünſte traten nun an die Stelle jener unſchuldigen lautern Abſichten, und eben das Inſtitut, welches Erkenntniß des wahren und einigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutſamkeit verbreiten ſollte, fing an, das kräftigſte Beförderungsmittel des Gegentheils zu werden, und in eine eigentliche Schule des Götzendienſtes auszuarten. Hierophanten, um die Herrſchaft über die Gemüther nicht zu verlieren, und die Erwartung immer geſpannt zu halten, fanden es für gut, immer länger mit dem letzten Aufſchluß, der alle falſchen Erwartungen auf immer aufheben mußte, zurückzuhalten, und die Zugänge zu dem Heiligthum durch allerlei theatraliſche Kunſtgriffe zu erſchweren. Zuletzt verlor ſich der Schlüſſel zu den Hieroglyphen und geheimen Figuren ganz, und nun wurden dieſe für die Wahrheit ſelbſt genommen, die ſie anfänglich nur umhüllen ſollten.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob die Erziehungsjahre des Moſes in die blühenden Zeiten des Inſtituts oder in den Anfang ſeiner Verderbniß fallen; wahrſcheinlich aber näherte es ſich damals ſchon ſeinem Verfalle, wie uns einige Spielereien ſchließen laſſen, die ihm der hebräiſche Geſetzgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunſtgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geiſt der erſten Stifter war noch nicht daraus

verſchwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltſchöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Dieſe Lehre, welche die entſchiedenſte Verachtung der Vielgötterei zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unſterblichkeitslehre, welche man ſchwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Myſterien der Iſis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenſtand geheimer Wiſſenſchaften machte; welche Kenntniſſe ihn nachher in den Stand ſetzten, Wunder zu wirken, und im Beiſeyn des Pharao es mit ſeinen Lehrern ſelbſt oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen ſogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweist, daß er ein aufmerkſamer und fähiger Schüler geweſen, und zu dem letzten höchſten Grad der Anſchauung gekommen war.

In eben dieſer Schule ſammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, myſtiſchen Bildern und Ceremonien, wovon ſein erfinderiſcher Geiſt in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet ägyptiſcher Weisheit durchwandert, das ganze Syſtem der Prieſter durchdacht, ſeine Gebrechen und Vorzüge, ſeine Stärke und Schwäche gegen einander abgewogen, und große wichtige Blicke in die Regierungskunſt dieſes Volks gethan.

Es iſt unbekannt, wie lange er in der Schule der Prieſter verweilte, aber ſein ſpäter politiſcher Auftritt, der erſt gegen ſein achtzigſtes Jahr erfolgte, macht es wahrſcheinlich, daß er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Myſterien und des Staats gewidmet habe. Dieſer Aufenthalt bei den Prieſtern ſcheint ihn aber keineswegs von dem Umgang mit ſeinem Volk ausgeſchloſſen zu haben, und er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenſchlichkeit zu ſeyn, worunter es ſeufzen mußte.

Die ägyptiſche Erziehung hatte ſein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung ſeines Volks erinnerte ihn, daß auch er ein Hebräer ſey, und ein gerechter Unwille grub ſich, ſo oft er es leiden ſah, tief in ſeinen Buſen. Je mehr er anfing, ſich ſelbſt zu fühlen, deſto mehr mußte ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einſt ſah er einen Hebräer unter den Streichen eines

ägyptiſchen Frohnvogts mißhandelt; dieſer Anblick überwältigte ihn; er ermordete den Aegypter. Bald wird die That ruchtbar, ſein Leben iſt in Gefahr, er muß Aegypten meiden und flieht nach der arabiſchen Wüſte. Viele ſetzen dieſe Flucht in ſein vierzigſtes Lebensjahr, aber ohne alle Beweiſe. Uns iſt es genug zu wiſſen, daß Moſes nicht ſehr jung mehr ſeyn konnte, als ſie erfolgte.

Mit dieſem Exilium beginnt eine neue Epoche ſeines Lebens, und wenn wir ſeinen künftigen politiſchen Auftritt in Aegypten recht beurtheilen wollen, ſo müſſen wir ihn durch ſeine Einſamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Haß gegen die Unterdrücker ſeiner Nation, und alle Kenntniſſe, die er in den Myſterien geſchöpft hatte, trug er mit ſich in die arabiſche Wüſte. Sein Geiſt war voll von Ideen und Entwürfen, ſein Herz voll Erbitterung, und nichts zerſtreute ihn in dieſer menſchenleeren Wüſte.

Die Urkunde läßt ihn die Schafe eines arabiſchen Beduinen Jethro hüten. — Dieſer tiefe Fall von allen ſeinen Ausſichten und Hoffnungen in Aegypten zum Viehhirten in Arabien, vom künftigen Menſchenherrſcher zum Lohnknecht eines Nomaden — wie ſchwer mußte er ſeine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regentengeiſt, einen raſtloſen Ehrgeiz mit ſich herum. Hier in dieſer romantiſchen Wüſte, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, ſucht er Hülfe bei der Vergangenheit und Zukunft, und beſpricht ſich mit ſeinen ſtillen Gedanken. Alle Scenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angeſehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hinderte ſie jetzt, ihren Stachel tief in ſeine Seele zu drücken. Nichts iſt einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daß es ſein eigenes Volk iſt, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht in ſeiner Bruſt, und ein heftiger Trieb zu handeln und ſich hervorzuthun, geſellt ſich zu dieſem beleidigten Stolz.

Alles, was er in langen Jahren geſammelt, Alles, was er Schönes und Großes gedacht und entworfen hat, ſoll in dieſer Wüſte mit ihm ſterben, ſoll er umſonſt gedacht und entworfen haben? Dieſen Gedanken kann ſeine feurige Seele

nicht aushalten. Er erhebt ſich über ſein Schickſal; dieſe Wüſte ſoll nicht die Gränze ſeiner Thätigkeit werden; zu etwas Großem hat ihn das hohe Weſen beſtimmt, das er in den Myſterien kennen lernte. Seine Phantaſie, durch Einſamkeit und Stille entzündet, ergreift, was ihr am nächſten liegt, die Partei der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen ſuchen einander, und der Unglückliche wird ſich am liebſten auf des Unglücklichen Seite ſchlagen. In Aegypten wäre er ein Aegypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er zum Ebräer. Groß und herrlich ſteigt ſie auf vor ſeinem Geiſte, die Idee: „Ich will dieſes Volk erlöſen."

Aber welche Möglichkeit, dieſen Entwurf auszuführen? Unüberſehlich ſind die Hinderniſſe, die ſich ihm dabei aufdringen, und diejenigen, welche er bei ſeinem eigenen Volke ſelbſt zu bekämpfen hat, ſind bei weitem die ſchrecklichſten von allen. Da iſt weder Eintracht noch Zuverſicht, weder Selbſtgefühl noch Muth, weder Gemeingeiſt noch eine kühne Thaten weckende Begeiſterung vorauszuſetzen; eine lange Sklaverei, ein vierhundertjähriges Elend hat alle dieſe Empfindungen erſtickt. — Das Volk, an deſſen Spitze er treten ſoll, iſt dieſes kühnen Wageſtücks eben ſo wenig fähig als würdig. Von dieſem Volk ſelbſt kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieſes Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm alſo übrig? Ehe er die Befreiung deſſelben unternimmt, muß er damit anfangen, es dieſer Wohlthat fähig zu machen. Er muß es wieder in die Menſchenrechte einſetzen, die es entäußert hat. Er muß ihm die Eigenſchaften wieder geben, die eine lange Verwilderung in ihm erſtickt hat, das heißt, er muß Hoffnung, Zuverſicht, Heldenmuth, Enthuſiasmus in ihm entzünden.

Aber dieſe Empfindungen können ſich nur auf ein (wahres oder täuſchendes) Gefühl eigener Kräfte ſtützen, und wo ſollen die Sklaven der Aegypter dieſes Gefühl hernehmen? Geſetzt, daß es ihm auch gelänge, ſie durch ſeine Beredſamkeit auf einen Augenblick fortzureißen — wird dieſe erkünſtelte Begeiſterung ſie nicht bei der erſten Gefahr im Stich laſſen? Werden ſie nicht, muthloſer als jemals, in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der ägyptiſche Prieſter und Staatskundige dem Hebräer zu Hülfe. Aus ſeinen Myſterien, aus ſeiner

Prieſterſchule zu Heliopolis erinnert er ſich jetzt des wirkſamen Inſtruments, wodurch ein kleiner Prieſterorden Millionen roher Menſchen nach ſeinem Gefallen lenkte. Dieſes Inſtrument iſt kein anderes, als das Vertrauen auf überirdiſchen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er alſo in der ſichtbaren Welt, im natürlichen Lauf der Dinge, nichts entdeckt, wodurch er ſeiner unterdrückten Nation Muth machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts Irdiſches anknüpfen kann, ſo knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgibt, ihr das Gefühl eigener Kräfte zu geben, ſo hat er nichts zu thun, als ihr einen Gott zuzuführen, der dieſe Kräfte beſitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu dieſem Gott einzuflößen, ſo hat er ſie ſtark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf dieſen höhern Arm iſt die Flamme, an der es ihm gelingen muß, alle andern Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er ſich ſeinen Mitbrüdern als das Organ und den Geſandten dieſes Gottes legitimiren, ſo ſind ſie ein Ball in ſeinen Händen; er kann ſie leiten, wie er will. Aber nun fragt ſich's: welchen Gott ſoll er ihnen verkünden, und wodurch kann er ihm Glauben bei ihnen verſchaffen?

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos oder den Jao, verkündigen, an den er ſelbſt glaubt, den er in den Myſterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwiſſenden Sklavenpöbel, wie ſeine Nation iſt, auch nur von ferne Sinn für eine Wahrheit zutrauen, die das Erbtheil weniger ägyptiſchen Weiſen iſt, und ſchon einen hohen Grad von Erleuchtung vorausſetzt, um begriffen zu werden? Wie könnte er ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß der Auswurf Aegyptens etwas verſtehen würde, was von den Beſten dieſes Landes nur die Wenigſten faßten?

Aber geſetzt, es gelänge ihm auch, den Ebräern die Kenntniß des wahren Gottes zu verſchaffen — ſo konnten ſie dieſen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntniß deſſelben würde ſeinen Entwurf vielmehr untergraben, als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte ſich um die Ebräer ja nicht mehr, als um irgend ein anderes Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für ſie kämpfen, ihnen zu Gefallen die Geſetze der Natur nicht umſtürzen. — Er ließ ſie ihre Sache mit den

Aegyptern ausfechten, und mengte ſich durch kein Wunder in ihren Streit; wozu ſollte ihnen alſo dieſer?

Soll er ihnen einen falſchen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen ſich doch ſeine Vernunft empört, den ihm die Myſterien verhaßt gemacht haben? Dazu iſt ſein Verſtand zu ſehr erleuchtet, ſein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er ſeine wohlthätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeiſterung, die ihn jetzt beſeelt, würde ihm ihr wohlthätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer ſo verächtlichen Rolle, die ſeinen innern Ueberzeugungen ſo ſehr widerſpräche, würde es ihm bald an Muth, an Freude, an Beharrlichkeit gebrechen. Er will die Wohlthat vollkommen machen, die er auf dem Wege iſt, ſeinem Volke zu erweiſen; er will ſie nicht bloß unabhängig und frei, auch glücklich will er ſie machen und erleuchten. Er will ſein Werk für die Ewigkeit gründen.

Alſo darf es nicht auf Betrug — es muß auf Wahrheit gegründet ſeyn. Wie vereinigt er aber dieſe Widerſprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil ſie unfähig ſind ihn zu faſſen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er dieſe widrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm alſo nichts übrig, als ihnen ſeinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.

Jetzt prüft er alſo ſeine Vernunftreligion, und unterſucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günſtige Aufnahme bei ſeinen Hebräern zu verſichern. Er ſteigt in ihre Lage, in ihre Beſchränkung, in ihre Seele hinunter, und ſpäht da die verborgenen Fäden aus, an die er ſeine Wahrheit anknüpfen könnte.

Er legt alſo ſeinem Gott diejenigen Eigenſchaften bei, welche die Faſſungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfniß eben jetzt von ihm fordern. Er paßt ſeinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will; er paßt ihn den Umſtänden an, unter welchen er ihn verkündiget, und ſo entſteht ſein Jehovah.

In den Gemüthern ſeines Volks findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber dieſer Glaube iſt in den roheſten Aberglauben ausgeartet. Dieſen Aberglauben muß er ausrotten,

aber den Glauben muß er erhalten. Er muß ihn bloß von ſeinem jetzigen unwürdigen Gegenſtand ablöſen, und ſeiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube ſelbſt gibt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten ſtand jedes Volk unter dem Schutz einer beſondern Nationalgottheit, und es ſchmeichelte dem Nationalſtolz, dieſe Gottheit über die Götter aller andern Völker zu ſetzen. Dieſen letztern wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgeſprochen; ſie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften ſie ſich nicht erheben. An dieſen Irrthum knüpfte Moſes ſeine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Myſterien zum Nationalgott der Hebräer, aber er ging noch einen Schritt weiter.

Er begnügte ſich nicht bloß, dieſen Nationalgott zum mächtigſten aller Götter zu machen, ſondern er machte ihn zum einzigen, und ſtürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er ſchenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigenthum, um ſich ihrer Vorſtellungsart zu bequemen, aber zugleich unterwarf er ihm alle andern Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bild, worin er ihn den Hebräern vorſtellte, die zwei wichtigſten Eigenſchaften ſeines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte ſie wirkſamer in dieſer menſchlichen Hülle.

Der eitle kindiſche Stolz, die Gottheit ausſchließend beſitzen zu wollen, mußte nun zum Vortheil der Wahrheit geſchäftig ſeyn, und ſeiner Lehre vom einigen Gott Eingang verſchaffen. Freilich iſt es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten ſtürzt; aber dieſer neue Irrglaube iſt der Wahrheit ſchon um Vieles näher, als derjenige, den er verdrängte; und dieſer kleine Zuſatz von Irrthum iſt es im Grunde allein, wodurch ſeine Wahrheit ihr Glück macht, und Alles, was er dabei gewinnt, dankt er dieſem vorhergeſehenen Mißverſtändniß ſeiner Lehre. Was hätten ſeine Hebräer mit einem philoſophiſchen Gott machen können? Mit dieſem Nationalgott hingegen muß er Wunderdinge bei ihnen ausrichten. — Man denke ſich einmal in die Lage der Hebräer. Unwiſſend, wie ſie ſind, meſſen ſie die Stärke der Götter nach dem Glück der Völker ab, die in ihrem Schutze ſtehen. Verlaſſen und unterdrückt von Menſchen, glauben

ſie ſich auch von allen Göttern vergeſſen; eben das Verhältniß, das ſie ſelbſt gegen die Aegypter haben, muß nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Aegypter haben; er iſt alſo ein kleines Licht neben dieſen, oder ſie zweifeln gar, ob ſie wirklich einen haben. Auf einmal wird ihnen verkündigt, daß ſie auch einen Beſchützer im Sternenkreis haben, und daß dieſer Beſchützer erwacht ſey aus ſeiner Ruhe, daß er ſich umgürte und aufmache, gegen ihre Feinde große Thaten zu verrichten.

Dieſe Verkündigung Gottes iſt nunmehr dem Ruf eines Feldherrn gleich, ſich unter ſeine ſiegreiche Fahne zu begeben. Gibt nun dieſer Feldherr zugleich auch Proben ſeiner Stärke, oder kennen ſie ihn gar noch aus alten Zeiten her, ſo reißt der Schwindel der Begeiſterung auch den Furchtſamſten dahin; und auch dieſes brachte Moſes in Rechnung bei ſeinem Entwurfe.

Das Geſpräch, welches er mit der Erſcheinung in dem brennenden Dornbuſch hält, legt uns die Zweifel vor, die er ſich ſelbſt aufgeworfen, und auch die Art und Weiſe, wie er ſich ſolche beantwortet hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der ſie ſo lange vernachläſſigt hat, der jetzt auf einmal wie aus den Wolken fällt, deſſen Namen ſie nicht einmal nennen hörte — der ſchon Jahrhunderte lang ein müßiger Zuſchauer der Mißhandlung war, die ſie von ihren Unterdrückern erleiden mußte? Wird ſie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den Mächtigern halten? Dies war der nächſte Gedanke, der in dem neuen Propheten jetzt aufſteigen mußte. Wie hebt er aber nun dieſe Bedenklichkeit? Er macht ſeinen Jao zum Gott ihrer Väter, er knüpft ihn alſo an ihre alten Volksſagen an, und verwandelt ihn dadurch in einen einheimiſchen, in einen alten und wohlbekannten Gott. Aber um zu zeigen, daß er den wahren und einzigen Gott darunter meine, um aller Verwechſelung mit irgend einem Geſchöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Mißverſtändniß Raum zu geben, gibt er ihm den heiligen Namen, den er wirklich in den Myſterien führt. Ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde. Sage zu dem Volk Iſrael, legt er ihm in den Mund, ich werde ſeyn, der hat mich zu euch geſendet.

In den Myſterien führte die Gottheit wirklich dieſen Namen.

Dieſer Name mußte aber dem dummen Volk der Hebräer durchaus unverſtändlich ſeyn. Sie konnten ſich unmöglich etwas dabei denken, und Moſes hätte alſo mit einem andern Namen weit mehr Glück machen können; aber er wollte ſich lieber dieſem Uebelſtand ausſetzen, als einen Gedanken aufgeben, woran ihm Alles lag, und dieſer war: die Hebräer wirklich mit dem Gott, den man in den Myſterien der Iſis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht iſt, daß die ägyptiſchen Myſterien ſchon lange geblüht haben, ehe Jehovah dem Moſes in dem Dornbuſch erſchien, ſo iſt es wirklich auffallend, daß er ſich gerade denſelben Namen gibt, den er vorher in den Myſterien der Iſis führte.

Es war aber noch nicht genug, daß ſich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte, er mußte ſich auch als einen mächtigen Gott legitimiren, wenn ſie anders Herz zu ihm faſſen ſollten; und dies war um ſo nöthiger, da ihnen ihr bisheriges Schickſal in Aegypten eben keine große Meinung von ihrem Beſchützer geben konnte. Da er ſich ferner bei ihnen nur durch einen Dritten einführte, ſo mußte er ſeine Kraft auf dieſen legen, und ihn durch außerordentliche Handlungen in den Stand ſetzen, ſowohl ſeine Sendung ſelbſt, als die Macht und Größe deſſen, der ihn ſandte, darzuthun.

Wollte alſo Moſes ſeine Sendung rechtfertigen, ſo mußte er ſie durch Wunderthaten unterſtützen. Daß er dieſe Thaten wirklich verrichtet habe, iſt wohl kein Zweifel. Wie er ſie verrichtet habe, und wie man ſie überhaupt zu verſtehen habe, überläßt man dem Nachdenken eines Jeden.

Die Erzählung endlich, in welche Moſes ſeine Sendung kleidet, hat alle Requiſite, die ſie haben mußte, um den Hebräern Glauben daran einzuflößen, und dies war Alles, was ſie ſollte — bei uns braucht ſie dieſe Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wiſſen jetzt zum Beiſpiel, daß es dem Schöpfer der Welt, wenn er ſich je entſchließen ſollte, einem Menſchen in Feuer oder in Wind zu erſcheinen, gleichgültig ſeyn könnte, ob man barfuß oder nicht barfuß vor ihm erſchiene. — Moſes aber legt ſeinem Jehovah den Befehl in den Mund, daß er die Schuhe von den Füßen ziehen ſolle; denn er wußte ſehr gut, daß er dem Begriffe

der göttlichen Heiligkeit bei ſeinen Hebräern durch ein ſinnliches Zeichen zu Hülfe kommen müſſe — und ein ſolches Zeichen hatte er aus den Einweihungsceremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, daß z. B. ſeine ſchwere Zunge ihm hinderlich ſeyn könnte — er kam alſo dieſem Uebelſtand zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, ſchon in ſeine Erzählung, und Jehovah ſelbſt mußte ſie heben. Er unterzieht ſich ferner ſeiner Sendung nur nach einem langen Widerſtand — deſto mehr Gewicht mußte alſo in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihm dieſe Sendung aufnöthigte. Ueberhaupt malt er das am ausführlichſten und am individuellſten aus in ſeiner Erzählung, was den Iſraeliten, ſo wie uns, am allerſchwerſten eingehen mußte zu glauben, und es iſt kein Zweifel, daß er ſeine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das Bisherige kurz zuſammenfaſſen, was war eigentlich der Plan, den Moſes in der arabiſchen Wüſte ausdachte?

Er wollte das iſraelitiſche Volk aus Aegypten führen, und ihm zum Beſitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfaſſung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die ſich ihm bei dieſem Unternehmen entgegenſtellen würden; weil er wußte, daß auf die eignen Kräfte dieſes Volks ſo lange nicht zu rechnen ſey, bis man ihm Selbſtvertrauen, Muth, Hoffnung und Begeiſterung gegeben; weil er vorausſah, daß ſeine Beredſamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavenſinn der Hebräer gar nicht wirken würde: ſo begriff er, daß er ihnen einen höhern, einen überirdiſchen Schutz ankündigen müſſe, daß er ſie gleichſam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn verſammeln müſſe.

Er gibt ihnen alſo einen Gott, um ſie fürs erſte aus Aegypten zu befreien. Weil es aber damit noch nicht gethan iſt, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anderes geben muß, und weil ſie dieſes andere erſt mit gewaffneter Hand erobern und ſich darin erhalten müſſen, ſo iſt nöthig, daß er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zuſammenhalte, ſo muß er ihnen alſo Geſetze und eine Verfaſſung geben.

Als ein Prieſter und Staatsmann aber weiß er, daß die

ſtärkſte und unentbehrlichſte Stütze aller Verfaſſung Religion iſt; er muß alſo den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreiung aus Aegypten, als einen bloßen Feldherrn, gegeben hat, auch bei der bevorſtehenden Geſetzgebung brauchen; er muß ihn alſo auch gleich ſo ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Geſetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott, denn er iſt ein großer und edler Menſch, der ein Werk, das dauern ſoll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfaſſung, die er ihnen zugedacht hat, in der That glücklich und dauernd glücklich machen, und dies kann nur dadurch geſchehen, daß er ſeine Geſetzgebung auf Wahrheit gründet. Für dieſe Wahrheit ſind aber ihre Verſtandeskräfte noch zu ſtumpf; er kann ſie alſo nicht auf dem reinen Weg der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er ſie nicht überzeugen kann, ſo muß er ſie überreden, hinreißen, beſtechen. Er muß alſo dem wahren Gott, den er ihnen ankündigt, Eigenſchaften geben, die ihn den ſchwachen Köpfen faßlich und empfehlungswürdig machen; er muß ihm ein heidniſches Gewand umhüllen, und muß zufrieden ſeyn, wenn ſie an ſeinem wahren Gott gerade nur dieſes Heidniſche ſchätzen, und auch das Wahre bloß auf eine heidniſche Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er ſchon unendlich, er gewinnt — daß der Grund ſeiner Geſetzgebung wahr iſt, daß alſo ein künftiger Reformator die Grundverfaſſung nicht einzuſtürzen braucht, wenn er die Begriffe verbeſſert, welches bei allen falſchen Religionen die unausbleibliche Folge iſt, ſobald die Fackel der Vernunft ſie beleuchtet.

Alle andern Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten ſind auf Betrug und Irrthum, auf Vielgötterei gegründet, obgleich, wie wir geſehen haben, in Aegypten ein kleiner Zirkel war, der richtige Begriffe von dem höchſten Weſen hegte. Moſes, der ſelbſt aus dieſem Zirkel iſt, und nur dieſem Zirkel ſeine beſſere Idee von dem höchſten Weſen zu danken hat, Moſes iſt der Erſte, der es wagt, dieſes geheimgehaltene Reſultat der Myſterien nicht nur laut, ſondern ſogar zur Grundlage eines Staats zu machen. Er wird alſo, zum Beſten der Welt und der Nachwelt, ein Verräther der Myſterien, und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis jetzt nur das

Eigenthum weniger Weiſen war. Freilich konnte er ſeinen Hebräern mit dieſer neuen Religion nicht auch zugleich den Verſtand mitgeben, ſie zu faſſen, und darin hatten die ägyptiſchen Epopten einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchſtens nur blind daran glauben.[1]

[1] Ich muß die Leſer dieſes Aufſatzes auf eine Schrift von ähnlichem Inhalt: *Ueber die älteſten hebräiſchen Myſterien von Br. Decius*, verweiſen, welche einen berühmten und verdienſtvollen Schriftſteller zum Verfaſſer hat, und woraus ich verſchiedene der hier zum Grund gelegten Ideen und Daten genommen habe.

Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon.[1]

Lykurgus.

Um den Lykurgiſchen Plan gehörig würdigen zu können, muß man auf die damalige politiſche Lage von Sparta zurückſehen, und die Verfaſſung kennen lernen, worin er Lacedämon fand, als er ſeinen neuen Entwurf zum Vorſchein brachte. Zwei Könige, beide mit gleicher Gewalt verſehen, ſtanden an der Spitze des Staats; jeder eiferſüchtig auf den andern, jeder geſchäftig, ſich einen Anhang zu machen, und dadurch die Gewalt ſeines Throngehülfen zu beſchränken. Dieſe Eiferſucht hatte ſich von den zwei erſten Königen Prokles und Euryſthen auf ihre beiderſeitigen Linien bis auf Lykurg fortgeerbt, daß Sparta während dieſes langen Zeitraums unaufhörlich von Factionen beunruhigt wurde. Jeder König ſuchte durch Bewilligung großer Freiheiten das Volk zu beſtechen, und dieſe Bewilligungen führten das Volk zur Frechheit und endlich zum Aufruhr. Zwiſchen Monarchie und Demokratie ſchwankte der Staat hin und wieder, und ging mit ſchnellem Wechſel von einem Extrem auf das andere über. Zwiſchen den Rechten des Volks und der Gewalt der Könige waren noch keine Gränzen gezeichnet, der Reichthum floß in wenigen Familien zuſammen. Die reichen Bürger tyranniſirten die armen, und die Verzweiflung der letztern äußerte ſich in Empörung.

Von innerer Zwietracht zerriſſen, mußte der ſchwache Staat die Beute ſeiner kriegeriſchen Nachbarn werden, oder in mehrere kleinere Tyrannien zerfallen. So fand Lykurgus Sparta;

[1] Anmerk. des Herausgebers. Dieſe Vorleſungen wurden in das 11te Heft der Thalia eingerückt.

unbeſtimmte Gränzen der königlichen und Volksgewalt, ungleiche Austheilung der Glücksgüter unter den Bürgern, Mangel an Gemeingeiſt und Eintracht und eine gänzliche politiſche Entkräftung waren die Uebel, die ſich dem Geſetzgeber am dringendſten darſtellten, auf die er alſo bei ſeiner Geſetzgebung vorzüglich Rückſicht nahm.

Als der Tag erſchien, wo Lykurgus ſeine Geſetze bekannt machen wollte, ließ er dreißig der vornehmſten Bürger, die er vorher zum Beſten ſeines Planes gewonnen hatte, bewaffnet auf dem Marktplatz erſcheinen, um denen, die ſich etwa widerſetzen würden, Furcht einzujagen. Der König Charilaus, von dieſen Anſtalten in Schrecken geſetzt, entfloh in den Tempel der Minerva, weil er glaubte, daß die ganze Sache gegen ihn gerichtet ſey. Aber man benahm ihm dieſe Furcht, und brachte ihn ſogar dahin, daß er ſelbſt den Plan des Lykurgus thätig unterſtützte.

Die erſte Einrichtung betraf die Regierung. Um künftig auf immer zu verhindern, daß die Republik zwiſchen königlicher Tyrannei und anarchiſcher Demokratie hin= und hergeworfen würde, legte Lykurgus eine dritte Macht, als Gegengewicht, in die Mitte; er gründete einen Senat. Die Senatoren, achtundzwanzig an der Zahl und alſo dreißig mit den Königen, ſollten auf die Seite des Volks treten, wenn die Könige ihre Gewalt mißbrauchten, und wenn im Gegentheil die Gewalt des Volks zu groß werden wollte, die Könige gegen daſſelbe in Schutz nehmen. Eine vortreffliche Anordnung, wodurch Sparta auf immer allen den gewaltſamen innern Stürmen entging, die es bisher erſchüttert hatten. Dadurch ward es jedem Theil unmöglich gemacht, den andern unter die Füße zu treten; gegen Senat und Volk konnten die Könige nichts ausrichten, und eben ſo wenig konnte das Volk das Uebergewicht erhalten, wenn der Senat mit den Königen gemeine Sache machte.

Aber einem dritten Fall hatte Lykurgus nicht begegnet — wenn nämlich der Senat ſelbſt ſeine Macht mißbrauchte. Der Senat konnte ſich als ein Mittelglied, ohne Gefahr der öffentlichen Ruhe, gleich leicht mit den Königen wie mit dem Volke verbinden, aber ohne große Gefahr des Staats durften ſich die Könige nicht mit dem Volke gegen den Senat vereinigen. Dieſer

letzte fing daher bald an, dieſe vortheilhafte Lage zu benutzen, und einen ausſchweifenden Gebrauch von ſeiner Gewalt zu machen, welches um ſo mehr gelang, da die geringe Anzahl der Senatoren es ihnen leicht machte, ſich mit einander einzuverſtehen. Der Nachfolger des Lykurgus ergänzte deßwegen dieſe Lücke und führte die Ephoren ein, welche der Macht des Senats einen Zaum anlegten.

Gefährlicher und kühner war die zweite Anordnung, welche Lykurgus machte. Dieſe war: das ganze Land in gleichen Theilen unter den Bürgern zu vertheilen, und den Unterſchied zwiſchen Reichen und Armen auf immerdar aufzuheben. Ganz Lakonien wurde in dreißigtauſend Felder, der Acker um die Stadt Sparta ſelbſt in neuntauſend Felder getheilt, jedes groß genug, daß eine Familie reichlich damit auskommen konnte. Sparta gab jetzt einen ſchönen, reizenden Anblick, und Lykurgus ſelbſt weidete ſich an dieſem Schauſpiel, als er in der Folge das Land durchreiste. Ganz Lakonien, rief er aus, gleicht einem Acker, den Brüder brüderlich unter ſich theilten.

Eben ſo gern, wie die Aecker, hätte Lykurgus auch die beweglichen Güter vertheilt, aber dieſem Vorhaben ſtellten ſich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Er verſuchte alſo durch Umwege zu dieſem Ziele zu gelangen, und das, was er nicht durch ein Machtwort aufheben konnte, von ſich ſelbſt fallen zu machen.

Er fing damit an, alle goldenen und ſilbernen Münzen zu verbieten, und an ihrer Statt eiſerne einzuführen. Zugleich gab er einem großen und ſchweren Stück Eiſen einen ſehr geringen Werth, daß man einen großen Raum brauchte, um eine kleine Geldſumme aufzubewahren, und viele Pferde, um ſie fortzuſchaffen. Ja, damit man nicht einmal verſucht werden möchte, dieſes Geld des Eiſens wegen zu ſchätzen und zuſammenzuſcharren, ſo ließ er das Eiſen, welches dazu genommen wurde, vorher glühend in Eſſig löſchen und härten, wodurch es zu jedem andern Gebrauch untüchtig wurde.

Wer ſollte nun ſtehlen oder ſich beſtechen laſſen, oder Reichthümer aufzuhäufen trachten, da der kleine Gewinn weder verhehlt noch genutzt werden konnte?

Nicht genug, daß Lykurg ſeinen Mitbürgern dadurch die

Mittel zur Ueppigkeit entzog — er rückte ihnen auch die Gegenſtände derſelben aus den Augen, die ſie dazu hätten reizen können. Sparta's eiſerne Münze konnte kein fremder Kaufmann brauchen, und eine andere hatten ſie ihm nicht zu geben. Alle Künſtler, die für den Luxus arbeiteten, verſchwanden jetzt aus Lakonien, kein auswärtiges Schiff erſchien mehr in ſeinen Häfen, kein Abenteurer zeigte ſich mehr, ſein Glück in dieſem Lande zu ſuchen, kein Kaufmann kam, die Eitelkeit und Wolluſt zu brandſchatzen, denn ſie konnten nichts mit ſich hinwegnehmen, als eiſerne Münzen, die in allen andern Ländern verachtet wurden. Der Luxus hörte auf, weil Niemand da war, der ihn unterhalten hätte.

Lykurg arbeitete noch auf eine andere Art der Ueppigkeit entgegen. Er verordnete, daß alle Bürger an einem öffentlichen Orte in Gemeinſchaft zuſammen ſpeiſen, und alle dieſelbe vorgeſchriebene Koſt mit einander theilen ſollten. Es war nicht erlaubt, zu Hauſe der Weichlichkeit zu dienen, und ſich durch eigene Köche koſtbare Speiſen zurichten zu laſſen. Jeder mußte monatlich eine gewiſſe Summe an Lebensmitteln zu der öffentlichen Mahlzeit geben, und dafür erhielt er die Koſt von dem Staat. Fünfzehn ſpeiſten gewöhnlich an einem Tiſche zuſammen, und jeder Tiſchgenoſſe mußte alle übrigen Stimmen für ſich haben, um an die Tafel aufgenommen zu werden. Wegbleiben durfte keiner ohne eine gültige Entſchuldigung; dieſes Gebot wurde ſo ſtreng gehalten, daß ſelbſt Agis, einer der folgenden Könige, als er aus einem rühmlich geführten Kriege nach Sparta zurückkam und mit ſeiner Gemahlin allein ſpeiſen wollte, eine abſchlägige Antwort von den Ephoren erhielt. Unter den Speiſen der Spartaner iſt die ſchwarze Suppe berühmt; ein Gericht, zu deſſen Lobe geſagt wurde, die Spartaner hätten gut tapfer ſeyn, weil es kein ſo großes Uebel wäre, zu ſterben, als ihre ſchwarze Suppe zu eſſen. Ihre Mahlzeit würzten ſie mit Luſtigkeit und Scherz, denn Lykurg ſelbſt war ſo ſehr ein Freund der geſelligen Freude, daß er dem Gott des Lachens in ſeinem Hauſe einen Altar errichtete.

Durch die Einführung dieſer gemeinſchaftlichen Speiſung gewann Lykurgus für ſeinen Zweck ſehr viel. Aller Luxus an koſtbarem Tafelgeräthe hörte auf, weil man an dem öffentlichen

Tiſch keinen Gebrauch davon machen konnte. Der Schwelgerei wurde auf immer Einhalt gethan; geſunde und ſtarke Körper waren die Folge dieſer Mäßigkeit und Ordnung, und geſunde Väter konnten dem Staate ſtarke Kinder zeugen. Die gemeinſchaftliche Speiſung gewöhnte die Bürger, mit einander zu leben, und ſich als Glieder deſſelben Staatskörpers zu betrachten — nicht einmal zu gedenken, daß eine ſo gleiche Lebensweiſe auch auf die gleiche Stimmung der Gemüther Einfluß haben mußte.

Ein ander Geſetz verordnete, daß kein Haus ein anderes Dach haben dürfte, als welches mit der Axt verfertigt worden, und keine andere Thür, als die bloß mit Hülfe einer Säge gemacht worden ſey. In ein ſo ſchlechtes Haus konnte ſich Niemand einfallen laſſen, koſtbare Möbeln zu ſchaffen; Alles mußte ſich harmoniſch zu dem Ganzen ſtimmen.

Lykurgus begriff wohl, daß es nicht damit gethan ſey, Geſetze für ſeine Mitbürger zu ſchaffen; er mußte auch Bürger für dieſe Geſetze erſchaffen. In den Gemüthern der Spartaner mußte er ſeiner Verfaſſung die Ewigkeit ſichern, in dieſen mußte er die Empfänglichkeit für fremde Eindrücke ertödten.

Der wichtigſte Theil ſeiner Geſetzgebung war daher die Erziehung, und durch dieſe ſchloß er gleichſam den Kreis, in welchem der ſpartaniſche Staat ſich um ſich ſelbſt bewegen ſollte. Die Erziehung war ein wichtiges Werk des Staats, und der Staat ein fortdauerndes Werk dieſer Erziehung.

Seine Sorgfalt für die Kinder erſtreckte ſich bis auf die Quellen der Zeugung. Die Körper der Jungfrauen wurden durch Leibesübungen gehärtet, um ſtarke geſunde Kinder leicht zu gebären. Sie gingen ſogar unbekleidet, um alle Unfälle der Witterung auszuhalten. Der Bräutigam mußte ſie rauben, und durfte ſie auch nur des Nachts und verſtohlen beſuchen. Dadurch blieben Beide in den erſten Jahren der Ehe einander immer noch fremd, und ihre Liebe blieb neu und lebendig.

Aus der Ehe ſelbſt wurde alle Eiferſucht verbannt. Alles, auch die Schamhaftigkeit, ordnete der Geſetzgeber ſeinem Hauptzweck unter. Er opferte die weibliche Treue auf, um geſunde Kinder für den Staat zu gewinnen.

Sobald das Kind geboren war, gehörte es dem Staat. — Vater und Mutter hatten es verloren. Es wurde von den

Aelteſten beſichtigt; wenn es ſtark und wohlgebildet war, übergab man es einer Wärterin; war es ſchwächlich und mißgeſtaltet, ſo warf man es in einen Abgrund an dem Berge Taygetus.

Die ſpartaniſchen Wärterinnen wurden wegen der harten Erziehung, die ſie den Kindern gaben, in ganz Griechenland berühmt und in entfernte Länder berufen. Sobald ein Knabe das ſiebente Jahr erreicht hatte, wurde er ihnen genommen und mit Kindern ſeines Alters gemeinſchaftlich erzogen, ernährt und unterrichtet. Frühe lehrte man ihn Beſchwerlichkeiten Trotz bieten, und durch Leibesübungen eine Herrſchaft über ſeine Glieder erlangen. Erreichten ſie die Jünglingsjahre, ſo hatten die edelſten unter ihnen Hoffnung, Freunde unter den Erwachſenen zu erhalten, die durch eine begeiſterte Liebe an ſie gebunden waren. Die Alten waren bei ihren Spielen zugegen, beobachteten das aufkeimende Genie, und ermunterten die Ruhmbegierde durch Lob oder Tadel. Wenn ſie ſich ſatt eſſen wollten, ſo mußten ſie die Lebensmittel dazu ſtehlen, und wer ſich ertappen ließ, hatte eine harte Züchtigung und Schande zu erwarten. Lykurgus wählte dieſes Mittel, um ſie frühe an Liſt und Ränke zu gewöhnen — Eigenſchaften, die er für den kriegeriſchen Zweck, zu dem er ſie bildete, eben ſo wichtig glaubte, als Leibesſtärke und Muth. Wir haben ſchon oben geſehen, wie wenig gewiſſenhaft Lykurgus in Betreff der Sittlichkeit war, wenn es darauf ankam, ſeinen politiſchen Zweck zu verfolgen. Uebrigens muß man in Betrachtung ziehen, daß weder die Entweihung der Ehen, noch dieſer befohlene Diebſtahl in Sparta den politiſchen Schaden anrichten konnten, den ſie in jedem andern Staate würden zur Folge gehabt haben. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm, ſo war ſie unabhängig von dem Glück und der Reinigkeit der Ehen; da in Sparta wenig Werth auf dem Eigenthum ruhte, und faſt alle Güter gemeinſchaftlich waren, ſo war die Sicherheit des Eigenthums kein ſo wichtiger Punkt, und ein Angriff darauf — beſonders wenn der Staat ſelbſt ihn lenkte und Abſichten dadurch erreichte — kein bürgerliches Verbrechen.

Den jungen Spartanern war es verboten, ſich zu ſchmücken, ausgenommen, wenn ſie in das Treffen oder in ſonſt eine große

Gefahr gingen. Dann erlaubte man ihnen, ihre Haare ſchön aufzuputzen, ihre Kleider zu ſchmücken und Zierrathen an den Waffen zu tragen. Das Haar, ſagte Lykurgus, mache ſchöne Leute ſchöner und häßliche fürchterlich Es war gewiß ein feiner Kunſtgriff des Geſetzgebers, etwas Lachendes und Feſtliches mit Gelegenheiten der Gefahr zu verbinden, und ihnen dadurch das Schreckliche zu benehmen. Er ging noch weiter. Er ließ im Kriege von der ſtrengen Disciplin etwas nach; die Lebensart war dann freier, und Vergehungen wurden weniger hart geahndet. Daher kam es, daß der Krieg den Spartanern allein eine Art von Erholung war, und daß ſie ſich darauf, wie auf eine fröhliche Gelegenheit, freuten. Rückte der Feind an, ſo ließ der ſpartaniſche König das Kaſtoriſche Lied anſtimmen, die Soldaten rückten in feſtgeſchloſſenen Reihen unter Flötengeſang fort, und gingen freudig und unerſchrocken, nach dem Klange der Muſik, der Gefahr entgegen.

Der Plan des Lykurgus brachte es mit ſich, daß die Anhänglichkeit an das Eigenthum der Anhänglichkeit an das Vaterland durchaus nachſtand, und daß die Gemüther, durch keine Privatſorge zerſtreut, nur dem Staate lebten. Darum fand er für gut und nothwendig, ſeinen Mitbürgern auch die Geſchäfte des gewöhnlichen Lebens zu erſparen, und dieſe durch Fremdlinge verrichten zu laſſen, damit auch nicht einmal die Sorge der Arbeit oder die Freude an häuslichen Geſchäften ihren Geiſt von dem Intereſſe des Vaterlands abzöge. Die Aecker und das Haus wurden deßwegen von Sklaven beſorgt, die in Sparta dem Vieh gleich geachtet wurden. Man nennt ſie Heloten, weil die erſten Sklaven der Spartaner Einwohner der Stadt Helos in Lakonien geweſen, die ſie bekriegt und zu Gefangenen gemacht hatten. Von dieſen Heloten führten nachher alle ſpartaniſchen Sklaven, die ſie in ihren Kriegen erbeuteten, den Namen.

Abſcheulich war der Gebrauch, den man in Sparta von dieſen unglücklichen Menſchen machte. Man betrachtete ſie als ein Geräthe, von dem man zu politiſchen Abſichten, wie man wollte, Gebrauch machen könnte, und die Menſchheit wurde auf eine wirklich empörende Art in ihnen verſpottet. Um der ſpartaniſchen Jugend ein abſchreckendes Bild von der Unmäßigkeit im Trinken zu geben, zwang man dieſe Heloten, ſich zu

betrinken, und ſtellte ſie dann in dieſem Zuſtand öffentlich zur Schau aus. Man ließ ſie ſchändliche Lieder ſingen und lächerliche Tänze tanzen, die Tänze der Freigebornen waren ihnen verboten.

Man gebrauchte ſie zu einer noch weit unmenſchlichern Abſicht. Es war dem Staate darum zu thun, den Muth ſeiner kühnſten Jünglinge auf ſchwere Proben zu ſetzen, und ſie durch blutige Vorſpiele zum Kriege vorzubereiten. Der Senat ſchickte alſo zu gewiſſen Zeiten eine Anzahl dieſer Jünglinge auf das Land; nichts als ein Dolch und etwas Speiſe wurde ihnen auf die Reiſe mitgegeben. Am Tage war ihnen auferlegt, ſich verborgen zu halten; bei Nachtzeit aber zogen ſie auf die Straßen und ſchlugen die Heloten todt, die ihnen in die Hände fielen. Dieſe Anſtalt nannte man die Kryptia oder den Hinterhalt; aber ob Lykurgus der Stifter derſelben war, iſt noch im Zweifel. Wenigſtens folgt ſie ganz aus ſeinem Princip. Wie die Republik Sparta in ihren Kriegen glücklich war, ſo vermehrte ſich auch die Anzahl dieſer Heloten, daß ſie anfingen, der Republik ſelbſt gefährlich zu werden, und auch wirklich, durch eine ſo barbariſche Behandlung zur Verzweiflung gebracht, Empörungen entſpannen. Der Senat faßte einen unmenſchlichen Entſchluß, den er durch die Nothwendigkeit entſchuldigt glaubte. Unter dem Vorwand, ihnen die Freiheit zu ſchenken, wurden einmal während des peloponneſiſchen Kriegs zweitauſend der tapferſten Heloten verſammelt und, mit Kränzen geſchmückt, in einer feierlichen Proceſſion in die Tempel begleitet. Hier aber verſchwanden ſie plötzlich, und Niemand erfuhr, was mit ihnen geworden war. So viel iſt übrigens gewiß, und in Griechenland zum Sprüchwort geworden, daß die ſpartaniſchen Sklaven die unglückſeligſten aller andern Sklaven, ſo wie die ſpartaniſchen freien Bürger die freieſten aller Bürger geweſen.

Weil den Letztern alle Arbeiten durch die Heloten abgenommen waren, ſo brachten ſie ihr ganzes Leben müßig zu; die Jugend übte ſich in kriegeriſchen Spielen und Geſchicklichkeiten, und die Alten waren die Zuſchauer und Richter bei dieſen Uebungen. Einem ſpartaniſchen Greis gereichte es zur Schande, von dem Ort wegzubleiben, wo die Jugend erzogen wurde. Auf dieſe Art kam es, daß jeder Spartaner mit dem Staate lebte,

alle Handlungen wurden dadurch öffentliche Handlungen. Unter den Augen der Nation reifte die Jugend heran und verblühte das Alter. Unaufhörlich hatte der Spartaner Sparta vor Augen und Sparta ihn. Er war Zeuge von Allem, und Alles war Zeuge ſeines Lebens. Die Ruhmbegierde erhielt einen immerwährenden Sporn, der Nationalgeiſt eine unaufhörliche Nahrung; die Idee von Vaterland und vaterländiſchem Intereſſe verwuchs mit dem innerſten Leben aller ſeiner Bürger. Noch andere Gelegenheiten, dieſe Triebe zu entflammen, gaben die öffentlichen Feſte, welche in dem müßigen Sparta ſehr zahlreich waren. Kriegeriſche Volkslieder wurden dabei geſungen, welche den Ruhm der fürs Vaterland gefallenen Bürger oder Ermunterungen zur Tapferkeit zum gewöhnlichen Inhalt hatten. Sie erſchienen an dieſen Feſten in drei Chören nach dem Alter eingetheilt. Das Chor der Alten fing an zu ſingen: In der Vorzeit waren wir Helden. Das Chor der Männer antwortete: Helden ſind wir jetzt! Komme, wer will, es zu erproben! Das dritte Chor der Knaben fiel ein: Helden werden wir einſt, und euch durch Thaten verdunkeln.

Werfen wir einen bloß flüchtigen Blick auf die Geſetzgebung des Lykurgus, ſo befällt uns wirklich ein angenehmes Erſtaunen. Unter allen ähnlichen Inſtituten des Alterthums iſt ſie unſtreitig die vollendetſte, die moſaiſche Geſetzgebung ausgenommen, der ſie in vielen Stücken, und vorzüglich in dem Principium gleicht, das ihr zum Grund liegt. Sie iſt wirklich in ſich ſelbſt vollendet. Alles ſchließt ſich darin aneinander an. Eines wird durch Alles, und Alles durch Eines gehalten. Beſſere Mittel konnte Lykurgus wohl nicht wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat nämlich, der von allen übrigen iſolirt, ſich ſelbſt genug und fähig wäre, durch innern Kreislauf und eigene lebendige Kraft ſich ſelbſt zu erhalten. Kein Geſetzgeber hat je einem Staate dieſe Einheit, dieſes Nationalintereſſe, dieſen Gemeingeiſt gegeben, den Lykurgus dem ſeinigen gab. Und wodurch hat Lykurgus dieſes bewirkt? — Dadurch, daß er die Thätigkeit ſeiner Mitbürger in den Staat zu leiten wußte, und ihnen alle anderen Wege zuſchloß, die ſie hätten davon abziehen können.

Alles, was Menſchenſeelen feſſelt und Leidenſchaften entzündet, Alles, außer dem politiſchen Intereſſe, hatte er durch ſeine Geſetzgebung entfernt. Reichthum und Wollüſte, Wiſſenſchaft und Kunſt, hatten keinen Zugang zu den Gemüthern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinſchaftliche Armuth fiel die Vergleichung der Glücksumſtände weg, die in den meiſten Menſchen die Gewinnſucht entzündet; der Wunſch nach Beſitzthümern fiel mit der Gelegenheit hinweg, ſie zu zeigen und zu nutzen. Durch die tiefe Unwiſſenheit in Kunſt und Wiſſenſchaft, welche alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art verfinſterte, verwahrte er es vor Eingriffen, die ein erleuchteter Geiſt in die Verfaſſung gethan haben würde; eben dieſe Unwiſſenheit, mit dem rauhen Nationaltrotz verbunden, der jedem Spartaner eigenthümlich war, ſtand ihrer Vermiſchung mit andern griechiſchen Völkern unaufhörlich im Wege. In der Wiege ſchon waren ſie zu Spartanern geſtempelt, und je mehr ſie andern Nationen entgegen ſtießen, deſto feſter mußten ſie an ihrem Mittelpunkt halten. Das Vaterland war das erſte Schauſpiel, das ſich dem ſpartaniſchen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwachte. Er erwachte im Schooß des Staats; Alles, was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland. Es war der erſte Eindruck in ſeinem Gehirne, und ſein ganzes Leben war eine ewige Erneuerung dieſes Eindrucks.

Zu Hauſe fand der Spartaner nichts, das ihn hätte feſſeln können; alle Reize hatte der Geſetzgeber ſeinen Augen entzogen. Nur im Schooße des Staats fand er Beſchäftigung, Ergötzung, Ehre, Belohnung; alle ſeine Triebe und Leidenſchaften waren nach dieſem Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte alſo die ganze Energie, die Kraft aller ſeiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeiſt, der alle zuſammen entflammte, mußte ſich der Nationalgeiſt jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher iſt es kein Wunder, daß die ſpartaniſche Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich ſcheinen muß. Daher kam es, daß bei dem Bürger dieſer Republik gar kein Zweifel ſtatt finden konnte, wenn es darauf ankam, zwiſchen Selbſterhaltung und Rettung des Vaterlandes eine Wahl zu treffen.

Daher iſt es begreiflich, wie ſich der ſpartaniſche König Leonidas mit ſeinen dreihundert Helden die Grabſchrift verdienen konnte, die ſchönſte ihrer Art und das erhabenſte Denkmal

politiſcher Tugend. „Erzähle, Wandrer, wenn du nach Sparta kommſt, daß wir, ſeinen Geſetzen gehorſam, hier gefallen ſind.“

Man muß alſo eingeſtehen, daß nichts zweckmäßiger, nichts durchdachter ſeyn kann, als dieſe Staatsverfaſſung, daß ſie in ihrer Art ein vollendetes Kunſtwerk vorſtellt, und, in ihrer ganzen Strenge befolgt, nothwendig auf ſich ſelbſt hätte ruhen müſſen. Wäre aber meine Schilderung hier zu Ende, ſo würde ich mich eines ſehr großen Irrthums ſchuldig gemacht haben. Dieſe bewunderungswürdige Verfaſſung iſt im höchſten Grade verwerflich, und nichts Traurigeres könnte der Menſchheit begegnen, als wenn alle Staaten nach dieſem Muſter wären gegründet worden. Es wird uns nicht ſchwer fallen, uns von dieſer Behauptung zu überzeugen.

Gegen ſeinen eigenen Zweck gehalten, iſt die Geſetzgebung des Lykurgus ein Meiſterſtück der Staats- und Menſchenkunde. Er wollte einen mächtigen, in ſich ſelbſt gegründeten, unzerſtörbaren Staat; politiſche Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wornach er ſtrebte, und dieſes Ziel hat er ſo weit erreicht, als unter ſeinen Umſtänden möglich war. Aber hält man den Zweck, welchen Lykurgus ſich vorſetzte, gegen den Zweck der Menſchheit, ſo muß eine tiefe Mißbilligung an die Stelle der Bewunderung treten, die uns der erſte flüchtige Blick abgewonnen hat. Alles darf dem Beſten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat ſelbſt nur als ein Mittel dient. Der Staat ſelbſt iſt niemals Zweck, er iſt nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menſchheit erfüllt werden kann, und dieſer Zweck der Menſchheit iſt kein anderer, als Ausbildung aller Kräfte des Menſchen, Fortſchreitung. Hindert eine Staatsverfaſſung, daß alle Kräfte, die im Menſchen liegen, ſich entwickeln; hindert ſie die Fortſchreitung des Geiſtes, ſo iſt ſie verwerflich und ſchädlich, ſie mag übrigens noch ſo durchdacht, und in ihrer Art noch ſo vollkommen ſeyn. Ihre Dauerhaftigkeit ſelbſt gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf, als zum Ruhme — ſie iſt dann nur ein verlängertes Uebel; je länger ſie Beſtand hat, um ſo ſchädlicher iſt ſie.

Ueberhaupt können wir bei Beurtheilung politiſcher Anſtalten als eine Regel feſtſetzen, daß ſie nur gut und lobenswürdig

ſind, inſofern ſie alle Kräfte, die im Menſchen liegen, zur Ausbildung bringen, inſofern ſie Fortſchreitung der Cultur befördern oder wenigſtens nicht hemmen. Dieſes gilt von Religions-, wie von politiſchen Geſetzen; beide ſind verwerflich, wenn ſie eine Kraft des menſchlichen Geiſtes feſſeln, wenn ſie ihm in irgend etwas einen Stillſtand auferlegen. Ein Geſetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensſchema beſtändig zu verharren, das ihr in einer gewiſſen Periode als das vortrefflichſte erſchienen, ein ſolches Geſetz wäre ein Attentat gegen die Menſchheit, und keine noch ſo ſcheinbare Abſicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchſte Gut, gegen den höchſten Zweck der Geſellſchaft gerichtet.

Mit dieſem allgemeinen Maßſtab verſehen, können wir nicht lange zweifelhaft ſeyn, wie wir den Lykurgiſchen Staat beurtheilen ſollen.

Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintanſetzung aller andern geübt wurde, Vaterlandsliebe.

Dieſem künſtlichen Triebe wurden die natürlichſten, ſchönſten Gefühle der Menſchheit zum Opfer gebracht.

Auf Unkoſten aller ſittlichen Gefühle wurde das politiſche Verdienſt errungen, und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine eheliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundſchaft — es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Lange Zeit hat man jene ſpartaniſche Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von ſich ſtößt, und nach dem Tempel eilt, den Göttern für den Gefallenen zu danken. Zu einer ſolchen unnatürlichen Stärke des Geiſtes hätte man der Menſchheit nicht Glück wünſchen ſollen. Eine zärtliche Mutter iſt eine weit ſchönere Erſcheinung in der moraliſchen Welt, als ein heroiſches Zwittergeſchöpf, das die natürliche Empfindung verläugnet, um eine künſtliche Pflicht zu befriedigen.

Welch ſchöneres Schauſpiel gibt der rauhe Krieger Cn. Marcius in ſeinem Lager vor Rom, der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Thränen der Mutter nicht fließen ſehen kann!

Dadurch, daß der Staat der Vater ſeines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater deſſelben auf, es zu ſeyn. Das Kind

lernte nie ſeine Mutter, ſeinen Vater lieben, weil es, ſchon in dem zarteſten Alter von ihnen geriſſen, ſeine Eltern nicht an ihren Wohlthaten, nur von Hörenſagen erfuhr.

Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine Menſchengefühl in Sparta ertödtet, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, ging unwiederbringlich verloren. Ein Staatsgeſetz machte den Spartanern die Unmenſchlichkeit gegen ihre Sklaven zur Pflicht; in dieſen unglücklichen Schlachtopfern wurde die Menſchheit beſchimpft und mißhandelt. In dem ſpartaniſchen Geſetzbuche ſelbſt wurde der gefährliche Grundſatz gepredigt, Menſchen als Mittel und nicht als Zwecke zu betrachten — dadurch wurden die Grundfeſten des Naturrechts und der Sittlichkeit geſetzmäßig eingeriſſen. Die ganze Moralität wurde preisgegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieſer Moralität einen Werth haben kann.

Kann etwas widerſprechender ſeyn, und kann ein Widerſpruch ſchrecklichere Folgen haben, als dieſer? Nicht genug, daß Lykurgus auf den Ruin der Sittlichkeit ſeinen Staat gründete, er arbeitete auf eine andere Art gegen den höchſten Zweck der Menſchheit, indem er durch ſein fein durchdachtes Staatsſyſtem den Geiſt der Spartaner auf derjenigen Stufe feſt hielt, worauf er ihn fand, und auf ewig alle Fortſchreitung hemmte.

Aller Kunſtfleiß war aus Sparta verbannt, alle Wiſſenſchaften wurden vernachläſſigt, aller Handelsverkehr mit fremden Völkern verboten, alles Auswärtige wurde ausgeſchloſſen. Dadurch wurden alle Canäle geſperrt, wodurch ſeiner Nation helle Begriffe zufließen konnten; in einer ewigen Einförmigkeit, in einem traurigen Egoismus ſollte ſich der ſpartaniſche Staat ewig nur um ſich ſelbſt bewegen.

Das Geſchäft aller ſeiner vereinigten Bürger war, ſich zu erhalten, was ſie beſaßen, und zu bleiben, was ſie waren, nicht Neues zu bewerben, nicht auf eine höhere Stufe zu ſteigen. Unerbittliche Geſetze mußten darüber wachen, daß keine Neuerung in das Uhrwerk des Staates griff, daß ſelbſt der Fortſchritt der Zeit an der Form der Geſetze nichts veränderte. Um dieſe locale, dieſe temporäre Verfaſſung dauerhaft zu machen, mußte man den Geiſt des Volks auf derjenigen Stelle feſt halten, worauf er bei ihrer Gründung geſtanden.

Wir haben aber geſehen, daß Fortſchreitung des Geiſtes das Ziel des Staats ſeyn ſoll.

Der Staat des Lykurgus konnte nur unter der einzigen Bedingung fortdauern, wenn der Geiſt des Volkes ſtille ſtünde; er konnte ſich alſo nur dadurch erhalten, daß er den höchſten und einzigen Zweck eines Staats verfehlte. Was man alſo zum Lobe des Lykurgus angeführt hat, daß Sparta nur ſo lange blühen würde, als es dem Buchſtaben ſeines Geſetzes folgte, iſt das Schlimmſte, was von ihm geſagt werden konnte. Eben dadurch, daß es die alte Staatsform nicht verlaſſen durfte, die Lykurg ihm gegeben, ohne ſich dem gänzlichen Untergang auszuſetzen, daß es bleiben mußte, was es war, daß es ſtehen mußte, wo ein einziger Mann es hingeworfen, eben dadurch war Sparta ein unglücklicher Staat — und kein traurigeres Geſchenk hätte ihm ſein Geſetzgeber machen können, als dieſe gerühmte ewige Dauer einer Verfaſſung, die ſeiner wahren Größe und Glückſeligkeit ſo ſehr im Wege ſtand.

Nehmen wir dies zuſammen, ſo verſchwindet der falſche Glanz, wodurch die einzige hervorſtechende Seite des ſpartaniſchen Staats ein unerfahrnes Auge blendet — wir ſehen nichts mehr, als einen ſchülerhaften unvollkommenen Verſuch — das erſte Exercitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einſichten fehlte, die wahren Verhältniſſe der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieſer erſte Verſuch ausgefallen iſt, ſo wird und muß er einem philoſophiſchen Forſcher der Menſchengeſchichte immer ſehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Rieſenſchritt des menſchlichen Geiſtes, dasjenige als ein Kunſtwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall und der Leidenſchaft überlaſſen geweſen war. Unvollkommen mußte nothwendig der erſte Verſuch in der ſchwerſten aller Künſte ſeyn, aber ſchätzbar bleibt er immer, weil er in der wichtigſten aller Künſte angeſtellt worden iſt. Die Bildhauer fingen mit Hermesſäulen an, ehe ſie ſich zu der vollkommenen Form eines Antinous, eines vaticaniſchen Apolls erhuben; die Geſetzgeber werden ſich noch lange in rohen Verſuchen üben, bis ſich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der geſellſchaftlichen Kräfte von ſelbſt darbietet.

Der Stein leidet geduldig den bildenden Meißel, und die

Saiten, die der Tonkünſtler anſchlägt, antworten ihm, ohne ſeinem Finger zu widerſtreben.

Der Geſetzgeber allein bearbeitet einen ſelbſtthätigen widerſtrebenden Stoff — die menſchliche Freiheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen, das er in ſeinem Gehirne noch ſo rein entworfen hat; aber hier iſt der Verſuch allein ſchon alles Lobes werth, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen unternommen und mit Zweckmäßigkeit vollendet wird.

Solon.

Von der Geſetzgebung des Lykurgus in Sparta war die Geſetzgebung Solons in Athen faſt durchaus das Widerſpiel — und da die beiden Republiken Sparta und Athen die Hauptrollen in der griechiſchen Geſchichte ſpielen, ſo iſt es ein anziehendes Geſchäft, ihre verſchiedenen Staatsverfaſſungen neben einander zu ſtellen, und ihre Gebrechen und Vorzüge gegen einander abzuwägen.

Nach dem Tode des Kodrus wurde die königliche Würde in Athen abgeſchafft, und einer Obrigkeit, die den Namen Archon führte, die höchſte Gewalt auf Lebenslang übertragen. In einem Zeitraum von mehr als dreihundert Jahren herrſchten dreizehn ſolcher Archonten in Athen, und aus dieſem Zeitraum hat uns die Geſchichte nichts Merkwürdiges von der neuen Republik aufbehalten. Aber der Geiſt der Demokratie, der den Athenienſern ſchon zu Homers Zeiten eigenthümlich war, regte ſich am Schluß dieſer Periode wieder. Eine lebenslängliche Dauer des Archontats war ihnen doch ein allzu lebhaftes Bild der königlichen Würde, und vielleicht hatten die vorhergegangenen Archonten ihre große und dauerhafte Macht mißbraucht. Man ſetzte alſo die Dauer der Archonten auf zehn Jahre. Ein wichtiger Schritt zur künftigen Freiheit; denn dadurch, daß es alle zehn Jahre einen neuen Beherrſcher wählte, erneuerte das Volk den Actus ſeiner Souveränetät; es nahm alle zehn Jahre ſeine weggegebene Gewalt zurück, um ſie nach Gutbefinden von neuem wegzugeben. Dadurch blieb ihm immer in friſchem Gedächtniß, was die Unterthanen erblicher Monarchien zuletzt ganz vergeſſen, daß es ſelbſt die Quelle der höchſten Gewalt, daß der Fürſt nur das Geſchöpf der Nation iſt.

Dreihundert Jahre hatte das athenienſiſche Volk einen lebens=länglichen Archon über ſich geduldet, aber die zehnjährigen Archonten wurde es ſchon im ſiebenzigſten Jahre müde. Dies war ganz natürlich; denn während dieſer Zeit hatte es ſiebenmal die Archontenwahl erneuert, es war alſo ſiebenmal an ſeine Souveränetät erinnert worden. Der Geiſt der Freiheit hatte ſich alſo in der zweiten Periode weit lebhafter regen müſſen, weit ſchneller entwickeln müſſen, als in der erſten.

Der ſiebente der zehnjährigen Archonten war auch der letzte von dieſer Gattung. Das Volk wollte alle Jahre den Genuß ſeiner Obergewalt haben, es hatte die Erfahrung gemacht, daß eine auf zehn Jahre verliehene Gewalt noch immer lang genug daure, um zum Mißbrauch zu verführen. Künftig alſo war die Archontenwürde auf ein einziges Jahr eingeſchränkt, nach deſſen Verfluß eine neue Wahl vorgenommen wurde. Es that noch einen Schritt weiter. Weil auch eine noch ſo kurz dauernde Gewalt in den Händen eines Einzigen der Monarchie ſchon ſehr nahe kommt, ſo ſchwächte es dieſe Gewalt, indem es dieſelbe unter neun Archonten vertheilte, die zugleich regierten.

Drei dieſer neun Archonten hatten Vorzüge vor den ſechs übrigen. Der erſte Archon, Eponymos genannt, führte den Vorſitz bei der Verſammlung; ſein Name ſtand unter den öffentlichen Acten; nach ihm nannte man das Jahr. Der zweite, Baſileus oder König genannt, hatte über die Religion zu wachen, und den Gottesdienſt zu beſorgen; dies war aus frühern Zeiten beibehalten, wo die Aufſicht über den Gottesdienſt ein weſentliches Stück der Königswürde geweſen. Der dritte, Polemarch, war Anführer im Kriege. Die ſechs übrigen führten den Namen Thesmotheten, weil ſie die Conſtitution zu bewahren, und die Geſetze zu erhalten und auszulegen hatten.

Die Archonten wurden aus den vornehmſten Familien gewählt, und in ſpätern Zeiten erſt drangen ſich auch Perſonen aus dem Volk in dieſe Würde. Die Verfaſſung war daher einer Ariſtokratie weit näher als einer Volksregierung, und das letzte hatte alſo noch nicht ſehr viel dabei gewonnen.

Die Anordnung, daß jedes Jahr neun neue Archonten gewählt wurden, hatte neben ihrer guten Seite, nämlich Mißbrauch der höchſten Gewalt zu verhüten, auch eine ſehr ſchlimme,

und dieſe war, daß ſie Factionen im Staat hervorbrachte. Denn nun gab es viele Bürger im Staat, welche die höchſte Gewalt bekleidet und wieder abgegeben hatten. Mit Niederlegung ihrer Würde konnten ſie nicht ſo leicht auch den Geſchmack an dieſer Würde, nicht ſo leicht das Vergnügen am Herrſchen ablegen, das ſie zu koſten angefangen hatten. Sie wünſchten alſo wieder zu werden, was ſie waren, ſie machten ſich alſo einen Anhang, ſie erregten innere Stürme in der Republik. Die ſchnellere Abwechslung und die größere Anzahl der Archonten machten ferner jedem angeſehenen und reichen Athenienſer Hoffnung, zum Archontat zu gelangen, eine Hoffnung, die er vorher, als nur Einer dieſe Würde bekleidete und nicht ſo bald wieder darin abgelöst wurde, wenig oder nicht gekannt hatte. Dieſe Hoffnung wurde endlich bei ihnen zur Ungeduld, und dieſe Ungeduld führte ſie zu gefährlichen Anſchlägen. Beide alſo, ſowohl die, welche ſchon Archonten geweſen, als die, welche ſich ſehnten, es zu werden, wurden der bürgerlichen Ruhe auf gleiche Art gefährlich.

Das Schlimmſte dabei war, daß die obrigkeitliche Macht, durch Vertheilung unter Mehrere, und durch ihre kurze Dauer, mehr als jemals gebrochen war. Es fehlte daher an einer ſtarken Hand, die Factionen zu bändigen und die aufrühreriſchen Köpfe im Zaum zu halten. Mächtige und verwegene Bürger ſtürzten den Staat in Verwirrung und ſtrebten nach Unabhängigkeit.

Man warf endlich, um dieſen Unruhen zu ſteuern, die Augen auf einen unbeſcholtenen und allgemein gefürchteten Bürger, dem die Verbeſſerung der Geſetze, die bis jetzt nur in mangelhaften Traditionen beſtanden, übertragen ward. Drako hieß dieſer gefürchtete Bürger — ein Mann ohne Menſchengefühl, der der menſchlichen Natur nichts Gutes zutraute, alle Handlungen bloß in dem finſtern Spiegel ſeiner eigenen trüben Seele ſah, und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menſchheit; ein ſchlechter Philoſoph und ein noch ſchlechterer Kenner der Menſchen, mit kaltem Herzen, beſchränktem Kopf und unbiegſam in ſeinen Vorurtheilen. Solch ein Mann war vortrefflich, Geſetze zu vollziehen; aber ſie zu geben, konnte man keine ſchlimmere Wahl treffen.

Es iſt uns wenig von den Geſetzen des Drako übrig geblieben, aber dieſes Wenige ſchildert uns den Mann und den Geiſt ſeiner Geſetzgebung. Alle Verbrechen ſtrafte er ohne Unterſchied mit dem Tode, den Müßiggang wie den Mord, den Diebſtahl eines Kohls oder eines Schafs wie den Hochverrath und die Mordbrennerei. Als man ihn daher fragte, warum er die kleinen Vergehungen eben ſo ſtreng beſtrafe, als die ſchwerſten Verbrechen, ſo war ſeine Antwort: „Die kleinſten Verbrechen ſind des Todes würdig; für die größern weiß ich keine andere Strafe als den Tod — darum muß ich beide gleich behandeln.“

Drako's Geſetze ſind der Verſuch eines Anfängers in der Kunſt, Menſchen zu regieren. Schrecken iſt das einzige Inſtrument, wodurch er wirkt. Er ſtraft nur begangenes Uebel, er verhindert es nicht, er bekümmert ſich nicht darum, die Quellen deſſelben zu verſtopfen und die Menſchen zu verbeſſern. Einen Menſchen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böſes begangen hat, heißt eben ſo viel, als einen Baum umhauen, weil eine ſeiner Früchte faul iſt.

Seine Geſetze ſind doppelt zu tadeln, weil ſie nicht allein die heiligen Gefühle und Rechte der Menſchheit wider ſich haben, ſondern auch, weil ſie auf das Volk, dem er ſie gab, nicht berechnet waren. War ein Volk in der Welt ungeſchickt, durch ſolche Geſetze zu gedeihen, ſo war es das athenienſiſche. Die Sklaven der Pharaonen, oder des Königs der Könige, würden ſich endlich vielleicht darein gefunden haben — aber wie konnten Athenienſer unter ein ſolches Joch ſich beugen!

Auch blieben ſie kaum ein halbes Jahrhundert in Kraft, ob er ihnen gleich den unbeſcheidenen Titel unwandelbarer Geſetze gab.

Drako hatte alſo ſeinen Auftrag ſehr ſchlecht erfüllt, und anſtatt zu nützen, ſchadeten ſeine Geſetze. Weil ſie nämlich nicht befolgt werden konnten, und doch keine anderen ſogleich da waren ihre Stelle zu erſetzen, ſo war es eben ſo viel, als wenn Athen gar kein Geſetz gehabt hätte, und die traurigſte Anarchie riß ein.

Damals war der Zuſtand des athenienſiſchen Volks äußerſt zu beklagen. Eine Claſſe des Volks beſaß Alles, die andere

hingegen gar nichts; die Reichen unterdrückten und plünderten aufs unbarmherzigſte die Armen. Es entſtand eine unermeßliche Scheidewand zwiſchen beiden. Die Noth zwang die ärmeren Bürger, zu den Reichen ihre Zuflucht zu nehmen; zu eben den Blutigeln, die ſie ausgeſogen hatten; aber ſie fanden nur eine grauſame Hülfe bei dieſen. Für die Summen, die ſie aufnahmen, mußten ſie ungeheure Zinſen bezahlen, und wenn ſie nicht Termin hielten, ihre Ländereien ſelbſt an die Gläubiger abtreten. Nachdem ſie nichts mehr zu geben hatten, und doch leben mußten, waren ſie dahin gebracht, ihre eignen Kinder als Sklaven zu verkaufen, und endlich, als auch dieſe Zuflucht erſchöpft war, borgten ſie auf ihren eigenen Leib, und mußten ſich gefallen laſſen, von ihren Creditoren als Sklaven verkauft zu werden. Gegen dieſen abſcheulichen Menſchenhandel war noch kein Geſetz in Attika gegeben, und nichts hielt die grauſame Habſucht der reichen Bürger in Schranken. So ſchrecklich war der Zuſtand Athens. Wenn der Staat nicht zu Grunde gehen ſollte, ſo mußte man dieſes zerſtörte Gleichgewicht der Güter auf eine gewaltſame Art wieder herſtellen.

Zu dieſem Ende waren unter dem Volk drei Factionen entſtanden. Die eine, welcher die armen Bürger beſonders beitraten, forderte eine Demokratie, eine gleiche Vertheilung der Aecker, wie ſie Lykurgus in Sparta eingeführt hatte; die andere, welche die Reichen ausmachten, ſtritt für die Ariſtokratie.

Die dritte wollte beide Staatsformen mit einander verbunden wiſſen, und ſetzte ſich den beiden andern entgegen, daß keine durchdringen konnte.

Es war keine Hoffnung, dieſen Streit auf eine ruhige Art beizulegen, ſo lange man nicht einen Mann fand, dem ſich alle drei Parteien auf gleiche Weiſe unterwarfen und ihn zum Schiedsrichter über ſich anerkannten.

Glücklicher Weiſe fand ſich ein ſolcher Mann, und ſeine Verdienſte um die Republik, ſein ſanfter billiger Charakter, und der Ruf ſeiner Weisheit hatten längſt ſchon die Augen der Nation auf ihn gezogen. Dieſer Mann war Solon, von königlicher Abkunft, wie Lykurgus, denn er zählte den Kodrus unter ſeinen Ahnherren. Solons Vater war ein ſehr reicher Mann geweſen, aber durch Wohlthun hatte er ſein Vermögen

geſchwächt, und der junge Solon mußte in ſeinen erſten Jahren die Kaufmannſchaft ergreifen. Durch Reiſen, welche ihm dieſe Lebensart nothwendig machte, und durch den Verkehr mit auswärtigen Völkern bereicherte ſich ſein Geiſt, und ſein Genie entwickelte ſich im Umgang mit fremden Weiſen. Frühe ſchon legte er ſich auf die Dichtkunſt, und die Fertigkeit, die er darin erlangte, kam ihm in der Folge ſehr gut zu ſtatten, moraliſche Wahrheiten und politiſche Regeln in dieſes gefällige Gewand zu kleiden. Sein Herz war empfindlich für Freude und Liebe; einige Schwachheiten ſeiner Jugend machten ihn um ſo nachſichtiger gegen die Menſchheit, und gaben ſeinen Geſetzen das Gepräge von Sanftmuth und Milde, das ſie von den Satzungen des Drako und Lykurgus ſo ſchön unterſcheidet. Er war ferner noch ein tapferer Heerführer geweſen, hatte der Republik den Beſitz der Inſel Salamine erworben, und noch andere wichtige Kriegsdienſte geleiſtet. Damals war das Studium der Weisheit noch nicht wie jetzt von politiſcher und kriegeriſcher Wirkſamkeit getrennt; der Weiſe war der beſte Staatsmann, der erfahrenſte Feldherr, der tapferſte Soldat; ſeine Weisheit flöß in alle Geſchäfte ſeines bürgerlichen Lebens. Solons Ruf war durch ganz Griechenland erſchollen, und in die allgemeinen Angelegenheiten des Peloponnes hatte er einen ſehr großen Einfluß.

Solon war der Mann, der allen Parteien in Athen gleich lieb war. Die Reichen hatten große Hoffnungen von ihm, weil er ſelbſt ein begüterter Mann war. Die Armen vertrauten ihm, weil er ein rechtſchaffener Mann war. Der verſtändige Theil der Athenienſer wünſchte ſich ihn zum Herrſcher, weil die Monarchie das ſicherſte Mittel ſchien, die Factionen zu unterdrücken; ſeine Verwandten wünſchten dies gleichfalls, aber aus eigennützigen Abſichten, um die Herrſchaft mit ihm zu theilen. Solon verſchmähte dieſen Rath: „die Monarchie,“ ſagte er, „ſey ein ſchöner Wohnplatz, aber er habe keinen Ausgang.“

Er begnügte ſich, ſich zum Archon und Geſetzgeber ernennen zu laſſen, und übernahm dieſes große Amt ungern, und nur aus Achtung für das Wohl der Bürger.

Das Erſte, womit er ſein Werk eröffnete, war das berühmte Edict, Seiſachtheia, oder Erledigung genannt, wodurch alle Schulden aufgehoben und zugleich verboten wurde,

daß künftig Keiner dem Andern auf ſeinen Leib etwas leihen durfte. Dieſes Edict war allerdings ein gewaltſamer Angriff auf das Eigenthum, aber die höchſte Noth des Staats machte einen gewaltſamen Schritt nothwendig. Er war unter zwei Uebeln das kleinere, denn die Claſſe des Volks, welche dadurch litt, war weit geringer, als die, welche dadurch glücklich wurde.

Durch dieſes wohlthätige Edict wälzte er auf einmal die ſchweren Laſten ab, welche die arme Bürgerclaſſe ſeit Jahrhunderten niedergedrückt hatten; die Reichen aber machte er dadurch nicht elend, denn er ließ ihnen, was ſie hatten; er nahm ihnen nur die Mittel, ungerecht zu ſeyn. Nichts deſtoweniger erntete er von den Armen ſo wenig Dank als von den Reichen. Die Armen hatten auf eine völlig gleiche Ländertheilung gerechnet, davon in Sparta das Beiſpiel gegeben war, und murrten deßwegen gegen ihn, daß er ihre Erwartung hintergangen hatte. Sie vergaßen, daß der Geſetzgeber den Reichen eben ſo gut als den Armen Gerechtigkeit ſchuldig ſey, und daß die Anordnung des Lykurgus eben darum nicht nachahmungswürdig ſey, weil ſie ſich auf eine Unbilligkeit gründete, die zu vermeiden geweſen wäre.

Der Undank des Volks preßte dem Geſetzgeber eine beſcheidene Klage aus. „Ehemals," ſagte er, „rauſchte mir von allen Seiten mein Lob entgegen; jetzt ſchielt Alles mit feindlichen Blicken auf mich." Bald aber zeigten ſich in Attika die wohlthätigen Folgen ſeiner Verfügung. Das Land, das vorher Sklavendienſte that, war jetzt frei; der Bürger bearbeitete den Acker jetzt als ſein Eigenthum, den er vorher als Taglöhner für ſeinen Creditor bearbeitet hatte. Viele ins Ausland verkaufte Bürger, die ſchon angefangen hatten, ihre Mutterſprache zu verlernen, ſahen als freie Menſchen ihr Vaterland wieder.

Das Vertrauen in den Geſetzgeber kehrte zurück. Man übertrug ihm die ganze Reformation des Staats und unumſchränkte Gewalt, über das Eigenthum und die Rechte der Bürger zu verfügen. Der erſte Gebrauch, den er davon machte, war, daß er alle Geſetze des Drako abſchaffte — diejenigen ausgenommen, welche gegen den Mord und Ehebruch gerichtet waren.

Nun übernahm er das große Werk, der Republik eine neue Conſtitution zu geben.

Alle athenienſiſchen Bürger mußten ſich einer Schätzung des Vermögens unterwerfen, und nach dieſer Schätzung wurden ſie in vier Claſſen oder Zünfte getheilt.

Die erſte begriff diejenigen in ſich, welche jährlich fünfhundert Maß von trocknen und flüſſigen Dingen Einkommen hatten.

Die zweite enthielt diejenigen, welche dreihundert Maß Einkommen hatten, und ein Pferd halten konnten.

Die dritte diejenigen, welche nur die Hälfte davon hatten, und wo alſo immer zwei zuſammentreten mußten, um dieſe Summe herauszubringen. Man nannte ſie deßwegen die Zweigeſpannten.

In der vierten waren die, welche keine liegenden Gründe beſaßen, und bloß von ihrer Handarbeit lebten, Handwerker, Taglöhner und Künſtler.

Die drei erſten Claſſen konnten öffentliche Aemter bekleiden· die aus der letzten waren davon ausgeſchloſſen; doch hatten ſie bei der Nationalverſammlung eine Stimme, wie die übrigen, und dadurch allein genoſſen ſie einen großen Antheil an der Regierung. Vor die Nationalverſammlung, Eccleſia genannt, wurden alle großen Angelegenheiten gebracht, und durch dieſelbe entſchieden: die Wahl der Obrigkeiten, die Beſetzung der Aemter, wichtige Rechtshändel, Finanzangelegenheiten, Krieg und Frieden. Da ferner die Soloniſchen Geſetze mit einer gewiſſen Dunkelheit behaftet waren, ſo mußte in jedem Fall, wo der Richter über ein Geſetz, das er auszulegen hatte, zweifelhaft war, an die Eccleſia appellirt werden, welche dann in letzter Inſtanz entſchied, wie das Geſetz zu verſtehen ſey. Von allen Tribunalen konnte man an das Volk appelliren. Vor dem dreißigſten Jahre hatte Niemand Zutritt zur Nationalverſammlung; aber ſobald einer das erforderliche Alter hatte, ſo konnte er ungeſtraft nicht mehr wegbleiben, denn Solon haßte und bekämpfte nichts ſo ſehr, als Lauigkeit gegen das gemeine Weſen.

Athens Verfaſſung war auf dieſe Art in eine vollkommene Demokratie verwandelt; im ſtrengſten Verſtande war das Volk ſouverän, und nicht bloß durch Repräſentanten herrſchte es, ſondern in eigener Perſon und durch ſich ſelbſt.

Bald aber zeigten ſich nachtheilige Folgen dieſer Einrichtung.

Das Volk war zu ſchnell mächtig geworden, um ſich dieſes Vorrechts mit Mäßigung zu bedienen; Leidenſchaft miſchte ſich in die öffentliche Verſammlung, und der Tumult, den eine ſo große Volksmenge erregte, erlaubte nicht immer, reif zu überlegen und weiſe zu entſcheiden. Dieſem Uebel zu begegnen, ſchuf Solon einen Senat, zu welchem, aus jeder der vier Zünfte, hundert Mitglieder genommen wurden. Dieſer Senat mußte ſich vorher über die Punkte berathſchlagen, welche der Ecclesia vorgelegt werden ſollten. Nichts, was nicht vorher vom Senat in Ueberlegung genommen worden, durfte vor das Volk gebracht werden, aber das Volk allein behielt die Entſcheidung. War eine Angelegenheit von dem Senat dem Volk vorgetragen, ſo traten die Redner auf, die Wahl deſſelben zu lenken. Dieſe Menſchenclaſſe hat ſich in Athen ſehr viel Wichtigkeit erworben, und durch den Mißbrauch, den ſie von ihrer Kunſt und dem leicht beweglichen Sinn der Athenienſer machte, der Republik eben ſo viel geſchadet, als ſie ihr hätte nützen können, wenn ſie, von Privatabſichten rein, das wahre Intereſſe des Staats immer vor Augen gehabt hätte. Alle Kunſtgriffe der Beredſamkeit bot der Redner auf, dem Volk diejenige Seite einer Sache annehmlich zu machen, wozu er es gern bringen wollte; und verſtand er ſeine Kunſt, ſo waren alle Herzen in ſeinen Händen. Durch dieſe Redner wurde dem Volk eine ſanfte und erlaubte Feſſel angelegt. Sie herrſchten durch Ueberredung, und ihre Herrſchaft war darum nicht weniger groß, weil ſie der freien Wahl etwas übrig ließ. Das Volk behielt völlige Freiheit, zu wählen und zu verwerfen; aber durch die Kunſt, womit man ihm die Dinge vorzulegen wußte, lenkte man dieſe Freiheit. Eine vortreffliche Einrichtung, wenn die Function der Redner immer in reinen und treuen Händen geblieben wäre. Bald aber wurden aus dieſen Rednern Sophiſten, die ihren Ruhm darein ſetzten, das Schlimme gut und das Gute ſchlimm zu machen.

Mitten in Athen war ein großer, öffentlicher Platz, von Bildſäulen der Götter und Helden umgeben, das Prytaneum genannt. Auf dieſem Platz war die Verſammlung des Senats, und die Senatoren erhielten davon den Namen der Prytanen. Von einem Prytanen wurde ein untadelhaftes Leben verlangt. Keinem Verſchwender, Keinem, der ſeinem Vater unehrerbietig

begegnet, Keinem, welcher ſich nur einmal betrunken hatte, durfte es in den Sinn kommen, ſich zu dieſem Amte zu melden.

Als ſich in der Folge die Bevölkerung in Athen vermehrte, und anſtatt der vier Zünfte, welche Solon eingeführt hatte, zehn Zünfte gemacht wurden, wurde auch die Anzahl der Prytanen von vierhundert bis tauſend geſetzt. Aber von dieſen tauſend Prytanen waren jährlich nur fünfhundert in Function, und auch dieſe fünfhundert nie auf einmal. Fünfzig derſelben regierten immer fünf Wochen lang, und zwar ſo, daß in jeder Woche nur zehn im Amte ſtanden. So war es ganz unmöglich, willkürlich zu verfahren, denn jeder hatte eben ſo viele Zeugen und Hüter ſeiner Handlungen, als er Amtsgenoſſen hatte, und der nachfolgende konnte immer die Verwaltung ſeines Vorgängers muſtern. Alle fünf Wochen wurden vier Volksverſammlungen gehalten, die außerordentlichen nicht mitgerechnet — eine Einrichtung, wodurch es ganz unmöglich gemacht ward, daß eine Angelegenheit lange unentſchieden blieb und der Gang der Geſchäfte verzögert wurde.

Außer dem Senat der Prytanen, den er neu erſchuf, brachte Solon auch den Areopagus wieder in Anſehen, den Drako erniedrigt hatte, weil er ihm zu menſchlich dachte. Er machte ihn zum oberſten Aufſeher und Schutzgeiſt der Geſetze, und befeſtigte, wie Plutarch ſagt, an dieſen beiden Gerichten, dem Senat nämlich und dem Areopagus, wie an zwei Ankern die Republik.

Dieſe zwei Gerichtshöfe waren eingeſetzt, über die Erhaltung des Staats und ſeiner Geſetze zu wachen. Zehn andere Tribunale beſchäftigten ſich mit Anwendung der Geſetze, mit der Gerechtigkeitspflege. Ueber Mordthaten erkannten vier Gerichtshöfe, das Palladium, das Delphinium, die Phreattys und Heliäa. Die zwei erſtern beſtätigte Solon nur, ſie waren ſchon unter den Königen geſtiftet. Unvorſätzliche Mordthaten wurden von dem Palladium gerichtet. Vor dem Delphinium ſtellten ſich die, welche ſich zu einem für erlaubt gehaltenen Todtſchlag bekannten. Das Gericht Phreattys wurde eingeſetzt, um über diejenigen zu erkennen, welche eines vorſätzlichen Todtſchlags wegen angeklagt wurden, nachdem ſie bereits eines unvorſätzlichen Mordes wegen außer Landes geflüchtet waren. Der Beklagte erſchien auf einem Schiffe,

und am Ufer ſtanden ſeine Richter. War er unſchuldig, ſo kehrte er ruhig an ſeinen Verbannungsort zurück, in der fröhlichen Hoffnung, einſt wieder heimkehren zu dürfen. Wurde er ſchuldig befunden, ſo kehrte er zwar auch unverſehrt zurück, aber ſein Vaterland hatte er auf ewig verloren.

Das vierte Criminalgericht war die Heliäa, die ihren Namen von der Sonne hatte, weil ſie ſich gleich nach Aufgang der Sonne und an einem Orte, den die Sonne beſtrahlt, zu verſammeln pflegte. Die Heliäa war eine außerordentliche Commiſſion der andern großen Tribunale; ihre Mitglieder waren zugleich Richter und Magiſtrate. Sie hatten nicht bloß Geſetze anzuwenden und zu vollziehen, ſondern auch zu verbeſſern und ihren Sinn zu beſtimmen. Ihre Verſammlung war feierlich, und ein furchtbarer Eid verband ſie zur Wahrheit.

Sobald ein Todesurtheil gefällt war, und der Beklagte hatte ſich nicht durch eine freiwillige Verbannung demſelben entzogen, ſo überlieferte man ihn den eilf Männern; dieſen Namen führte die Commiſſion, wozu jede der zehn Zünfte einen Mann hergab, die mit dem Blutrichter eilf ausmachten. Dieſe eilf Männer hatten die Aufſicht über die Gefängniſſe und vollzogen die Todesurtheile. Der Todesarten, welche man den Verbrechern in Athen zuerkannte, waren dreierlei. Entweder man ſtürzte ihn in einen Schlund, auch in das Meer hinunter, oder man richtete ihn mit dem Schwert hin, oder gab ihm Schierling zu trinken.

Zunächſt der Todesſtrafe kam die Verweiſung. Dieſe Strafe iſt ſchrecklich in glückſeligen Ländern; es gibt Staaten, aus denen es kein Unglück iſt, verwieſen zu werden. Daß es die Verweiſung zunächſt an die Todesſtrafe, und, wenn ſie ewig war, dieſer letztern gleich ſetzte, iſt ein ſchönes Selbſtgefühl des athenienſiſchen Volks. Der Athenienſer, der ſein Vaterland verloren, konnte in der ganzen übrigen Welt kein Athen mehr finden.

Die Verbannung war mit einer Confiscation aller Güter verbunden, den Oſtracismus allein ausgenommen.

Bürger, welche durch außerordentliche Verdienſte oder Glück zu einem größern Einfluß und Anſehen gelangt waren, als ſich mit der republicaniſchen Gleichheit vertrug, und die alſo

anfingen, der bürgerlichen Freiheit gefährlich zu werden, verbannte man zuweilen, — ehe ſie dieſe Verbannung verdienten. Um den Staat zu retten, war man unrecht gegen einen einzelnen Bürger. Die Idee, welche dieſem Gebrauche zum Grund liegt, iſt an ſich zu loben; aber das Mittel, welches man erwählte, zeugt von einer kindiſchen Politik. Man nannte dieſe Art der Verbannung den Oſtracismus, weil die Vota auf Scherben geſchrieben wurden. Sechstauſend Stimmen waren nöthig, einen Bürger mit dieſer Strafe zu belegen. Der Oſtracismus mußte ſeiner Natur nach meiſtens den verdienteſten Bürger treffen; er ehrte alſo mehr, als er ſchändete — aber darum war er doch nicht weniger ungerecht und grauſam, denn er nahm dem Würdigſten, was ihm das Theuerſte war, die Heimath. Eine vierte Art von Strafen bei Criminalverbrechen war die Strafe der Säule. Die Schuld des Verbrechers wurde auf eine Säule geſchrieben, und dies machte ihn ehrlos mit ſeinem ganzen Geſchlechte.

Geringere bürgerliche Händel zu entſcheiden, waren ſechs Tribunale eingeſetzt, die aber niemals wichtig wurden, weil dem Verurtheilten von allen die Appellation an die höhern Gerichte und an die Eccleſia offen ſtand. Jeder führte ſeine Sache ſelbſt, Weiber, Kinder und Sklaven ausgenommen. Eine Waſſeruhr beſtimmte die Dauer von ſeiner und ſeines Anklägers Rede. Die wichtigſten bürgerlichen Händel mußten in vierundzwanzig Stunden entſchieden ſeyn.

So viel von den bürgerlichen und politiſchen Anordnungen Solons; aber darauf allein ſchränkte ſich dieſer Geſetzgeber nicht ein. Es iſt ein Vorzug, den die alten Geſetzgeber vor den neuern haben, daß ſie ihre Menſchen den Geſetzen zubilden, die ſie ihnen ertheilen, daß ſie auch die Sittlichkeit, den Charakter, den geſellſchaftlichen Umgang mitnehmen, und den Bürger nie von dem Menſchen trennen, wie wir. Bei uns ſtehen die Geſetze nicht ſelten in directem Widerſpruch mit den Sitten. Bei den Alten ſtanden Geſetze und Sitten in einer viel ſchönern Harmonie. Ihre Staatskörper haben daher auch eine ſo lebendige Wärme, die den unſrigen ganz fehlt; mit unzerſtörbaren Zügen war der Staat in die Seelen der Bürger gegraben.

Indeſſen muß man auch hier in Anpreiſung des Alterthums

ſehr behutſam ſeyn. Faſt durchgängig kann man behaupten, daß die Abſichten der alten Geſetzgeber weiſe und lobenswürdig waren, daß ſie aber in den Mitteln fehlten. Dieſe Mittel zeugen oft von unrichtigen Begriffen und einer einſeitigen Vorſtellungsart. Wo wir zu weit zurückbleiben, eilten ſie zu weit vor. Wenn unſere Geſetzgeber Unrecht gethan haben, daß ſie moraliſche Pflichten und Sitten ganz vernachläſſigten, ſo hatten die Geſetzgeber der Griechen darin Unrecht, daß ſie moraliſche Pflichten mit dem Zwang der Geſetze einſchärften. Zur moraliſchen Schönheit der Handlungen iſt Freiheit des Willens die erſte Bedingung, und dieſe Freiheit iſt dahin, ſobald man moraliſche Tugend durch geſetzliche Strafen erzwingen will. Das edelſte Vorrecht der menſchlichen Natur iſt, ſich ſelbſt zu beſtimmen, und das Gute um des Guten willen zu thun. Kein bürgerliches Geſetz darf Treue gegen den Freund, Großmuth gegen den Feind, Dankbarkeit gegen Vater und Mutter zwangsmäßig gebieten; denn ſobald es dieſes thut, wird eine freie moraliſche Empfindung in ein Werk der Furcht, in eine ſklaviſche Regung verwandelt.

Aber wieder auf unſern Solon zurückzukommen.

Ein Soloniſches Geſetz verordnet, daß jeder Bürger die Beleidigung, die einem andern widerführe, als ſich ſelbſt angethan betrachten, und nicht ruhen ſolle, bis ſie an dem Beleidiger gerochen ſey. Das Geſetz iſt vortrefflich, wenn man ſeine Abſicht dabei betrachtet. Seine Abſicht war, jedem Bürger warmen Antheil an allen übrigen einzuflößen, und alle mit einander daran zu gewöhnen, ſich als Glieder eines zuſammenhängenden Ganzen anzuſehen. Wie angenehm würden wir überraſcht werden, wenn wir in ein Land kämen, wo uns jeder Vorübergehende ungerufen gegen einen Beleidiger in Schutz nähme! Aber wie ſehr würde unſer Vergnügen verlieren, wenn uns zugleich dabei geſagt würde, daß er ſo ſchön habe handeln müſſen!

Ein anderes Geſetz, welches Solon gab, erklärt denjenigen für ehrlos, der bei einem bürgerlichen Aufruhr neutral bleibe. Auch bei dieſem Geſetze lag eine unverkennbar gute Abſicht zum Grunde. Dem Geſetzgeber war es darum zu thun, ſeinen Bürgern das innigſte Intereſſe an dem Staat einzuflößen. Kälte

gegen das Vaterland war ihm das Haſſenswürdigſte an einem Bürger. Neutralität kann oft eine Folge dieſer Kälte ſeyn; aber er vergaß, daß oft das feurigſte Intereſſe am Vaterland dieſe Neutralität gebietet — alsdann nämlich, wenn beide Parteien Unrecht haben, und das Vaterland bei beiden gleichviel zu verlieren haben würde.

Ein anderes Geſetz des Solon verbietet, von den Todten übel zu reden; ein anderes, an öffentlichen Oertern, wie vor Gericht, im Tempel oder im Schauſpiel, einem Lebenden Böſes nachzuſagen. Einen Baſtard ſpricht er von kindlichen Pflichten los, denn der Vater, ſagt er, habe ſich ſchon durch die genoſſene ſinnliche Luſt bezahlt gemacht; eben ſo ſprach er den Sohn von der Pflicht frei, ſeinen Vater zu ernähren, wenn dieſer ihn keine Kunſt hätte lernen laſſen. Er erlaubte, Teſtamente zu machen, und ſein Vermögen nach Willkür zu verſchenken, denn Freunde, die man ſich wählt, ſagte er, ſind mehr werth, als bloße Verwandte. Die Ausſteuer ſchaffte er ab, weil er wollte, daß die Liebe, und nicht der Eigennutz, Ehen ſtiftete. Noch ein ſchöner Zug von Sanftmuth in ſeinem Charakter iſt, daß er verhaßten Dingen mildere Namen gab. Abgaben hießen Beiträge; Beſatzungen Wächter der Stadt; Gefängniſſe Gemächer, und die Schuldenvernichtung nannte er Erleichterung. Den Aufwand, zu dem der athenienſiſche Geiſt ſich ſo ſehr neigte, mäßigte er durch weiſe Verordnungen; ſtrenge Geſetze wachten über die Sitten des Frauenzimmers, über den Umgang beider Geſchlechter und die Heiligkeit der Ehen.

Dieſe Geſetze, verordnete er, ſollten nur auf hundert Jahre gültig ſeyn — wie viel weiter ſah er als Lykurgus. Er begriff, daß Geſetze nur Dienerinnen der Bildung ſind, daß Nationen in ihrem männlichen Alter eine andere Führung nöthig haben, als in ihrer Kindheit. Lykurg verewigte die Geiſteskindheit der Spartaner, um dadurch ſeine Geſetze bei ihnen zu verewigen, aber ſein Staat iſt verſchwunden mit ſeinen Geſetzen. Solon hingegen verſprach den ſeinigen nur eine hundertjährige Dauer, und noch heutiges Tages ſind viele derſelben im römiſchen Geſetzbuch in Kraft. Die Zeit iſt eine gerechte Richterin aller Verdienſte.

Man hat dem Solon zum Vorwurf gemacht, daß er dem

Volk zu große Gewalt gegeben habe, und dieſer Vorwurf iſt nicht ungegründet. Indem er eine Klippe, die Oligarchie, zu ſehr vermied, iſt er einer andern, der Anarchie, zu nahe gekommen — aber doch auch nur nahe gekommen, denn der Senat der Prytanen und das Gericht des Areopagus waren ſtarke Zügel der demokratiſchen Gewalt. Die Uebel, welche von einer Demokratie unzertrennlich ſind, tumultuariſche und leidenſchaftliche Entſcheidungen und der Geiſt der Faction, konnten freilich in Athen nicht vermieden werden — aber dieſe Uebel ſind doch weit mehr der Form, die er wählte, als dem Weſen der Demokratie zuzuſchreiben. Er fehlte darin ſehr, daß er das Volk nicht durch Repräſentanten, ſondern in Perſon entſcheiden ließ, welches wegen der ſtarken Menſchenmenge nicht ohne Verwirrung und Tumult, und wegen der überlegenen Anzahl der unbemittelten Bürger nicht immer ohne Beſtechung abgehen konnte. Der Oſtracismus, wobei ſechstauſend Stimmen zum wenigſten erfordert wurden, läßt uns abnehmen, wie ſtürmiſch es bei dergleichen Volksverſammlung mag zugegangen ſeyn. Wenn man aber auf der andern Seite bedenkt, wie gut auch der gemeinſte Athenienſer mit dem gemeinen Weſen bekannt war, wie mächtig der Nationalgeiſt in ihm wirkte, wie ſehr der Geſetzgeber dafür geſorgt hatte, daß dem Bürger das Vaterland über Alles ging, ſo wird man einen beſſern Begriff von dem politiſchen Verſtand des athenienſiſchen Pöbels bekommen, und ſich wenigſtens hüten, von dem gemeinen Volke bei uns voreilig auf jenes zu ſchließen. Alle großen Verſammlungen haben immer eine gewiſſe Geſetzloſigkeit in ihrem Gefolge — alle kleinern aber haben Mühe, ſich von ariſtokratiſchem Deſpotismus ganz rein zu erhalten. Zwiſchen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, iſt das ſchwerſte Problem, das die kommenden Jahrhunderte erſt auflöſen ſollen. Bewundernswerth bleibt mir immer der Geiſt, der den Solon bei ſeiner Geſetzgebung beſeelte, der Geiſt der geſunden und ächten Staatskunſt, die das Grundprincipium, worauf alle Staaten ruhen müſſen, nie aus den Augen verlor: ſich ſelbſt die Geſetze zu geben, denen man gehorchen ſoll, und die Pflichten des Bürgers aus Einſicht und aus Liebe zum Vaterlande, nicht aus ſklaviſcher Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und ſchlaffer Ergebung in den Willen eines Obern, zu erfüllen.

Schön und trefflich war es von Solon, daß er Achtung hatte für die menſchliche Natur, und nie den Menſchen dem Staat, nie den Zweck dem Mittel aufopferte, ſondern den Staat dem Menſchen dienen ließ. Seine Geſetze waren laxe Bänder, an denen ſich der Geiſt der Bürger frei und leicht nach allen Richtungen bewegte; und nie empfand, daß ſie ihn lenkten; die Geſetze des Lykurgus waren eiſerne Feſſeln, an denen der kühne Muth ſich wund rieb, die durch ihr drückendes Gewicht den Geiſt niederzogen. Alle möglichen Bahnen ſchloß der athenienſiſche Geſetzgeber dem Genie und dem Fleiß ſeiner Bürger auf; der ſpartaniſche Geſetzgeber vermauerte den ſeinigen alle bis auf eine einzige — das politiſche Verdienſt. Lykurg befahl den Müßiggang durch Geſetze, Solon ſtrafte ihn ſtreng. Darum reiften in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Künſte, regten ſich alle Sehnen des Fleißes; darum wurden alle Felder des Wiſſens dort bearbeitet. Wo findet man in Sparta einen Sokrates, einen Thucydides, einen Sophokles und Plato? Sparta konnte nur Herrſcher und Krieger, — keine Künſtler, keine Dichter, keine Denker, keine Weltbürger erzeugen. Beide, Solon wie Lykurg, waren große Männer, beide waren rechtſchaffene Männer, aber wie verſchieden haben ſie gewirkt, weil ſie von entgegengeſetzten Principien ausgingen. Um den athenienſiſchen Geſetzgeber ſteht die Freiheit und die Freude, der Fleiß und der Ueberfluß — ſtehen alle Künſte und Tugenden, alle Grazien und Muſen herum, ſehen dankbar zu ihm auf, und nennen ihn ihren Vater und Schöpfer. Um den Lykurgus ſieht man nichts als Tyrannei und ihr ſchreckliches Gegentheil, die Knechtſchaft die ihre Ketten ſchüttelt und dem Urheber ihres Elends flucht.

Der Charakter eines ganzen Volks iſt der treueſte Abdruck ſeiner Geſetze, und alſo auch der ſicherſte Richter ihres Werths oder Unwerths. Beſchränkt war der Kopf des Spartaners und unempfindlich ſein Herz. Er war ſtolz und hochfahrend gegen ſeine Bundesgenoſſen, hart gegen ſeine Ueberwundenen, unmenſchlich gegen ſeine Sklaven und knechtiſch gegen ſeine Obern; in ſeinen Unterhandlungen war er ungewiſſenhaft und treulos, in ſeinen Entſcheidungen deſpotiſch, und ſeiner Größe, ſeiner Tugend ſelbſt fehlte es an der gefälligen Anmuth, welche allein

die Herzen gewinnt. Der Athenienſer hingegen war weichmüthig und ſanft im Umgang, höflich, aufgeweckt im Geſpräch, leutſelig gegen den Geringen, gaſtfrei und gefällig gegen den Fremden. Er liebte zwar Weichlichkeit und Putz, aber dies hinderte nicht, daß er im Treffen nicht wie ein Löwe kämpfte. Gekleidet in Purpur und mit Wohlgerüchen geſalbt, brachte er die Millionen des Xerxes und die rauhen Spartaner auf gleiche Weiſe zum Zittern. Er liebte die Vergnügungen der Tafel, und konnte nur ſchwer dem Reiz der Wolluſt widerſtehen; aber Völlerei und ſchamloſes Betragen machten ehrlos in Athen; Delicateſſe und Wohlanſtändigkeit wurden bei keinem Volke des Alterthums ſo getrieben, als bei dieſem; in einem Kriege mit dem macedoniſchen Philipp hatten die Athenienſer einige Briefe dieſes Königs aufgefangen, unter denen auch einer an ſeine Gemahlin war; die übrigen alle wurden geöffnet, dieſen einzigen ſchickten ſie unerbrochen zurück. Der Athenienſer war großmüthig im Glück, und im Unglück ſtandhaft — dann koſtete es ihn nichts, für das Vaterland Alles zu wagen. Seine Sklaven behandelte er menſchlich, und der mißhandelte Knecht durfte ſeinen Tyrannen verklagen. Selbſt die Thiere erfuhren die Großmuth dieſes Volks; nach vollendetem Bau des Tempels Hekatonpedon wurde verordnet, alle Laſtthiere, welche dabei geſchäftig geweſen, frei zu laſſen und auf ihr ganzes künftiges Leben auf den beſten Weiden umſonſt zu ernähren. Eins dieſer Thiere kam nachher von freien Stücken zur Arbeit, und lief mechaniſch vor den übrigen her, welche Laſten zogen. Dieſer Anblick rührte die Athenienſer ſo ſehr, daß ſie verordneten, dieſes Thier auf Unkoſten des Staats inskünftige beſonders zu unterhalten.

Indeſſen bin ich es der Gerechtigkeit ſchuldig, auch die Fehler der Athenienſer nicht zu verſchweigen, denn die Geſchichte ſoll keine Lobrednerin ſeyn. Dieſes Volk, das wir ſeiner feinen Sitten, ſeiner Sanftmuth, ſeiner Weisheit wegen bewundert haben, befleckte ſich nicht ſelten mit dem ſchändlichſten Undank gegen ſeine größten Männer, mit Grauſamkeit gegen ſeine überwundenen Feinde. Durch die Schmeicheleien ſeiner Redner verdorben, trotzig auf ſeine Freiheit und auf ſo viele glänzende Vorzüge eitel, drückte es ſeine Bundesgenoſſen und Nachbarn oft mit unerträglichem Stolze, und ließ ſich bei öffentlichen

Berathſchlagungen von einem leichtſinnigen Schwindelgeiſt leiten, der oft die Bemühungen ſeiner weiſeſten Staatsmänner zu nichte machte, und den Staat an den Rand des Verderbens riß. Jeder einzelne Athenienſer war lenkſam und weichmüthig; aber in öffentlichen Verſammlungen war er der vorige Mann nicht mehr. Daher ſchildert uns Ariſtophanes ſeine Landsleute als vernünftige Greiſe zu Hauſe und als Narren in Verſammlungen. Die Liebe zum Ruhme und der Durſt nach Neuheit beherrſchte ſie bis zur Ausſchweifung; an den Ruhm ſetzte der Athenienſer oft ſeine Glücksgüter, ſein Leben und nicht ſelten — ſeine Tugend. Eine Krone von Oelzweigen, eine Inſchrift auf einer Säule, die ſein Verdienſt verkündigte, war ihm ein feurigerer Sporn zu großen Thaten, als dem Perſer alle Schätze des großen Königs. So ſehr das athenienſiſche Volk ſeinen Undank übertrieb, ſo ausſchweifend war es wieder in ſeiner Dankbarkeit. Von einem ſolchen Volke im Triumph aus der Verſammlung heimbegleitet zu werden, es auch nur Einen Tag zu beſchäftigen, war ein höherer Genuß für die Ruhmſucht des Athenienſers, und auch ein wahrerer Genuß, als ein Monarch ſeinen geliebteſten Sklaven gewähren kann; denn es iſt ganz etwas Anderes, ein ganzes ſtolzes, zartempfindendes Volk zu rühren, als einem einzigen Menſchen zu gefallen. Der Athenienſer mußte in immerwährender Bewegung ſeyn; unaufhörlich haſchte ſein Sinn nach neuen Eindrücken, neuen Genüſſen. Dieſer Sucht nach Neuheit mußte man täglich neue Nahrung reichen, wenn ſie ſich nicht gegen den Staat ſelbſt kehren ſollte. Darum rettete ein Schauſpiel, das man zu rechter Zeit gab, oft die öffentliche Ruhe, welche der Aufruhr bedrohte — darum hatte oft ein Uſurpator gewonnen Spiel, wenn er nur dieſem Hange des Volks durch eine Reihe von Luſtbarkeiten opferte. Aber eben darum wehe dem verdienteſten Bürger, wenn er die Kunſt nicht verſtand, täglich neu zu ſeyn und ſein Verdienſt zu verjüngen!

Der Abend von Solons Leben war nicht ſo heiter, als ſein Leben es verdient hätte. Um den Zudringlichkeiten der Athenienſer zu entgehen, die ihn täglich mit Fragen und Vorſchlägen heimſuchten, machte er, ſobald ſeine Geſetze im Gange waren, eine Reiſe durch Kleinaſien, nach den Inſeln und nach Aegypten, wo er ſich mit den Weiſeſten ſeiner Zeit beſprach, den königlichen

Hof des Cröſus in Lydien, und den zu Sais in Aegypten beſuchte. Was von ſeiner Zuſammenkunſt mit Thales von Milet und mit Cröſus erzählt wird, iſt zu bekannt, um hier noch wiederholt zu werden. Bei ſeiner Zurückkunft nach Athen fand er den Staat von drei Parteien zerrüttet, welche zwei gefährliche Männer, Megakles und Piſiſtratus, zu Anführern hatten. Megakles machte ſich mächtig und furchtbar durch ſeinen Reichthum, Piſiſtratus durch ſeine Staatsklugheit und ſein Genie. Dieſer Piſiſtratus, Solons ehemaliger Liebling und der Julius Cäſar von Athen, erſchien einſtmals bleich, auf ſeinem Wagen ausgeſtreckt, vor der Volksverſammlung, und beſpritzt mit dem Blut einer Wunde, die er ſich ſelbſt in den Arm geritzt hatte. So, ſagte er, haben mich meine Feinde um euretwillen mißhandelt. Mein Leben iſt in ewiger Gefahr, wenn ihr nicht Anſtalten trefft, es zu ſchützen. Alsbald trugen ſeine Freunde, wie er ſie ſelbſt unterrichtet hatte, darauf an, daß ihm eine Leibwache gehalten würde, die ihn begleiten ſollte, ſo oft er öffentlich ausging. Solon errieth den betrügeriſchen Sinn dieſes Vorſchlags, und ſetzte ſich eifrig, aber fruchtlos dagegen. Der Vorſchlag ging durch, Piſiſtratus erhielt eine Leibwache, und nicht ſobald ſah er ſich an ihrer Spitze, als er die Citadelle von Athen in Beſitz nahm. Jetzt fiel die Decke von den Augen des Volks, aber zu ſpät. Der Schrecken ergriff Athen; Megakles und ſeine Anhänger entwichen aus der Stadt und überließen ſie dem Uſurpator. Solon, der ſich allein nicht hatte täuſchen laſſen, war jetzt auch der Einzige, der den Muth nicht verlor; ſo viel er angewandt hatte, ſeine Mitbürger von ihrer Uebereilung zurück zu halten, als es noch Zeit war, ſo viel wandte er jetzt an, ihren ſinkenden Muth zu beleben. Als er nirgends Eingang fand, ging er nach Hauſe, legte ſeine Waffen vor ſeine Hausthür und rief: „Nun hab' ich gethan, was ich konnte, zum Beſten des Vaterlandes.“ Er dachte auf keine Flucht, ſondern fuhr fort, die Thorheit der Athenienſer und die Gewiſſenloſigkeit des Tyrannen heftig zu tadeln. Als ihn ſeine Freunde fragten, was ihn ſo muthig mache, dem Mächtigen zu trotzen, ſo antwortete er: „Mein Alter gibt mir dieſen Muth.“ Er ſtarb, und ſeine letzten Blicke ſahen ſein Vaterland nicht frei.

Aber Athen war in keines Barbaren Hände gefallen.

Piſiſtratus war ein edler Menſch, und ehrte die Soloniſchen Geſetze. Als er in der Folge zweimal von ſeinem Nebenbuhler vertrieben und zweimal wieder Meiſter von der Stadt wurde, bis er endlich im ruhigen Beſitz ſeiner Herrſchaft blieb, machte er ſeine Uſurpation durch wahre Verdienſte um den Staat und glänzende Tugenden vergeſſen. Niemand bemerkte unter ihm, daß Athen nicht mehr frei war, ſo gelind und ſtill floß ſeine Regierung, und nicht er, ſondern Solons Geſetze herrſchten. Piſiſtratus eröffnete das goldene Alter von Athen; unter ihm dämmerte der ſchöne Morgen der griechiſchen Künſte auf. Er ſtarb, wie ein Vater bedauert.

Sein angefangenes Werk wurde von ſeinen Söhnen Hipparch und Hippias fortgeſetzt. Beide Brüder regierten mit Eintracht, und gleiche Liebe zur Wiſſenſchaft beſeelte beide. Unter ihnen blühten ſchon Simonides und Anakreon, und die Akademie wurde geſtiftet. Alles eilte dem herrlichen Zeitalter des Perikles entgegen.

Kleine Schriften

vermiſchten Inhalts.

Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter.[1]

Das neue Syſtem geſellſchaftlicher Verfaſſung, welches, im Norden von Europa und Aſien erzeugt, mit dem neuen Völkergeſchlechte auf den Trümmern des abendländiſchen Kaiſerthums eingeführt wurde, hatte nun beinahe ſieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, ſich auf dieſem neuen und größern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu verſuchen, ſich in allen ſeinen Arten und Abarten zu entwickeln, und alle ſeine verſchiedenen Geſtalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m., waren endlich *eingewohnt* auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geiſt der Wanderung und des Raubes, der ſie in dieſes neue Vaterland geführt, beim Ablauf des eilften Jahrhunderts in einer andern Geſtalt und durch andere Anläſſe wieder bei ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem ſüdweſtlichen Aſien die Völkerſchwärme und Verheerungen heim, die es ſiebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieſes Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit ſehr ungleichem Glücke; denn ſo viel Ströme Bluts es den Barbaren gekoſtet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, ſo viel koſtete es jetzt ihren chriſtlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die ſie zwei Jahrhunderte darauf auf immer verlieren ſollten.

[1] *Anmerkung des Herausgebers.* Dieſer Aufſatz war ein Theil der einleitenden Abhandlung, die dem erſten Bande der erſten Abtheilung der von dem Verfaſſer herausgegebenen biſtoriſchen Memoires vorgedruckt wurde.

Die Thorheit und Raſerei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung deſſelben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begränzt, nicht wohl einladen, ſich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber dieſe Begebenheit im Zuſammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorhergingen, und mit denen, die darauf folgten, ſo erſcheint ſie uns in ihrer Entſtehung zu natürlich, um unſere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unſer Mißfallen nicht in ein ganz anderes Gefühl aufzulöſen. Sieht man auf ihre Urſachen, ſo iſt dieſe Expedition der Chriſten nach dem heiligen Lande ein ſo ungekünſteltes, ja ein ſo nothwendiges Erzeugniß ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die hiſtoriſchen Prämiſſen dieſer Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von ſelbſt darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, ſo erkennt man in ihr den erſten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube ſelbſt die Uebel anfing zu verbeſſern, die er dem menſchlichen Geſchlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es iſt vielleicht kein hiſtoriſches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hätte, als dieſes, keines, worüber ſich der Genius, der den Faden der Weltgeſchichte ſpinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menſchen gerechtfertigt hätte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es ſich zur Herrſcherin aufdrang, verſenkte, aus der weichlichen Sklaverei, worin es die thätigſten Kräfte einer zahlreichen Menſchenwelt erſtickte, ſehen wir das menſchliche Geſchlecht durch die geſetzloſe ſtürmiſche Freiheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwiſchen beiden Aeußerſten auszuruhen, und Freiheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannigfaltigkeit mit Uebereinſtimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl ſchwerlich ſeyn, ob der Glücksſtand, deſſen wir uns erfreuen, deſſen Annäherung wir wenigſtens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendſten Zuſtand, worin ſich das Menſchengeſchlecht ſonſt jemals befunden, für einen Gewinn zu achten ſey, und ob wir uns gegen die ſchönſten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbeſſert haben. Griechenland

und Rom konnten höchſtens vortreffliche **Römer**, vortreffliche **Griechen** erzeugen — die Nation, auch in ihrer ſchönſten Epoche, erhob ſich nie zu **vortrefflichen Menſchen**. Eine barbariſche Wüſte war dem Athenienſer die übrige Welt außer Griechenland; und man weiß, daß er dieſes bei ſeiner Glückſeligkeit ſehr mit in Anſchlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm beſtraft, da ſie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrſchaft nichts mehr übrig gelaſſen hatten, als **römiſche Bürger** und **römiſche Sklaven**. Keiner von **unſern** Staaten hat ein römiſches Bürgerrecht auszutheilen; dafür aber beſitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir beſitzen es von einer Hand, die Keinem raubte, was ſie Einem gab, und was ſie **einmal** gab, nie zurücknimmt: wir haben **Menſchenfreiheit**; ein Gut, das — wie ſehr verſchieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, das, von keiner wandelbaren Form der Verfaſſung, von keiner Staatserſchütterung abhängig, auf dem feſten Grund der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der **Gewinn** iſt alſo offenbar, und die Frage iſt blos dieſe: war kein näherer Weg zu dieſem Ziele? Konnte ſich dieſe heilſame Veränderung nicht weniger gewaltſam aus dem römiſchen Staat entwickeln, und mußte das Menſchengeſchlecht nothwendig die traurige Zeitſtrecke vom vierten bis zum ſechzehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchiſchen Welt nicht aushalten. Stets nach Uebereinſtimmung ſtrebend, läuft ſie lieber Gefahr, die Ordnung unglücklich zu vertheidigen, als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die **Völkerwanderung** und das **Mittelalter**, das darauf folgte, eine **nothwendige** Bedingung unſerer beſſern Zeiten?

Aſien kann uns einige Aufſchlüſſe darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechiſchen Freiſtaaten auf? Warum ſehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menſchlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schaar ſeiner

Griechen unter den Millionen des großen Königs verſchwand, weil ſich die Horden der Mantſchu in dem ungeheuren Sina unmerkbar verloren. Nur die Menſchen hatten ſie unterjocht; die Geſetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für deſpotiſch beherrſchte Staaten iſt keine Rettung als in dem Untergang. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den ſiechen Körper, und können nichts, als ſeine Krankheit verewigen. Sollte das verpeſtete Land nicht den geſunden Sieger vergiften, ſollte ſich der Deutſche in Gallien nicht zum Römer verſchlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perſer ausartete, ſo mußte die Form zerbrochen werden, die ſeinem Nachahmungsgeiſt gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der ſtärkere Theil bleiben.

Die ſcythiſche Wüſte öffnet ſich und gießt ein rauhes Geſchlecht über den Occident aus. Mit Blut iſt ſeine Bahn bezeichnet. Städte ſinken hinter ihm in Aſche, mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menſchenhand und die Früchte des Ackers; Peſt und Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit beſſeres Leben an ſeiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Aſche legte. Schöner werden ſie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein beſſerer Stamm von Menſchen wird ſie bewohnen. Alle Künſte der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und Verfeinerung gehen unter; koſtbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, ſinken in den Staub, und eine tolle Willkür darf in dem feinen Räderwerk einer geiſtreichen Ordnung wühlen; aber auch in dieſem wilden Tumult iſt die Hand der Ordnung geſchäftig, und was den kommenden Geſchlechtern von den Schätzen der Vorzeit beſchieden iſt, wird unbemerkt vor dem zerſtörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüſte Finſterniß breitet ſich jetzt über dieſer weiten Brandſtätte aus, und der elende ermattete Ueberreſt ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerſtand und Verführung.

Raum iſt jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeſchlecht beſetzt ihn, ſchon ſeit Jahrhunderten ſtill, und ihm ſelbſt unbewußt, in den nordiſchen Wäldern zu einer

erfriſchenden Colonie des erſchöpften Weſten erzogen. Roh und wild ſind ſeine Geſetze, ſeine Sitten; aber ſie ehren in ihrer rohen Weiſe die menſchliche Natur, die der Alleinherrſcher in ſeinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wär' er noch auf ſaliſcher Erde, und unverſucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke den Geſetzen getreu; die ihn zum Sieger machten; zu ſtolz und zu weiſe, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aſchenhaufen römiſcher Pracht breitet er ſeine nomadiſchen Gezelte aus, bäumt den eiſernen Speer, ſein höchſtes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterſtühlen auf, und ſelbſt das Chriſtenthum, will es anders den Wilden feſſeln, muß das ſchreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen ſich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwiſchen Byzanz und Maſſilien, zwiſchen Alexandria und Rom, der ſchüchterne Kaufmann eilt heim, und das ländergattende Schiff liegt entmaſtet am Strande. Eine Wüſte von Gewäſſern und Bergen, eine Nacht wilder Sitten wälzt ſich vor den Eingang Europens hin, der ganze Welttheil wird geſchloſſen.

Ein langwieriger, ſchwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt: der rohe germaniſche Geiſt ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenſchaften, mit des Beiſpiels ſtiller Gewalt, mit dem Nachlaß des umgeſtürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tauſend Netzen ihm nachſtellt; und wehe dem Nachfolger eines Clodion, der auf der Herrſcherbühne des Trajanus ſich Trajanus dünkt! Tauſend Klingen ſind gezückt, ihm die ſcythiſche Wildniß ins Gedächtniß zu rufen. Hart ſtößt die Herrſchſucht mit der Freiheit zuſammen, der Trotz mit der Feſtigkeit, die Liſt ſtrebt die Kühnheit zu umſtricken, das ſchreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und Jahrhunderte lang ſieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinſtert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelaſſene Dunkel deſto ſchrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung ſcheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem ſie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geſchlecht aufgegeben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen

ihren Kindern, rettet ſie einſtweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Noth, die ſie ihm nicht erlaſſen kann, ſtärkt ſie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut ſie dem Schutz eines verwilderten Chriſtenthums, und vergönnt dem mittlern Geſchlechte, ſich an dieſe wankende Krücke zu lehnen, die ſie dem ſtärkern Enkel zerbrechen wird. Aber in dieſem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt ſich der deutſche Geiſt gegen den herzumſtrickenden Deſpotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte; der Quell der Freiheit ſpringt in lebendigem Strom, und unüberwunden und wohlbehalten langt das ſpätere Geſchlecht bei dem ſchönen Jahrhundert an, wo ſich endlich, herbeigeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und der Menſchen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entſchluſſes, die Einſicht mit dem Heldenmuth gatten ſoll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weiſen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als ſeine Weiſen blühten, hatte der Deſpotismus ſein Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erſcheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechiſche Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun ſeine Araber denken lehrte, war die Glut ihres Buſens erkaltet. Ein beſſerer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem ſechzehnten Jahrhundert ein geſundes, ſtarkes Geſchlecht zugeführt, und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hat der Kopf die Herzen in Glut geſetzt, und die Wahrheit [1] den Arm der Tapfern bewaffnet? Wo ſonſt, als hier, erlebte man die Wundererſcheinung, daß Vernunftſchlüſſe des ruhigen Forſchers das Feldgeſchrei wurden in mörderiſchen Schlachten, daß die Stimme der Selbſtliebe gegen den ſtärkern Zwang der Ueberzeugung

[1] Oder was man dafür hielt. Es braucht wohl nicht erſt geſagt zu werden, daß es hier nicht auf den Werth der Materie ankommt, die gewonnen wurde, ſondern auf die unternommene Mühe der Arbeit; auf den Fleiß und nicht auf das Erzeugniß. Was es auch ſeyn mochte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft; denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren, und für dieſes Recht wurde eigentlich ja nur geſtritten.

ſchwieg, daß der Menſch endlich das Theuerſte an das Edelſte ſetzte? Die erhabenſte Anſtrengung griechiſcher und römiſcher Tugend hat ſich nie über bürgerliche Pflichten geſchwungen, nie oder nur in einem einzigen Weiſen, deſſen Name ſchon der größte Vorwurf ſeines Zeitalters iſt: das höchſte Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterland gebracht. Beim Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthuſiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier, und hier auch nur einmal dieſe Erſcheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters, die Energie des Willens mit dem Licht des Verſtandes zuſammentraf, hier allein ein noch männliches Geſchlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geſchichte ſehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwicklung der Köpfe einen ſehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten ſind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühen, und von der Fülle des Saftes raſch in die Fäulniß hinübereilen; Aufklärung iſt eine langſame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieſer Unterſchied? Weil die Staaten der Leidenſchaft anvertraut ſind, die in jeder Menſchenbruſt ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verſtande, der nur durch fremde Nachhülfe ſich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langſam zuſammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andere einmal heranreift? Wie ſchwer iſt es alſo, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die ſpäte Vernunft die frühe Freiheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeſchichte hat ſich die Vorſehung dieſes Problem aufgegeben, und wir haben geſehen, wie ſie es löſte. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt ſie das politiſche Leben in Europa friſch, bis der Stoff endlich zuſammengetragen war, das moraliſche zur Entwicklung zu bringen.[1]

[1] Freiheit und Cultur, ſo unzertrennlich beide in ihrer höchſten Fülle mit einander vereinigt ſind, und nur durch dieſe Vereinigung zu ihrer höchſten Fülle gelangen, ſo ſchwer ſind ſie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe iſt die Bedingung

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, geſittet und **ununterworfen** ſind, ſonſt überall wohnt die Wildheit bei der Freiheit, und die Knechtſchaft bei der Cultur. Aber auch Europa allein hat ſich durch ein kriegeriſches Jahrtauſend gerungen, und nur die Verwüſtung im fünften und ſechsten Jahrhundert konnte dieſes kriegeriſche Jahrtauſend herbeiführen. Es iſt nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Charakter ihres Stammes, der unſere Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frei gebornen Brüder, die Turkomanen und Mantſchu, haben ihre Nacken unter den Deſpotismus gebeugt. Es iſt nicht der europäiſche Boden und Himmel, der ihnen dieſes Schickſal erſparte, denn auf eben dieſem Boden und unter eben dieſem Himmel haben Gallier und Britten, Hetrurier und Luſitanier das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeſchlecht, das den gereinigten Schauplatz beſetzte, und aus einem tauſendjährigen Kriege **unüberwunden** kam — dieſe ſind die Schöpfer unſers jetzigen Glücks; und ſo finden wir den Geiſt der Ordnung in den zwei ſchrecklichſten Erſcheinungen wieder, welche die Geſchichte aufweiſet.

Ich glaube dieſer langen Ausſchweifung wegen keiner Entſchuldigung zu bedürfen. Die großen Epochen in der Geſchichte verknüpfen ſich zu genau mit einander, als daß die eine ohne die andere erklärt werden könnte; und die Begebenheit der

der Cultur, aber nichts iſt der Freiheit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerten Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer Cultur mit ihrer Freiheit erkauft, **weil ſie ihre Ruhe von der Unterdrückung** erhielten. Und eben darum gereichte ihre Cultur ihnen zum Verderben, weil ſie aus dem Verderblichen entſtanden war. Sollte dem neuen Menſchengeſchlecht dieſes Opfer erſpart werden, d. i. ſollten Freiheit und Cultur bei ihm ſich vereinigen, ſo mußte es ſeine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Deſpotismus empfangen. Kein anderer Weg war aber möglich als die **Geſetze**, und dieſe kann der noch freie Menſch nur ſich ſelber geben. Dazu aber wird er ſich nur aus Einſicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens, oder der ſchlimmen Folgen ihres Gegentheils entſchließen. Jenes ſetzte ſchon voraus, was erſt geſchehen und erhalten werden ſoll; er kann alſo nur durch die ſchlimmen Folgen der Geſetzloſigkeit dazu gezwungen werden. Geſetzloſigkeit aber iſt nur von ſehr kurzer Dauer, und führt mit raſchem Uebergange zur willkürlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Geſetze gefunden hätte, würde die Anarchie ſich längſt in Deſpotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft alſo Zeit finden, die Geſetze ſich zu geben, ſo mußte die Geſetzloſigkeit **verlängert werden**, welches in dem Mittelalter geſchehen iſt.

Kreuzzüge iſt nur der Anfang zur Auflöſung eines Räthſels, das dem Philoſophen der Geſchichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreizehnten Jahrhundert iſt es, wo der Genius der Welt, der ſchaffend in der Finſterniß geſponnen, die Decke hinwegzieht, um einen Theil ſeines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tauſend Jahre den Horizont von Europa umzogen, ſcheidet ſich in dieſem Zeitpunkt, und heller Himmel ſieht hervor. Das vereinigte Elend der geiſtlichen Einförmigkeit und der politiſchen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfaſſung, vollzählig und erſchöpft beim Ablauf des eilften Jahrhunderts, muß ſich in ſeiner ungeheuerſten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege, ſelbſt ein Ende bereiten.

Ein fanatiſcher Eifer ſprengt den verſchloſſenen Weſten wieder auf, und der erwachſene Sohn tritt aus dem väterlichen Hauſe. Erſtaunt ſieht er in neuen Völkern ſich an, freut ſich am thraciſchen Bosporus ſeiner Freiheit und ſeines Muths, erröthet in Byzanz über ſeinen rohen Geſchmack, ſeine Unwiſſenheit, ſeine Wildheit, und erſchrickt in Aſien über ſeine Armuth. Was er ſich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen: die Geſchichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns ſagen, was er dafür gab und zurückließ. Aber ſcheint es nicht, als hätte der fränkiſche Heldengeiſt in das hinſterbende Byzanz noch ein flüchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit ſeinen Komnenern ſich auf, und durch den kurzen Beſuch der Deutſchen geſtärkt, geht es von jetzt an einen edlern Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer ſchlägt der Kaufmann ſeine Brücke, und das wieder gefundene Band zwiſchen dem Abend und Morgen, durch einen kriegeriſchen Schwindel flüchtig geknüpft, befeſtigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantiſche Schiff begrüßt ſeine wohlbekannten Gewäſſer wieder, und ſeine reiche Ladung ruft das lüſterne Europa zum Fleiße. Bald wird es das ungewiſſe Geleit des Arkturs entbehren, und, eine feſte Regel in ſich ſelbſt, zuverſichtlich auf nie beſuchte Meere ſich wagen.

Aſiens Begierden folgen dem Europäer in ſeine Heimat — aber hier kennen ihn ſeine Wälder nicht mehr, und andere

Fahnen wehen auf ſeinen Burgen. In ſeinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, gibt er endlich das angebetete Idol ſeiner Unabhängigkeit und ſeine feindſelige Herrengewalt auf, und vergönnt ſeinen Sklaven, die Rechte der Natur mit Gold einzulöſen. Freiwillig bietet er den Arm jetzt der Feſſel dar, die ihn ſchmückt, aber den Niegebändigten bändigt. Die Majeſtät der Könige richtet ſich auf, indem die Sklaven des Ackers zu Menſchen gedeihen; aus dem Meer der Verwüſtung hebt ſich, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung geweſen war und die ganze Chriſtenheit für ſeine Größe hatte arbeiten laſſen, der römiſche Hierarch, ſieht ſeine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haſchend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige; die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerſchöpfliche Rüſtkammer, woraus er ſeine Donner holte. Auch noch jetzt ſchleudert er ſie aus — jetzt aber tritt ihm die befeſtigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelſperrendes Interdict, keine Losſprechung von geheiligten Pflichten löst die heilſamen Bande wieder auf, die den Unterthan an ſeinen rechtmäßigen Beherrſcher knüpfen. Umſonſt, daß ſein ohnmächtiger Grimm gegen die Zeit ſtreitet, die ihm ſeinen Thron erbaute, und ihn jetzt davon herunterzieht! Aus dem Aberglauben war dieſes Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und groß gezogen von der Zwietracht. So ſchwach ſeine Wurzeln waren, ſo ſchnell und ſchrecklich durfte es aufwachſen im eilften Jahrhundert — ſeines Gleichen hatte kein Weltalter noch geſehen. Wer ſah es dem Feinde der heiligſten Freiheit an, daß er der Freiheit zu Hülfe geſchickt wurde? Als der Streit zwiſchen den Königen und den Edeln ſich erhitzte, warf er ſich zwiſchen die ungleichen Kämpfer, und hielt die gefährliche Entſcheidung auf, bis in dem dritten Stande ein beſſerer Kämpfer heranwuchs, das Geſchöpf des Augenblicks abzulöſen. Ernährt von der Verwirrung, zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht ſchwindet er weg in dem Lichte. Verſchwand aber der Dictator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hülfe eilte? Oder Piſiſtratus, der die

Factionen Athens auseinander brachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Knechtſchaft über — das neue Europa zur Freiheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes Phantom bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geſchah — weil hier allein ſich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, ſie ſelbſt auszuüben.

Wie anders ſäet der Menſch, und wie anders läßt das Schickſal ihn ernten? Aſien an den Schemel ſeines Throns zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Saracenen eine Million ſeiner Heldenſöhne aus, aber mit ihnen hat er ſeinem Stuhl in Europa die kräftigſten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorſameres Herz bringt er zu den Füßen ſeiner Beherrſcher zurück. Vergebung der Sünden und die Freuden des Paradieſes ſucht der fromme Pilger am heiligen Grabe, und ihm allein wird mehr geleiſtet, als ihm verheißen ward. Seine Menſchheit findet er in Aſien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er ſeinen europäiſchen Brüdern aus dieſem Welttheile mit — eine unendlich wichtigere Erwerbung als die Schlüſſel Jeruſalems, oder die Nägel vom Kreuz des Erlöſers.

Ueberſicht des Zuſtands von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzugs.

Ein Fragment.[1]

Der europäiſche Occident, in ſo viele Staaten er auch zertheilt iſt, gibt im eilften Jahrhundert einen ſehr einförmigen Anblick. Durchgängig von Nationen in Beſitz genommen, die zur Zeit ihrer Niederlaſſung ziemlich auf einerlei Stufe geſellſchaftlicher Bildung ſtanden, im Ganzen denſelben Stammscharakter trugen, und bei Beſitznehmung des Landes in einerlei Lage ſich befanden, hätte er ſeinen neuen Bewohnern ein merklich verſchiedenes Local anbieten müſſen, wenn ſich in der Folge der Zeit wichtige Verſchiedenheiten unter denſelben hätten äußern ſollen.

Aber die gleiche Wuth der Verwüſtung, womit dieſe Nationen ihre Eroberung begleiteten, machte alle noch ſo verſchieden bewohnten, noch ſo verſchieden bebauten Länder, die der Schauplatz derſelben waren, einander gleich, indem ſie Alles, was ſich in ihnen vorfand, auf gleiche Weiſe niedertrat und vertilgte, und ihren neuen Zuſtand mit demjenigen, worin ſie ſich vorher befunden, faſt außer aller Verbindung ſetzte. Wenn auch ſchon Klima, Beſchaffenheit des Bodens, Nachbarſchaft, geographiſche Lage einen merklichen Unterſchied unterhielten, wenn gleich die übrig gebliebenen Spuren römiſcher Cultur in den mittäglichen, der Einfluß der gebildeten Araber in den ſüdweſtlichen Ländern, der Sitz der Hierarchie in Italien, und der öftere Verkehr mit den Griechen in eben dieſem Lande nicht ohne

[1] Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Abhandlung erſchien in dem erſten Bande der hiſtoriſchen Memoires, wurde aber wegen der damaligen Krankheit des Verfaſſers nicht fortgeſetzt.

Folgen für die Bewohner derſelben ſeyn konnten, ſo waren ihre Wirkungen doch zu unmerklich, zu langſam und zu ſchwach, um das feſte generiſche Gepräge, das all dieſe Nationen in ihre neuen Wohnſitze mitgebracht hatten, auszulöſchen, oder merklich zu verändern. Daher nimmt der Geſchichtsforſcher an den entlegenſten Enden von Europa, in Sicilien und Britannien, an der Donau und an der Eider, am Ebro und an der Elbe, im Ganzen eine Gleichförmigkeit der Verfaſſung und der Sitten wahr, die ihn um ſo mehr in Verwunderung ſetzt, da ſie ſich mit der größten Unabhängigkeit und einem faſt gänzlichen Mangel an wechſelſeitiger Verbindung zuſammen findet. So viele Jahrhunderte auch über dieſen Völkern hinweggegangen ſind, ſo große Veränderungen auch durch ſo viele neue Lagen, eine neue Religion, neue Sprachen, neue Künſte, neue Gegenſtände der Begierde, neue Bequemlichkeiten und Genüſſe des Lebens, im Innern ihres Zuſtands hätten bewirkt werden ſollen und auch wirklich bewirkt wurden, ſo beſteht doch im Ganzen noch daſſelbe Staatsgerüſte, das ihre Voreltern bauten. Noch jetzt ſtehen ſie, wie in ihrem ſcythiſchen Vaterlande, in wilder Unabhängigkeit, gerüſtet zum Angriff und zur Vertheidigung, in Europa's Diſtricten, wie in einem großen Heerlager ausgebreitet; auch auf dieſen weitern politiſchen Schauplatz haben ſie ihr barbariſches Staatsrecht verpflanzt, bis in das Innere des Chriſtenthums ihren nordiſchen Aberglauben getragen.

Monarchien nach römiſchem oder aſiatiſchem Muſter und Freiſtaaten nach griechiſcher Art ſind auf gleiche Weiſe von dem neuen Schauplatz verſchwunden. An die Stelle derſelben ſind ſoldatiſche Ariſtokratien getreten, Monarchien ohne Gehorſam, Republiken ohne Sicherheit und ſelbſt ohne Freiheit, große Staaten in hundert kleine zerſtückelt, ohne Uebereinſtimmung von innen, von außen ohne Feſtigkeit und Beſchirmung, ſchlecht zuſammenhängend in ſich ſelbſt und noch ſchlechter unter einander verbunden. Man findet Könige, ein widerſprechendes Gemiſch von barbariſchen Heerführern und römiſchen Imperatoren, von welchen letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu beſitzen; Magnaten, an wirklicher Gewalt wie an Anmaßungen überall dieſelben, obgleich verſchieden benannt in verſchiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert

gebietende Prieſter; eine Miliz des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat und nicht beſoldet; endlich Landbauer, die dem Boden angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und Geiſtlichkeit, Halbfreie und Knechte. Municipalſtädte und freie Bürger ſollen erſt werden.

Um dieſe veränderte Geſtalt der europäiſchen Staaten zu erklären, müſſen wir zu entfernteren Zeiten zurückgehen und ihrem Urſprung nachſpüren.

Als die nordiſchen Nationen Deutſchland und das römiſche Reich in Beſitz nahmen, beſtanden ſie aus lauter freien Menſchen, die aus freiwilligem Entſchluß dem Bund beigetreten waren, der auf Eroberung ausging, und bei einem gleichen Antheil an den Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieſes Feldzugs waren. Einzelne Haufen gehorchten den Befehlen eines Häuptlings; viele Häuptlinge mit ihren Haufen einem Feldhauptmann oder Fürſten, der das Heer anführte. Es gab alſo bei gleicher Freiheit drei verſchiedene Ordnungen oder Stände, und nach dieſem Ständeunterſchied, vielleicht auch nach der bewieſenen Tapferkeit, fielen nunmehr auch die Portionen bei der Menſchenbeute und Ländertheilung aus. Jeder freie Mann erhielt ſeinen Antheil, der Rottenführer einen größeren, der Heerführer den größten; aber frei, wie die Perſonen ihrer Beſitzer, waren auch die Güter, und was einem zugeſprochen wurde, blieb ſein auf immer, mit völliger Unabhängigkeit. Es war der Lohn ſeiner Arbeit, und der Dienſt, der ihm ein Recht darauf gab, ſchon geleiſtet.

Das Schwert mußte vertheidigen, was das Schwert errungen hatte, und das Erworbene zu beſchützen, war der einzelne Mann eben ſo wenig fähig, als er es einzeln erworben haben würde. Der kriegeriſche Bund durfte alſo auch im Frieden nicht auseinander fallen; Rottenführer und Heerführer blieben, und die zufällige temporäre Hordenvereinigung wurde nunmehr zur anſäſſigen Nation, die bei eintretendem Nothfall ſogleich, wie zur Zeit ihres kriegeriſchen Einfalls, kampffertig wieder da ſtand.

Von jedem Länderbeſitz war die Verbindlichkeit unzertrennlich, Heerfolge zu leiſten, d. i. mit der gehörigen Ausrüſtung

und einem Gefolge, das dem Umfang der Grundſtücke, die man beſaß, angemeſſen war, zu dem allgemeinen Bunde zu ſtoßen, der das Ganze vertheidigte; eine Verbindlichkeit, die vielmehr angenehm und ehrenvoll, als drückend war, weil ſie zu den kriegeriſchen Neigungen dieſer Nationen ſtimmte, und von wichtigen Vorzügen begleitet war. Ein Landgut und ein Schwert, ein freier Mann und eine Lanze galten für unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Ländereien waren aber keine Einöden, als man ſie in Beſitz nahm. So grauſam auch das Schwert dieſer barbariſchen Eroberer und ihrer Vorgänger, der Vandalen und Hunnen, in denſelben gewüthet hatte, ſo war es ihnen doch unmöglich geweſen, die urſprünglichen Bewohner derſelben ganz zu vertilgen. Viele von dieſen waren alſo mit unter der Beute- und Ländertheilung begriffen, und ihr Schickſal war, als leibeigene Sklaven jetzt das Feld zu bebauen, welches ſie vormals als Eigenthümer beſeſſen hatten. Daſſelbe Loos traf auch die beträchtliche Menge der Kriegsgefangenen, die der erobernde Schwarm auf ſeinen Zügen erbeutet hatte, und nun als Knechte mit ſich ſchleppte. Das Ganze beſtand jetzt aus Freien und aus Sklaven, aus Eigenthümern und aus Eigenen. Dieſer zweite Stand hatte kein Eigenthum, und folglich auch keines zu beſchützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bei politiſchen Verhandlungen keine Stimme. Das Schwert gab Adel, weil es von Freiheit und Eigenthum zeugte.

Die Ländertheilung war ungleich ausgefallen, weil das Loos ſie entſchieden, und weil der Rottenführer eine größere Portion davon getragen hatte als der Gemeine, der Heerführer eine größere als alle Uebrigen. Er hatte alſo mehr Einkünfte, als er verbrauchte, oder Ueberfluß, folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegeriſchen Ruhm gerichtet, alſo mußte ſich auch der Luxus auf eine kriegeriſche Art äußern. Sich von auserleſenen Schaaren begleitet, und an ihrer Spitze von dem Nachbar gefürchtet zu ſehen, war das höchſte Ziel, wornach der Ehrgeiz jener Zeiten ſtrebte; ein zahlreiches kriegeriſches Gefolge die prächtigſte Ausſtellung des Reichthums und der Gewalt, und zugleich das unfehlbarſte Mittel beides zu vergrößern. Jener Ueberfluß an Grundſtücken konnte daher auf keine beſſere Art angewendet werden, als daß man

ſich kriegeriſche Gefährten damit erkaufte, die einen Glanz auf ihren Führer werfen, ihm das Seinige vertheidigen helfen, empfangene Beleidigungen rächen, und im Kriege an ſeiner Seite fechten konnten. Der Häuptling und der Fürſt entäußerten alſo gewiſſe Stücke Landes, und traten den Genuß derſelben an andere minder vermögende Gutsbeſitzer ab, welche ſich dafür zu gewiſſen kriegeriſchen Dienſten, die mit der Vertheidigung des Staats nichts zu thun hatten und bloß die Perſon des Verleihers angingen, verpflichten mußten. Bedurfte Letzterer dieſer Dienſte nicht mehr, oder konnte der Empfänger ſie nicht mehr leiſten, ſo hörte auch die Nutznießung der Ländereien wieder auf, deren weſentliche Bedingung ſie waren. Dieſe Länderverleihung war alſo bedingt und veränderlich, ein wechſelſeitiger Vertrag, entweder auf eine feſtgeſetzte Anzahl Jahre, oder auf Zeitlebens errichtet, aufgehoben durch den Tod. Ein Stück Landes auf ſolche Art verliehen, hieß eine Wohlthat (Beneficium) zum Unterſchied von dem Freigut (Allodium), welches man nicht von der Güte eines Andern, nicht unter beſondern Bedingungen, nicht auf eine Zeitlang, ſondern von Rechtswegen, ohne alle andere Beſchwerde als die Verpflichtung zur Heerfolge, und auf ewige Zeiten beſaß. Feudum nannte man ſie im Latein jener Zeiten, vielleicht weil der Empfänger dem Verleiher Treue (Fidem) dafür leiſten mußte, im Deutſchen Lehen, weil ſie geliehen, nicht auf immer weggegeben wurden. Verleihen konnte Jeder, der Eigenthum beſaß; das Verhältniß von Lehensherren und Vaſallen wurde durch kein anderes Verhältniß aufgehoben. Könige ſelbſt ſah man zuweilen bei ihren Unterthanen zu Lehen gehen. Auch verliehene Güter konnten weiter verliehen, und der Vaſall des Einen wieder der Lehensherr eines Andern werden, aber die oberlehensherrliche Gewalt des erſten Verleihers erſtreckte ſich durch die ganze noch ſo lange Reihe von Vaſallen. So konnte z. B. kein leibeigener Landbauer von ſeinem unmittelbaren Herrn freigelaſſen werden, wenn der oberſte Lehensherr nicht darein willigte.

Nachdem mit dem Chriſtenthum auch die chriſtliche Kirchenverfaſſung unter den neuen europäiſchen Völkern eingeführt worden, fanden die Biſchöfe, die Domſtifter und Klöſter ſehr bald Mittel, den Aberglauben des Volks und die Großmuth

der Könige in Anſpruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geſchahen an die Kirchen, und die anſehnlichſten Güter wurden oft zerriſſen, um den Heiligen eines Kloſters unter ſeinen Erben zu haben. Man wußte nicht anders, als daß man Gott beſchenkte, indem man ſeine Diener bereicherte; aber auch ihm wurde die Bedingung nicht erlaſſen, welche an jedem Länderbeſitz haftete; eben ſo gut, wie jeder Andere, mußte er die gehörige Mannſchaft ſtellen, wenn ein Aufgebot erging, und die Weltlichen verlangten, daß die erſten im Rang auch die Erſten auf dem Platze ſeyn ſollten. Weil Alles, was an die Kirche geſchenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an ſie abgetreten war, ſo unterſchieden ſich Kirchengüter dadurch von den Lehen, die zeitlich waren, und nach verſtrichenem Termin in die Hand des Verleihers zurückkehrten. Sie näherten ſich aber von einer andern Seite dem Lehen wieder, weil ſie ſich nicht, wie Allodien, vom Vater auf den Sohn forterbten, weil der Landesherr beim Ableben des jedesmaligen Beſitzers dazwiſchen trat, und durch Belehnung des Biſchofs ſeine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Beſitzungen der Kirche, könnte man alſo ſagen, waren Allodien in Rückſicht auf die Güter ſelbſt, die niemals zurückkehrten, und Beneficien in Rückſicht auf den jedesmaligen Beſitzer, den nicht die Geburt, ſondern die Wahl dazu beſtimmte. Er erlangte ſie auf dem Wege der Belehnung, und genoß ſie als Allodien.

Es gab noch eine vierte Art von Beſitzungen, die man auf Lehenart empfing, und an welcher gleichfalls Lehensverpflichtungen hafteten. Dem Heerführer, den man auf ſeinem bleibenden Boden nunmehr König nennen kann, ſtand das Recht zu, dem Volke Häupter vorzuſetzen, Streitigkeiten zu ſchlichten oder Richter zu beſtellen und die allgemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dieſes Recht und dieſe Pflicht blieb ihm auch nach geſchehener Niederlaſſung und im Frieden, weil die Nation noch immer ihre kriegeriſche Einrichtung beibehielt. Er beſtellte alſo Vorſteher über die Länder, deren Geſchäft es zugleich war, im Kriege die Mannſchaft anzuführen, welche die Provinz ins Feld ſtellte; und da er, um Recht zu ſprechen und Streitigkeiten zu entſcheiden, nicht überall zugleich gegenwärtig ſeyn konnte, ſo mußte er ſich vervielfältigen, d. i. er mußte ſich in den verſchiedenen

Diſtricten durch Bevollmächtigte repräſentiren, welche die oberrichterliche Gewalt in ſeinem Namen darin ausübten. So ſetzte er Herzoge über die Provinzen, Markgraſen über die Gränzprovinzen, Grafen über die Gauen, Centgrafen über kleinere Diſtricte u. a. m., und dieſe Würden wurden gleich den Grundſtücken belehnungsweiſe ertheilt. Sie waren eben ſo wenig erblich als die Lehengüter, und wie dieſe konnte ſie der Landesherr von einem auf den andern übertragen. Wie man Würden zu Lehen nahm, wurden auch gewiſſe Gefälle, z. B. Strafgelder, Zölle und dergleichen mehr auf Lehensart vergeben.

Was der König in dem Reiche, das that die hohe Geiſtlichkeit in ihren Beſitzungen. Der Beſitz von Ländern verband ſie zu kriegeriſchen und richterlichen Dienſten, die ſich mit der Würde und Reinigkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen ſchienen. Sie war alſo gezwungen, dieſe Geſchäfte an Andere abzugeben, denen ſie dafür die Nutznießung gewiſſer Grundſtücke, die Sporteln des Richteramts und andere Gefälle überließ, oder nach der Sprache jener Zeiten, ſie mußte ihnen ſolche zu Lehen auftragen. Ein Erzbiſchof, Biſchof oder Abt war daher in ſeinem Diſtricte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advocaten oder Vögte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiscus; Könige ſelbſt hielten es nicht unter ihrer Würde, Lehenträger ihrer Biſchöfe und Prälaten zu werden, welches dieſe nicht unterlaſſen haben, als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Clerus über die Weltlichen gebühre. Kein Wunder, wenn auch die Päpſte ſich nachher einfallen ließen, den, welchen ſie zum Kaiſer gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhältniß der Könige, als Baronen und als Oberhäupter ihres Reichs, immer im Auge behält, ſo werden ſich dieſe ſcheinbaren Widerſprüche löſen.

Die Herzoge, Markgrafen, Grafen, welche der König als Kriegsoberſten und Richter über die Provinzen ſetzte, hatten eine gewiſſe Macht nöthig, um der äußern Vertheidigung ihrer Provinzen gewachſen zu ſeyn, um gegen den unruhigen Geiſt der Baronen ihr Anſehen zu behaupten, ihren Rechtsbeſcheiden Nachdruck zu geben, und ſich, im Falle der Widerſetzung, mit den Waffen in der Hand Gehorſam zu verſchaffen. Mit der

Würde ſelbſt aber ward keine Macht verliehen, dieſe mußte ſich der königliche Beamte ſelbſt zu verſchaffen wiſſen. Dadurch wurden dieſe Bedienungen allen minder vermögenden Freien verſchloſſen, und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeſchränkt, die an Allodien reich genug waren, und Vaſallen genug ins Feld ſtellen konnten, um ſich aus eigenen Kräften zu behaupten. Dies war vorzüglich in ſolchen Ländern nöthig, wo ein mächtiger und kriegeriſcher Adel war, und unentbehrlich an den Gränzen. Es wurde nöthiger von einem Jahrhundert zum andern, wie der Verfall des königlichen Anſehens die Anarchie herbeiführte, Privatkriege einriſſen, und Strafloſigkeit die Raubſucht aufmunterte; daher auch die Geiſtlichkeit, welche dieſen Räubereien vorzüglich ausgeſetzt war, ihre Schirmvögte und Vaſallen unter den mächtigen Baronen ausſuchte. Die hohen Vaſallen der Krone waren alſo zugleich begüterte Baronen oder Eigenthumsherren, und hatten ſelbſt ſchon ihre Vaſallen unter ſich, deren Arm ihnen zu Gebote ſtand. Sie waren zugleich Lehenträger der Krone, und Lehensherren ihrer Unterſaſſen; das Erſte gab ihnen Abhängigkeit, indem Letzteres den Geiſt der Willkür bei ihnen nährte. Auf ihren Gütern waren ſie unumſchränkte Fürſten; in ihren Lehen waren ihnen die Hände gebunden, jene vererbten ſich vom Vater zum Sohne, dieſe kehrten nach ihrem Ableben in die Hand des Lehensherrn zurück. Ein ſo widerſprechendes Verhältniß konnte nicht lange Beſtand haben. Der mächtige Kronvaſall äußerte bald ein Beſtreben, das Lehen dem Allodium gleich zu machen, dort, wie hier, unumſchränkt zu ſeyn, und jenes, wie dieſes, ſeinen Nachkommen zu verſichern. Anſtatt den König in dem Herzogthum oder in der Grafſchaft zu repräſentiren, wollte er ſich ſelbſt repräſentiren, und er hatte dazu gefährliche Mittel an der Hand. Eben die Hülfsquellen, die er aus ſeinen vielen Allodien ſchöpfte, eben dieſes kriegeriſche Heer, das er aus ſeinen Vaſallen aufbringen konnte und wodurch er in den Stand geſetzt war, der Krone in dieſem Poſten zu nützen, machte ihn zu einem eben ſo gefährlichen als unſichern Werkzeug derſelben. Beſaß er viele Allodien in dem Lande, das er zu Lehen trug, oder worin er eine richterliche Würde bekleidete (und aus dieſem Grunde war es ihm vorzugsweiſe anvertraut worden), ſo ſtand gewöhnlich der größte

Theil der Freien, welche in dieſer Provinz anſäſſig waren, in ſeiner Abhängigkeit. Entweder trugen ſie Güter von ihm zu Lehen, oder ſie mußten doch einen mächtigen Nachbar in ihm ſchonen, der ihnen ſchädlich werden konnte. Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebenfalls oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er ſie drücken und erledigen. Unterließen es nun die Könige, ſich durch öftere Bereiſung der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde und dergleichen dem Volk (unter welchen Namen man immer die waffenführenden Freien und niedern Gutsbeſitzer verſtehen muß) in Erinnerung zu bringen, oder wurden ſie durch auswärtige Unternehmungen daran verhindert, ſo mußten die hohen Freiherren den niedrigen Freien endlich die letzte Hand ſcheinen, aus welcher ihnen ſowohl Bedrückungen kamen, als Wohlthaten zufloſſen; und da überhaupt in jedem Syſteme von Subordination der nächſte Druck immer am lebhafteſten gefühlt wird, ſo mußte der hohe Adel ſehr bald einen Einfluß auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht deſſelben in die Hände ſpielte. Kam es alſo zwiſchen dem König und ſeinem Vaſallen zum Streit, ſo konnte letzterer weit mehr als jener auf den Beiſtand ſeiner Unterſaſſen rechnen, und dieſes ſetzte ihn in den Stand, der Krone zu trotzen. Es war nun zu ſpät und auch zu gefährlich, ihm oder ſeinem Erben das Lehen zu entreißen, das er im Fall der Noth mit der vereinigten Macht des Kantons behaupten konnte; und ſo mußte der Monarch ſich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vaſall noch den Schatten der Oberlehensherrſchaft gönnte, und ſich herabließ, für ein Gut, das er eigenmächtig an ſich geriſſen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvaſallen geſagt iſt, gilt auch von den Beamten und Lehenträgern der hohen Geiſtlichkeit, die mit den Königen inſofern in Einem Fall war, daß mächtige Barone bei ihr zu Lehen gingen.

So wurden unvermerkt aus verliehenen Würden und aus lehenweiſe übertragenen Gütern erbliche Beſitzungen, und wahre Eigenthumsherren aus Vaſallen, von denen ſie nur noch den äußern Schein beibehielten. Viele Lehen oder Würden wurden auch dadurch erblich, daß die Urſache, um derentwillen man dem Vater das Lehen übertragen hatte, auch bei ſeinem Sohn und

Enkel noch ſtatt fand. Belehnte z. B. der deutſche König einen ſächſiſchen Großen mit dem Herzogthum Sachſen, weil derſelbe in dieſem Lande ſchon an Allodien reich und alſo vorzüglich im Stande war es zu beſchützen, ſo galt dieſes auch von dem Sohn dieſes Großen, der dieſe Allodien erbte; und war dieſes mehrmals beobachtet worden, ſo wurde es zur Obſervanz, welche ſich ohne eine außerordentliche Veranlaſſung und ohne eine nachdrückliche Zwangsgewalt nicht mehr umſtoßen ließ. Es fehlt zwar auch in ſpätern Zeiten nicht ganz an Beiſpielen ſolcher zurückgenommenen Lehen, aber die Geſchichtſchreiber erwähnen ihrer auf eine Art, die leicht erkennen läßt, daß es Ausnahmen von der Regel geweſen. Es muß ferner noch erinnert werden, daß dieſe Veränderung in verſchiedenen Ländern, mehr oder minder allgemein, frühzeitiger oder ſpäter erfolgte.

Waren die Lehen einmal in erbliche Beſitzungen ausgeartet, ſo mußte ſich in dem Verhältniß des Souveräns gegen ſeinen Adel bald eine große Veränderung äußern. So lange der Souverän das erledigte Lehen noch zurücknahm, um es von neuem nach Willkür zu vergeben, ſo wurde der niedere Adel noch oft an den Thron erinnert, und das Band, das ihn an ſeinen unmittelbaren Lehensherrn knüpfte, wurde minder feſt geflochten, weil die Willkür des Monarchen und jeder Todesfall es wieder zertrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, daß der Sohn dem Vater auch in dem Lehen folgte, ſo wußte der Vaſall, daß er für ſeine Nachkommenſchaft arbeitete, indem er ſich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeigte. So wie alſo durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwiſchen den mächtigen Vaſallen und der Krone erſchlaffte, wurde es zwiſchen jenen und ihren Unterſaſſen feſter zuſammengezogen. Die großen Lehen hingen endlich nur noch durch die einzige Perſon des Kronvaſallen mit der Krone zuſammen, der ſich oft ſehr lange bitten ließ, ihr die Dienſte zu leiſten, wozu ihn ſeine Würde verpflichtete.

Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht

der

merkwürdigſten Staatsbegebenheiten

zu den Zeiten

Kaiſer Friedrichs I.[1]

Der heftige Streit des Kaiſerthums mit der Kirche, der die Regierungen Heinrichs IV. und V. ſo ſtürmiſch machte, hatte ſich endlich (1122) in einem vorübergehenden Frieden beruhigt und durch den Vergleich, welchen Letzterer mit Papſt Calixtus II. einging, ſchien der Zunder erſtickt zu ſeyn, der ihn wieder herſtellen konnte. Das Geiſtliche hatte ſich, Dank ſey der zuſammenhängenden Politik Gregors VII. und ſeiner Nachfolger, gewaltſam von dem Weltlichen geſchieden, und die Kirche bildete nun im Staate und neben dem Staate ein abgeſondertes, wo nicht gar feindſeliges Syſtem. Das koſtbare Recht des Throns, durch Ernennung der Biſchöfe verdiente Diener zu belohnen und neue Freunde ſich zu verpflichten, war ſelbſt bis auf den äußerlichen Schein durch die freigegebenen Wahlen für die Kaiſer verloren. Nichts blieb ihnen übrig von dieſem unſchätzbaren Regal, als den erwählten Biſchof, vor ſeiner Einweihung vermittelſt des Scepters, wie einen weltlichen Vaſallen, mit dem weltlichen Theil ſeiner Würde zu bekleiden. Ring und Stab, die geweihten Sinnbilder des biſchöflichen Amtes, durfte die unkeuſche, blutbeſudelte Laienhand nicht mehr berühren. Bloß für ſtreitige Fälle, wenn ſich das Domcapitel in der Wahl eines Biſchofs

[1] Anmerk. des Herausgebers. Im dritten Bande der hiſtoriſchen Memoires (erſte Abtheilung) findet ſich dieſe Abhandlung, aber ungeendigt. Die Fortſetzung unterblieb wegen der damaligen Krankheit des Verfaſſers.

nicht vereinigen konnte, hatten die Kaiſer noch einen Theil ihres vorigen Einfluſſes gerettet, und der Zwieſpalt der Wählenden ließ es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, davon Gebrauch zu machen. Aber auch dieſen wenigen geretteten Ueberreſten der vormaligen Kaiſergewalt ſtellte die Herrſchſucht der folgenden Päpſte nach, und der *Knecht der Knechte* Gottes hatte keine größere Angelegenheit, als den *Herrn der Welt* ſo tief als möglich neben ſich zu erniedrigen.

Die gefährlichſte Stelle in der Chriſtenheit war jetzt unſtreitig der römiſche Kaiſerthron; gegen dieſen zielte die aufſtrebende päpſtliche Macht mit allen Donnern, die ihr zu Gebote ſtanden, mit allen Fallſtricken ihrer verborgenen Staatskunſt. Deutſchlands Verfaſſung erleichterte ihr den Sieg über ſeinen Oberherrn; der Glanz des kaiſerlichen Namens machte ihn ſchimmernd. Jeder deutſche Fürſt, den die Wahl ſeiner Mitſtände auf den Stuhl der Ottonen ſetzte, brach eben dadurch mit dem apoſtoliſchen Stuhl. Er konnte ſich als ein Opfer betrachten, das man zum Tode ſchmückte. Zugleich mit dem kaiſerlichen Purpur mußte er Pflichten übernehmen, die mit den Vergrößerungsplanen der Päpſte durchaus unvereinbar waren, und ſeine kaiſerliche Ehre, ſein Anſehen im Reich hing an ihrer Erfüllung. Seine Kaiſerwürde legte ihm auf, die Herrſchaft über Italien und ſelbſt in den Mauern Roms zu behaupten; in Italien konnte der Papſt keinen Herrn ertragen, die Italiener verſchmähten auf gleiche Art das Joch des Ausländers und des Prieſters. Es blieb ihm alſo nur die bedenkliche Wahl, entweder dem Kaiſerthron von ſeinen Rechten zu vergeben, oder mit dem Papſt in den Kampf zu gehen, und auf immer dem Frieden ſeines Lebens zu entſagen.

Die Frage iſt der Erörterung werth, warum ſelbſt die ſtaatskundigſten Kaiſer ſo hartnäckig darauf beſtanden, die Anſprüche des deutſchen Reichs auf Italien geltend zu machen, ungeachtet ſie ſo viele Beiſpiele vor ſich hatten, wie wenig der Gewinn der erſtaunlichen Aufopferungen werth war, ungeachtet jeder italieniſche Zug von den Deutſchen ſelbſt ihnen ſo ſchwer gemacht, und die nichtigen Kronen der Lombardei und des Kaiſerthums in jedem Betracht ſo theuer erkauft werden mußten. Ehrgeiz allein erklärt dieſe Einſtimmigkeit ihres Betragens nicht;

es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ihre Anerkennung in Italien auf die einheimiſche Autorität der Kaiſer in Deutſchland einen merklichen Einfluß hatte, und daß ſie alsdann vorzüglich dieſer Hülfe bedurften, wenn ſie durch Wahl allein, ohne Mitwirkung des Erbrechtes auf den Thron geſtiegen waren. Was auch ihr Fiscus dabei gewinnen mochte, ſo konnte der Ertrag des Eroberten den Aufwand der Eroberung kaum bezahlen, und die Goldquelle vertrocknete, ſobald ſie das Schwert in die Scheide ſteckten.

Zehn Wahlfürſten, welche jetzt zum erſten Male einen engern Ausſchuß unter den Reichsſtänden bilden, und vorzugsweiſe dieſes Recht ausüben, verſammeln ſich nach dem Hinſcheiden Heinrichs V. zu Mainz, dem Reich einen Kaiſer zu geben. Drei Prinzen, damals die mächtigſten Deutſchlands, kommen zu dieſer Würde in Vorſchlag: Herzog Friedrich von Schwaben, des verſtorbenen Kaiſers Schweſterſohn, Markgraf Leopold von Oeſterreich, und Lothar, Herzog zu Sachſen. Aber die Schickſale der zwei vorhergehenden Kaiſer hatten den Kaiſernamen mit ſo vielen Schreckniſſen umgeben, daß Markgraf Leopold und Herzog Lothar fußfällig und mit weinenden Augen baten, ſie mit dieſer gefährlichen Ehre zu verſchonen. Herzog Friedrich allein war nun noch übrig, aber eine unbedachtſame Aeußerung dieſes Prinzen ſchien zu erkennen zu geben, daß er auf ſeine Verwandtſchaft mit dem Verſtorbenen ein Recht an den Kaiſerthron gründe. Dreimal nach einander war das Scepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn gekommen, und die Wahlfreiheit der deutſchen Krone ſtand in Gefahr, ſich in einem verjährten Erbrecht endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freiheit der deutſchen Fürſten gethan; ein befeſtigter Erbthron widerſtand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Lehengeiſt ſo leicht ward, das ephemeriſche Gerüſte eines Wahlthrons zu erſchüttern. Die argliſtige Politik der Päpſte hatte erſt kürzlich die Aufmerkſamkeit der Fürſten auf dieſen Theil des Staatsrechts gezogen, und ſie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das die Verwirrung in Deutſchland verewigte, aber dem apoſtoliſchen Stuhl deſto nützlicher wurde. Die geringſte Rückſicht, welche bei dem neuaufzuſtellenden Kaiſer auf Verwandtſchaft genommen wurde, konnte die deutſche Wahlfreiheit aufs neue in Gefahr bringen, und den Mißbrauch erneuern, aus dem man ſich kaum

losgerungen hatte. Von dieſen Betrachtungen waren die Köpfe erhitzt, als Herzog Friedrich Anſprüche der Geburt auf den Kaiſerthron geltend machte. Man beſchloß daher, durch einen recht entſcheidenden Schritt dem Erbrecht zu trotzen, beſonders da der Erzbiſchof von Mainz, der das Wahlgeſchäft leitete, hinter dem Beſten des Reichs eine perſönliche Rache verſteckte. Lothar von Sachſen wurde einſtimmig zum Kaiſer erklärt, mit Gewalt herbeigeſchleppt, und auf den Schultern der Fürſten, unter ſtürmiſchem Beifallgeſchrei, in die Verſammlung getragen. Die mehrſten Reichsſtände billigten dieſe Wahl auf der Stelle, nach einigem Widerſtand wurde ſie auch von dem Herzog Heinrich von Bayern, dem Schwager Friedrichs, und von ſeinen Biſchöfen gut geheißen. Herzog Friedrich erſchien endlich ſelbſt, ſich dem neuen Kaiſer zu unterwerfen.

Lothar von Sachſen war ein eben ſo wohldenkender als tapferer und ſtaatsverſtändiger Fürſt. Sein Betragen unter den beiden vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutſchlands erworben. Da er die vaterländiſche Freiheit in mehreren Schlachten gegen Heinrich IV. verfochten, ſo befürchtete man um ſo weniger, daß er als Kaiſer verſucht werden könnte, ihr Unterdrücker zu werden. Zu mehrerer Sicherheit ließ man ihn eine Wahlcapitulation beſchwören, die ſeiner Macht im Geiſtlichen ſowohl als im Weltlichen ſehr enge Gränzen ſetzte. Lothar hatte ſich das Kaiſerthum aufdringen laſſen, dennoch machte er den Thron niedriger, um ihn zu beſteigen.

Wie ſehr aber auch dieſer Fürſt, da er noch Herzog war, an Verminderung des kaiſerlichen Anſehens gearbeitet hatte, ſo änderte doch der Purpur ſeine Geſinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbin ſeiner beträchtlichen Güter in Sachſen; durch ihre Hand konnte er ſeinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürſten machen. Da er als Kaiſer nicht fortfahren durfte, das Herzogthum Sachſen zu verwalten, ſo konnte er den Brautſchatz ſeiner Tochter noch mit dieſem wichtigen Lehen begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er ſich den Herzog Heinrich von Bayern, einen an ſich ſchon ſehr mächtigen Fürſten, zum Eidam, der alſo die beiden Herzogthümer Bayern und Sachſen in ſeiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar dieſen Heinrich zu ſeinem Nachfolger im Reich beſtimmte, das

ſchwäbiſch-fränkiſche Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürſten das Gegengewicht zu halten und ihm die Nachfolge ſtreitig zu machen, nach einem feſten Plan zu unterdrücken ſtrebte, ſo verrieth er deutlich genug ſeine Geſinnung, die *kaiſerliche* Macht auf Unkoſten der *ſtändiſchen* zu vergrößern.

Herzog Heinrich von Bayern, jetzt Tochtermann des Kaiſers, nahm mit neuen Verhältniſſen ein neues Staatsſyſtem an. Bis jetzt ein eifriger Anhänger des Hohenſtaufiſchen Geſchlechts, mit dem er verſchwägert war, wendete er ſich auf einmal zu der Partei des Kaiſers, der es zu Grund zu richten ſuchte. Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, die beiden Hohenſtaufiſchen Brüder, Enkel Kaiſer Heinrichs IV. und die natürlichen Erben ſeines Sohns, halten ſich alle Stammgüter des ſaliſch-fränkiſchen Kaiſergeſchlechts zugeeignet, worunter ſich mehrere befanden, die gegen kaiſerliche Kammergüter eingetauſcht, oder von geächteten Ständen für den Reichsfiſcus waren eingezogen worden. Lothar machte bald nach ſeiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiſcus zuſprach.

Da die Hohenſtaufiſchen Brüder nicht darauf achteten, ſo erklärte er ſie zu Störern des öffentlichen Friedens und ließ einen Reichskrieg gegen ſie beſchließen. Ein neuer Bürgerkrieg entzündete ſich in Deutſchland, welches kaum angefangen hatte, ſich von den Drangſalen der vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiſer, wiewohl vergeblich, belagert, weil die Hohenſtaufen ſchleunig zum Entſatz herbeieilten. Sie warfen darauf auch in Speyer eine Beſatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der fränkiſchen Kaiſer liegen.

Konrad von Franken unternahm noch eine kühnere That. Er ließ ſich bereden den deutſchen Königstitel anzunehmen, und eilte mit einer Armee nach Italien, um ſeinem Nebenbuhler, der dort noch nicht gekrönt war, den Rang abzulaufen. Die Stadt Mailand öffnete ihm bereitwillig ihre Thore, und Anſelmo, Erzbiſchof dieſer Kirche, ſetzte ihm in der Stadt Monza die lombardiſche Krone auf; in Toſcana erkannte ihn der ganze dort mächtige Adel als König. Aber Mailands günſtige Erklärung machte alle diejenigen Staaten von ihm abwendig, welche mit jener Stadt in Streitigkeiten lebten, und da endlich auch

Papſt Honorius II. auf die Seite ſeines Gegners trat, und den Bannſtrahl gegen ihn ſchleuderte, ſo entging ihm ſein Hauptzweck, die Kaiſerkrone, und Italien wurde eben ſo ſchnell von ihm verlaſſen, als er darin erſchienen war. Unterdeſſen hatte Lothar die Stadt Speyer belagert, und, ſo tapfer auch, entflammt durch die Gegenwart der Herzogin von Schwaben, ihre Bürger ſich wehrten, nach einem fehlgeſchlagenen Verſuch Friedrichs ſie zu entſetzen, in ſeine Hände bekommen. Die vereinigte Macht des Kaiſers und ſeines Eidams war den Hohenſtaufen zu ſchwer. Nachdem auch ihr Waffenplatz, die Stadt Ulm, von dem Herzog von Bayern erobert und in die Aſche gelegt war, der Kaiſer ſelbſt aber mit einer Armee gegen ſie anrückte, ſo entſchloſſen ſie ſich zur Unterwerfung. Auf einem Reichstag zu Bamberg warf ſich Friedrich dem Kaiſer zu Füßen und erhielt Gnade; auf eine ähnliche Weiſe erhielt ſie auch Konrad zu Muhlhauſen; beide unter der Bedingung, den Kaiſer nach Italien zu begleiten.

Den erſten Kriegszug hatte Lothar ſchon einige Jahre vorher in dieſes Land gethan, wo eine bedenkliche Trennung in der römiſchen Kirche ſeine Gegenwart nothwendig machte. Nachdem Honorius II. im Jahre 1130 verſtorben war, hatte man in Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der getheilte Zuſtand der Gemüther befürchten ließ, die Uebereinkunft getroffen, die neue Papſtwahl acht Cardinälen zu übertragen. Fünfe von dieſen erwählten in einer heimlich veranſtalteten Zuſammenkunft den Cardinal Gregor, einen ehemaligen Mönch, zum Fürſten der römiſchen Kirche, der ſich den Namen Innocentius II. beilegte. Die drei übrigen, mit dieſer Wahl nicht zufrieden, erhoben einen gewiſſen Peter Leonis, den Enkel eines getauften Juden, der den Namen Anaklet II. annahm, auf den apoſtoliſchen Stuhl. Beide Päpſte ſuchten ſich einen Anhang zu machen. Auf Seiten des Letztern ſtand die übrige Geiſtlichkeit des römiſchen Sprengels und der Adel der Stadt; außerdem wußte er die italieniſchen Normänner, furchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für ſeine Partei zu gewinnen. Innocentius flüchtete aus der Stadt, wo ſein Gegner die Oberhand hatte, und vertraute ſeine Perſon und ſeine Sache der Rechtgläubigkeit des Königs von Frankreich. Der Ausſpruch eines einzigen Mannes, des Abts Bernhard von

Clairvaux, der die Sache dieſes Papſtes für die gerechte erklärt hatte, war genug, ihm die Huldigung dieſes Reichs zu verſchaffen. Seine Aufnahme in Ludwigs Staaten war glänzend, und reiche Schätze öffneten ſich ihm in der frommen Mildthätigkeit der Franzoſen. Das Gewicht von Bernhards Empfehlung, welches die franzöſiſche Nation zu ſeinen Füßen geführt hatte, unterwarf ihm auch England, und der deutſche Kaiſer Lothar ward ohne Mühe überzeugt, daß der heilige Geiſt bei der Wahl des Innocentius den Vorſitz geführt habe. Eine perſönliche Zuſammenkunft mit dieſem Kaiſer zu Lüttich hatte die Folge, daß ihn Lothar an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zurückführte.

In dieſer Stadt war Anaklet, der Gegenpapſt, mächtig, Volk und Adel gefaßt, ſich aufs hartnäckigſte zu vertheidigen. Jeder Palaſt, jede Kirche war Feſtung, jede Straße ein Schlachtfeld, alles Waffe, was das Ohngefähr der blinden Erbitterung darbot. Mit dem Schwert in der Fauſt mußte jeder Ausweg geöffnet werden, und Lothars ſchwaches Heer reichte nicht hin, eine Stadt zu ſtürmen, worin es ſich wie in einem unermeßlichen Ocean verlor, wo die Häuſer ſelbſt gegen das Leben der verhaßten Fremdlinge bewaffnet waren. Es war gebräuchlich, die Kaiſerkrönung in der Peterskirche zu vollziehen, und in Rom war Alles heilig, was gebräuchlich war; aber die Peterskirche, wie die Engelsburg, hatte der Feind im Beſitz, woraus keine ſo geringe Macht, als Lothar beiſammen hatte, ihn verjagen konnte. Endlich nach langer Verzögerung willigte man ein, der Nothwendigkeit zu weichen und im Lateran die Krönung zu verrichten.

Man erinnert ſich, daß es die Sache des Papſtes war, welche den Kaiſer nach Italien führte; als der Beſchützer, nicht als ein Flehender, forderte er eine Ceremonie, welche dieſer Papſt ohne ſeinen ſtarken Arm nimmermehr hätte ausüben können. Nichtsdeſtoweniger behauptete Innocentius den ganzen Papſtſinn eines Hildebrands, und mitten in dem rebelliſchen Rom, gleichſam hinter dem Schilde des Kaiſers, der ihn gegen die mörderiſche Wuth ſeiner Gegner vertheidigte, gab er dieſem Kaiſer Geſetze. Der Vorgänger des Lothar hatte die anſehnliche Erbſchaft, welche Mathilde, Markgräfin von Tuscien, dem

römiſchen Stuhl vermacht hatte, als ein Reichsleben eingezogen, und Papſt Calixtus II., um nicht aufs neue die Ausſöhnung mit dieſem Kaiſer zu erſchweren, hatte in dem Vergleich, der den Inveſtiturſtreit endigte, ganz von dieſer geheimen Wunde geſchwiegen. Dieſe Anſprüche des römiſchen Stuhls auf die Mathildiſche Erbſchaft brachte Innocentius jetzt in Bewegung, und bemühte ſich wenigſtens, da er den Kaiſer unerbittlich fand, dieſe anmaßlichen Rechte der Kirche für die Zukunft in Sicherheit zu ſetzen. Er beſtätigte ihm den Genuß der Mathildiſchen Güter auf dem Wege der Belehnung, ließ ihn dem römiſchen Stuhl einen förmlichen Lehenseid darüber ſchwören, und ſorgte dafür, daß dieſe Vaſallenhandlung durch ein Gemälde verewigt wurde, welches dem kaiſerlichen Namen in Italien nicht ſehr rühmlich war.

Es war nicht der römiſche Boden, nicht der Anblick jener feierlichen Denkmäler, welche ihm die Herrſchergröße Roms ins Gedächtniß bringen, wo etwa die Geiſter ſeiner Vorfahren zu ſeiner Erinnerung ſprechen konnten, nicht die Zwang auflegende Gegenwart einer römiſchen Prälatenverſammlung, welche Zeuge und Richter ſeines Betragens war, was dem Papſt dieſen ſtandhaften Muth einflößte: auch als ein Flüchtling, auch auf deutſcher Erde, hatte er dieſen römiſchen Geiſt nicht verläugnet. Schon zu Lüttich, wo er in der Geſtalt eines Flehenden vor dem Kaiſer ſtand, wo er ſich dieſem Kaiſer für eine noch friſche Wohlthat verpflichtet fühlte, und eine zweite noch größere von ihm erwartete, hatte er ihn genöthigt, eine beſcheidene Bitte um Wiederherſtellung des Inveſtiturrechts zurückzunehmen, zu welcher der hülfloſe Zuſtand des Papſtes dem Kaiſer Muth gemacht hatte. Er hatte einem Erzbiſchof von Trier, ehe dieſer noch von dem Kaiſer mit dem zeitlichen Theil ſeines Amtes bekleidet war, die Einweihung ertheilt, dem ausdrücklichen Sinn des Vertrags entgegen, der den Frieden des deutſchen Reichs mit der Kirche begründete. Mitten in Deutſchland, wo er ohne Lothars Begünſtigung keinen Schatten von Hoheit beſaß, unterſtand er ſich, eines der wichtigſten Vorrechte dieſes Kaiſers zu kränken.

Aus ſolchen Zügen erkennt man den Geiſt, der den römiſchen Hof beſeelte, und die unerſchütterliche Feſtigkeit der Grundſätze, die jeder Papſt, mit Hintanſetzung aller perſönlichen

Verhältniſſe, befolgen zu müſſen ſich gedrungen ſah. Man ſah Kaiſer und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugſame Krieger im Drang der Umſtände Rechte aufopfern, ihren Grundſätzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit weichen; ſo etwas begegnete ſelten oder nie einem Papſte. Auch wenn er im Elend umher irrte, in Italien keinen Fuß breit Landes, keine ihm holde Seele beſaß, und von der Barmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er ſtandhaft über den Vorrechten ſeines Stuhls und der Kirche. Wenn jede andere politiſche Gemeinheit durch die perſönlichen Eigenſchaften derer, welchen ihre Verwaltung übertragen iſt, zu gewiſſen Zeiten etwas gelitten hat und leidet, ſo war dieſes kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Oberhaupt. So ungleich ſich auch die Päpſte in Temperament, Denkart und Fähigkeit ſeyn mochten, ſo ſtandhaft, ſo gleichförmig, ſo unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart ſchien in ihr Amt gar nicht einzufließen; ihre Perſönlichkeit, möchte man ſagen, zerfloß in ihrer Würde, und die Leidenſchaft erloſch unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinſcheidenden Papſte die Kette der Thronfolge abriß, und mit jedem neuen Papſte wieder friſch geknüpft wurde — obgleich kein Thron in der Welt ſo oft ſeinen Herrn veränderte, ſo ſtürmiſch beſetzt und ſo ſtürmiſch verlaſſen wurde, ſo war dieſes doch der einzige Thron in der chriſtlichen Welt, der ſeinen Beſitzer nie zu verändern ſchien, weil nur die Päpſte ſtarben, aber der Geiſt, der ſie beſeelte, unſterblich war.

Kaum hatte Lothar Italien den Rücken gewendet, als Innocentius aufs neue ſeinen Gegnern das Feld räumen mußte. Er floh in Begleitung des heiligen Bernhards nach Piſa, wo er den Gegenpapſt und deſſen Anhang auf einer Kirchenverſammlung feierlich verfluchte. Dieſes Anathem galt beſonders dem König Roger von Sicilien, der Anaklets Sache mächtig unterſtützte und durch ſeine reißenden Fortſchritte im untern Italien den Muth dieſer Partei nicht wenig erhöhte.

Da ſich die Geſchichte Siciliens und Neapels und der Normänner, ſeiner neuen Beſitzer, mit der Geſchichte dieſes Jahrhunderts aufs genaueſte verbindet, da uns Anna Komnena und Otto von Freyſingen auf die normänniſchen Eroberungen aufmerkſam gemacht haben, ſo iſt es dem Zweck dieſer Abhandlung

gemäß, auf den Urſprung dieſer neuen Macht in Italien zu geben und die Fortſchritte derſelben kürzlich zu verfolgen.

Die mittäglichen und weſtlichen Länder Europens hatten kaum angefangen, von den gewaltſamen Erſchütterungen auszuruhen, wodurch ſie ihre neue Geſtalt empfingen, als der europäiſche Norden im neunten Jahrhundert aufs neue den Süden ängſtigte. Aus den Inſeln und Küſtenländern, welche heutzutage dem däniſchen Scepter huldigen, ergoſſen ſich dieſe neuen Barbarenſchwärme; Männer des Nordens, Normänner nannte man ſie; ihre überraſchende ſchreckliche Ankunft beſchleunigte und verbarg der weſtliche Ocean. So lange zwar der Herrſchergeiſt Karls des Großen das fränkiſche Reich bewachte, ahndete man den Feind nicht, der die Sicherheit ſeiner Gränzen bedrohte. Zahlreiche Flotten hüteten jeden Hafen und die Mündung jedes Stroms; mit gleichem Nachdruck leiſtete ſein ſtarker Arm den arabiſchen Corſaren im Süden, und im Weſten den Normännern Widerſtand. Aber dieſes beſchützende Band, welches rings alle Küſten des fränkiſchen Reichs umſchloß, löste ſich unter ſeinen kraftloſen Söhnen, und gleich einem verheerenden Strome drang nun der wartende Feind in das bloßgegebene Land. Alle Anwohner der aquitaniſchen Küſte erfuhren die Raubſucht dieſer barbariſchen Fremdlinge; ſchnell, wie aus der Erde geſpieen, ſtanden ſie da, und eben ſo ſchnell entzog ſie das unerreichbare Meer der Verfolgung. Kühnere Banden, denen die ausgeraubte Küſte keine Beute mehr darbot, trieben in die Mündung der Ströme und erſchreckten die ahndungsloſen innern Provinzen mit ihrer furchtbaren Landung. Weggeführt ward Alles, was Waare werden konnte; der pflugziehende Stier mit dem Pflüger, zahlreiche Menſchenheerden in eine hoffnungsloſe Knechtſchaft geſchleppt. Der Reichthum im innern Lande machte ſie immer lüſterner, der ſchwache Widerſtand immer kühner, und die kurzen Stillſtände, welche ſie den Einwohnern gönnten, brachten ſie nur deſto zahlreicher und deſto gieriger zurück.

Gegen dieſen immer ſich erneuernden Feind war keine Hülfe von dem Throne zu hoffen, der ſelbſt wankte, den eine Reihe ohnmächtiger Schattenkönige, die unwürdige Nachkommenſchaft Karls des Großen, entehrte. Anſtatt des Eiſens zeigte man den Barbaren Gold, und ſetzte die ganze künftige Ruhe des

Königreichs aufs Spiel, um eine kurze Erholung zu gewinnen. Die Anarchie des Lehenweſens hatte das Band aufgelöst, welches die Nation gegen einen gemeinſchaftlichen Feind vereinigen konnte, und die Tapferkeit des Adels zeigte ſich nur zum Verderben des Staats, den ſie vertheidigen ſollte.

Einer der unternehmendſten Anführer der Barbaren, Rollo, hatte ſich der Stadt Rouen bemächtigt, und entſchloſſen, ſeine Eroberungen zu behaupten, ſeinen Waffenplatz darin errichtet. Ohnmacht und dringende Noth führten endlich Karln den Einfältigen, unter welchem Frankreich ſich damals regierte, auf den glücklichen Ausweg, durch Bande der Dankbarkeit, der Verwandtſchaft und der Religion ſich dieſen barbariſchen Anführer zu verpflichten. Er ließ ihm ſeine Tochter zur Gemahlin und zum Brautſchatz das ganze Küſtenland anbieten, welches den normänniſchen Verheerungen am meiſten bloßgeſtellt war. Ein Biſchof führte das Geſchäft, und Alles, was man von dem Normann dafür verlangte, war, daß er ein Chriſt werden ſollte. Rollo rief ſeine Corſaren zuſammen, und überließ den Gewiſſensfall ihrer Beurtheilung. Das Anerbieten war zu verführeriſch, um nicht ſeinen nordiſchen Aberglauben daran zu wagen. Jede Religion war gleich gut, bei welcher man nur die Tapferkeit nicht verlernte. Die Größe des Gewinns brachte jede Bedenklichkeit zum Schweigen. Rollo empfing die Taufe, und einer ſeiner Gefährten wurde abgeſchickt, der Ceremonie der Huldigung gemäß, bei dem König von Frankreich den Fußkuß zu verrichten.

Rollo verdiente es, der Stifter eines Staats zu ſeyn; ſeine Geſetze bewirkten bei dieſem Räubervolk eine bewunderuswürdige Verwandlung. Die Corſaren warfen das Ruder weg, um den Pflug zu ergreifen, und die neue Heimath ward ihnen theuer, ſobald ſie angefangen hatten darauf zu ernten. In dem gleichförmigen ſanften Tacte des Landlebens verlor ſich allmählig der Geiſt der Unruhe und des Raubes, mit ihm die natürliche Wildheit dieſes Volks. Die Normandie blühte unter Rollo's Geſetzen, und ein barbariſcher Eroberer mußte es ſeyn, der die Nachkommen Karls des Großen ihren Vaſallen widerſtehen, und ihre Völker beglücken lehrte. Seitdem Normänner Frankreichs weſtliche Küſte bewachten, hatte es von keiner normänniſchen Landung mehr zu

leiden, und die ſchimpfliche Auskunft der Schwäche ward eine Wohlthat für das Reich.

Der kriegeriſche Geiſt der Normänner artete in ihrem neuen Vaterlande nicht aus. Dieſe Provinz Frankreichs ward die Pflanzſchule einer tapfern Jugend, und aus ihr gingen zu verſchiedenen Zeiten zwei Heldenſchwärme aus, die ſich an entgegengeſetzten Enden von Europa einen unſterblichen Namen machten und glänzende Reiche ſtifteten. Normänniſche Glücksritter zogen ſüdoſtwärts, unterwarfen das untere Italien und die Inſel Sicilien ihrer Herrſchaft, und gründeten hier eine Monarchie, welche Rom an der Tiber und Rom an dem Bosporus zittern machte. Ein normänniſcher Herzog war's, der Britannien eroberte.

Unter allen Provinzen Italiens waren Apulien, Calabrien und die Inſel Sicilien viele Jahrhunderte lang die beklagenswürdigſten geweſen. Hier unter dem glücklichſten Himmel Groß-Griechenlands, wo ſchon in den früheſten Zeiten griechiſche Cultur aufblühte, wo eine ergiebige Natur die helleniſchen Pflanzungen mit freiwilliger Milde pflegte, dort auf der geſegneten Inſel, wo die jugendlichen Staaten: Agrigent, Gela, Leontium, Syrakus, Selinus, Himera, in muthwilliger Freiheit ſich brüſteten, hatten gegen Ende des erſten Jahrtauſends Anarchie und Verwüſtung ihren ſchrecklichen Thron aufgeſchlagen. Nirgends, lehrt eine traurige Erfahrung, ſieht man die Leidenſchaften und Laſter der Menſchen ausgelaſſener toben, nirgends mehr Elend wohnen, als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradieſen beſtimmte. Schon in frühen Zeiten ſtellten Raubſucht und Eroberungsbegierde dieſer geſegneten Inſel nach; und ſo wie die ſchöpferiſche Wärme dieſes Himmels die unglückliche Wirkung hatte, die abſcheulichſten Geburten der Tyrannei an das Licht zu brüten, hatte ſelbſt auch das wohlthätige Meer, welches dieſe Inſel zum Mittelpunkt des Handels beſtimmte, nur dazu dienen müſſen, die feindſeligen Flotten der Mamertiner, der Carthager, der Araber an ihre Küſte zu tragen. Eine Reihe barbariſcher Nationen hatte dieſen einladenden Boden betreten. Die Griechen, aus Ober- und Mittel-Italien durch Langobarden und Franken vertrieben, hatten in dieſen Gegenden einen Schatten von Herrſchaft gerettet. Bis nach Apulien hinab hatten ſich die Langobarden verbreitet, und arabiſche Corſaren mit dem Schwerte in der Hand ſich

Wohnſitze darin errungen. Ein barbariſches Gemiſch von Sprachen und Sitten, von Trachten und Gebräuchen, von Geſetzen und Religionen zeugte noch jetzt von ihrer verderblichen Gegenwart. Hier ſah ſich der Unterthan nach dem langobardiſchen Geſetz, ſein nächſter Nachbar nach dem Juſtinianiſchen, ein dritter nach dem Koran gerichtet. Derſelbe Pilger, der des Morgens geſättigt aus den Ringmauern eines Kloſters ging, mußte des Abends die Mildthätigkeit eines Moslems in Anſpruch nehmen. Die Nachfolger des heiligen Petrus hatten nicht geſäumt, ihren frommen Arm nach dieſem gelobten Land auszuſtrecken, auch einige deutſche Kaiſer die Hoheit des Kaiſernamens in dieſem Theile Italiens geltend gemacht, und einen großen Diſtrict deſſelben als Sieger durchzogen. Gegen Otto den Zweiten ſchloſſen die Griechen mit den verabſcheuten Arabern einen Bund, der dieſem Eroberer ſehr verderblich wurde. Calabrien und Apulien traten nunmehr aufs neue unter griechiſche Hoheit zurück; aber aus den feſten Schlöſſern, welche die Saracenen in dieſem Landſtrich noch inne hatten, ſtürzten zu Zeiten bewaffnete Schaaren hervor, andere arabiſche Schwärme ſetzten aus dem angränzenden Sicilien hinüber, welche Griechen und Lateiner ohne Unterſchied beraubten. Von der fortwährenden Anarchie begünſtigt, riß Jeder an ſich, was er konnte, und verband ſich, je nachdem es ſein Vortheil war, mit Muhamedanern, mit Griechen, mit Lateinern. Einzelne Städte, wie Gaeta und Neapel, regierten ſich nach republicaniſchen Geſetzen. Mehrere langobardiſche Geſchlechter genoſſen unter dem Schirm einer ſcheinbaren Abhängigkeit von dem römiſchen oder griechiſchen Reich einer wahren Souveränetät in Benevent, Capua, Salerno und andern Diſtricten. Die Menge und Verſchiedenheit der Oberherren, der ſchnelle Wechſel der Gränze, die Entfernung und Ohnmacht des griechiſchen Kaiſerhofs hielten dem ſtrafloſen Ungehorſam eine ſichere Zuflucht bereit; Nationalunterſchied, Religionshaß, Raubſucht, Vergrößerungsbegierde, durch kein Geſetz gezügelt, verewigten die Anarchie auf dieſem Boden, und nährten die Fackel eines immerwährenden Kriegs. Das Volk wußte heute nicht, wem es morgen gehorchen würde, und der Sämann war ungewiß, wem die Ernte gehörte.

Dies war der klägliche Zuſtand des untern Italiens im neunten, zehnten und eilften Jahrhundert, während daß Sicilien

unter arabiſchem Scepter einer ruhigeren Knechtſchaft genoß. Der Geiſt der Wallfahrt, welcher beim Ablauf des zehnten Jahrhunderts, der gedrohten Annäherung des Weltgerichts, in den Abendländern lebendig wurde, führte im Jahre 983 auch einige normänniſche Pilger, fünfzig oder ſechzig an der Zahl, nach Jeruſalem. Auf ihrer Heimkehr ſtiegen ſie bei Neapel ans Land und erſchienen zu Salerno, eben als ein arabiſches Heer dieſe Stadt belagerte, und die Einwohner damit beſchäftigt waren, ſich durch eine Geldſumme ihres Feindes zu entledigen.

Ungern genug hatten dieſe ſtreitbaren Wallfahrer den Harniſch mit der Pilgertaſche vertauſcht; der alte Kriegsgeiſt ward bei dem kriegeriſchen Anblick lebendig. Tapfere Hiebe, auf die Häupter der Ungläubigen geführt, dünkten ihnen keine ſchlechtere Vorbereitung auf das Weltgericht zu ſeyn, als ein Pilgerzug nach dem heiligen Grabe. Sie boten den belagerten Chriſten ihre müßige Tapferkeit an, und man errätb leicht, daß die unverhoffte Hülfe nicht verſchmäht ward. Von einer kleinen Anzahl Salernitaner begleitet, ſtürzt ſich die kühne Schaar bei Nachtzeit in das arabiſche Lager, wo man, auf keinen Feind gefaßt, in ſtolzer Sicherheit ſchwelgt. Alles weicht ihrer unwiderſtehlichen Tapferkeit. Eilfertig werfen ſich die Saracenen in ihre Schiffe und geben ihr ganzes Lager preis. Salerno hatte ſeine Schätze gerettet, und bereicherte ſich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen; das Werk der Tapferkeit von ſechzig normänniſchen Pilgern. Ein ſo wichtiger Dienſt war der ausgezeichnetſten Dankbarkeit werth, und, befriedigt von der Freigebigkeit des Fürſten zu Salerno, ſchiffte die Heldenſchaar nach Hauſe.

Das Abenteuer in Italien ward in der Heimath nicht verſchwiegen. Neapels ſchöner Himmel und geſegnete Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf dieſem Boden, der dem Soldaten Beſchäftigung und Anſehen, der Reichthum der Schwachen, der ihm Beute und Belohnung verſprach. Mit begierigem Ohr horchte eine kriegeriſche Jugend. Das untere Italien ſah in kurzer Zeit neue Haufen von Normännern landen, deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Klima, das fette Land, die köſtliche Beute, waren unwiderſtehliche Reizungen für ein Volk, das in ſeinen neuen Wohnſitzen und bei ſeiner neuen Lebensart das corſariſche Gewerbe ſo ſchnell nicht verlernen konnte.

Ihr Arm war Jedem feil, der ihn dingen wollte; Fechtens wegen waren ſie gekommen, gleichviel für weſſen Sache ſie fochten. Der griechiſche Unterthan erwehrte ſich mit dem Arme der Normänner einer tyranniſchen Satrapenregierung; mit Hülfe der Normänner trotzten die langobardiſchen Fürſten den Anſprüchen des griechiſchen Hofs; Normänner ſtellten die Griechen ſelbſt den Saracenen entgegen. Lateiner und Griechen hatten ohne Unterſchied Urſache, den Arm dieſer Fremdlinge wechſelsweiſe zu fürchten und zu preiſen.

In Neapel hatte ſich ein Herzog aufgeworfen, dem die Tapferkeit der Normänner gegen einen Fürſten von Capua große Dienſte leiſtete. Dieſe nützlichen Ankömmlinge immer feſter an ſich zu knüpfen, ihren hülfreichen Arm ſtets in der Nähe zu wiſſen, ſchenkte er ihnen Landeigenthum zwiſchen Capua und Neapel, auf welchem Boden ſie im Jahre 1029 die Stadt Averſa erbauten — ihre erſte feſte Beſitzung auf italieniſcher Erde, errungen durch Tapferkeit, aber nicht durch Gewalt, vielleicht die einzige gerechte, deren ſie ſich zu rühmen hatten.

Die normänniſchen Ankömmlinge mehren ſich, ſobald eine landsmänniſche Stadt ihnen die gaſtfreien Thore öffnet. Drei Brüder, Wilhelm, der eiſerne Arm, Humfred und Drogon, beurlauben ſich von neun andern Brüdern und ihrem Vater Tancred von Hauteville, um in der neuen Colonie das Glück der Waffen zu verſuchen. Nicht lange raſtet ihre kriegeriſche Ungeduld. Der griechiſche Statthalter von Apulien beſchließt eine Landung auf Sicilien, und die Tapferkeit der Gäſte wird aufgefordert, die Gefahren dieſes Feldzugs zu theilen. Ein ſaraceniſches Heer wird geſchlagen, und ſein Anführer fällt unter dem eiſernen Arm. Der kräftige Beiſtand der Normänner verſpricht den Griechen die Wiedereroberung der ganzen Inſel; ihr Undank gegen dieſe ihre Beſchützer macht ſie auch noch das Wenige verlieren, was auf dem feſten Lande Italiens noch ihre Herrſchaft erkennt. Von dem treuloſen Statthalter zur Rache gereizt, kehren die Normänner gegen ihn ſelbſt die Waffen, welche kurz zuvor ſiegreich für ihn geführt worden waren. Die griechiſchen Beſitzungen werden angegriffen, ganz Apulien von nicht mehr als vierhundert Normännern erobert. Mit barbariſcher Redlichkeit theilt man ſich in den unverhofften Raub. Ohne bei einem apoſtoliſchen Stuhl, ohne bei einem Kaiſer in Deutſchland

oder Byzanz anzufragen, ruft die ſiegreiche Schaar den eiſernen Arm zum Grafen von Apulien aus; jedem normänniſchen Streiter wird in dem eroberten Land irgend eine Stadt oder ein Dorf zur Belohnung.

Das unerwartete Glück der ausgewanderten Söhne Tancreds erweckte bald die Eiferſucht der daheim gebliebenen. Der jüngſte von dieſen, Robert Guiscard (der Verſchlagene), war herangewachſen, und die künftige Größe verkündigte ſich ſeinem ahnenden Geiſt. Mit zwei andern Brüdern machte er ſich auf in das goldene Land, wo man mit dem Degen Fürſtenthümer angelt. Gern erlaubten die deutſchen Kaiſer, Heinrich II. und III., dieſem Heldengeſchlechte zu Vertreibung ihres verhaßteſten Feindes und zu Italiens Befreiung ihr Blut zu verſpritzen. Gewonnen dünkte ihnen für das abendländiſche Reich, was für das morgenländiſche verloren war, und mit günſtigem Auge ſahen ſie die tapfern Fremdlinge von dem Raube der Griechen wachſen. Aber die Eroberungsplane der Normänner erweitern ſich mit ihrer wachſenden Anzahl und ihrem Glück; der Griechen Meiſter, bezeigen ſie Luſt, ihre Waffen gegen die Lateiner zu kehren. So unternehmende Nachbarn beunruhigen den römiſchen Hof. Das Herzogthum Benevent, dem Papſt Leo IX. erſt kürzlich von Kaiſer Heinrich III. zum Geſchenke gegeben, wird von den Normännern bedroht. Der Papſt ruft gegen ſie den mächtigen Kaiſer zu Hülfe, der zufrieden iſt, dieſe kriegeriſchen Männer, die er nicht zu bezwingen hofft, in Vaſallen des Reichs zu verwandeln, dem ihre Tapferkeit zur Vormauer gegen Griechen und Ungläubige dienen ſollte. Leo IX. bedient ſich gegen ſie der nimmer fehlenden apoſtoliſchen Waffen. Der Fluch wird über ſie ausgeſprochen, ein heiliger Krieg wird gegen ſie gepredigt, und der Papſt hält die Gefahr für drohend genug, um mit ſeinen Biſchöfen in eigner Perſon an der Spitze ſeines heiligen Heers gegen ſie zu ſtreiten. Die Normänner achten gleich wenig auf die Stärke dieſes Heers und auf die Heiligkeit ſeiner Anführer. Gewohnt, in noch kleinerer Anzahl zu ſiegen, greifen ſie unerſchrocken an, die Deutſchen werden niedergehauen, die Italiener zerſtreut, die heilige Perſon des Papſtes ſelbſt fällt in ihre ruchloſen Hände. Mit tiefſter Ehrfurcht wird dem Statthalter Petri von ihnen begegnet, und nicht anders als

knieend nahen ſie ſich ihm, aber der Reſpect ſeiner **Ueberwinder** kann ſeine Gefangenſchaft nicht verkürzen.

Der Einnahme Apuliens folgte bald die Unterwerfung Calabriens und des Gebietes von Capua. Die Politik des römiſchen Hofes, welche nach mehreren mißlungenen Verſuchen dem Unternehmen entſagte, die Normänner aus ihren Beſitzungen zu verjagen, verfiel endlich auf den weiſeren Ausweg, von dieſem Uebel ſelbſt für die römiſche Größe Nutzen zu ziehen. In einem Vergleich, der zu Amalfi mit Robert Guiscard zu Stande kam, beſtätigte Papſt Nikolaus II. dieſem Eroberer den Beſitz von Calabrien und Apulien als päpſtlicher Lehen, befreite ſein Haupt von dem Kirchenbann, und reichte ihm als oberſter Lehensherr die Fahne. Wenn irgend eine Macht die Tapferkeit der Normänner mit dem Geſchenk dieſer Fürſtenthümer belohnen konnte, ſo kam es doch keineswegs dem römiſchen Biſchof zu, dieſe Großmuth zu beweiſen. Robert hatte kein Land weggenommen, das dem erſten Finder gehörte; von dem griechiſchen, oder, wenn man will, von dem deutſchen Reich waren die Provinzen abgeriſſen, welche er ſich mit dem Schwert zugeeignet hatte. Aber von jeher haben die Nachfolger Petri in der Verwirrung geerntet. Die Lehensverbindung der Normänner mit dem römiſchen Hofe war für ſie ſelbſt und für dieſen das vortheilhafteſte Ereigniß. Die Ungerechtigkeit ihrer Eroberungen bedeckte jetzt der Mantel der Kirche; die ſchwache, kaum fühlbare Abhängigkeit von dem apoſtoliſchen Stuhl entzog ſie dem ungleich drückendern Joche der deutſchen Kaiſer, und der Papſt hatte ſeine furchtbarſten Feinde in treue Stützen ſeines Stuhls verwandelt.

In Sicilien theilten ſich noch immer Saracenen und Griechen, aber bald fing dieſe reiche Inſel an, die Vergrößerungsbegierde der normänniſchen Eroberer zu reizen. Auch mit dieſer beſchenkte der Papſt ſeine neuen Clienten, dem es bekanntlich nichts koſtete, die Erdkugel mit neuen Meridianen zu durchſchneiden und noch unentdeckte Welten auszutheilen. Mit der Fahne, welche der heilige Vater geweiht hatte, ſetzten die Söhne Tancreds, Guiscard und Roger, in Sicilien über, und unterwarfen ſich in kurzer Zeit die ganze Inſel. Mit Vorbehalt ihrer Religion und Geſetze huldigten Griechen und Araber der

normänniſchen Herrſchaft, und die neue Eroberung wurde Rogern und ſeinen Nachkommen überlaſſen. Auf die Unterwerfung Siciliens folgte bald die Wegnahme von Benevent und Salerno, und die Vertreibung des in der letzten Stadt regierenden Fürſtenhauſes, welches aber den kurzen Frieden mit der römiſchen Kirche unterbricht und zwiſchen Robert Guiscard und dem Papſt einen heftigen Streit entzündet. Gregor VII., der gewaltthätigſte aller Päpſte, kann einige normänniſche Edelleute, Vaſallen und Nachbarn ſeines Stuhls, weder in Furcht ſetzen, noch bezwingen. Sie trotzen ſeinem Bannfluch, deſſen fürchterliche Wirkungen einen heldenmüthigen und mächtigen Kaiſer zu Boden ſchlagen, und eben der herausfordernde Trotz, wodurch dieſer Papſt die Zahl ſeiner Feinde vergrößert und ihre Erbitterung unverſöhnlich macht, macht ihm einen Freund in der Nähe deſto wichtiger. Um Kaiſern und Königen zu trotzen, muß er einem glücklichen Abenteurer in Apulien ſchmeicheln. Bald bedarf er in Rom ſelbſt ſeines rettenden Arms. In der Engelsburg von Römern und Deutſchen belagert, ruft er den Herzog von Apulien zu ſeinem Beiſtand herbei, der auch wirklich an der Spitze normänniſcher, griechiſcher und arabiſcher Vaſallen das Haupt der lateiniſchen Chriſtenheit frei macht. Gedrückt von dem Haſſe ſeines ganzen Jahrhunderts, deſſen Frieden ſeine Herrſchſucht zerſtörte, folgt eben dieſer Papſt ſeinen Errettern nach Neapel und ſtirbt zu Salerno unter dem Schutz von Hauteville's Söhnen.

Derſelbe normänniſche Fürſt, Robert Guiscard, der ſich in Italien und Sicilien ſo gefürchtet machte, war das Schrecken der Griechen, die er in Dalmatien und Macedonien angriff, und ſelbſt in der Nähe ihrer Kaiſerſtadt ängſtigte. Die griechiſche Ohnmacht rief gegen ihn die Waffen und Flotten der Republik Venedig zu Hülfe, die durch die reißendſten Fortſchritte dieſer neuen italieniſchen Macht in ihren Träumen von Oberherrſchaft des adriatiſchen Meers fürchterlich aufgeſchreckt worden. Auf der Inſel Cephalenia ſetzte endlich, früher als ſein Ehrgeiz, der Tod ſeinen Eroberungsplanen eine Gränze. Seine anſehnlichen Beſitzungen in Griechenland, lauter Erwerbungen ſeines Degens, erbte ſein Sohn Bohemund, Fürſt von Tarent, der ihm an Tapferkeit nicht nachſtand, und ihn an Ehrſucht noch übertraf. Er war es, der den Thron der Komnener in Griechenland

erſchütterte, den Fanatismus der Kreuzfahrer den Entwürfen einer kalten Vergrößerungsbegierde liſtig dienen ließ, in Antiochien ſich ein anſehnliches Fürſtenthum errang, und allein von dem frommen Wahnſinne frei war, der die Fürſten des Kreuzheers erhitzte. Die griechiſche Prinzeſſin Anna Komnena ſchildert uns Vater und Sohn als gewiſſenloſe Banditen, deren ganze Tugend ihr Degen war, aber Robert und Bohemund waren die fürchterlichſten Feinde ihres Hauſes; ihr Zeugniß reichte alſo nicht hin, dieſe Männer zu verdammen. Eben dieſe Prinzeſſin kann es dem Robert nicht vergeben, daß er, ein bloßer Edelmann und Glücksritter, Vermeſſenheit genug beſeſſen, ſeine Wünſche bis zu einer Verwandtſchaftsverbindung mit dem regierenden Kaiſerhauſe in Konſtantinopel zu erheben. Immer bleibt es eine merkwürdige Erſcheinung in der Geſchichte, wie die Söhne eines unbegüterten Edelmanns in einer Provinz Frankreichs auf gut Glück aus ihrer Heimat auswandern, und, durch nichts als ihren Degen unterſtützt, ein Königreich zuſammenrauben, Kaiſern und Päpſten zugleich mit ihrem Arme und ihrem Verſtande widerſtehen, und noch Kraft genug übrig haben, auswärtige Throne zu erſchüttern.

Ein anderer Sohn Roberts, mit Namen Roger, war ihm in ſeinen calabriſchen und apuliſchen Beſitzungen gefolgt; aber ſchon vierzig Jahre nach Roberts Tode erloſch ſein Geſchlecht. Die normänniſchen Staaten auf dem feſten Lande wurden nunmehr von der Nachkommenſchaft ſeines Bruders in Beſitz genommen, welche in Sicilien blühte. Roger, Graf von Sicilien, nicht weniger tapfer als Guiscard, aber eben ſo gutthätig und mild, als dieſer grauſam und eigennützig war, hatte den Ruhm, ſeinen Nachkommen ein glorreiches Recht zu erfechten. Zu einer Zeit, wo die Anmaßungen der Päpſte alle weltliche Gewalt zu verſchlingen drohten, wo ſie den Kaiſern in Deutſchland das Recht der Inveſtituren entriſſen und die Kirche von dem Staat gewaltſam abgetrennt hatten, behauptete ein normänniſcher Edelmann in Sicilien ein Regal, welches Kaiſer hatten aufgeben müſſen. Graf Roger drang dem römiſchen Stuhle für ſich und ſeine Nachfolger in Sicilien die Bewilligung ab, auf ſeiner Inſel die höchſte Gewalt in geiſtlichen Dingen auszuüben. Der Papſt war im Gedränge; um den deutſchen Kaiſern zu widerſtehen,

konnte er die Freundſchaft der Normänner nicht entbehren. Er erwählte alſo den ſtaatsklugen Ausweg, ſich durch Nachgiebigkeit einen Nachbar zu verpflichten, welchen zu reizen allzu gefährlich war. Um aber zu verhindern, daß dieſes zugeſtandene Recht ja nicht mit den übrigen Regalien vermengt würde, um den Genuß deſſelben im Lichte einer päpſtlichen Vergünſtigung zu zeigen, erklärte der Papſt den ſicilianiſchen Fürſten zu ſeinem Legaten oder geiſtlichen Gewalthaber auf der Inſel Sicilien. Rogers Nachfolger fuhren fort, dieſes wichtige Recht unter dem Namen geborner Legaten des römiſchen Stuhls auszuüben, welches unter dem Namen der ſicilianiſchen Monarchie von allen nachherigen Regenten dieſer Inſel behauptet ward.

Roger der Zweite, der Sohn des vorhergehenden, war es, der die anſehnlichen Staaten, Apulien und Calabrien, ſeiner Grafſchaft Sicilien einverleibte, und ſich dadurch im Beſitz einer Macht erblickte, die ihm Kühnheit genug einflößte, ſich in Palermo die königliche Krone aufzuſetzen; dazu war weiter nichts nöthig, als ſein eigener Entſchluß und eine hinlängliche Macht, ihn gegen jeden Widerſpruch zu behaupten. Aber derſelbe ſtaatskluge Aberglaube, der ſeinen Vater und Oheim geneigt gemacht hatte, die Anmaßung fremder Länder durch den Namen einer päpſtlichen Schenkung zu heiligen, bewog auch den Neffen und Sohn, ſeiner angemaßten Würde durch eben dieſe heiligende Hand die letzte Sanction zu verſchaffen. Die Trennung, welche damals in der Kirche ausgebrochen war, begünſtigte Rogers Abſichten. Er verpflichtete ſich den Papſt Anaklet, indem er die Rechtmäßigkeit ſeiner Wahl anerkannte und mit ſeinem Degen zu behaupten bereit war. Für dieſe Gefälligkeit beſtätigte ihm der dankbare Prälat die königliche Würde, und ertheilte ihm die Belehnung über Capua und Neapel, die letzten griechiſchen Lehen auf italieniſchem Boden, welche Roger Anſtalten machte zu ſeinem Reich zu ſchlagen. Aber er konnte ſich den einen Papſt nicht verpflichten, ohne ſich in dem andern einen unverſöhnlichen Feind zu erwecken. Auf ſeinem Haupte verſammelt ſich alſo jetzt der Segen des einen Papſtes und der Fluch des andern; welcher von beiden Früchte tragen ſollte — beruhte wahrſcheinlich auf der Güte ſeines Degens.

Der neue König von Sicilien hatte auch ſeine ganze

Klugheit und Thätigkeit nöthig, um dem Sturm zu begegnen, der ſich in den Abend- und Morgenländern wider ihn zuſammenzog. Nicht weniger als vier feindliche Mächte, unter denen einzeln genommen keine zu verachten war, hatten ſich zu ſeinem Untergang vereinigt. Die Republik Venedig, welche ſchon ehemals wider Robert Guiscard Flotten in See geſchickt, und geholfen hatte die griechiſchen Staaten gegen dieſen Eroberer zu vertheidigen, waffnete ſich aufs neue gegen ſeinen Neffen, deſſen furchtbare Seemacht ihr die Oberherrſchaft auf dem adriatiſchen Buſen ſtreitig zu machen drohte. Roger hatte dieſe kaufmänniſche Macht an ihrer empfindlichſten Seite angegriffen, da er ihr eine große Geldſumme an Waaren wegnehmen ließ. Der griechiſche Kaiſer Kalojoannes hatte den Verluſt ſo vieler Staaten in Griechenland und Italien und noch die neuerliche Wegnahme von Neapel und Capua an ihm zu rächen. Beide Höfe von Konſtantinopel und Venedig ſchickten nach Merſeburg Abgeordnete an Kaiſer Lothar, dem verhaßten Räuber ihrer Staaten einen neuen Feind in dem Oberhaupt des deutſchen Reichs zu erwecken. Papſt Innocentius, an kriegeriſcher Macht zwar der ſchwächſte unter allen Gegnern Rogers, war einer der furchtbarſten durch die Geſchäftigkeit ſeines Haſſes und durch die Waffen der Kirche, die ihm zu Gebote ſtanden. Man überredete den Kaiſer Lothar, daß das normänniſche Reich im untern Italien und die Anmaßung der ſicilianiſchen Königswürde durch Roger mit der oberſten Gerichtsbarkeit der Kaiſer über dieſe Länder unverträglich ſeyen, und daß es dem Nachfolger der Ottonen gebühre, der Verminderung des Reichs ſich entgegen zu ſetzen.

So wurde Lothar veranlaßt, einen zweiten Marſch über die Alpen zu thun, und gegen König Roger von Sicilien einen Feldzug zu unternehmen.

Seine Armee war jetzt zahlreicher, die Blüthe des deutſchen Adels war mit ihm, und die Tapferkeit der Hohenſtaufen kämpfte für ſeine Sache. Die lombardiſchen Städte, von jeher gewohnt, ihre Unterwürfigkeit nach der Stärke der Kriegsheere abzuwägen, mit welchen ſich die Kaiſer in Italien zeigten, huldigten ſeiner unwiderſtehlichen Macht, und ohne Widerſtand öffnete ihm die Stadt Mailand ihre Thore. Er hielt einen Reichstag in den roncaliſchen Feldern, und zeigte den Italienern ihren Oberherrn.

Darauf theilte er ſein Heer, deſſen eine Hälfte unter der Anführung Herzog Heinrichs von Bayern in das Toscaniſche drang, die andere unter dem perſönlichen Commando des Kaiſers, längs der adriatiſchen Seeküſte, geraden Weges gegen Apulien anrückte. Der griechiſche Hof und die Republik Venedig hatten Truppen und Geld zu dieſer Kriegsrüſtung hergeſchoſſen. Zugleich ließ die Stadt Piſa, damals ſchon eine bedeutende Seemacht, eine kleine Flotte dieſer Landarmee folgen, die feindlichen Seeplätze anzugreifen.

Jetzt ſchien es um die normänniſche Macht in Italien gethan, und nicht ohne Theilnehmung ſieht man das Gebäude, an welchem die Tapferkeit ſo vieler Helden gearbeitet, welches das Glück ſelbſt ſo ſichtbar in Schutz genommen hatte, ſich zu ſeinem Untergang neigen. Glorreiche Erfolge krönen den erſten Anfang Lothars. Capua und Benevent müſſen ſich ergeben. Die Apuliſchen Städte Trani und Bari werden erobert: die Piſaner bringen Amalfi, Lothar ſelbſt die Stadt Salerno zur Uebergabe. Eine Säule der normänniſchen Macht ſtürzt nach der andern, und von dem feſten Lande Italiens vertrieben, bleibt dem neuen Könige nichts übrig, als in ſeinem Erbreich Sicilien eine letzte Zuflucht zu ſuchen.

Aber es war das Schickſal von Tancreds Geſchlecht, daß die Kirche mit und ohne ihren Willen für ſie arbeiten ſollte. Kaum war Salerno erobert, ſo nimmt Innocentius dieſe Stadt als ein päpſtliches Lehen in Anſpruch, und ein lebhafter Zank entſpinnt ſich darüber zwiſchen dieſem Papſt und dem Kaiſer. Ein ähnlicher Streit wird über Apulien rege, über welche Provinz man übereingekommen war, einen Herzog zu ſetzen, deſſen Belehnung, als das Zeichen der oberſten Hoheit, Innocentius gleichfalls dem Kaiſer Lothar ſtreitig macht. Um einen dreißigtägigen verderblichen Streit zu beendigen, vereinigt man ſich endlich in der ſonderbaren Auskunft, daß beide, Kaiſer und Papſt, bei dem Belehnungsact dieſes Herzogs berechtigt ſeyn ſollten, zu gleicher Zeit die Hand an die Fahne zu legen, die dem Vaſallen bei der Huldigungsfeierlichkeit von dem Lehensherrn übergeben ward.

Während dieſes Zwieſpalts ruhte der Krieg gegen Roger, oder ward wenigſtens ſehr läſſig geführt, und dieſer wachſame

thätige Fürſt gewann Zeit, ſich zu erholen. Die Piſaner, unzufrieden mit dem Papſte und den Deutſchen, führten ihre Flotte zurück; die Dienſtzeit der Deutſchen war zu Ende, ihr Geld verſchwendet, und der feindſelige Einfluß des neapolitaniſchen Himmels fing an, die gewohnte Verheerung in ihrem Lager anzurichten. Ihre immer lauter werdende Ungeduld rief den Kaiſer aus den Armen des Siegs. Schneller noch, als ſie gewonnen worden, gingen die meiſten der gemachten Eroberungen nach ſeiner Entfernung verloren. Noch in Bononien mußte Lothar die niederſchlagende Nachricht hören, daß Salerno ſich an den Feind ergeben, daß Capua erobert und der Herzog von Neapel ſelbſt zu den Normännern übergetreten ſey. Nur Apulien wurde durch ſeinen neuen Herzog mit Hülfe eines zurückgebliebenen deutſchen Corps ſtandhaft behauptet, und der Verluſt dieſer Provinz war der Preis, um welchen Roger ſeine übrigen Länder gerettet ſah.

Nachdem der normänniſche Papſt, Anaklet, geſtorben, und Innocentius alleiniger Fürſt der Kirche geworden war, hielt er im Lateran eine Kirchenverſammlung, welche alle Decrete des Gegenpapſtes für nichtig erklärte, und ſeinen Beſchützer Roger abermals mit dem Bannfluch belegte. Innocentius zog auch, nach dem Beiſpiel des Leo, in Perſon gegen den ſicilianiſchen Fürſten zu Felde, aber auch er mußte, wie ſein Vorgänger, dieſe Verwegenheit mit einer gänzlichen Niederlage und dem Verluſt ſeiner Freiheit bezahlen. Roger aber ſuchte als Sieger den Frieden mit der Kirche, der ihm um ſo nöthiger war, da ihn Venedig und Konſtantinopel mit einem neuen Angriff bedrohten. Er erhielt von dem gefangenen Papſte die Belehnung über ſein Königreich Sicilien; ſeine beiden Söhne wurden als Herzoge von Capua und Apulien anerkannt. Er ſelbſt ſowohl als dieſe mußten dem Papſt den Vaſallen-Eid leiſten, und ſich zu einem jährlichen Tribut an die römiſche Kirche verſtehen. Ueber die Anſprüche des deutſchen Reichs an dieſe Provinzen, um derentwillen doch Innocentius ſelbſt den Kaiſer wider Rogern bewaffnet hatte, wurde bei dieſem Vergleich ein tiefes Stillſchweigen beobachtet. So wenig konnten die römiſchen Kaiſer auf die päpſtliche Redlichkeit zählen, wenn man ihres Arms nicht benöthigt war. Roger küßte den Pantoffel ſeines

Gefangenen, führte ihn nach Rom zurück, und Friede war zwiſchen den Normännern und dem apoſtoliſchen Stuhl. Kaiſer Lothar ſelbſt hatte auf der Rückkehr nach Deutſchland im Jahr 1137 in einer ſchlechten Bauernhütte zwiſchen dem Lech und dem Inn ſein mühe- und ruhmvolles Leben geendigt.

Unfehlbar war der Plan dieſes Kaiſers geweſen, daß ihm ſein Tochtermann, Herzog Heinrich von Bayern und Sachſen, auf dem Kaiſerthron folgen ſollte, wozu er wahrſcheinlich noch bei ſeinen Lebzeiten Anſtalten zu machen geſonnen geweſen war. Aber ehe er einen Schritt deßwegen thun konnte, überraſchte ihn der Tod.

Heinrich von Bayern hatte die Fürſten Deutſchlands mit vielem Stolz behandelt, und war ihnen auf dem italieniſchen Feldzug ſehr gebieteriſch begegnet. Auch jetzt, nach Lothars Tode, bemühte er ſich nicht ſehr um ihre Freundſchaft, und machte ſie dadurch nicht geneigt, ihre Wahl auf ihn zu richten. Ganz anders betrug ſich Konrad von Hohenſtaufen, der den Zug nach Italien mitgemacht und auf demſelben die Fürſten, beſonders den Erzbiſchof von Trier, für ſich einzunehmen gewußt hatte. Außerdem ſchwebte die kürzlich feſtgeſetzte Wahlfreiheit des deutſchen Reichs den Fürſten noch zu lebhaft vor Augen, und Alles kam jetzt darauf an, den geringſten Schein einer Rückſicht auf das Erbrecht bei der Kaiſerwahl zu vermeiden. Heinrichs Verwandtſchaft mit Lothar war alſo ein Beweggrund mehr, ihn bei der Wahl zu übergehen. Zu dieſem Allem kam noch die Furcht vor ſeiner überwiegenden Macht, welche, mit der Kaiſerwürde vereinigt, die Freiheit des deutſchen Reichs zu Grunde richten konnte.

Jetzt alſo ſah man auf einmal das Staatsſyſtem der deutſchen Fürſten umgeändert. Die Welfiſche Familie, welcher Heinrich von Bayern angehörte, unter der vorigen Regierung erhoben, mußte jetzt wieder herabgeſetzt werden, und das Hohenſtaufiſche Haus, unter der vorigen Regierung zurückgeſetzt, ſollte wieder die Oberhand gewinnen. Der Erzbiſchof von Mainz war eben geſtorben, und die Wahl eines neuen Erzbiſchofs ſollte der Wahl des Kaiſers billig vorangehen, da der Erzbiſchof bei der Kaiſerwahl eine Hauptrolle ſpielte. Weil aber zu fürchten war, daß das große Gefolge von ſächſiſchen und bayeriſchen Biſchöfen

und weltlichen Vaſallen, mit welchen Heinrich auf den Wahltag würde angezogen kommen, die Ueberlegenheit der Stimmen auf ſeine Seite neigen möchte, ſo eilte man — wenn es auch eine Unregelmäßigkeit koſten ſollte — vor ſeiner Ankunft die Kaiſerwahl zu beendigen. Unter der Leitung des Erzbiſchofs von Trier, der dem Hohenſtaufiſchen Hauſe vorzüglich hold war, kam dieſe in Koblenz zu Stande (1137). Herzog Konrad ward erwählt und empfing auch ſogleich zu Aachen die Krone. So ſchnell hatte das Schickſal gewechſelt, daß Konrad, den der Papſt unter der vorigen Regierung mit dem Banne belegte, ſich jetzt dem Tochtermann eben des Lothar vorgezogen ſah, der für den römiſchen Stuhl doch ſo viel gethan hatte. Zwar beſchwerten ſich Heinrich und alle Fürſten, welche bei der Wahl Konrads nicht zu Rathe gezogen worden, laut über dieſe Unregelmäßigkeit; aber die allgemeine Furcht vor der Uebermacht des Welfiſchen Hauſes, und der Umſtand, daß ſich der Papſt für Konrad erklärt hatte, brachte die Mißvergnügten zum Schweigen. Heinrich von Bayern, der die Reichsinſignien in Händen hatte, lieferte ſie nach einem kurzen Widerſtand aus.

Konrad ſah ein, daß er dabei noch nicht ſtille ſtehen könne. Die Macht des Welfiſchen Hauſes war ſo hoch geſtiegen, daß es eben ſo gefährliche Folgen für die Ruhe des Reichs haben mußte, dieſes mächtige Haus zum Feinde zu haben, als die Erhebung deſſelben zur Kaiſerwürde für die ſtändiſche Freiheit gehabt haben würde. Neben einem Vaſallen von dieſer Macht konnte kein Kaiſer ruhig regieren, und das Reich war in Gefahr, von einem bürgerlichen Kriege zerriſſen zu werden. Man mußte alſo die Macht deſſelben wieder herunterſetzen, und dieſer Plan wurde von Konrad III. mit Standhaftigkeit befolgt. Er lud den Herzog Heinrich nach Augsburg vor, um ſich über die Klagen zu rechtfertigen, die das Reich gegen ihn habe. Heinrich fand es bedenklich zu erſcheinen, und nach fruchtloſen Unterhandlungen erklärte ihn der Kaiſer auf einem Hoftag zu Würzburg in die Reichsacht; auf einem andern zu Goslar wurden ihm ſeine beiden Herzogthümer, Sachſen und Bayern, abgeſprochen.

Dieſe raſchen Urtheile wurden von eben ſo friſcher That begleitet. Bayern verlieh man dem Nachbar deſſelben, dem Markgrafen von Oeſterreich; Sachſen wurde dem Markgrafen

von Brandenburg, Albrecht der Bär genannt, übergeben. Bayern gab Herzog Heinrich auch ohne Widerſtand auf, aber Sachſen hoffte er zu retten. Ein kriegeriſcher ihm ergebener Adel ſtand hier bereit, für ſeine Sache zu fechten, und weder Albrecht von Brandenburg, noch der Kaiſer ſelbſt, der gegen ihn die Waffen ergriff, konnten ihm dieſes Herzogthum entreißen. Schon war er im Begriff auch Bayern wieder zu erobern, als ihn der Tod von ſeinen Unternehmungen abrief und die Fackel des Bürgerkriegs in Deutſchland verlöſchte. Bayern erhielt nun der Bruder und Nachfolger des Markgrafen Leopold von Oeſterreich, Heinrich, der ſich im Beſitz dieſes Herzogthums durch eine Heirathsverbindung mit der Witwe des verſtorbenen Herzogs, einer Tochter Lothars, zu befeſtigen glaubte. Dem Sohn des Verſtorbenen, der nachher unter dem Namen Heinrichs des Löwen berühmt ward, wurde das Herzogthum Sachſen zurückgegeben, wogegen er auf Bayern Verzicht that. So beruhigte Konrad auf eine Zeitlang die Stürme, welche Deutſchlands Ruhe geſtört hatten und noch gefährlicher zu ſtören drohten — um in einem thörichten Zug nach Jeruſalem der herrſchenden Schwachheit ſeines Jahrhunderts einen verderblichen Tribut zu bezahlen.

Anmerkung des Herausgebers. Eine Fortſetzung dieſer Abhandlung hat im vierten Bande der hiſtoriſchen Memoires (erſte Abtheilung) Herr Geheimer Legationsrath von Woltmann geliefert, welcher im Jahre 1795, als damaliger Profeſſor in Jena, ſich mit Schillern zur Herausgabe der erſten Abtheilung dieſer Memoires verband.

Geſchichte der Unruhen in Frankreich

welche der

Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX.

(Aus der Sammlung hiſtoriſcher Memoires II. Abtheilung 1. 2. 3. 4. 5 und 8. Band.)

Die Regierungen Karls VIII., Ludwigs XII. und Franz I. hatten für Frankreich eine glänzende Epoche vorbereitet. Die Feldzüge dieſer Fürſten nach Italien hatten den Heldengeiſt des franzöſiſchen Adels wieder entzündet, den der Deſpotismus Ludwigs XI. beinahe erſtickt hatte. Ein ſchwärmeriſcher Rittergeiſt flammte wieder auf, den eine beſſere Taktik unterſtützte.

Im Kampf mit ihren ungeübten Nachbarn lernte die Nation ihre Ueberlegenheit kennen. Die Monarchie hatte ſich gebildet, die Verfaſſung des Königreichs eine mehr regelmäßige Geſtalt angenommen. Der ſonſt ſo furchtbare Trotz übermächtiger Großen fügte ſich jetzt wieder in die Schranken eines gemeinſchaftlichen Gehorſams. Ordentliche Steuern und ſtehende Heere befeſtigten und ſchirmten den Thron, und der König war etwas mehr als ein begüterter Edelmann in ſeinem Reiche.

In Italien war es, wo ſich die Kraft dieſes Königreichs zum erſten Mal offenbarte. Unnütz zwar floß dort das Blut ſeiner Heldenſöhne, aber Europa konnte ſeine Bewunderung einem Volke nicht verſagen, das ſich zu gleicher Zeit gegen fünf vereinigte Feinde glorreich behauptete. Das Licht ſchöner Künſte war nicht lange vorher in Italien aufgegangen, und etwas mildere Sitten verriethen bereits ſeinen veredelnden Einfluß. Bald zeigte es ſeine Kraft an den trotzigen Siegern, und Italiens Künſte unterjochten das Genie der Franzoſen, wie ehmals Griechenlands Kunſt ſeine römiſchen Beherrſcher ſich

unterwürfig machte. Bald fanden ſie den Weg über die ſavoyiſchen Alpen, den der Krieg geöffnet hatte. Von einem verſtändigen Regenten in Schutz genommen, von der Buchdruckerkunſt unterſtützt, verbreiteten ſie ſich bald auf dieſem dankbaren Boden. Die Morgenröthe der Cultur erſchien; ſchon eilte Frankreich mit ſchnellen Schritten ſeiner Civiliſirung entgegen. Die neuen Meinungen erſcheinen, und gebieten dieſem ſchönen Anfang einen traurigen Stillſtand. Der Geiſt der Intoleranz und des Aufruhrs löſcht den noch ſchwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus, und die ſchreckliche Fackel des Fanatismus leuchtet. Tiefer als je ſtürzt dieſer unglückliche Staat in ſeine barbariſche Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen, verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz entflammt, und ein wüthender Religionseifer zu einem allgemeinen Brande vergrößert.

So feurig auch das Intereſſe war, mit welchem die eine Hälfte Europens die neuen Meinungen aufnahm und die andere dagegen kämpfte, ſo eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für ſich ſelbſt iſt, ſo waren es doch großentheils ſehr weltliche Leidenſchaften, welche bei dieſer großen Begebenheit geſchäftig waren, und größtentheils politiſche Umſtände, welche den unter einander im Kampfe begriffenen Religionen zu Hülfe kamen. In Deutſchland, weiß man, begünſtigte Luthern und ſeine Meinungen das Mißtrauen der Stände gegen die wachſende Macht Oeſterreichs; der Haß gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquiſitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Proteſtanten. Guſtav Waſa vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Cabale, und auf dem Ruin eben dieſer Kirche befeſtigte die britanniſche Eliſabeth ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe ſchwachköpfiger, zum Theil minderjähriger Könige, eine ſchwankende Staatskunſt, die Eiferſucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortſchritte der neuen Religion in Frankreich beſtimmen.

Wenn ſie in dieſem Königreich jetzt darnieder liegt, und in einer Hälfte Deutſchlands, in England, im Norden, in den Niederlanden thronet, ſo lag es ſicherlich nicht an der Muthloſigkeit oder Kälte ihrer Verfechter, nicht an unterlaſſenen Verſuchen, nicht an der Gleichgültigkeit der Nation. Eine heftige langwierige Gährung erhielt das Schickſal dieſes Königreichs

in Zweifel; fremder Einfluß und der zufällige Umſtand einer neuen indirecten Thronfolge, die gerade damals eintrat, mußte den Untergang der calviniſchen Kirche in dieſem Staat entſcheiden.

Gleich im erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts fanden die Neuerungen, welche Luther in Deutſchland predigte, den Weg in die franzöſiſchen Provinzen. Weder die Cenſuren der Sorbonne im Jahr 1521, noch die Beſchlüſſe des Pariſer Parlaments, noch ſelbſt die Anathemen der Biſchöfe vermochten das ſchnelle Glück aufzuhalten, das ſie in wenig Jahren bei dem Volk, bei dem Adel, bei einigen von der Geiſtlichkeit machten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher das ſanguiniſche, geiſtreiche Volk der Franzoſen jede Neuigkeit zu behandeln pflegt, verläugnete ſich weder bei den Anhängern der Reformation, noch bei ihren Verfolgern. Franz des Erſten kriegeriſche Regierung und die Verſtändniſſe dieſes Monarchen mit den deutſchen Proteſtanten trugen nicht wenig dazu bei, die Religionsneuerungen bei ſeinen franzöſiſchen Unterthanen in ſchnellen Umlauf zu bringen. Umſonſt, daß man in Paris endlich zu dem fürchterlichen Mittel des Feuers und des Schwertes griff — es that keine beſſere Wirkung, als es in den Niederlanden, in Deutſchland, in England gethan hatte, und die Scheiterhaufen, welche der fanatiſche Verfolgungsgeiſt anſteckte, dienten zu nichts, als den Heldenglauben und den Ruhm ſeiner Opfer zu beleuchten.

Die Religionsverbeſſerer führten, bei ihrer Vertheidigung und bei ihrem Angriff auf die herrſchende Kirche, Waffen, welche weit zuverläſſiger wirkten, als alle, die der blinde Eifer der ſtärkern Zahl ihnen entgegen ſetzen konnte. Geſchmack und Aufklärung kämpften auf ihrer Seite; Unwiſſenheit, Pedanterei waren der Antheil ihrer Verfolger. Die Sittenloſigkeit, die tiefe Ignoranz des katholiſchen Clerus gaben dem Witz ihrer öffentlichen Redner und Schriftſteller die gefährlichſten Blößen, und unmöglich konnte man die Schilderungen leſen, welche der Geiſt der Satyre dieſe letztern von dem allgemeinen Verderbniß entwerfen ließ, ohne ſich von der Nothwendigkeit einer Verbeſſerung überzeugt zu fühlen. Die leſende Welt wurde täglich mit Schriften dieſer Art überſchwemmt, in welchen, mehr oder minder glücklich, die herrſchenden Laſter des Hofes und der katholiſchen

Geiſtlichkeit dem Unwillen, dem Abſcheu, dem Gelächter bloßgeſtellt, und die Dogmen der neuen Kirche, in jede Anmuth des Styls gekleidet, mit allen Reizen des Schönen, mit aller hinreißenden Kraft des Erhabenen, mit dem unwiderſtehlichen Zauber einer edeln Simplicität ausgeſtattet waren. Wenn man dieſe Meiſterſtücke der Beredſamkeit und des Witzes mit Ungeduld verſchlang, ſo waren die abgeſchmackten oder feierlichen Gegenſchriften des andern Theils nicht dazu gemacht, etwas anders als Langeweile zu erregen. Bald hatte die verbeſſerte Religion den geiſtreichen Theil des Publicums gewonnen — eine unſtreitig glänzendere Majorität als der bloße blinde Vortheil der größern Menge, der ihre Gegner begünſtigte.

Die anhaltende Wuth der Verfolgung nöthigte endlich den unterdrückten Theil, an der Königin Margarethe von Navarra, der Schweſter Franz I., ſich eine Beſchützerin zu ſuchen. Geſchmack und Wiſſenſchaft waren eine hinreichende Empfehlung bei dieſer geiſtreichen Fürſtin, welche, ſelbſt große Kennerin des Schönen und Wahren, für die Religion ihrer Lieblinge, deren Kenntniſſe und Geiſt ſie verehrte, nicht ſchwer zu gewinnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab dieſe Fürſtin, und die Freiheit des Geiſtes, welche in dieſem geſchmackvollen Cirkel herrſchte, konnte nicht anders als eine Lehre begünſtigen, welche mit der Befreiung vom Joche der Hierarchie und des Aberglaubens angefangen hatte. An dem Hofe dieſer Königin fand die gedrückte Religion eine Zuflucht; manches Opfer wurde durch ſie dem blutdürſtigen Verfolgungsgeiſt entzogen, und die noch kraftloſe Partei hielt ſich an dieſem ſchwachen Aſt gegen das erſte Ungewitter feſt, das ſie ſonſt in ihrem noch zarten Anfang ſo leicht hätte hinraffen können. Die Verbindungen, in welche Franz I. mit den deutſchen Proteſtanten getreten war, hatten auf die Maßregeln keinen Einfluß, deren er ſich gegen ſeine eigenen proteſtantiſchen Unterthanen bediente. Das Schwert der Inquiſition war in jeder Provinz gegen ſie gezückt, und zu eben der Zeit, wo dieſer zweideutige Monarch die Fürſten des Schmalkaldiſchen Bundes gegen Karl V., ſeinen Nebenbuhler, aufforderte, erlaubt er dem Blutdurſt ſeiner Inquiſitoren, gegen das ſchuldloſe Volk der Waldenſer, ihre Glaubensgenoſſen, mit Schwert und Feuer zu wüthen. Barbariſch und ſchrecklich, ſagt

der Geſchichtſchreiber de Thou, war der Spruch, der gegen ſie gefällt ward, barbariſcher noch und ſchrecklicher ſeine Vollſtreckung. Zwei und zwanzig Dörfer legte man in die Aſche, mit einer Unmenſchlichkeit, wovon ſich bei den roheſten Völkern kein Beiſpiel findet. Die unglückſeligen Bewohner, bei Nachtzeit überfallen und bei dem Schein ihrer brennenden Habe von Gebirge zu Gebirge geſcheucht, entrannen hier einem Hinterhalte nur, um dort in einen andern zu fallen. Das jämmerliche Geſchrei der Alten, der Frauensperſonen und der Kinder, weit entfernt, das Tigerherz der Soldaten zu erweichen, diente zu nichts, als dieſe letztern auf die Spur der Flüchtigen zu führen, und ihrer Mordbegler das Opfer zu verrathen. Ueber ſiebenhundert dieſer Unglücklichen wurden in der einzigen Stadt Cabrières mit kalter Grauſamkeit erſchlagen, alle Frauensperſonen dieſes Orts im Dampf einer brennenden Scheune erſtickt, und die, welche ſich von oben herab flüchten wollten, mit Piken aufgefangen. Selbſt an dem Erdreich, welches der Fleiß dieſes ſanften Volks aus einer Wüſte zum blühenden Garten gemacht hatte, ward der vermeintliche Irrglaube ſeiner Pflüger beſtraft. Nicht bloß die Wohnungen riß man nieder; auch die Bäume wurden umgehauen, die Saaten zerſtört, die Felder verwüſtet, und das lachende Land in eine traurige Wildniß verwandelt.

Der Unwille, den dieſe eben ſo unnütze als beiſpielloſe Grauſamkeit erweckte, führte dem Proteſtantismus mehr Bekenner zu, als der inquiſitoriſche Eifer der Geiſtlichkeit würgen konnte. Mit jedem Tage wuchs der Anhang der Neuerer, beſonders ſeitdem in Genf Calvin mit einem neuen Religionsſyſtem aufgetreten war, und durch ſeine Schrift vom chriſtlichen Unterricht die ſchwankenden Lehrmeinungen fixirt, dem ganzen Gottesdienſt eine mehr regelmäßige Geſtalt gegeben und die unter ſich ſelbſt nicht recht einigen Glieder ſeiner Kirche unter einer beſtimmten Glaubensformel vereinigt hatte. In kurzem gelang es der ſtrengern und einfachern Religion des franzöſiſchen Apoſtels, bei ſeinen Landsleuten Luthern ſelbſt zu verdrängen, und ſeine Lehre fand eine deſto günſtigere Aufnahme, je mehr ſie von Myſterien und läſtigen Gebräuchen gereinigt war, und je mehr ſie es der lutheriſchen an Entfernung vom Papſtthum zuvorthat.

Das Blutbad unter den Waldenſern zog die Calviniſten,

deren Erbitterung jetzt keine Furcht mehr kannte, an das Licht hervor. Nicht zufrieden, wie bisher, ſich im Dunkel der Nacht zu verſammeln, wagten ſie es jetzt, durch öffentliche Zuſammenkünfte den Nachforſchungen der Obrigkeit Hohn zu ſprechen, und ſelbſt in den Vorſtädten von Paris die Pſalmen des Marot in großen Verſammlungen abzuſingen. Der Reiz des Neuen führte bald ganz Paris herbei, und mit dem Wohlklang und der Anmuth dieſer Lieder wußte ſich ihre Religion ſelbſt in manche Gemüther zu ſchmeicheln. Der gewagte Schritt hatte ihnen zugleich ihre furchtbare Anzahl gezeigt, und bald folgten die Proteſtanten in dem übrigen Königreich dem Beiſpiel, das ihre Brüder in der Hauptſtadt gegeben.

Heinrich II., ein noch ſtrengerer Verfolger ihrer Partei als ſein Vater, nahm jetzt vergebens alle Schrecken der königlichen Strafgewalt gegen ſie zu Hülfe. Vergebens wurden die Edicte geſchärft, welche ihren Glauben verdammten. Umſonſt erniedrigte ſich dieſer Fürſt ſo weit, durch ſeine königliche Gegenwart den Eindruck ihrer Hinrichtungen zu erhöhen und ihre Henker zu ermuntern. In allen großen Städten Frankreichs rauchten Scheiterhaufen, und nicht einmal aus ſeiner eigenen Gegenwart konnte Heinrich den Calvinismus verbannen. Dieſe Lehre hatte unter der Armee, auf den Gerichtsſtühlen, hatte ſelbſt an ſeinem Hof zu St. Germain Anhänger gefunden, und Franz von Coligny, Herr von Andelot, Obriſter des franzöſiſchen Fußvolks, erklärte dem König mit dreiſter Stirn ins Geſicht, daß er lieber ſterben wolle, als eine Meſſe beſuchen.

Endlich aufgeſchreckt von der immer mehr um ſich greifenden Gefahr, welche die Religion ſeiner Völker, und wie man ihn fürchten ließ, ſelbſt ſeinen Thron bedrohte, überließ ſich dieſer Fürſt allen gewaltthätigen Maßregeln, welche die Habſucht der Höflinge und der unreine Eifer des Clerus ihm dictirte. Um durch einen entſcheidenden Schritt den Muth der Partei auf einmal zu Boden zu ſchlagen, erſchien er eines Tages ſelbſt im Parlamente, ließ dort fünf Glieder dieſes Gerichtshofes, die ſich den neuen Meinungen günſtig zeigten, gefangen nehmen, und gab Befehl, ihnen ſchleunig den Proceß zu machen. Von jetzt an erfuhr die neue Secte keine Schonung mehr. Das verworfene Gezücht der Angeber wurde durch verſprochene Belohnungen

ermuntert, alle Gefängniſſe des Reichs in kurzem mit Schlacht-opfern der Unduldſamkeit angefüllt; Niemand wagte es, für ſie die Stimme zu erheben. Die reformirte Partei in Frankreich ſtand jetzt, 1559, am Rand ihres Untergangs; ein mächtiger unwiderſtehlicher Fürſt, mit ganz Europa im Frieden, und unumſchränkter Herr von allen Kräften des Königreichs, zu dieſem großen Werke von dem Papſt und von Spanien ſelbſt begünſtigt, hatte ihr das Verderben geſchworen. Ein unerwarteter Glücksfall mußte ſich ins Mittel ſchlagen, dieſes abzuwenden, welches auch geſchah. Ihr unverſöhnlicher Feind ſtarb mitten unter dieſen Zurüſtungen, von einem Lanzenſplitter verwundet, der ihm bei einem feſtlichen Turnier in das Auge flog.

Dieſer unverhoffte Hintritt Heinrichs II. war der Eingang zu den gefährlichen Zerrüttungen, welche ein halbes Jahrhundert lang das Königreich zerriſſen, und die Monarchie ihrem gänzlichen Untergang nahe brachten. Heinrich hinterließ ſeine Gemahlin Katharina, aus dem herzoglichen Hauſe von Medicis in Florenz, nebſt vier unreifen Söhnen, unter denen der älteſte, Franz, kaum das ſechzehnte Jahr erreicht hatte. Der König war bereits mit der jungen Königin von Schottland, Maria Stuart, vermählt, und ſo mußte ſich das Scepter zweier Reiche in zwei Händen vereinigen, die noch lange nicht geſchickt waren, ſich ſelbſt zu regieren. Ein Heer von Ehrgeizigen ſtreckte ſchon gierig die Hände darnach aus, es ihnen zu erleichtern, und Frankreich war das unglückliche Opfer des Kampfs, der ſich darüber entzündete.

Beſonders waren es zwei mächtige Factionen, welche ſich ihren Einfluß bei dem jungen Regentenpaar und die Verwaltung des Königreichs ſtreitig machten. An der Spitze der einen ſtand der Connetable von Frankreich, Anna von Montmorency, Miniſter und Günſtling des verſtorbenen Königs, um den er ſich durch ſeinen Degen und einen ſtrengen, über alle Verführung erhabenen Patriotismus verdient gemacht hatte. Ein gleichmüthiger, unbeweglicher Charakter, den keine Widerwärtigkeit erſchüttern, kein Glücksfall ſchwindlicht machen konnte. Dieſen geſetzten Geiſt hatte er bereits unter den vorigen Regierungen bewieſen, wo er mit gleicher Gelaſſenheit und mit gleich ſtandhaftem Muth den Wankelmuth ſeines Monarchen und den Wechſel des Kriegsglücks ertrug. Der Soldat wie der Höfling, der

Financier wie der Richter zitterten vor ſeinem durchdringenden Blick, den keine Täuſchung blendete, vor dieſem Geiſte der Ordnung, der keinen Fehltritt vergab, vor dieſer feſten Tugend, über die keine Verſuchung Macht hatte. Aber in der rauhen Schule des Kriegs erwachſen, und an der Spitze der Armeen gewöhnt, unbedingten Gehorſam zu erzwingen, fehlte ihm die Geſchmeidigkeit des Staatsmanns und Höflings, welche durch Nachgeben ſiegt, und durch Unterwerfung gebietet. Groß auf der Waffenbühne, verſcherzte er ſeinen Ruhm auf der andern, welche der Zwang der Zeit ihm jetzt anwies, welche ihm Ehrgeiz und Patriotismus zu betreten befahlen. Solch ein Mann war nirgends an ſeinem Platze, als wo er herrſchte, und nur gemacht, ſich auf der erſten Stelle zu behaupten, aber nicht wohl fähig, mit hofmänniſcher Kunſt darnach zu ringen.

Lange Erfahrung, Verdienſte um den Staat, die ſelbſt der Neid nicht zu verringern wagte, eine Redlichkeit, der auch ſeine Feinde huldigten, die Gunſt des verſtorbenen Monarchen, der Glanz ſeines Geſchlechts ſchienen den Connetable zu dem erſten Poſten im Staat zu berechtigen und jeden fremden Anſpruch im voraus zu entfernen. Aber ein Mann gehörte auch dazu, das Verdienſt eines ſolchen Dieners zu würdigen, und eine ernſtliche Liebe zum allgemeinen Wohl, um ſeinem gründlichen innern Werth die rauhe Außenſeite zu vergeben. Franz II. war ein Jüngling, den der Thron nur zum Genuſſe, nicht zur Arbeit rief, dem ein ſo ſtrenger Aufſeher ſeiner Handlungen nicht willkommen ſeyn konnte. Montmorency's äußere Tugend, die ihn bei dem Vater und Großvater in Gunſt geſetzt hatte, gereichte ihm bei dem leichtſinnigen und ſchwachen Sohn zum Verbrechen, und machte es der entgegengeſetzten Cabale leicht, über dieſen Gegner zu triumphiren.

Die Guiſen, ein nach Frankreich verpflanzter Zweig des Lothringiſchen Fürſtenhauſes, waren die Seele dieſer furchtbaren Faction. Franz von Lothringen, Herzog von Guiſe, Oheim der regierenden Königin, vereinigte in ſeiner Perſon alle Eigenſchaften, welche die Aufmerkſamkeit der Menſchen feſſeln, und eine Herrſchaft über ſie erwerben. Frankreich verehrte in ihm ſeinen Retter, den Wiederherſteller ſeiner Ehre vor der ganzen europäiſchen Welt. An ſeiner Geſchicklichkeit und ſeinem Muth

war das Glück Karls V. geſcheitert; ſeine Entſchloſſenheit hatte die Schande der Vorfahren ausgelöſcht, und den Engländern Calais, ihre letzte Beſitzung auf franzöſiſchem Boden, nach einem zweihundertjährigen Beſitze entriſſen. Sein Name war in Aller Munde, ſeine Bewunderung lebte in Aller Herzen. Mit dem weitſehenden Herrſcherblicke des Staatsmanns und Feldherrn verband er die Kühnheit des Helden und die Gewandtheit des Höflings. Wie das Glück, ſo hatte ſchon die Natur ihn zum Herrſcher der Menſchen geſtempelt. Edel gebildet, von erhabener Statur, königlichem Anſtand und offener gefälliger Miene, hatte er ſchon die Sinne beſtochen, ehe er die Gemüther ſich unterjochte. Den Glanz ſeines Ranges und ſeiner Macht erhob eine natürliche angeſtammte Würde, die, um zu herrſchen, keines äußern Schmucks zu bedürfen ſchien. Herablaſſend, ohne ſich zu erniedrigen, mit dem Geringſten geſprächig, frei und vertraulich, ohne die Geheimniſſe ſeiner Politik preiszugeben, verſchwenderiſch gegen ſeine Freunde und großmüthig gegen den entwaffneten Feind, ſchien er bemüht zu ſeyn, den Neid mit ſeiner Größe, den Stolz einer eiferſüchtigen Nation mit ſeiner Macht auszuſöhnen. Alle dieſe Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unerſättlichen ſtürmiſchen Ehrbegierde, die, von keinem Hinderniß geſchreckt, von keiner Betrachtung aufgehalten, ihrem hochgeſteckten Ziel furchtlos entgegenging, und gleichgültig gegen das Schickſal von Tauſenden, von der allgemeinen Verwirrung nur begünſtigt, durch alle Krümmungen der Cabale und mit allen Schreckniſſen der Gewalt ihre verwegenen Entwürfe verfolgte. Dieſelbe Ehrſucht, von nicht geringern Gaben unterſtützt, beherrſchte den Cardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der, eben ſo mächtig durch Wiſſenſchaft und Beredſamkeit, als jener durch ſeinen Degen, furchtbarer im Scharlach als der Herzog im Panzerhemd, ſeine Privatleidenſchaften mit dem Schwert der Religion bewaffnete, und die ſchwarzen Entwürfe ſeiner Ehrſucht mit dieſem heiligen Schleier bedeckte. Ueber den gemeinſchaftlichen Zweck einverſtanden, theilte ſich dieſes unwiderſtehliche Brüderpaar in die Nation, die, ehe ſie es wußte, in ſeinen Feſſeln ſich krümmte.

Leicht war es beiden Brüdern, ſich der Neigung des jungen Königs zu bemächtigen, den ſeine Gemahlin, ihre Nichte,

unumſchränkt leitete; ſchwerer, die Königin Mutter Katharine für ihre Abſichten zu gewinnen. Der Name einer Mutter des Königs machte ſie an einem getheilten Hofe mächtig, mächtiger noch die natürliche Ueberlegenheit ihres Verſtandes über das Gemüth ihres ſchwachen Sohnes; ein verborgener in Ränken erfinderiſcher Geiſt, mit einer gränzenloſen Begierde zum Herrſchen vereinigt, konnte ſie zu einer furchtbaren Gegnerin machen. Ihre Gunſt zu erſchleichen, wurde deßwegen kein Opfer geſpart, keine Erniedrigung geſcheut. Keine Pflicht war ſo heilig, die man nicht verletzte, ihren Neigungen zu ſchmeicheln; keine Freundſchaft zu feſt geknüpft, die nicht zerriſſen wurde, ihrer Rachſucht ein Opfer preiszugeben; keine Feindſchaft ſo tief gewurzelt, die man nicht gegen ihre Günſtlinge ablegte. Zugleich unterließ man nichts, was den Connetable bei der Königin ſtürzen konnte, und ſo gelang es wirklich der Cabale, die gefährliche Verbindung zwiſchen Katharinen und dieſem Feldherrn zu verhindern.

Unterdeſſen hatte der Connetable Alles in Bewegung geſetzt, ſich einen furchtbaren Anhang zu verſchaffen, der die lothringiſche Partei überwägen könnte. Kaum war Heinrich todt, ſo wurden alle Prinzen von Geblüt, und unter dieſen beſonders Anton von Bourbon, König von Navarra, von ihm herbeigerufen, bei dem Monarchen den Poſten einzunehmen, zu dem ihr Rang und ihre Geburt ſie berechtigte. Aber ehe ſie noch Zeit hatten, zu erſcheinen, waren ihnen die Guiſen ſchon bei dem Könige zuvorgekommen. Dieſer erklärte den Abgeſandten des Parlaments, die ihn zu ſeinem Regierungsantritt begrüßten, daß man ſich künftig in jeder Angelegenheit des Staats an die lothringiſchen Prinzen zu wenden habe. Auch nahm der Herzog ſogleich Beſitz von dem Commando der Truppen; der Cardinal von Lothringen erwählte ſich den wichtigen Artikel der Finanzen zu ſeinem Antheil. Montmorency erhielt eine froſtige Weiſung, ſich auf ſeinen Gütern zur Ruhe zu begeben. Die mißvergnügten Prinzen von Geblüte hielten darauf eine Zuſammenkunft zu Vendome, welche der Connetable abweſend leitete, um ſich über die Maßregeln gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu bereden. Den Beſchlüſſen derſelben zufolge wurde der König von Navarra an den Hof abgeſchickt, bei der Königin Mutter noch einen letzten Verſuch

der Unterhandlung zu wagen, ehe man ſich gewaltſame Mittel erlaubte. Dieſer Auftrag war einer allzu ungeſchickten Hand anvertraut, um ſeinen Zweck nicht zu verfehlen. Anton von Navarra, von der Allgewalt der Guiſen in Furcht geſetzt, die ſich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verließ Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die lothringiſchen Brüder blieben Meiſter vom Schauplatz.

Dieſer leichte Sieg machte ſie keck, und jetzt fingen ſie an, keine Schranken mehr zu ſcheuen. Im Beſitz der öffentlichen Einkünfte, hatten ſie bereits unſägliche Summen verſchwendet, um ihre Creaturen zu belohnen. Ehrenſtellen, Pfründen, Penſionen, wurden mit freigebiger Hand zerſtreut, aber mit dieſer Verſchwendung wuchs nur die Gierigkeit der Empfänger und die Zahl der Candidaten, und was ſie bei dem kleinern Theil dadurch gewannen, verdarben ſie bei einem weit größern, welcher leer ausging. Die Habſucht, mit der ſie ſich ſelbſt den beſten Theil an dem Raube des Staats zueigneten, der beleidigende Trotz, mit dem ſie ſich auf Unkoſten der vornehmſten Häuſer in die wichtigſten Bedienungen eindrängten, machte allgemein die Gemüther ſchwierig; nichts aber war für die Franzoſen empörender, als was ſich der hochfahrende Stolz des Cardinals von Lothringen zu Fontainebleau erlaubte. An dieſen Luſtort, wo der Hof ſich damals aufhielt, hatte die Gegenwart des Monarchen eine große Menge von Perſonen gezogen, die entweder um rückſtändigen Sold und Gnadengelder zu flehen, oder für ihre geleiſteten Dienſte die verdienten Belohnungen einzufordern gekommen waren. Das Ungeſtüm dieſer Leute, unter denen ſich zum Theil die verdienteſten Officiers der Armee befanden, beläſtigte den Cardinal. Um ſich ihrer auf einmal zu entledigen, ließ er nahe am königlichen Schloſſe einen Galgen aufrichten, und zugleich durch den öffentlichen Ausrufer verkündigen, daß Jeder, weß Standes er auch ſey, den ein Anliegen nach Fontainebleau geführt, bei Strafe dieſes Galgens, innerhalb vierundzwanzig Stunden Fontainebleau zu räumen habe. Behandlungen dieſer Art erträgt der Franzoſe nicht, und darf ſie unter allen Völkern von ſeinem Könige am wenigſten ertragen. Zwar ward es an einem einzigen Tage dadurch leer in Fontainebleau, aber zugleich wurde auch der Keim des Unmuths in mehr als

tauſend Herzen nach allen Provinzen des Königreichs mit hinweg getragen.

Bei den Fortſchritten, welche der Calvinismus gegen das Ende von Heinrichs Regierung in dem Königreich gethan hatte, war es von der größten Wichtigkeit, welche Maßregeln die neuen Miniſter dagegen ergreifen würden. Aus Ueberzeugung ſowohl als Intereſſe eifrige Anhänger des Papſtes, vielleicht damals ſchon geneigt, ſich beim Drang der Umſtände auf ſpaniſche Hülfe zu ſtützen, zugleich von der Nothwendigkeit überzeugt, die zahlreichſte und mächtigſte Hälfte der Nation durch einen wahren oder verſtellten Glaubenseifer zu gewinnen, konnten ſie ſich keinen Augenblick über die Partei bedenken, welche unter dieſen Umſtänden zu ergreifen war. Heinrich II. hatte noch kurz vor ſeinem Ende den Untergang der Calviniſten beſchloſſen, und man brauchte bloß der ſchon angefangenen Verfolgung den Lauf zu laſſen, um dieſes Ziel zu erreichen. Sehr kurz alſo war die Friſt, welche der Tod dieſes Königs den Proteſtanten vergönnte. In ſeiner ganzen Wuth erwachte der Verfolgungsgeiſt wieder, und die lothringiſchen Prinzen bedachten ſich um ſo weniger, gegen eine Religionspartei zu wüthen, die ein großer Theil ihrer Feinde längſt im Stillen begünſtigte.

Der Proceß des berühmten Parlamentsraths Anna du Bourg verkündigte die blutigen Maßregeln der neuen Regierung. Er büßte ſeine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räthe, welche zugleich mit ihm gefangen geſetzt worden, erfuhren eine gelindere Behandlung. Dieſer unzweideutige öffentliche Schritt der lothringiſchen Prinzen gegen den Calvinismus verſchaffte den mißvergnügten Großen eine erwünſchte Gelegenheit, die ganze reformirte Partei gegen das Miniſterium in Harniſch zu bringen, und die Sache ihrer gekränkten Ehrſucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen proteſtantiſchen Kirche zu machen. Jetzt alſo geſchah die unglücksvolle Verwechslung politiſcher Beſchwerden mit dem Glaubens-Intereſſe, und wider die politiſche Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hülfe gerufen. Mit etwas mehr Mäßigung gegen die mißtrauiſchen Calviniſten war es den Guiſen leicht, den durch ihre Zurückſetzung erbitterten Großen eine furchtbare Stütze zu entziehen, und ſo einen ſchrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu

erſticken. Dadurch, daß ſie beide Parteien, die Mißvergnügten und die durch ihre Zahl bereits furchtbaren Calviniſten aufs Aeußerſte brachten, zwangen ſie beide, einander zu ſuchen, ihre Rachgier und ihre Furcht ſich wechſelſeitig mitzutheilen, ihre verſchiedenen Beſchwerden zu vermengen, und ihre getheilten Kräfte in einer einzigen drohenden Faction zu vereinigen. Von jetzt an ſah der Calviniſte in den Lothringern nur die Unterdrücker ſeines Glaubens, und in Jedem, den ihr Haß verfolgte, nur ein Opfer ihrer Intoleranz, welches Rache forderte. Von jetzt an erblickte der Katholike in eben dieſen Lothringern nur die Beſchützer ſeiner Kirche, und in Jedem, der gegen ſie aufſtand, nur den Hugenotten, der die rechtgläubige Kirche zu ſtürzen ſuche. Jede Partei erhielt jetzt einen Anführer, jeder ehrgeizige Große eine mehr oder minder furchtbare Partei. Das Signal zu einer allgemeinen Trennung ward gegeben, und die ganze hintergangene Nation in den Privatſtreit einiger gefährlichen Bürger gezogen.

An die Spitze der Calviniſten ſtellten ſich die Prinzen von Bourbon, Anton von Navarra und Ludwig Prinz von Condé, nebſt der berühmten Familie der Chatillons, durch den großen Namen des Admirals von Coligny in der Geſchichte verherrlicht. Ungern genug riß ſich der wollüſtige Prinz von Condé aus dem Schooß des Vergnügens, um das Haupt einer Partei gegen die Guiſen zu werden; aber das Uebermaß ihres Stolzes und eine Reihe erlittener Beleidigungen hatten ſeinen ſchlummernden Ehrgeiz endlich aus einer trägen Sinnlichkeit erweckt; die dringenden Aufforderungen der Chatillons zwangen ihn, das Lager der Wolluſt mit dem politiſchen und kriegeriſchen Schauplatz zu vertauſchen. Das Haus Chatillon ſtellte in dieſem Zeitraum drei unvergleichliche Brüder auf, von denen der älteſte, Admiral Coligny, der öffentlichen Sache durch ſeinen Feldherrngeiſt, ſeine Weisheit, ſeinen ausdauernden Muth; der zweite, Franz von Andelot, durch ſeinen Degen; der dritte, Cardinal von Chatillon, Biſchof von Beauvais, durch ſeine Geſchicklichkeit in Unterhandlungen und ſeine Verſchlagenheit diente. Eine ſeltene Harmonie der Geſinnungen vereinigte dieſe ſich ſonſt ſo ungleichen Charaktere zu einem furchtbaren Dreiblatt, und die Würden, welche ſie bekleideten, die Verbindungen, in denen ſie

ſtanden, die Achtung, welche ihr Name zu erwecken gewohnt war, gaben der Unternehmung ein Gewicht, an deren Spitze ſie traten.

Auf einem von den Schlöſſern des Prinzen von Condé, an der Gränze von Picardie, hielten die Mißvergnügten eine geheime Verſammlung, auf welcher ausgemacht wurde, den König aus der Mitte ſeiner Miniſter zu entführen, und ſich zugleich dieſer letztern todt oder lebendig zu bemächtigen. So weit war es gekommen, daß man die Perſon des Monarchen bloß als eine Sache betrachtete, die an ſich ſelbſt nichts bedeutete, aber in den Händen derer, welche ſich ihres Beſitzes rühmten, ein furchtbares Inſtrument der Macht werden konnte. Da dieſer verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgeſetzt werden, ſo ward auf eben dieſer Verſammlung beſchloſſen, eine militäriſche Macht aufzubringen, welche ſich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um keinen Verdacht zu erregen, aus allen Diſtricten des Königreichs in Blois zuſammenziehen ſollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da ſich die ganze Unternehmung als eine Religionsſache abſchildern ließ, ſo hielt man ſich der kräftigſten Mitwirkung der Calviniſten verſichert, deren Anzahl im Königreich damals ſchon auf zwei Millionen geſchätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigſten Katholiken zog man durch die Vorſtellung, daß es nur gegen die Guiſen abgeſehen ſey, in die Verſchwörung. Um den Prinzen von Condé, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber für rathſam hielt, vorjetzt noch unſichtbar zu bleiben, deſto beſſer zu verbergen, gab man ihr einen untergeordneten, ſichtbaren Anführer in der Perſon eines gewiſſen Renaudie, eines Edelmanns aus Perigord, den ſein verwegener, in ſchlimmen Händeln und Gefahren bewährter Muth, ſeine unermüdete Thätigkeit, ſeine Verbindungen im Staat und der Zuſammenhang mit den ausgewanderten Calviniſten zu dieſem Poſten beſonders geſchickt machten. Verbrechen halber hatte derſelbe längſt ſchon die Rolle eines Flüchtlings ſpielen müſſen, und die Kunſt der Verborgenheit, welche ſein jetziger Auftrag von ihm forderte, zu ſeiner eigenen Erhaltung in Ausübung bringen lernen. Die ganze Partei kannte ihn als ein entſchloſſenes, jedem kühnen Streiche gewachſenes Subject,

und die enthuſiaſtiſche Zuverſicht, die ihn ſelbſt über jedes Hinderniß erhob, konnte ſich von ihm aus allen Mitgliedern der Verſchwörung mittheilen.

Die Vorkehrungen wurden aufs beſte getroffen, und alle möglichen Zufälle im voraus in Berechnung gebracht, um dem Ohngefähr ſo wenig als möglich anzuvertrauen. Renaudie erhielt eine ausführliche Inſtruction, worin nichts vergeſſen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausſchlag zuſichern konnte. Der eigentliche verborgene Führer derſelben, hieß es, würde ſich nennen und öffentlich hervortreten, ſobald es zur Ausführung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament ſeine Sitzungen hielt, und eine Reihe von Luſtbarkeiten, zu denen die Vermählungsfeier einiger Großen dieſer Provinz die zufällige Veranlaſſung gab, die herbeiſtrömende Menge ſchicklich entſchuldigen konnte, verſammelte Renaudie im Jahr 1560 ſeine Edelleute. Aehnliche Umſtände nutzten wenige Jahre nachher die Geuſen in Brüſſel, um ihr Complot gegen den ſpaniſchen Miniſter Granvella zu Stande zu bringen. In einer Rede voll Beredſamkeit und Feuer, welche uns der Geſchichtſchreiber de Thou aufbehalten hat, entdeckte Renaudie denen, die es noch nicht wußten, die Abſicht ihrer Zuſammenberufung, und ſuchte die übrigen zu einer thätigen Theilnahme anzufeuern. Nichts wurde darin geſpart, die Guiſen in das gehäſſigſte Licht zu ſetzen, und mit argliſtiger Kunſt alle Uebel, von welchen die Nation ſeit ihrem Eintritt in Frankreich heimgeſucht worden, auf ihre Rechnung geſchrieben. Ihr ſchwarzer Entwurf ſollte ſeyn, durch Entfernung der Prinzen vom Geblüte, der Verdienteſten und Edelſten von des Königs Perſon und der Staatsverwaltung, den jungen Monarchen, deſſen ſchwächliche Perſon, wie man ſich merken ließ, in ſolchen Händen nicht am ſicherſten aufgehoben wäre, zu einem blinden Werkzeug ihres Willens zu machen, und, wenn es auch durch Ausrottung der ganzen königlichen Familie geſchehen ſollte, ihrem eigenen Geſchlecht den Weg zu dem franzöſiſchen Throne zu bahnen. Dies einmal vorausgeſetzt, war keine Entſchließung ſo kühn, kein Schritt gegen ſie ſo ſtrafbar, den nicht die Ehre ſelbſt und die reinſte Liebe zum Staat rechtfertigen konnte, ja gebot. „Was mich betrifft,“ ſchloß der Redner mit dem heftigſten Uebergang, „ſo ſchwöre ich, ſo

betheure ich und nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich weit entfernt bin, etwas gegen den Monarchen, gegen die Königin, ſeine Mutter, gegen die Prinzen ſeines Bluts weder zu denken, noch zu reden, noch zu thun: aber ich betheure und ſchwöre, daß ich bis zu meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieſer Ausländer vertheidigen werde die Majeſtät des Throns und die Freiheit des Vaterlandes."

Eine Erklärung dieſer Art konnte ihren Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die, durch ſo viele Privatbeſchwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingeriſſen, der heftigſten Entſchließungen fähig waren. Alle wiederholten einſtimmig dieſen Eidſchwur, den ſie ſchriftlich aufſetzten und durch Handſchlag und Umarmung beſiegelten. Merkwürdig iſt die Aehnlichkeit, welche ſich zwiſchen dem Betragen dieſer Verſchwornen zu Nantes und dem Verfahren der Conföderirten in Brüſſel entdecken läßt. Dort, wie hier, iſt es der rechtmäßige Oberherr, den man gegen die Anmaßungen ſeines Miniſters zu vertheidigen ſcheinen will, während daß man kein Bedenken trägt, eins ſeiner heiligſten Rechte, ſeine Freiheit in der Wahl ſeiner Diener, zu kränken; dort, wie hier, iſt es der Staat, den man gegen Unterdrückung ſicher zu ſtellen ſich das Anſehen geben will, indem man ihn doch offenbar allen Schreckniſſen eines Bürgerkriegs überliefert. Nachdem man über die zu nehmenden Maßregeln einig war, und den 15. Mai 1560 zum Termin, die Stadt Blois zu dem Ort der Vollſtreckung beſtimmt hatte, ſchied man auseinander, jeder Edelmann nach ſeiner Provinz, um die nöthige Mannſchaft in Bewegung zu ſetzen. Dies geſchah mit dem beſten Erfolge, und das Geheimniß des Entwurfs litt nichts durch die Menge derer, die zur Vollſtreckung nöthig waren. Der Soldat verdingte ſich dem Capitän, ohne den Feind zu wiſſen, gegen den er zu fechten beſtimmt war. Aus den entlegenern Provinzen fingen ſchon kleine Haufen an, zu marſchiren, welche immer mehr anſchwellten, je näher ſie ihrem Standorte kamen. Truppen häuften ſich ſchon im Mittelpunkte des Reichs, während die Guiſen zu Blois, wohin ſie den König gebracht hatten, noch in ſorgloſer Sicherheit ſchlummerten. Ein dunkler Wink, der ſie vor einem ihnen drohenden Anſchlage warnte, zog ſie endlich aus dieſer Ruhe, und vermochte ſie, den

Hof von Blois nach Amboiſe zu verlegen, welche Stadt, ihrer Citadelle wegen, gegen einen unvermutheten Ueberfall länger, wie man hoffte, zu behaupten war.

Dieſer Querſtreich konnte bloß eine kleine Abänderung in den Maßregeln der Verſchwornen bewirken, aber im Weſentlichen ihres Entwurfs nichts verändern. Alles ging ungehindert ſeinen Gang, und nicht ihrer Wachſamkeit, nicht der Verrätherei eines Mitverſchwornen, dem bloßen Zufall dankten die Guiſen ihre Errettung. Renaudie ſelbſt beging die Unvorſichtigkeit, einem Advocaten zu Paris, mit Namen Avenelles, ſeinem Freund, bei dem er wohnte, den ganzen Anſchlag zu offenbaren, und das furchtſame Gewiſſen dieſes Mannes verſtattete ihm nicht, ein ſo gefährliches Geheimniß bei ſich zu behalten. Er entdeckte es einem Geheimſchreiber des Herzogs von Guiſe, der ihn in größter Eile nach Amboiſe ſchaffen ließ, um dort ſeine Ausſage vor dem Herzog zu wiederholen. So groß die Sorgloſigkeit der Miniſter geweſen, ſo groß war jetzt ihr Schrecken, ihr Mißtrauen, ihre Verwirrung. Was ſie umgab, ward ihnen verdächtig. Bis in die Löcher der Gefängniſſe ſuchte man, um dem Complot auf den Grund zu kommen. Weil man nicht mit Unrecht vorausſetzte, daß die Chatillons um den Anſchlag wüßten, ſo berief man ſie unter einem ſchicklichen Vorwand nach Amboiſe, in der Hoffnung, ſie hier beſſer beobachten zu können. Als man ihnen in Abſicht der gegenwärtigen Umſtände ihr Gutachten abforderte, bedachte Coligny ſich nicht, aufs heftigſte gegen die Miniſter zu reden, und die Sache der Reformirten aufs lebhafteſte zu verfechten. Seine Vorſtellungen, mit der gegenwärtigen Furcht verbunden, wirkten auch ſo viel auf die Mehrheit des Staatsraths, daß ein Edict abgefaßt wurde, welches die Reformirten, mit Ausnahme ihrer Prediger und Aller, die ſich in gewaltthätige Anſchläge eingelaſſen, vor der Verfolgung in Sicherheit ſetzte. Aber dieſes Nothmittel kam jetzt zu ſpät, und die Nachbarſchaft von Amboiſe fing an, ſich mit Verſchworenen anzufüllen. Condé ſelbſt erſchien in ſtarker Begleitung an dieſem Ort, um die Aufrührer im entſcheidenden Augenblick unterſtützen zu können. Eine Anzahl derſelben, hatte man ausgemacht, ſollte ſich ganz unbewaffnet, und unter dem Vorgeben, eine Bittſchrift überreichen zu wollen, an den Thoren von Amboiſe melden, und,

wofern ſie keinen Widerſtand fänden, mit Hülfe ihrer überlegenen Menge von den Straßen und Wällen Beſitz nehmen. Zur Sicherheit ſollten ſie von einigen Schwadronen unterſtützt werden, die auf das erſte Zeichen des Widerſtandes herbeieilen und in Verbindung mit dem um die Stadt herum verbreiteten Fußvolk ſich der Thore bemächtigen würden. Indem dies von außen her vorginge, würden die in der Stadt ſelbſt verborgenen, meiſtens im Gefolge des Prinzen verſteckten Theilhaber der Verſchwörung zu den Waffen greifen, und ſich unverzüglich der lothringiſchen Prinzen, lebendig oder todt, verſichern. Der Prinz von Condé zeigte ſich dann öffentlich als das Haupt der Partei, und ergriff ohne Schwierigkeit das Steuer der Regierung.

Dieſer ganze Operationsplan wurde dem Herzog von Guiſe verrätheriſcher Weiſe mitgetheilt, der ſich dadurch in den Stand geſetzt ſah, beſtimmtere Maßregeln dagegen zu ergreifen. Er ließ ſchleunig Soldaten werben, und ſchickte allen Statthaltern der Provinzen Befehl zu, jeden Haufen von Gewaffneten, der auf dem Wege nach Amboiſe begriffen ſey, aufzuheben. Der ganze Adel der Nachbarſchaft wurde aufgeboten, ſich zum Schutz des Monarchen zu bewaffnen. Mittelſt ſcheinbarer Aufträge wurden die Verdächtigſten entfernt, die Chatillons und der Prinz von Condé in Amboiſe ſelbſt beſchäftigt und von Kundſchaftern umringt, die königliche Leibwache abgewechſelt, die zum Angriff bezeichneten Thore vermauert. Außerhalb der Stadt ſtreiften zahlreiche fliegende Corps, die verdächtigen Ankömmlinge zu zerſtreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete Jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu gerathen.

Unter dieſen nachtheiligen Umſtänden langte Renaudie vor Amboiſe an. Ein Haufe von Verſchworenen folgte auf den andern, das Unglück ihrer vorangegangenen Brüder ſchreckte die Kommenden nicht ab. Der Anführer unterließ nichts, durch ſeine Gegenwart die Fechtenden zu ermuntern, die Zerſtreuten zu ſammeln, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Allein, und nur von einem einzigen Manne begleitet, ſtreifte er durch das Feld umher, und wurde in dieſem Zuſtand von einem Trupp königlicher Reiter nach dem tapferſten Widerſtand erſchoſſen. Seinen Leichnam ſchaffte man nach Amboiſe, wo er mit der

Aufſchrift: „Haupt der Rebellen,“ am Galgen aufgeknüpft wurde.

Ein Edict folgte unmittelbar auf dieſen Vorfall, welches jedem ſeiner Mitſchuldigen, der die Waffen ſogleich niederlegen würde, Amneſtie zuſicherte. Im Vertrauen auf daſſelbe machten ſich Viele ſchon auf den Rückweg, fanden aber bald Urſache, es zu bereuen. Ein letzter Verſuch, den die Zurückgebliebenen gemacht hatten, ſich der Stadt Amboiſe zu bemächtigen, der aber wie die vorigen vereitelt wurde, erſchöpfte die Mäßigung der Guiſen, und brachte ſie ſo weit, das königliche Wort zu widerrufen. Alle Provinzſtatthalter erhielten jetzt Befehl, ſich auf die Rückkehrenden zu werfen, und in Amboiſe ſelbſt ergingen die fürchterlichſten Proceduren gegen Jeden, der den Lothringern verdächtig war. Hier, wie im ganzen Königreich, floß das Blut der Unglücklichen, die oft kaum das Verbrechen wußten, um deſſentwillen ſie den Tod erlitten. Ohne alle Gerichtsform warf man ſie, Arme und Füße gebunden, in die Loire, weil die Hände der Nachrichter nicht mehr zureichen wollten. Nur Wenige von hervorſtechenderm Range behielt man der Juſtiz vor, um durch ihre ſolenne Verurtheilung das vorhergegangene Blutbad zu beſchönigen.

Indem die Verſchwörung ein ſo unglückliches Ende nahm und ſo viele unwiſſende Werkzeuge derſelben der Rache der Guiſen aufgeopfert wurden, ſpielte der Prinz von Condé, der Schuldigſte von Allen und der unſichtbare Lenker des Ganzen, ſeine Rolle mit beiſpielloſer Verſtellungskunſt, und wagte es, dem Verdachte Trotz zu bieten, der ihn allgemein anklagte. Auf die Undurchdringlichkeit ſeines Geheimniſſes ſich ſtützend, und überzeugt, daß die Tortur ſelbſt ſeinen Anhängern nicht entreißen könnte, was ſie nicht wußten, verlangte er Gehör bei dem Könige, und drang darauf, ſich förmlich und öffentlich rechtfertigen zu dürfen. Er that dieſes in Gegenwart des ganzen Hofes und der auswärtigen Geſandten, welche ausdrücklich dazu geladen waren, mit dem edlen Unwillen eines unſchuldig Angeklagten, mit der ganzen Feſtigkeit und Würde, welche ſonſt nur das Bewußtſeyn einer gerechten Sache einzuflößen pflegt.

„Sollte,“ ſchloß er, „ſollte Jemand verwegen genug ſeyn, „mich als den Urheber der Verſchwörung anzuklagen, zu

„behaupten, daß ich damit umgegangen, die Franzoſen gegen „die geheiligte Perſon ihres Königs aufzuwiegeln, ſo entſage „ich hiermit dem Vorrechte meines Ranges, und bin bereit, ihm „mit dieſem Degen zu beweiſen, daß er lügt.“ „Und ich,“ nahm Franz von Guiſe das Wort, „ich werde es nimmermehr „zugeben, daß ein ſo ſchwarzer Verdacht einen ſo großen Prin„zen entehre. Erlauben Sie mir alſo, Ihnen in dieſem Zwei„kampfe zu ſecondiren.“ Und mit dieſem Poſſenſpiele ward eine der blutigſten Verſchwörungen geendigt, welche die Geſchichte kennt, eben ſo merkwürdig durch ihren Zweck und durch das große Schickſal, welches dabei auf dem Spiele ſtand, als durch ihre Verborgenheit und Liſt, mit der ſie geleitet wurde.

Noch lange nachher blieben die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieſer Verſchwörung getheilt; der Privatvortheil beider Parteien verleitete ſie, den richtigen Geſichtspunkt zu verfälſchen. Wenn die Reformirten in ihren öffentlichen Schriften ausbreiteten, daß einzig und allein der Verdruß über die unerträgliche Tyrannei der Guiſen ſie bewaffnet habe, und der Gedanke ferne von ihnen geweſen ſey, durch gewaltſame Mittel die Religionsfreiheit durchzuſetzen, ſo wurde im Gegentheil die Verſchwörung in den königlichen Briefen als gegen die Perſon des Monarchen ſelbſt und gegen das ganze königliche Haus gerichtet vorgeſtellt, welche nichts Geringeres erzielt haben ſolle, als die Monarchie zugleich mit der katholiſchen Religion umzuſtürzen, und Frankreich in einen der Schweiz ähnlichen Republikenbund zu verwandeln. Es ſcheint, daß der beſſere Theil der Nation anders davon geurtheilt, und nur die Verlegenheit der Guiſen ſich hinter dieſen Vorwand geflüchtet habe, um dem allgemein gegen ſie erwachenden Unwillen eine andere Richtung zu geben. Das Mitleid mit den Unglücklichen, die ihre Rachſucht ſo grauſam dahin geopfert hatte, machte auch ſogar eifrige Katholiken geneigt, die Schuld derſelben zu verringern, und die Proteſtanten kühn genug, ihren Antheil an dem Complot laut zu bekennen. Dieſe ungünſtige Stimmung der Gemüther erinnerte die Miniſter nachdrücklicher, als offenbare Gewalt es nimmermehr gekonnt hätte, daß es Zeit ſey, ſich zu mäßigen; und ſo verſchaffte ſelbſt der Fehlſchlag des

Complots von Amboiſe den Calviniſten im Königreich, auf eine Zeit lang wenigſtens, eine gelindere Behandlung.

Um, wie man vorgab, den Samen der Unruhen zu erſticken, und auf einem friedlichen Weg das Königreich zu beruhigen, verfiel man darauf, mit den Vornehmſten des Reichs eine Berathſchlagung anzuſtellen. Zu dieſem Ende beriefen die Miniſter die Prinzen des Geblüts, den hohen Adel, die Ordensritter und die vornehmſten Magiſtratsperſonen nach Fontainebleau, wo jene wichtigen Materien verhandelt werden ſollten. Dieſe Verſammlung erfüllte aber weder die Erwartung der Nation, noch die Wünſche der Guiſen, weil das Mißtrauen der Bourbons ihnen nicht erlaubte, darauf zu erſcheinen, und die übrigen Anführer der mißvergnügten Partei, die den Ruf nicht wohl ausſchlagen konnten, den Krieg auf die Verſammlung mitbrachten, und durch ein zahlreiches, gewaffnetes Gefolge die Gegenpartei in Verlegenheit ſetzten. Aus den nachherigen Schritten der Miniſter möchte man den Argwohn der Prinzen für nicht ſo ganz ungegründet halten, welche dieſe ganze Verſammlung nur als einen Staatsſtreich der Guiſen betrachteten, um die Häupter der Mißvergnügten ohne Blutvergießen in Einer Schlinge zu fangen. Da die gute Verfaſſung ihrer Gegner dieſen Anſchlag vereitelte, ſo ging die Verſammlung ſelbſt in unnützen Formalitäten und leeren Gezänken vorüber, und zuletzt wurden die ſtreitigen Punkte bis zu einem allgemeinen Reichstag zurückgelegt, welcher mit nächſtem in der Stadt Orleans eröffnet werden ſollte.

Jeder Theil, voll Mißtrauen gegen den andern, benutzte die Zwiſchenzeit, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und an dem Untergang ſeiner Gegner zu arbeiten. Der Fehlſchlag des Complots von Amboiſe hatte den Intriguen des Prinzen von Condé kein Ziel ſetzen können. In Dauphiné, Provence und andern Gegenden brachte er durch ſeine geheimen Unterhändler die Calviniſten in Bewegung, und ließ ſeine Anhänger zu den Waffen greifen. Seinerſeits ließ der Herzog von Guiſe die ihm verdächtigen Plätze mit Truppen beſetzen, veränderte die Befehlshaber der Feſtungen, und ſparte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt der Bourbons Wiſſenſchaft zu erhalten. Mehrere ihrer Unterhändler wurden wirklich entdeckt und in Feſſeln

geworfen; verſchiedene wichtige Papiere, welche über die Machinationen des Prinzen Licht gaben, geriethen in ſeine Hände. Dadurch gelang es ihm, den verderblichen Anſchlägen auf die Spur zu kommen, welche Condé gegen ihn ſchmiedete, und auf dem Reichstag zu Orleans Willens war, zur Ausführung zu bringen. Eben dieſer Reichstag beunruhigte die Bourbons nicht wenig, welche gleichviel dabei zu wagen ſchienen, ſie mochten ſich davon ausſchließen, oder auf demſelben erſcheinen. Weigerten ſie ſich, den wiederholten Mahnungen des Königs zu gehorchen, ſo hatten ſie Alles für ihre Beſitzungen, überlieferten ſie ſich ihren Feinden, ſo hatten ſie nicht minder für ihre perſönliche Sicherheit zu fürchten. Nach langen Berathſchlagungen blieb es endlich bei dem Letzten, und beide Bourbons entſchloſſen ſich zu dieſem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte ſich dieſer Reichstag, und ſtatt des wechſelſeitigen Vertrauens, welches ſo nöthig war, Haupt und Glieder zu Einem Zweck zu vereinigen, und durch gegenſeitige Nachgiebigkeit den Grund zu einer dauerhaften Verſöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüther. Anſtatt der erwarteten Geſinnungen des Friedens brachte jeder Theil ein unverſöhnliches Herz und ſchwarze Anſchläge auf die Verſammlung mit, und das Heiligthum der öffentlichen Sicherheit und Ruhe war zu einem blutigen Schauplatz des Verraths und der Rache erkoren. Furcht vor Nachſtellungen, welche die Guiſen unaufhörlich ihm vorſpiegelten, vergiftete die Ruhe des Königs, der in der Blüthe ſeiner Jahre ſichtbar dahin welkte, von ſeinen nächſten Verwandten den Dolch gegen ſich gezogen und, unter allen Vorzeichen des öffentlichen Elends, unter ſeinen Füßen das Grab ſich ſchon öffnen ſah. Melancholiſch und Unglück weiſſagend war ſein Einzug in die Stadt Orleans, und das dumpfe Getöſe von Gewaffneten erſtickte jeden Ausbruch der Freude. Die ganze Stadt wurde ſogleich mit Soldaten angefüllt, welche jedes Thor, jede Straße beſetzten. So ungewöhnliche Anſtalten verbreiteten überall Unruhe und Angſt, und ließen einen finſtern Anſchlag im Hinterhalt befürchten.

Das Gerücht davon drang bis zu den Bourbons, noch ehe ſie Orleans erreicht hatten, und machte ſie eine Zeit lang unſchlüſſig, ob ſie die Reiſe dahin fortſetzen ſollten.

Aber hätten ſie auch ihren Vorſatz geändert, ſo kam die Reue jetzt zu ſpät; denn ein Obſervationscorps des Königs, welches von allen Seiten ſie umringte, hatte ihnen bereits jeden Rückweg abgeſchnitten. So erſchienen ſie am 30. October 1560 zu Orleans, begleitet von dem Cardinal von Bourbon, ihrem Bruder, den ihnen der König mit den heiligſten Verſicherungen ſeiner aufrichtigen Abſichten entgegen geſandt hatte.

Der Empfang, den ſie erhielten, widerſprach dieſen Verſicherungen ſehr. Schon von weitem verkündigte ihnen die froſtige Miene der Miniſter und die Verlegenheit der Hofleute ihren Fall. Finſterer Ernſt malte ſich auf dem Geſichte des Monarchen, als ſie vor ihn traten, ihn zu begrüßen, welcher bald gegen den Prinzen in die heftigſten Anklagen ausbrach. Alle Verbrechen, deren man Letztern bezichtigte, wurden ihm der Reihe nach vorgeworfen, und der Befehl zu ſeiner Verhaftung iſt ausgeſprochen, ehe er Zeit hat, auf dieſe überraſchenden Beſchuldigungen zu antworten.

Ein ſo raſcher Schritt durfte nicht bloß zur Hälfte gethan werden. Papiere, die wider den Gefangenen zeugten, waren ſchon in Bereitſchaft, und alle Ausſagen geſammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte als die Form des Gerichts. Zu dieſem Ende ſetzte man eine außerordentliche Commiſſion nieder, welche aus dem Pariſer Parlament gezogen war, und den Kanzler von Hopital an ihrer Spitze hatte. Vergebens berief ſich der Angeklagte auf das Vorrecht ſeiner Geburt, nach welcher er nur von dem Könige ſelbſt, den Pairs und dem Parlamente bei voller Sitzung gerichtet werden konnte. Man zwang ihn zu antworten, und gebrauchte dabei noch die Argliſt, über einen Privataufſatz, der nur für ſeinen Advocaten beſtimmt, aber unglücklicherweiſe von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine förmliche gerichtliche Vertheidigung zu erkennen. Fruchtlos blieben die Verwendungen ſeiner Freunde, ſeiner Familie; vergeblich der Fußfall ſeiner Gemahlin vor dem König, der in dem Prinzen nur den Räuber ſeiner Krone, ſeinen Mörder erblickte. Vergeblich erniedrigte ſich der König von Navarra vor den Guiſen ſelbſt, die ihn mit Verachtung und Härte zurückwieſen. Indem er für das Leben eines Bruders flehte, hing der Dolch der Verräther an einem dünnen Haare über ſeinem

eigenen Haupte. In den eigenen Zimmern des Monarchen erwartete ihn eine Rotte von Meuchelmördern, welche, der genommenen Abrede gemäß, über ihn herfallen ſollten, ſobald der König durch einen heftigen Zank mit demſelben ihnen das Zeichen dazu gäbe. Das Zeichen kam nicht, und Anton von Navarra ging unbeſchädigt aus dem Cabinet des Monarchen, der zwar unedel genug, einen Meuchelmord zu beſchließen, doch zu verzagt war, denſelben in ſeinem Beiſeyn vollſtrecken zu laſſen.

Entſchloſſener gingen die Guiſen gegen Condé zu Werke, um ſo mehr, da die hinſinkende Geſundheit des Monarchen ſie eilen hieß. Das Todesurtheil war gegen ihn geſprochen, die Sentenz von einem Theile der Richter ſchon unterzeichnet, als man den König auf einmal rettungslos darnieder liegen ſah. Dieſer entſcheidende Umſtand machte die Gegner des Prinzen ſtutzig, und erweckte den Muth ſeiner Freunde; bald erfuhr der Verurtheilte ſelbſt die Wirkungen davon in ſeinem Gefängniß. Mit bewundernswürdigem Gleichmuth und unbewölkter Heiterkeit des Geiſtes erwartete er hier, von der ganzen Welt abgeſondert und von laurenden, feindſelig geſinnten Wächtern umringt, den Ausſchlag ſeines Schickſals, als ihm unerwartet Vorſchläge zu einem Vergleich mit den Guiſen gethan wurden. „Kein Vergleich," erwiederte er, „als mit der Degenſpitze." Der zur rechten Zeit einfallende Tod des Monarchen erſparte es ihm, dieſes unglückliche Wort mit ſeinem Kopf zu bezahlen.

Franz II. hatte den Thron in ſo zarter Jugend beſtiegen, unter ſo wenig günſtigen Umſtänden und bei ſo wankender Geſundheit beſeſſen und ſo ſchnell wieder geräumt, daß man Anſtand nehmen muß, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, die ſeine kurze Regierung ſo ſtürmiſch machten, und ſich auf ſeinen Nachfolger vererbten. Ein willenloſes Organ der Königin, ſeiner Mutter, und der Guiſen, ſeiner Oheime, zeigte er ſich auf der politiſchen Bühne nur, um mechaniſch die Rolle herzuſagen, welche man ihn einlernen ließ, und zu viel war es wohl von ſeinen mittelmäßigen Gaben gefordert, das lügneriſche Gewebe zu durchreißen, worin die Argliſt der Guiſen ihm die Wahrheit verhüllte. Nur ein einzigmal ſchien es, als ob ſein natürlicher Verſtand und ſeine Gutmüthigkeit die betrügeriſchen Künſte ſeiner Miniſter zu nichte machen wollte. Die allgemeine und

heftige Erbitterung, welche bei dem Complot von Amboiſe ſichtbar wurde, konnte, wie ſehr auch die Guiſen ihn hüteten, dem jungen Monarchen kein Geheimniß bleiben. Sein Herz ſagte ihm, daß dieſer Ausbruch des Unwillens nimmermehr ihm ſelbſt gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um Jemandes Zorn zu verdienen. „Was hab' ich denn gegen mein Volk verbrochen,“ fragte er ſeine Oheime voll Erſtaunen, „daß es ſo ſehr gegen mich wüthet? Ich will ſeine Beſchwerden vernehmen, und ihm Recht verſchaffen. — Mir däucht,“ fuhr er fort, „es liegt am Tage, daß ihr dabei gemeint ſeyd. Es wäre mir wirklich lieb, ihr entfernet euch eine Zeitlang aus meiner Gegenwart, damit es ſich aufkläre, wem von uns Beiden es eigentlich gilt.“ Aber zu einer ſolchen Probe bezeugten die Guiſen keine Luſt, und es blieb bei dieſer flüchtigen Regung.

Franz **II.** war ohne Nachkommenſchaft geſtorben, und das Scepter kam an den zweiten von Heinrichs Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehn Jahren, jenen unglücklichen Jüngling, deſſen Namen das Blutbad der Bartholomäusnacht einer ſchrecklichen Unſterblichkeit weiht. Unter unglücksvollen Zeichen begann dieſe finſtere Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen an der Schwelle des Blutgerüſtes, ein anderer aus den Händen der Meuchelmörder nur eben durch einen Zufall entronnen; beide Hälften der Nation gegen einander im Aufruhr begriffen, und ein Theil derſelben ſchon die Hand am Schwert; die Fackel des Fanatismus geſchwungen; von ferne ſchon das hohle Donnern eines bürgerlichen Kriegs; der ganze Staat auf dem Wege zu ſeiner Zertrümmerung; Verrätherei im Innern des Hofes, im Innern der königlichen Familie Zwieſpalt und Argwohn. Im Charakter der Nation eine widerſprechende ſchreckliche Miſchung von blindem Aberglauben, von lächerlicher Myſtik und von Freigeiſterei; von Rohigkeit der Gefühle und verfeinerter Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatiſche Mönchsreligion verfinſtert, dort durch einen noch ſchlimmern Unglauben der Charakter verwildert; beide Extreme des Wahnſinns in fürchterlichem Bunde gepaart. Unter den Großen ſelbſt mordgewohnte Hände, truggewohnte Lippen, naturwidrige empörende Laſter, die bald genug alle Claſſen des Volks mit ihrem Gifte durchdringen werden. Auf dem Throne ein Unmündiger, in machia-

telliſchen Künſten aufgeſäugt, heranwachſend unter bürgerlichen Stürmen, durch Fanatiker und Schmeichler erzogen, unterrichtet im Betruge, unbekannt mit dem Gehorſam eines glücklichen Volks, ungeübt im Verzeihen, nur durch das ſchreckliche Recht des Strafens ſeines Herrſcheramtes ſich bewußt, durch Krieg und Henker vertraut gemacht mit dem Blut ſeiner Unterthanen! Von den Drangſalen eines offenbaren Kriegs ſtürzt der unglücksvolle Staat in die ſchreckliche Schlinge einer verborgen laurenden Verſchwörung; von der Anarchie einer vormundſchaftlichen Regierung befreit ihn nur eine kurze fürchterliche Ruhe, während welcher der Meuchelmord ſeine Dolche ſchleift. Frankreichs traurigſter Zeitraum beginnt mit der Thronbeſteigung Karls IX., um über ein Menſchenalter lang zu dauern, und nicht eher als in der glorreichen Regierung Heinrichs von Navarra zu endigen.

Der Tod ihres Erſtgebornen und Karls IX. zartes Alter führte die Königin Mutter, Katharina von Medicis, auf den politiſchen Schauplatz, eine neue Staatskunſt und neue Scenen des Elends mit ihr. Dieſe Fürſtin, geizig nach Herrſchaft, zur Intrigue geboren, ausgelernt im Betrug, Meiſterin in allen Künſten der Verſtellung, hatte mit Ungeduld die Feſſeln ertragen, welche der Alles verdrängende Deſpotismus der Guiſen ihrer herrſchenden Leidenſchaft anlegte. Unterwürfig und einſchmeichelnd gegen ſie, ſo lange ſie des Beiſtands der Königin wider Montmorency und die Prinzen von Bourbon bedurften, vernachläſſigten ſie dieſelbe, ſobald ſie ſich nur in ihrer uſurpirten Würde befeſtigt ſahen. Durch Fremdlinge ſich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigſten Staatsgeſchäfte ohne ſie verhandelt zu ſehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrſchbegierde, um mit Gelaſſenheit ertragen zu werden. Wichtig zu ſeyn, war ihre herrſchende Neigung; ihre Glückſeligkeit, jeder Partei nothwendig ſich zu wiſſen. Nichts gab es, was ſie nicht dieſer Neigung aufopferte, aber alle ihre Thätigkeit war auf das Feld der Intrigue eingeſchränkt, wo ſie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrigue allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menſchen. Als Regentin des Reichs und Mutter von drei Königen mit der mißlichen Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauſes gegen wüthende Parteien zu behaupten, hatte ſie dem Trotz der Großen

nur Verſchlagenheit, der Gewalt nur Liſt entgegen zu ſetzen. In der Mitte zwiſchen den ſtreitenden Factionen der Guiſen und der Prinzen von Bourbon beobachtete ſie lange Zeit eine unſichere Staatskunſt, unfähig nach einem feſten und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdruß über die Guiſen ihr Gemüth beherrſchte, der reformirten Partei hingegeben, erröthete ſie morgen nicht, wenn ihr Vortheil es heiſchte, ſich eben dieſen Guiſen, die ihrer Neigung zu ſchmeicheln gewußt hatten, zu einem Werkzeug dazu zu borgen. Dann ſtand ſie keinen Augenblick an, alle Geheimniſſe preiszugeben, die ein unvorſichtiges Vertrauen bei ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laſter beherrſchte ſie, aber welches die Mutter iſt von allen: zwiſchen Bös und Gut keinen Unterſchied zu kennen. Die Zeitumſtände ſpielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand ſie gleich geneigt zur Unmenſchlichkeit und zur Milde, zur Demuth und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrſchaft ihres Eigennutzes ſtand jede andere Leidenſchaft, und ſelbſt die Rachſucht, wenn das Intereſſe es forderte, mußte ſchweigen. Ein fürchterlicher Charakter, nicht weniger empörend, als jene verrufenen Scheuſale der Geſchichte, welche ein plumper Pinſel ins Ungeheure malt.

Aber indem ihr alle ſittlichen Tugenden fehlten, vereinigte ſie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältniſſe, alle Vorzüge des Geiſtes, welche ſich mit einem ſolchen Charakter vertragen; aber ſie entweihte alle, indem ſie ſie zu Werkzeugen dieſes Charakters erniedrigte. Majeſtät und königlicher Anſtand ſprach aus ihr; glänzend und geſchmackvoll war Alles, was ſie anordnete; hingeriſſen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel; Alles, was ſich ihr nahte, von der Anmuth ihres Umgangs, von dem geiſtreichen Inhalt ihres Geſprächs, von ihrer zuvorkommenden Güte bezaubert. Nie war der franzöſiſche Hof ſo glanzvoll geweſen, als ſeitdem Katharina Königin dieſes Hofes war. Alle verfeinerten Sitten Italiens verpflanzte ſie auf franzöſiſchen Boden, und ein fröhlicher Leichtſinn herrſchte an ihrem Hofe, ſelbſt unter den Schreckniſſen des Fanatismus und mitten im Jammer des bürgerlichen Kriegs. Jede Kunſt fand Aufmunterung bei ihr, jedes andere Verdienſt, als um die gute Sache, Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohlthaten, die

ſie ihrem neuen Vaterland brachte, verbargen ſich gefährliche Gifte, welche die Sitten der Nation anſteckten und in den Köpfen einen unglücklichen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch ſie von dem Zwange der alten Sitte befreit und zur Ungebundenheit eingeweiht, überließ ſich bald ohne Rückhalt ihrem Hange zum Vergnügen; mit dem Putze der Ahnen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falſchheit verdrängten aus dem geſellſchaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Ritterzeiten, und das koſtbarſte Palladium des Staats, Treu und Glaube, verlor ſich, wie aus dem Innern der Familien, ſo aus dem öffentlichen Leben. Durch den Geſchmack an aſtrologiſchen Träumereien, welchen ſie mit ſich aus ihrem Vaterlande brachte, fuhrte ſie dem Aberglauben eine mächtige Verſtärkung zu; dieſe Thorheit des Hofes ſtieg ſchnell zu den unterſten Claſſen herab, um zuletzt ein verderbliches Inſtrument in der Hand des Fanatismus zu werden. Aber das traurigſte Geſchenk, was ſie Frankreich machte, waren drei Könige, ihre Söhne, die ſie in ihrem Geiſte erzog, und mit ihren Grundſätzen auf den Thron ſetzte.

Die Geſetze der Natur und des Staats riefen die Königin Katharina, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, zur Regentſchaft, aber die Umſtände, unter welchen ſie davon Beſitz nehmen ſollte, ſchlugen ihren Muth ſehr darnieder. Die Stände waren in Orleans verſammelt, der Geiſt der Unabhängigkeit erwacht, und zwei mächtige Parteien gegen einander zum Kampfe gerüſtet. Nach Herrſchaft ſtrebten die Häupter beider Factionen; keine königliche Gewalt war da, um dazwiſchen zu treten und ihren Ehrgeiz zu beſchränken; und die Anordnung der vormundſchaftlichen Regierung, die jenen Mangel erſetzen ſollte, konnte nun das Werk ihrer beiderſeitigen Uebereinſtimmung werden. Der König war noch nicht todt, als ſich Katharina von beiden Theilen heftig angegangen, und zu den entgegengeſetzteſten Maßregeln aufgefordert ſah. Die Guiſen und ihr Anhang, pochend auf die Hülfe der Stände, deren größter Theil von ihnen gewonnen war, geſtützt auf den Beiſtand der ganzen katholiſchen Partei, lagen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen von Condé vollſtrecken zu laſſen, und mit dieſem einzigen Streiche das Bourboniſche Haus zu zerſchmettern, deſſen furchtbares

Aufſtreben ihr eignes bedrohte. Auf der andern Seite beſtürmte ſie Anton von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung ſeines Bruders anzuwenden, und ſich dadurch der Unterwürfigkeit ſeiner ganzen Partei zu verſichern. Keinem von beiden Theilen fiel es ein, die Anſprüche der Königin auf die Regentſchaft anzufechten. Das nachtheilige Verhältniß, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von Bourbon überraſchte, mochte ſie abſchrecken, für ſich ſelbſt, wie ſie ſonſt wohl gethan hätten, nach dieſem Ziele zu ſtreben; deßwegen verhielten ſie ſich lieber ſtumm, um nicht durch die Zweifel, die ſie gegen die Rechte Katharinens erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guiſen eine Ermunterung zu geben. Auch die Guiſen wollten durch ihren Widerſpruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die nähern Rechte der Bourbons in Erinnerung zu bringen. Durch ſchweigende Anerkennung der Rechte Katharinens ſchloſſen beide Parteien einander gegenſeitig von der Competenz aus, und jede hoffte, unter dem Namen der Königin ihre ehrgeizigen Abſichten leichter erreichen zu können.

Katharina, durch die weiſen Rathſchläge des Kanzlers von Hopital geleitet, erwählte den ſtaatsklugen Ausweg, ſich keiner von beiden Parteien zum Werkzeug gegen die andere herzugeben, und durch ein wohlgewähltes Mittel zwiſchen beiden den Meiſter über ſie zu ſpielen. Indem ſie den Prinzen von Condé der ungeſtümen Rachſucht ſeiner Gegner entriß, machte ſie dieſen wichtigen Dienſt bei dem König von Navarra geltend, und verſicherte die lothringiſchen Prinzen ihres mächtigſten Beiſtands, wenn ſich die Bourbons unter der neuen Regierung an die Mißhandlungen, welche ſie unter der vorigen erlitten, thätlich erinnern ſollten. Mit Hülfe dieſer Staatskunſt ſah ſie ſich, unmittelbar nach dem Abſterben des Monarchen, ohne Jemands Widerſpruch und ſelbſt ohne Zuthun der in Orleans verſammelten Stände, die unthätig dieſer wichtigen Begebenheit zuſahen, im Beſitz der Regentſchaft, und der erſte Gebrauch, den ſie davon machte, war, durch Emporhebung der Bourbone das Gleichgewicht zwiſchen beiden Parteien wieder herzuſtellen. Condé verließ unter ehrenvollen Bedingungen ſein Gefängniß, um auf den Gütern ſeines Bruders die Zeit ſeiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Poſten eines

Generallieutenants des Königreichs ein wichtiger Zweig der höchſten Gewalt übergeben. Die Guiſen retteten wenigſtens ihre künftigen Hoffnungen, indem ſie ſich bei Hofe behaupteten, und konnten der Königin wider den Ehrgeiz der Bourbons zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwiſchen ſo ſchwer verwundeten Gemüthern zu begründen. Um dies zu bewerkſtelligen, warf man die Augen auf den Connetable von Montmorency, den der Despotismus der Guiſen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte, und die Thronveränderung jetzt auf ſeinen alten Schauplatz zuruckführte. Voll redlichen Eifers für das Beſte des Vaterlandes, ſeinem König treu wie ſeinem Glauben, war Montmorency juſt der Mann, der zwiſchen die Regentin und ihren Miniſter in die Mitte treten, ihre Ausſöhnung verbürgen, und die Privatzwecke Beider dem Beſten des Staats unterwerfen konnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guiſen ihre Gegner geſchreckt und den Reichstag beherrſcht hatten, zeigte überall noch Spuren des Kriegs, als der Connetable davor anlangte, und ſogleich die Wache an den Thoren verabſchiedete. „Mein Herr und König,“ ſagte er, „wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in ſeinem ganzen Königreich hin- und herwandeln.“ — „Fürchten Sie nichts, Sire!“ redete er den jungen Monarchen an, ein Knie vor ihm beugend und ſeine Hand küſſend, auf die er Thränen fallen ließ. „Laſſen Sie ſich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken ſetzen. Mein Leben geb' ich hin und alle Ihre guten Unterthanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten.“ — Auch hielt er inſofern unverzüglich Wort, daß er die künftige Reichsverwaltung auf einen geſetzmäßigen Fuß ſetzte, und die Gränzen der Gewalt zwiſchen der Königin Mutter und dem König von Navarra beſtimmen half. Der Reichstag von Orleans, in keiner andern Abſicht zuſammen berufen, als um die Prinzen von Bourbon in die Falle zu locken, und müßig, ſobald jene Abſicht vereitelt war, wurde jetzt nach dem theatraliſchen Gepräng einiger unnützen Berathſchlagungen aufgehoben, um ſich im Mai deſſelben Jahrs aufs neue zu verſammeln. Gerechtfertigt und im vollen Glanze ſeines vorigen Anſehens

erſchien der Prinz von Condé wieder am Hof, um über ſeine Feinde zu triumphiren. Seine Partei erhielt an dem Connetable eine mächtige Verſtärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgeſucht, um die alten Miniſter zu kränken, und Alles ſchien ſich zu ihrem Untergang vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte, daß die nun herrſchende Partei die Regentin nicht in die Nothwendigkeit geſetzt hätte, zwiſchen Vertreibung der Lothringer und dem Verluſt ihrer Regentſchaft zu wählen.

Die Staatsklugheit der Königin hielt in dieſem Sturme zwar die Guiſen noch aufrecht, weil für ſie ſelbſt, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion Alles zu fürchten war, ſobald ſie jene durch die Bourboniſche Faction unterdrücken ließ. Aber eine ſo ſchwache und wandelbare Stütze konnte die Guiſen nicht beruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher ſie jetzt vorlieb nehmen mußten, ihre Ehrſucht befriedigen. Auch hatten ſie es nicht an Thätigkeit fehlen laſſen, die Protection der Königin ſich künftig entbehrlich zu machen, und der voreilige Triumph ihrer Gegner mußte ihnen ſelbſt dazu helfen, ihre Partei zu verſtärken. Der Haß ihrer Feinde, nicht zufrieden, ſie vom Ruder der Regierung verdrängt zu haben, ſtreckte nun auch die Hand nach ihren Reichthümern aus, und forderte Rechenſchaft von den Geſchenken und Gnadengeldern, welche die lothringiſchen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpreſſen gewußt hatten. Durch dieſe Forderung war außer den Guiſen noch die Herzogin von Valentinois, der Marſchall von St. André, ein Günſtling Heinrichs **II.**, und zum Unglück der Connetable ſelbſt angegriffen, welcher ſich die Freigiebigkeit Heinrichs aufs beſte zu Nutze gemacht hatte, und noch außerdem durch ſeinen Sohn mit dem Hauſe der Herzogin in Verwandtſchaft ſtand. Religionseifer war die einzige Schwäche, und Habſucht das einzige Laſter, welches die Tugenden des Montmorency befleckte, und wodurch er den hinterliſtigen Intriguen der Guiſen eine Blöße gab. Die Guiſen, mit dem Marſchall und der Herzogin durch gemeinſchaftliches Intereſſe verknüpft, benutzten dieſen Umſtand, um den Connetable zu ihrer Partei zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunſch, indem ſie die doppelte Triebfeder des Geizes und des Religionseifers bei ihm in Bewegung ſetzten. Mit

argliſtiger Kunſt ſchilderten ſie ihm den Angriff der Calviniſten auf ihre Beſitzungen als einen Schritt ab, der zum Untergang des katholiſchen Glaubens abziele, und der bethörte Greis ging um ſo leichter in dieſe Schlinge, je mehr ihm die Begünſtigungen ſchon mißfallen hatten, welche die Regentin ſeit einiger Zeit den Calviniſten öffentlich angedeihen ließ. Zu dieſem Betragen der Königin, welches ſo wenig mit ihrer übrigen Denkungsart übereinſtimmte, hatten die Guiſen ſelbſt durch ihr verdächtiges Einverſtändniß mit Philipp II., König von Spanien, die Veranlaſſung gegeben. Dieſer furchtbare Nachbar Frankreichs, deſſen unerſättliche Herrſchſucht und Vergrößerungsbegierde fremde Staaten mit lüſternem Auge verſchlang, indem er ſeine eigenen Beſitzungen nicht zu behaupten wußte, hatte auf die innern Angelegenheiten dieſes Reichs ſchon längſt ſeine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Stürmen zugeſehen, die es erſchütterten, und durch die erkauften Werkzeuge ſeiner Abſichten den Haß der Factionen voll Argliſt unterhalten. Unter dem Titel eines Beſchützers deſpotiſirte er Frankreich. Ein ſpaniſcher Ambaſſadeur ſchrieb in den Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches ſie in Abſicht ihrer Gegner zu beobachten hätten, verwarf oder billigte ihre Maßregeln, je nachdem ſie mit dem Vortheile ſeines Herrn übereinſtimmten, und ſpielte öffentlich und ohne Scheu den Miniſter. Die Prinzen von Lothringen hielten ſich aufs engſte an denſelben angeſchloſſen, und keine wichtige Entſchließung wurde von ihnen gefaßt, an welcher der ſpaniſche Hof nicht Theil genommen hätte. Sobald die Verbindung der Guiſen und des Marſchalls von St. André mit Montmorency, welche unter dem Namen des Triumvirats bekannt iſt, zu Stande gekommen war, ſo erkannten ſie, wie man ihnen Schuld gibt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der ſie im Nothfall mit einer Armee unterſtützen ſollte. So erhub ſich aus dem Zuſammenfluſſe zweier ſonſt ſtreitenden Factionen eine neue furchtbare Macht in dem Königreich, die, von dem ganzen katholiſchen Theil der Nation unterſtützt, das Gleichgewicht in Gefahr ſetzte, welches zwiſchen beiden Religionsparteien hervorzubringen Katharina ſo bemüht geweſen war. Sie nahm daher auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu Unterhandlungen, ihre Zuflucht, um die getrennten Gemüther

wenigſtens in der Abhängigkeit von ihr ſelbſt zu erhalten. Zu allen Streitigkeiten der Parteien mußte die Religion gewöhnlich den Namen geben, weil dieſe allein es war, was die Katholiken des Königreichs an die Guiſen, und die Reformirten an die Bourbons feſſelte. Die Ueberlegenheit, welche das Triumvirat zu erlangen ſchien, bedrohte den reformirten Theil mit einer neuen Unterdrückung, die Widerſetzlichkeit des letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwiſchen beiden Religionsparteien, einzelne Empörungen in der Hauptſtadt, wie in mehrern Provinzen, waren ſchon Vorläufer deſſelben. Katharina that Alles, um die ausbrechende Flamme zu erſticken, und es gelang endlich ihren fortgeſetzten Bemühungen, ein Edict zu Stande zu bringen, welches die Reformirten zwar von der Furcht befreite, ihre Ueberzeugungen mit dem Tode zu büßen, aber ihnen nichtsdeſtoweniger jede Ausübung ihres Gottesdienſtes und beſonders die Verſammlungen unterſagte, um welche ſie ſo dringend gebeten hatten. Dadurch ward freilich für die reformirte Partei nur ſehr wenig gewonnen, aber doch fürs erſte der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt, und zwiſchen den Häuptern der Parteien am Hofe eine ſcheinbare Verſöhnung vorbereitet, welche freilich bewies, wie wenig das Schickſal ihrer Glaubensgenoſſen, welches ſie doch beſtändig im Munde führten, den Anführern der Hugenotten wirklich zu Herzen ging. Die meiſte Mühe koſtete die Ausgleichung, welche zwiſchen dem Prinzen von Condé und dem Herzog von Guiſe unternommen ward, und der König ſelbſt wurde angewieſen, ſich ins Mittel zu ſchlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Geberden und Handlungen übereingekommen war, wurde dieſe Komödie im Beiſeyn des Monarchen eröffnet. „Erzählt uns,“ ſagte dieſer zum Herzog von Guiſe, „wie es in Orleans eigentlich zugegangen iſt?“ Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine ſolche künſtliche Schilderung, welche ihn ſelbſt von jedem Antheil daran reinigte, und alle Schuld auf den verſtorbenen König wälzte. — „Wer es auch ſey, der mir dieſe Beſchimpfung zufügte,“ antwortete Condé, gegen den Herzog gewendet, „ſo erkläre ich ihn für einen Frevler und einen Niederträchtigen.“ — „Ich auch,“ erwiederte der Herzog; „aber mich trifft das nicht.“

Die Regentſchaft der Königin Katharina war die Periode der Unterhandlungen. Was dieſe nicht ausrichteten, ſollte der Reichstag zu Pontoiſe und das Colloquium zu Poiſſy zu Stande bringen, beide in der Abſicht gehalten, um ſowohl die politiſchen Beſchwerden der Nation beizulegen, als eine wechſelſeitige Annäherung der Religionen zu verſuchen. Der Reichstag zu Pontoiſe war nur die Fortſetzung deſſen, der zu Orleans ohne Wirkung geweſen, und auf den Mai dieſes Jahrs 1561 ausgeſetzt worden war. Auch dieſer Reichstag iſt bloß durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geiſtlichkeit merkwürdig, welche ſich zu einem freiwilligen Geſchenke (Don gratuit) entſchloß, um nicht zwei Drittheile ihrer Güter zu verlieren.

Das gütliche Religionsgeſpräch, welches zu Poiſſy, einem kleinen Städtchen, ohnweit St. Germain, zwiſchen den Lehrern der drei Kirchen gehalten wurde, erregte eben ſo vergebliche Erwartungen. In Frankreich ſowohl als in Deutſchland hatte man ſchon längſt, um die Spaltungen in der Kirche beizulegen, ein allgemeines Concilium gefordert, welches ſich mit Abſtellung der Mißbräuche, mit der Sittenverbeſſerung des Clerus und mit Feſtſetzung der beſtrittenen Dogmen beſchäftigen ſollte. Dieſe Kirchenverſammlung war auch wirklich im Jahre 1542 nach Trient zuſammenberufen und mehrere Jahre fortgeſetzt, aber, ohne die Hoffnung, welche man von ihr geſchöpft hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutſchland im Jahre 1552 auseinander geſcheucht worden. Seit dieſer Zeit war kein Papſt mehr zu bewegen geweſen, ſie, dem allgemeinen Wunſche gemäß, zu erneuern, bis endlich das Uebermaß des Elends, welches die fortdauernden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuften, Frankreich beſonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen, und die Wiederherſtellung deſſelben dem Papſt Pius IV. durch Drohungen abzunöthigen. Die Zögerungen des Papſtes hatten indeſſen dem franzöſiſchen Miniſterium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Beſprechung zwiſchen den Lehrern der drei Religionen über die beſtrittenen Punkte die Gemüther einander näher zu bringen, und in Widerlegung der ketzeriſchen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabſicht dabei war, die große Verſchiedenheit bei dieſer Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwiſchen dem Lutherthum

und Calvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des letztern den Schutz der deutſchen Lutheraner zu entreißen, durch den ſie ſo furchtbar waren. Dieſem Beweggrunde vorzüglich ſchreibt man es zu, daß ſich der Cardinal von Lothringen mit dem größten Nachdruck des Colloquiums annahm, bei welchem er zugleich durch ſeine theologiſche Wiſſenſchaft und ſeine Beredſamkeit ſchimmern wollte. Um den Triumph der wahren Kirche über die falſche deſto glänzender zu machen, ſollten die Sitzungen öffentlich vor ſich gehen. Die Regentin erſchien ſelbſt mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsminiſtern und allen großen Bedienten der Krone, um die Sitzung zu eröffnen. Fünf Cardinäle, vierzig Biſchöfe, mehrere Doctoren, unter welchen Claude D. Eſpenſa durch ſeine Gelehrſamkeit und Scharfſinn hervorragte, ſtellten ſich für die römiſche Kirche; zwölf auserleſene Theologen führten das Wort für die proteſtantiſche. Der ausgezeichnetſte unter dieſen war Theodor Beza, Prediger aus Genf, ein eben ſo feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der geſchickteſte Kämpfer in dieſem Streite.

Aufgefordert, die Lehrſätze ſeiner Partei zuerſt vorzutragen, erhub ſich Beza in der Mitte des Saals, kniete hier nieder und ſprach mit aufgehobenen Händen ein Gebet. Auf dieſes ließ er ſein Glaubensbekenntniß folgen, mit allen Gründen unterſtützt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und endigte mit einem rührenden Blick auf die ſtrenge Begegnung, welche man ſeinen Glaubensbrüdern bis jetzt in dem Königreich widerfahren ließ. Schweigend hörte man ihm zu; nur als er auf die Gegenwart des Leibes Chriſti im Abendmahl zu reden kam, entſtand ein unwilliges Gemurmel in der Verſammlung. Nachdem Beza geendigt, fragte man bei einander erſt herum, ob man ihn einer Antwort würdigen ſollte, und es koſtete dem Cardinal von Lothringen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Biſchöfe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf, und widerlegte in einer Rede voll Kunſt und Beredſamkeit die wichtigſten Lehrſätze ſeines Gegners, diejenigen beſonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholiſche Lehre vom Abendmahl angegriffen war. Man hatte es ſchon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben, wobei die heiligſten Artikel der

Kirche mit ſo viel Freiheit behandelt wurden. Sobald daher der Cardinal ſeinen Vortrag geendigt hatte, ſtanden alle Biſchöfe auf, umringten den König, und riefen: „Sire, das iſt der wahre Glaube! das iſt die reine Lehre der Kirche! Dieſe ſind wir bereit, mit unſerm Blute zu verſiegeln.“

In den darauf folgenden Sitzungen, von denen man aber rathſamer gefunden den König wegzulaſſen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen, und die Artikel vom Abendmahl beſonders in Bewegung gebracht, um dem Genfiſchen Prediger ſeine eigentliche und poſitive Meinung davon zu entreißen. Da das Dogma der Lutheraner über dieſen Punkt ſich von dem der Reformirten bekanntlich noch weiter als von der Lehrmeinung der katholiſchen Kirche entfernt, ſo hoffte man, jene beiden Kirchen dadurch mit einander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernſthaften Geſpräche, welches Ueberzeugung zum Zweck haben ſollte, ein ſpitzfindiges Wortgefecht, wobei man ſich mehr der Schlingen und Fechterkünſte als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Ausſchuß von fünf Doctoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen Streitigkeit übergab, ließ ſie eben ſo unentſchieden, und jeder Theil erklärte ſich, als man auseinander ging, für den Sieger.

So erfüllte alſo auch dieſes Colloquium in Frankreich die Erwartung nicht beſſer, als ein ähnliches in Deutſchland, und man kam wieder zu den alten politiſchen Intriguen zurück, welche ſich bisher immer am wirkſamſten bewieſen. Beſonders zeigte ſich der römiſche Hof durch ſeine Legaten ſehr geſchäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholiſchen Kirche zu beruhen ſchien. Zu dieſem Ende ſuchte man den König von Navarra für daſſelbe zu gewinnen, und der reformirten Partei ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den unſtäten Charakter dieſes Prinzen ſehr gut berechnet war. Anton von Navarra, merkwürdiger durch ſeinen großen Sohn Heinrich IV. als durch eigene Thaten, verkündigte durch nichts als durch ſeine Galanterien und ſeine kriegeriſche Tapferkeit den Vater Heinrichs IV. Ungewiß, ohne Selbſtſtändigkeit, wie ſein kleiner Erbthron zwiſchen zwei furchtbaren Nachbarn erzitterte, ſchwankte ſeine verzagte Politik von einer Partei zur andern,

ſein Glaube von einer Kirche zur andern, ſein Charakter zwiſchen Laſter und Tugend umher. Sein ganzes Leben lang das Spiel fremder Leidenſchaften, verfolgte er mit ſtets betrogener Hoffnung ein lügneriſches Phantom, welches ihm die Argliſt ſeiner Nebenbuhler vorzuhalten wußte. Spanien, durch päpſtliche Ränke unterſtützt, hatte dem Hauſe Navarra einen beträchtlichen Theil dieſes Königreichs entriſſen, und Philipp II., nicht dazu gemacht, eine Ungerechtigkeit, die ihm Nutzen brachte, wieder gut zu machen. fuhr fort, dieſen Raub ſeiner Ahnen dem rechtmäßigen Erben zurückzuhalten. Einem ſo mächtigen Feinde hatte Anton von Navarra nichts als die Waffen der Unmacht entgegen zu ſetzen. Bald ſchmeichelte er ſich, der Billigkeit und Großmuth ſeines Gegners durch Geſchmeidigkeit abzugewinnen, was er von der Furcht desſelben zu ertrotzen aufgab; bald wenn dieſe Hoffnung ihn betrog, nahm er zu Frankreich ſeine Zuflucht, und hoffte, mit Hülfe dieſer Macht in den Beſitz ſeines Eigenthums wieder eingeſetzt zu werden. Von beiden Erwartungen getäuſcht, widmete er ſich im Unmuth ſeines Herzens der proteſtantiſchen Sache, die er kein Bedenken trug zu verlaſſen, ſobald nur ein Strahl von Hoffnung ihm leuchtete, daß derſelbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen ſey. Sklave ſeiner eigennützigen furchtſamen Staatskunſt, in ſeinen Entſchlüſſen wie in ſeinen Hoffnungen wandelbar, gehörte er nie g a n z der Partei, deren Namen er führte, und erkaufte ſich, mit ſeinem Blute ſelbſt, den Dank keiner einzigen, weil er es für beide verſpritzte.

Auf dieſen Fürſten richteten jetzt die Guiſen ihr Augenmerk, um durch ſeinen Beitritt die Macht des Triumvirats zu verſtärken; aber das Verſprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bei dem oft getäuſchten Fürſten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen deßfalls ihre Zuflucht zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos, als die vorigen, die Abſicht ihrer Urheber aufs vollkommenſte erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeſchlagen war, den mißtrauiſchen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der verwittweten Königin Maria Stuart und der daran haftenden Ausſicht auf die Königreiche Schottland und England zu blenden, mußte ihm Philipp II. von Spanien zum Erſatz für das entriſſene Navarra die Inſel Sardinien anbieten.

Zugleich unterließ man nicht, um ſein Verlangen darnach zu reizen, die prächtigſten Schilderungen von den Vorzügen dieſes Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht ſehr entfernten Ausſichten auf den franzöſiſchen Thron, wenn der regierende Stamm in den ſchwächlichen Söhnen Heinrichs II. erlöſchen ſollte; eine Ausſicht, die er ſich durch ſein längeres Beharren auf proteſtantiſcher Seite unausbleiblich verſchließen würde. Endlich reizte man ſeine Eitelkeit durch die Betrachtung, daß er durch Aufopferung ſo großer Vortheile nicht einmal gewinne, die erſte Rolle bei einer Partei zu ſpielen, die der Geiſt des Prinzen von Condé unumſchränkt leite. So nachdrucklichen Vorſtellungen konnte das ſchwache Gemüth des Königs von Navarra nicht lange widerſtehen. Um bei der reformirten Partei nicht der Zweite zu ſeyn, überließ er ſich unbedingt der katholiſchen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und an dem Prinzen von Condé keinen Nebenbuhler zu haben, gab er ſich an dem Herzog von Guiſe einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwälder von Sardinien, in deren Schatten er ſich ſchon im voraus ein paradieſiſches Leben träumte, umgaukelten ſeine Einbildungskraft, und blind warf er ſich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königin Katharina ſelbſt wurde von ihm verlaſſen, um ſich ganz dem Triumvirat hinzugeben, und die reformirte Partei ſah einen Freund, der ihr nicht viel genutzt hatte, in einen offenbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger ſchadete.

Zwiſchen den Anführern beider Religionsparteien hatten die Bemühungen der Königin Katharina einen Schein des Friedens bewirkt, aber nicht eben ſo bei den Parteien, welche fortfuhren, einander mit dem grimmigſten Haſſe zu verfolgen. Jede unterdrückte oder neckte, wo ſie die mächtigere war, die andere, und die beiderſeitigen Oberhäupter ſahen, ohne ſich ſelbſt einzumiſchen, dieſem Schauſpiele zu, zufrieden, wann nur der Eifer nicht verglimmte, und der Parteigeiſt dadurch in der Uebung blieb. Obgleich das letztere Edict der Königin Katharina den Reformirten alle öffentlichen Verſammlungen unterſagte, ſo kehrte man ſich dennoch nirgends daran, wo man ſich ſtark genug fühlte, ihm zu trotzen. In Paris ſowohl als in den Provinzſtädten wurden, dieſes Edicts ungeachtet, öffentlich Predigten

gehalten, und die Verſuche, ſie zu ſtören, liefen nicht immer glücklich ab. Die Königin bemerkte dieſen Zuſtand der Anarchie mit Furcht, indem ſie vorausſah, daß durch dieſen Krieg im Kleinen nur die Schwerter zu einem größern geſchliffen würden. Es war daher dem ſtaatsklugen und duldſamen Kanzler von Hopital, ihrem vornehmſten Rathgeber, nicht ſchwer, ſie zu Aufhebung eines Edicts geneigt zu machen, welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Anſehen der geſetzgebenden Macht entkräftete, die reformirte Partei mit Ungehorſam und Widerſetzlichkeit vertraut machte, und durch die Beſtrebungen der katholiſchen, es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeiſt zwiſchen beiden Theilen unterhielt. Auf Veranlaſſung dieſes weiſen Patrioten ließ die Regentin einen Ausſchuß von allen Parlamentern ſich in St. Germain verſammeln, welcher berathſchlagen ſollte: „was in Abſicht der Reformirten und ihrer Verſammlungen (den innern Werth oder Unwerth ihrer Religion durchaus bei Seite gelegt) zum Beſten des Staats zu verfügen ſey?“ — Die Antwort war in der Frage ſchon enthalten, und ein den Reformirten ſehr günſtiges Edict die Folge dieſer Berathſchlagung. In demſelben geſtattete man ihnen förmlich, ſich, wiewohl außerhalb der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienſtlichen Handlungen zu verſammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, dieſe Zuſammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen ſollten ſie gehalten ſeyn, den Katholiſchen alle denſelben entzogenen Kirchen und Kirchengeräthe zurückzuſtellen, der katholiſchen Geiſtlichkeit, gleich den Katholiken ſelbſt, die Gebühren zu entrichten, übrigens die Feſt- und Feiertage, und die Verwandtſchaftsgrade bei ihren Heirathen nach den Vorſchriften der herrſchenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne großen Widerſpruch des Pariſer Parlaments wurde dieſes Edict, vom Jänner 1562, wo es bekannt gemacht wurde, das Edict des Jänners genannt, regiſtrirt, und von den ſtrengen Katholiken und der ſpaniſchen Partei mit eben ſo viel Unwillen als von den Reformirten mit triumphirender Freude aufgenommen. Der ſchlimme Wille ihrer Feinde ſchien durch daſſelbe entwaffnet, und für's erſte zu einer geſetzmäßigen Exiſtenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt gethan. Auch die Regentin ſchmeichelte ſich, durch dieſes Edict zwiſchen beiden Kirchen eine unüberſchreitbare Gränze

gezogen, dem Ehrgeiz der Großen heilſame Feſſeln angelegt, und den Zunder des Bürgerkriegs auf lange erſtickt zu haben. Doch war es eben dieſes Edict des Friedens, welches durch die Verletzung, die es erlitt, die Reformirten zu den gewaltſamſten Entſchließungen brachte, und den Krieg herbeiführte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieſes Edict vom Jänner 1562 alſo, weit entfernt die Abſichten ſeiner Urheberin zu erfüllen, und beide Religionsparteien in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der letztern nur, deſto verdecktere und ſchlimmere Plane zu entwerfen. Die Begünſtigungen, welche dieſes Edict den Reformirten ertheilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, Condé und die Chatillons, bei der Königin genoſſen, verwundete tief den bigotten Geiſt und die Ehrſucht des alten Montmorency, der beiden Guiſen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müßig, beobachteten ſich die Anführer wechſelsweiſe unter einander, und ſchienen nur das Moment zu erwarten, das dem Ausbruch ihrer verhaltenen Leidenſchaft günſtig war. Jeder Theil, feſt entſchloſſen Feindſeligkeit mit Feindſeligkeit zu erwidern, vermied ſorgfältig ſie zu eröffnen, um in den Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erſcheinen. Ein Zufall leiſtete endlich, was beide in gleichem Grade wünſchten und fürchteten.

Der Herzog von Guiſe und der Cardinal von Lothringen hatten ſeit einiger Zeit den Hof der Regentin verlaſſen, und ſich nach den deutſchen Gränzen gezogen, wo ſie den gefürchteten Eintritt der deutſchen Proteſtanten in das Königreich deſto leichter verhindern konnten. Bald aber fing die katholiſche Partei an, ihre Anführer zu vermiſſen, und der zunehmende Credit der Reformirten bei der Königin machte den Wunſch nach ihrer Wiederkunft dringend. Der Herzog trat alſo den Weg nach Paris an, begleitet von einem ſtarken Gefolge, welches ſich, ſo wie er fortſchritt, vergrößerte. Der Weg führte ihn durch Baſſy, an der Gränze von Champagne, wo zufälligerweiſe die reformirte Gemeine bei einer öffentlichen Predigt verſammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig wie ſein Gebieter, gerieth mit dieſer ſchwärmeriſchen Menge in Streit, welcher ſich bald in Gewaltthätigkeiten endigte; im unordentlichen Gewühl

dieſes Kampfes wurde der Herzog ſelbſt, der herbei geeilt war, Frieden zu ſtiften, mit einem Steinwurf im Geſichte verwundet. Der Anblick ſeiner blutigen Wange ſetzte ſeine Begleiter in Wuth, die jetzt gleich raſenden Thieren über die Wehrloſen herſtürzen, ohne Anſehen des Geſchlechts noch des Alters, was ihnen vorkommt, erwürgen, und an den gottesdienſtlichen Geräthſchaften, die ſie finden, die größten Entweihungen begehen. Das ganze reformirte Frankreich gerieth über dieſe Gewaltthätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentin wurden durch den Mund des Prinzen von Condé und einer eigenen Deputation die heftigſten Klagen dagegen erhoben. Katharina that Alles, um den Frieden zu erhalten, und weil ſie überzeugt war, daß es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteien zu beruhigen, ſo rief ſie den Herzog von Guiſe dringend an den Hof, der ſich damals zu Monteeau aufhielt, wo ſie die Sache zwiſchen ihm und dem Prinzen von Condé zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorſam zu ſeyn, und ſeine Reiſe nach Paris fortzuſetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuariſch empfangen, einen triumphirenden Einzug hielt. Umſonſt ſuchte Condé, der ſich kurz zuvor in Paris geworfen, das Volk auf ſeine Seite zu neigen. Die fanatiſchen Pariſer ſahen in ihm nichts als den Hugenotten, den ſie verabſcheuten, und in dem Herzog nur den heldenmüthigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz mußte ſich zurückziehen und den Schauplatz dem Ueberwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Theilen es dem andern an Geſchwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvorthäte. Indeß der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zuſammenzog und mit den Chatillons ſich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren dieſe ſchon mit einer ſtarken Reiterei nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Beſitznehmung von des jungen Königs Perſon ihre Gegner in die Nothwendigkeit zu ſetzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erſcheinen.

Schrecken und Verwirrung hatten ſich gleich auf die erſte Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentin bemächtigt; in ſeiner ſteigenden Gewalt ſah ſie den Umſturz der

übrigen voraus. Das Gleichgewicht der Factionen, wodurch allein ſie bisher geherrſcht hatte, war zerſtört, und nur ihr offenbarer Beitritt konnte die reformirte Partei in den Stand ſetzen, es wieder herzuſtellen. Die Furcht, unter die Tyrannei der Guiſen und ihres Anhangs zu gerathen, Furcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes Leben, ſiegte über jede Bedenklichkeit. Jetzt unbeſorgt vor dem ſonſt ſo gefürchteten Ehrgeiz der proteſtantiſchen Häupter, ſuchte ſie ſich nur vor dem Ehrgeiz der Guiſen in Sicherheit zu ſetzen. Die Macht der Proteſtanten, welche allein ihr dieſe Sicherheit verſchaffen konnte, bot ſich ihrer erſten Beſtürzung dar; vor der drohenden Gefahr mußte jetzt jede andere Rückſicht ſchweigen. Bereitwillig nahm ſie den Beiſtand an, der ihr von dieſer Partei angeboten wurde, und der Prinz von Condé ward, welche Folgen auch dieſer Schritt haben mochte, aufs dringendſte aufgefordert, Sohn und Mutter zu vertheidigen. Zugleich flüchtete ſie ſich, um von ihren Gegnern nicht überfallen zu werden, mit dem Könige nach Melun und von da nach Fontainebleau; welche Vorſicht aber die Schnelligkeit der Triumvirn vereitelte.

Sogleich bemächtigten ſich dieſe des Königs, und der Mutter wird freigeſtellt, ihn zu begleiten, oder ſich nach Belieben einen andern Aufenthalt zu wählen. Ehe ſie Zeit hat, einen Entſchluß zu faſſen, ſetzt man ſich in Marſch, und unwillkürlich wird ſie mit fortgeriſſen. Schreckniſſe zeigen ſich ihr, wohin ſie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite ſie ſich neige. Sie erwählt endlich die gewiſſe, um ſich nicht in den größern Bedrängniſſen einer ungewiſſen zu verſtricken, und iſt entſchloſſen, ſich an das Glück der Guiſen anzuſchließen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo ſeine Gegenwart dem fanatiſchen Eifer der Katholiken die Loſung gibt, ſich gegen die Reformirten Alles zu erlauben. Alle ihre Verſammlungsplätze werden von dem wüthenden Pöbel geſtürmt, die Thüren eingeſprengt, Kanzeln und Kirchenſtühle zerbrochen und in Aſche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis Montmorency, war es, der dieſe Heldenthat vollführte. Aber dieſe lächerliche Schlacht war das Vorſpiel eines deſto ernſthafteren Krieges.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von Condé den

König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunſch der Regentin gemäß, ſogleich aufgebrochen, ſie und ihren Sohn unter ſeine Obhut zu nehmen; aber er langte nur an, um zu erfahren, daß die Gegenpartei ihm zuvorgekommen, und der große Augenblick verloren ſey. Dieſer erſte Fehlſtreich ſchlug jedoch ſeinen Muth nicht nieder. „Da wir einmal ſo weit ſind," ſagte er zu dem Admiral Coligny, „ſo müſſen wir durchwaten, oder wir ſinken unter." Er flog mit ſeinen Truppen nach Orleans, wo er eben noch recht kam, dem Obriſten von Andelot, der hier mit großem Nachtheil gegen die Katholiſchen focht, den Sieg zu verſchaffen. Aus dieſer Stadt beſchloß er ſeinen Waffenplatz zu machen, ſeine Partei in derſelben zu verſammeln, und ſeiner Familie, ſo wie ihm ſelbſt nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten fing nun der Krieg mit Manifeſten und Gegenmanifeſten an, worin alle Bitterkeit des Parteihaſſes ausgegoſſen war, und nichts als die Aufrichtigkeit vermißt wurde. Der Prinz von Condé forderte in den ſeinigen alle redlich denkenden Franzoſen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenſchaft befreien zu helfen, in welcher ſie von den Guiſen und deren Anhang gehalten würden. Durch eben dieſen Beſitz von des Königs Perſon ſuchten Letztere die Gerechtigkeit ihrer Sache zu erweiſen, und alle getreuen Unterthanen zu bewegen, ſich unter die Fahnen ihres Königs zu verſammeln. Er ſelbſt, der minderjährige Monarch, mußte in ſeinem Staatsrath erklären, daß er frei ſey, ſo wie auch ſeine Mutter, und das Edict des Jänners beſtätigen. Dieſelbe Vorſtellung wurde von beiden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutſchen Proteſtanten einzuſchläfern, erklärten die Guiſen, daß die Religion nicht im Spiele ſey, und der Krieg bloß den Aufrührern gelte. Der nämliche Kunſtgriff ward auch von dem Prinzen von Condé angewendet, um die auswärtigen katholiſchen Mächte von dem Intereſſe ſeiner Feinde abzuziehen. In dieſem Wettſtreit des Betruges verläugnete Katharina ihren Charakter und ihre Staatskunſt nicht, und von den Umſtänden gezwungen, eine doppelte Perſon zu ſpielen, verſtand ſie es meiſterlich, die widerſprechendſten Rollen in ſich zu vereinigen. Sie läugnete öffentlich die Bewilligungen, welche ſie dem Prinzen von Condé

ertheilt hatte, und empfahl ihm ernſtlich den Frieden, während daß ſie im Stillen, wie man ſagt, ſeine Werbungen begünſtigte, und ihn zu lebhafter Führung des Kriegs ermunterte. Wenn die Ordres des Herzogs von Guiſe an die Befehlshaber der Provinzen Alles, was reformirt ſey, zu erwürgen befahlen, ſo enthielten die Briefe der Regentin ganz entgegengeſetzte Befehle zur Schonung.

Bei dieſen Maßregeln der Politik verlor man die Hauptſache, den Krieg ſelbſt, nicht aus den Augen, und dieſe ſcheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verſchafften dem Prinzen von Condé nur deſto mehr Zeit, ſich in wehrhaften Stand zu ſetzen. Alle reformirten Kirchen wurden von ihm aufgefordert, zu einem Kriege, der ſie ſo nahe betraf, die nöthigen Koſten herzuſchießen, und der Religionseifer dieſer Partei öffnete ihm ihre Schätze. Die Werbungen wurden aufs fleißigſte betrieben, ein tapferer getreuer Adel bewaffnete ſich für den Prinzen, und eine ſolenne ausführliche Acte ward aufgeſetzt, die ganze zerſtreute Partei in Eins zu verbinden, und den Zweck dieſer Conföderation zu beſtimmen. Man erklärte in derſelben, daß man die Waffen ergriffen habe, um die Geſetze des Reichs, das Anſehen und ſelbſt die Perſon des Königs gegen die gewaltthätigen Anſchläge gewiſſer ehrſüchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung ſtürzten. Man verpflichtete ſich durch ein heiliges Gelübde, allen Gotteslästerungen, allen Entweihungen der Religion, allen abergläubiſchen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausſchweifungen u. dgl. nach Vermögen ſich zu widerſetzen, welches eben ſo viel war, als der katholiſchen Kirche förmlich den Krieg ankündigen. Endlich und ſchließlich erkannte man den Prinzen von Condé als das Haupt der ganzen Verbindung, und verſprach ihm Gut und Blut und den ſtrengſten Gehorſam. Die Rebellion bekam von jetzt an eine mehr regelmäßige Geſtalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung aufs Ganze, mehr Zuſammenhang; jetzt erſt wurde die Partei zu einem organiſchen Körper, den ein denkender Geiſt beſeelte. Zwar hatten ſich Katholiſche und Reformirte ſchon lange vorher in einzelnen kleinen Kämpfen gegen einander verſucht; einzelne Edelleute hatten in verſchiedenen Provinzen zu den Waffen gegriffen, Soldaten geworben, Städte

durch Ueberfall gewonnen, das platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert; aber dieſe einzelnen Operationen, ſo viel Drangſale ſie auch auf die Gegenden häuften, die der Schauplatz derſelben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es ſowohl an einem bedeutenden Platz als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man ſich jetzt, hier zum Angriffe und dort zur Gegenwehr; beſonders erklärten ſich die vornehmſten Städte der Normandie, und Rouen zuerſt, zu Gunſten der Reformirten. Ein ſchrecklicher Geiſt der Zwietracht, der auch die heiligſten Bande der Natur und der politiſchen Geſellſchaft auflöste, durchlief die Provinzen. Raub, Mord und mörderiſche Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grauſenvolle Anblick rauchender Städte verkündigte das allgemeine Elend. Brüder trennten ſich von Brüdern, Väter von ihren Söhnen, Freunde von Freunden, um ſich zu verſchiedenen Führern zu ſchlagen, und im blutigen Gemenge der Bürgerſchaft ſich ſchrecklich wieder zu finden. Unterdeſſen zog ſich eine regelmäßige Armee unter den Augen des Prinzen von Condé in Orleans, eine andere in Paris unter Anführung des Connetable von Montmorency und der Guiſen zuſammen, beide gleich ungeduldig, das große Schickſal der Religion und des Vaterlands zu entſcheiden.

Ehe es dazu kam, verſuchte Katharina, gleich verlegen über jeden möglichen Ausſchlag des Krieges, der ihr, welchen von beiden Theilen er auch begünſtige, einen Herrn zu geben drohte, noch einmal den Weg der Vermittlung. Auf ihre Veranſtaltung unterhandelten die Anführer zu Toury in Perſon, und als dadurch nichts ausgerichtet ward, wurde zu Talſy zwiſchen Chateaudun und Orleans eine neue Conferenz angefangen. Der Prinz von Condé drang auf Entfernung der Herzogs von Guiſe, des Marſchalls von Saint André und des Connetable, und die Königin hatte auch wirklich ſo viel von dieſen erhalten, daß ſie ſich während der Conferenz auf einige Meilen von dem königlichen Lager entfernten. Nachdem auf dieſe Art der hauptſächlichſte Grund des Mißtrauens aus dem Wege geräumt war, wußte dieſe verſchlagene Fürſtin, der es eigentlich nur darum zu thun war, ſich der Tyrannei ſowohl des einen als des andern

Theils zu entledigen, den Prinzen von Condé, durch den Biſchof von Valence, ihren Unterhändler, mit argliſtiger Kunſt dahin zu vermögen, daß er ſich erbot, mit ſeinem ganzen Anhange das Königreich zu verlaſſen, wenn nur ſeine Gegner das Nämliche thäten. Sie nahm ihn ſogleich beim Worte, und war im Begriff, über ſeine Unbeſonnenheit zu triumphiren, als die allgemeine Unzufriedenheit der proteſtantiſchen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes den Prinzen beſtimmte, die Conferenz ſchleunig abzubrechen und der Königin Betrug mit Betrug zu bezahlen. So mißlang auch der letzte Verſuch zu einer gütlichen Beilegung, und der Ausſchlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geſchichtſchreiber ſind unerſchöpflich in Beſchreibung der Grauſamkeiten, welche dieſen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menſchenherz und in die Geſchichte wird hinreichen, uns alle dieſe Unthaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung iſt nichts weniger als neu, daß keine Kriege zugleich ſo ehrlos und ſo unmenſchlich geführt werden, als die, welche Religionsfanatismus und Parteihaß im Innern eines Staats entzünden. Antriebe, welche in Ertödtung alles deſſen, was den Menſchen ſonſt das Heiligſte iſt, bereits ihre Kraft bewieſen, welche das ehrwürdige Verhältniß zwiſchen dem Souverän und dem Unterthan und den noch ſtärkern Trieb der Natur übermeiſterten, finden an den Pflichten der Menſchlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt ſelbſt, welche Menſchen anwenden müſſen, um jene ſtarken Bande zu ſprengen, reißt ſie blindlings und unaufhaltſam zu jedem Aeußerſten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anſtändigkeit und Treue, welche ſich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Theil in dem andern einen Verbrecher ſieht, und ſich ſelbſt das Strafamt über ihn zueignet. Wenn ein Staat mit dem andern kriegt, und nur der Wille des Souveräns ſeine Völker bewaffnet, nur der Antrieb der Ehre ſie zur Tapferkeit ſpornt, ſo bleibt ſie ihnen auch heilig gegen den Feind, und eine edelmüthige Tapferkeit weiß ſelbſt ihre Opfer zu ſchonen. Hier iſt der Gegenſtand der Begierden des Kriegers etwas ganz Verſchiedenes von dem Gegenſtande ſeiner Tapferkeit, und es iſt fremde Leidenſchaft, die durch ſeinen Arm ſtreitet. In Bürger-

kriegen ſtreitet die Leidenſchaft des Volks, und der Feind iſt der Gegenſtand derſelben. Jeder einzelne Mann iſt hier Beleidiger, weil jeder Einzelne aus freier Wahl die Partei ergriff, für die er ſtreitet. Jeder einzelne Mann iſt hier Beleidigter, weil man verachtet, was er ſchätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenſchaft und Noth dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künſtler das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Erbitterung und Wuth den Mangel an Kriegskunſt, nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit erſetzen. Hier, wo man Herd, Heimat, Familie, Eigenthum verließ, wirft man mit ſchadenfrohem Wohlgefallen den Feuerbrand in Fremdes, und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hauſe vergeblich erſchallte. Hier endlich, wo die Quellen ſelbſt ſich trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fließt, wo das Ehrwürdige geſchändet, das Heilige entweiht, das Unwandelbare aus ſeinen Fugen gerückt iſt, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, ſteckt das verderbliche Beiſpiel des Ganzen jeden einzelnen Buſen an, und in jedem Gehirne tobt der Sturm, der die Grundfeſten des Staats erſchüttert. Dreimal ſchrecklicheres Loos, wo ſich religiöſe Schwärmerei mit Parteihaß gattet, und die Fackel des Bürgerkrieges ſich an der unreinen Flamme des prieſterlichen Eifers entzündet!

Und dies war der Charakter dieſes Krieges, der jetzt Frankreich verwüſtete. Aus dem Schooße der reformirten Religion ging der finſtere grauſame Geiſt hervor, der ihm dieſe unglückliche Richtung gab, der alle dieſe Unthaten erzeugte. Im Lager dieſer Partei erblickte man nichts Lachendes, nichts Erfreuliches; alle Spiele, alle geſelligen Lieder hatte der finſtere Eifer verbannt. Pſalmen und Gebete ertönten an deren Stelle, und die Prediger waren ohne Aufhören beſchäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen ſeine Religion einzuſchärfen, und ſeinen fanatiſchen Eifer zu ſchüren. Eine Religion, welche der Sinnlichkeit ſolche Martern auflegte, konnte die Gemüther nicht zur Menſchlichkeit einladen; der Charakter der ganzen Partei mußte mit dieſem düſtern und knechtiſchen Glauben verwildern. Jede Spur des Papſtthums ſetzte den Schwärmergeiſt des Calviniſten in Wuth; Altäre und Menſchen wurden ohne Unterſchied ſeinem

unduldſamen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der Fanatismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Noth. Der Prinz von Condé ſelbſt gab das Beiſpiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hülfsmitteln verlaſſen, womit er die Unkoſten des Kriegs bisher beſtritten hatte, legte er ſeine Hand an die katholiſchen Kirchengeräthe, deren er habhaft werden konnte, und ließ die heiligen Gefäße und Zierrathen einſchmelzen. Der Reichthum der Kirchen war eine zu große Lockung für die Habſucht der Proteſtanten, und die Entweihung der Heiligthümer für ihre Rachbegierde ein viel zu ſüßer Genuß, um der Verſuchung zu widerſtehen. Alle Kirchen, deren ſie ſich bemeiſtern konnten, die Klöſter beſonders, mußten den doppelten Ausbruch ihres Geizes und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten ſie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bitterſten Spott, und befliſſen ſich mit abſichtlicher Grauſamkeit, die Gegenſtände ihrer Anbetung durch einen barbariſchen Muthwillen zu entehren. Sie riſſen die Kirchen ein, ſchleiften die Altäre, verſtümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen, oder ſchändeten ſie durch den niedrigſten Gebrauch, durchwühlten ſogar die Gräber, und ließen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß ſo empfindliche Kränkungen zu der ſchrecklichſten Wiedervergeltung reizten, daß alle katholiſchen Kanzeln von Verwünſchungen gegen die ruchloſen Schänder des Glaubens ertönten, daß der ergriffene Hugenotte bei dem Papiſten keine Barmherzigkeit fand, daß Gräuelthaten gegen die vermeintliche Gottheit durch Gräuelthaten gegen Natur und Menſchheit geahndet wurden!

Von den Anführern ſelbſt ging das Beiſpiel dieſer barbariſchen Thaten aus, aber die Ausſchweifungen, zu welchen der Pöbel beider Parteien dadurch hingeriſſen ward, ließen ſie bald ihre leidenſchaftliche Uebereilung bereuen. Jede Partei wetteiferte, es der andern an erfinderiſcher Grauſamkeit zuvorzuthun. Nicht zufrieden mit der blutig befriedigten Rache, ſuchte man noch durch neue Künſte der Tortur dieſe ſchreckliche Luſt zu verlängern. Menſchenleben war zu einem Spiel geworden, und das Hohnlachen des Mörders ſchärfte noch die Stacheln eines

ſchmerzhaften Todes. Keine Freiſtätte, kein beſchworner Vertrag, kein Menſchen- und Völkerrecht ſchützte gegen die blinde thieriſche Wuth; Treu und Glaube war dahin; und durch Eidſchwüre lockte man nur die Opfer. Ein Schluß des Pariſer Parlaments, welcher der reformirten Lehre förmlich und feierlich das Verdammungsurtheil ſprach, und alle Anhänger derſelben dem Tode weihte; ein anderer nachdrücklicherer Urtheilsſpruch, der aus dem Conſeil des Königs ausging, und alle Anhänger des Prinzen von Condé, ihn ſelbſt ausgenommen, als Beleidiger der Majeſtät in die Acht erklärte, konnte nicht wohl dazu beitragen, die erbitterten Gemüther zu beſänftigen, denn nun feuerte der Name ihres Königs und die gewiſſe Abſicht der Beute den Verfolgungseifer der Papiſten an, und den Muth der Hugenotten ſtärkte Verzweiflung.

Umſonſt hatte Katharina von Medicis alle Künſte ihrer Politik aufgeboten, die Wuth der Parteien zu beſänftigen, umſonſt hatte ein Schluß des Conſeils alle Anhänger des Prinzen von Condé als Rebellen und Hochverräther erklärt, umſonſt das Pariſer Parlament die Partei gegen die Calviniſten ergriffen; der Bürgerkrieg war da, und ganz Frankreich ſtand in Flammen. Wie groß aber auch das Zutrauen der Letztern zu ihren Kräften war, ſo entſprach der Erfolg doch keineswegs den Erwartungen, welche ihre Zurüſtung erweckt hatte. Der reformirte Adel, welcher die Hauptſtärke der Armee des Prinzen von Condé ausmachte, hatte in kurzer Zeit ſeinen kleinen Vorrath verzehrt, und, außer Stande, ſich, da nichts Entſcheidendes geſchah und der Krieg in die Länge geſpielt wurde, forthin ſelbſt zu verköſtigen, gab er den dringenden Aufforderungen der Selbſtliebe nach, welche ihn heim rief, ſeinen eigenen Herd zu vertheidigen. Zerronnen war in kurzer Zeit dieſe ſo große Thaten verſprechende Armee, und dem Prinzen, jetzt viel zu ſchwach, um einem überlegenen Feind im Felde zu begegnen, blieb nichts übrig, als ſich mit dem Ueberreſte ſeiner Truppen in der Stadt Orleans einzuſchließen.

Hier erwartete er nun die Hülfe, zu welcher einige auswärtige proteſtantiſche Mächte ihm Hoffnung gemacht hatten. Deutſchland und die Schweiz waren für beide kriegführende Parteien eine Vorrathskammer von Soldaten, und ihre feile

Tapferkeit, gleichgültig gegen die Sache, wofür gefochten werden ſollte, ſtand dem Meiſtbietenden zu Gebot. Deutſche ſowohl als ſchweizeriſche Miethtruppen ſchlugen ſich, je nachdem ihr eigener und ihrer Anführer Vortheil es erheiſchte, zu entgegengeſetzten Fahnen, und das Intereſſe der Religion wurde wenig dabei in Betracht gezogen. Indem dort an den Ufern des Rheins ein deutſches Heer für den Prinzen geworben ward, kam zugleich ein ſehr wichtiger Vertrag mit der Königin Eliſabeth von England zu Stande. Die nämliche Politik, welche dieſe Fürſtin in der Folge veranlaßte, ſich zur Beſchützerin der Niederlande gegen ihren Unterdrücker, Philipp von Spanien, aufzuwerfen, und dieſen neu aufblühenden Staat in ihre Obhut zu nehmen, legte ihr gegen die franzöſiſchen Proteſtanten gleiche Pflichten auf, und das große Intereſſe der Religion erlaubte ihr nicht, dem Untergange ihrer Glaubensgenoſſen in einem benachbarten Königreich gleichgültig zuzuſehen. Dieſe Antriebe ihres Gewiſſens wurden nicht wenig durch politiſche Gründe verſtärkt. Ein bürgerlicher Krieg in Frankreich ſicherte ihren eigenen noch wankenden Thron vor einem Angriff von dieſer Seite, und eröffnete ihr zugleich eine erwünſchte Gelegenheit, auf Koſten dieſes Staats ihre eigenen Beſitzungen zu erweitern. Der Verluſt von Calais war eine noch friſche Wunde für England; mit dieſem wichtigen Gränzplatz hatte es den freien Eintritt in Frankreich verloren. Dieſen Schaden zu erſetzen, und von einer andern Seite in dem Königreich feſten Fuß zu faſſen, beſchäftigte ſchon längſt die Politik der Eliſabeth, und der Burgerkrieg, der ſich nunmehr in Frankreich entzündet hatte, zeigte ihr die Mittel es zu bewerkſtelligen. Sechstauſend Mann engliſcher Hülfstruppen wurden dem Prinzen von Condé unter der Bedingung bewilligt, daß die eine Hälfte derſelben die Stadt Havre de Grace, die andere die Städte Rouen und Dieppe in der Normandie, als eine Zuflucht der verfolgten Religionsverwandten, beſetzt halten ſollte. So löſchte ein wüthender Parteigeiſt auf eine Zeitlang alle patriotiſchen Gefühle bei den franzöſiſchen Proteſtanten aus, und der verjährte Nationalhaß gegen die Britten wich auf Augenblicke dem glühendern Sectenhaß und dem Verfolgungsgeiſt erbitterter Factionen.

Der gefürchtete nahe Eintritt der Engländer in der Normandie

zog die königliche Armee nach dieſer Provinz, und die Stadt Rouen wurde belagert. Das Parlament und die vornehmſten Bürger hatten ſich ſchon vorher aus dieſer Stadt geflüchtet, und die Vertheidigung derſelben blieb einer fanatiſchen Menge über-laſſen, die, von ſchwärmeriſchen Prädicanten erhitzt, bloß ihrem blinden Religionseifer und dem Geſetz der Verzweiflung Gehör gab. Aber alles Widerſtandes von Seiten der Bürgerſchaft un-geachtet, wurden die Wälle nach einer monatlangen Gegenwehr im Sturme erſtiegen, und die Halsſtarrigkeit ihrer Vertheidiger durch eine barbariſche Behandlung geahndet, welche man zu Orleans auf proteſtantiſcher Seite nicht lange unvergolten ließ. Der Tod des Königs von Navarra, welcher auf eine vor dieſer Stadt empfangene Wunde erfolgte, machte die Belagerung von Rouen im Jahr 1562 berühmt, aber nicht eben merkwürdig; denn der Hintritt dieſes Prinzen blieb gleich unbedeutend für beide kämpfende Parteien.

Der Verluſt von Rouen und die ſiegreichen Fortſchritte der feindlichen Armee in der Normandie drohten dem Prinzen von Condé, der jetzt nur noch wenige große Städte unter ſeiner Botmäßigkeit ſah, den nahen Untergang ſeiner Partei, als die Erſcheinung der deutſchen Hülfstruppen, mit denen ſich ſein Obriſter Andelot, nach überſtandenen unſäglichen Schwierigkeiten, glücklich vereinigt hatte, aufs neue ſeine Hoffnungen belebte. An der Spitze dieſer Truppen, welche in Verbindung mit ſeinen eigenen ein bedeutendes Heer ausmachten, fühlte er ſich ſtark genug, nach Paris aufzubrechen, und dieſe Hauptſtadt durch ſeine unverhoffte gewaffnete Ankunft in Schrecken zu ſetzen. Ohne die politiſche Klugheit Katharinens wäre diesmal entweder Paris erobert, oder wenigſtens ein vortheilhafter Friede von den Pro-teſtanten errungen worden. Mit Hülfe der Unterhandlungen, ihrem gewöhnlichen Rettungsmittel, wußte ſie den Prinzen mitten im Lauf ſeiner Unternehmung zu feſſeln, und durch Vorſpiege-lung günſtiger Tractaten Zeit zur Rettung zu gewinnen. Sie verſprach, das Edict des Jänners, welches den Proteſtanten die freie Religionsübung zuſprach, zu beſtätigen, bloß mit Aus-nahme derjenigen Städte, in welchen die ſouveränen Gerichts-höfe ihre Sitzung hätten. Da der Prinz die Religionsduldung auch auf dieſe letztern ausgedehnt wiſſen wollte, ſo wurden die

Unterhandlungen in die Länge gezogen, und Katharina erhielt die gewünſchte Friſt, ihre Maßregeln zu ergreifen. Der Waffenſtillſtand, den ſie während dieſer Tractaten geſchickt von ihm zu erhalten wußte, ward für die Conföderirten verderblich, und indem die Königlichen innerhalb der Mauern von Paris neue Kräfte ſchöpften und ſich durch ſpaniſche Hülfstruppen verſtärkten, ſchmolz die Armee des Prinzen durch Deſertion und ſtrenge Kälte dahin, daß er in kurzem zu einem ſchimpflichen Aufbruch gezwungen wurde. Er richtete ſeinen Marſch nach der Normandie, wo er Geld und Truppen aus England erwartete, ſah ſich aber ohnweit der Stadt Dreux von der nacheilenden Armee der Königin eingeholt, und zu einem entſcheidenden Treffen genöthigt. Beſtürzt und unſchlüſſig, gleich als hätten die unterdrückten Gefühle der Natur auf einen Augenblick ihre Rechte zurückgefordert, ſtaunten beide Heere einander an, ehe die Kanonen die Loſung des Todes gaben; der Gedanke an das Bürger- und Bruderblut, das jetzt verſpritzt werden ſollte, ſchien jeden einzelnen Kämpfer mit flüchtigem Entſetzen zu durchſchauern. Nicht lange aber dauerte dieſer Gewiſſenskampf; der wilde Ruf der Zwietracht übertäubte bald der Menſchlichkeit leiſe Stimme. Ein deſto wüthenderer Sturm folgte auf dieſe bedeutungsvolle Stille. Sieben ſchreckliche Stunden fochten beide Theile mit gleich kühnem Muthe, mit gleich heftiger Erbitterung. Ungewiß ſchwankte der Sieg von einer Seite zur andern, bis die Entſchloſſenheit des Herzogs von Guiſe ihn endlich auf die Seite des Königs neigte. Unter den Verbundenen wurde der Prinz von Condé, unter den Königlichen der Connetable von Montmorency zu Gefangenen gemacht, und von den Letztern blieb noch der Marſchall von St. André auf dem Platze. Das Schlachtfeld blieb dem Herzog von Guiſe, welchen dieſer entſcheidende Sieg zugleich von einem furchtbaren öffentlichen Feind und von zwei Nebenbuhlern ſeiner Macht befreite.

Hatte Katharina mit Widerwillen die Abhängigkeit ertragen, in welche ſie durch die Triumvirn verſetzt war, ſo mußte ihr nunmehr die Alleinherrſchaft des Herzogs, deſſen Ehrgeiz keine Gränzen, deſſen gebieteriſcher Stolz keine Mäßigung kannte, doppelt empfindlich fallen. Der Sieg bei Dreux, weit entfernt ihre Wünſche zu befördern, hatte ihr einen Herrn in ihm

gegeben, der nicht lange ſäumte, ſich der erlangten Ueberlegenheit zu bedienen und die zuverſichtlich ſtolze Sprache des Herrſchers zu führen. Alles ſtand ihm zu Gebot, und die unumſchränkte Macht, die er beſaß, verſchaffte ihm die Mittel, ſich Freunde zu erkaufen, und den Hof ſowohl als die Armee mit ſeinen Geſchöpfen anzufüllen. Katharina, ſo ſehr ihr die Staatsklugheit anrieth, die geſunkene Partei der Proteſtanten wieder aufzurichten, und durch Wiederherſtellung des Prinzen von Condé die Anmaßungen des Herzogs zu beſchränken, wurde durch den überlegenen Einfluß des Letztern zu entgegengeſetzten Maßregeln fortgeriſſen. Der Herzog verfolgte ſeinen Sieg und rückte vor die Stadt Orleans, um durch Ueberwältigung dieſes Platzes, welcher die Hauptmacht der Proteſtanten einſchloß, ihrer Partei auf einmal ein Ende zu machen. Der Verluſt einer Schlacht und die Gefangenſchaft ihres Anführers hatte den Muth derſelben zwar erſchüttern, aber nicht ganz niederbeugen können. Admiral Coligny ſtand an ihrer Spitze, deſſen erfinderiſcher, an Hülfsmitteln unerſchöpflicher Geiſt ſich in der Widerwärtigkeit immer am glänzendſten zu entfalten pflegte. Er hatte die Trümmer der geſchlagenen Armee in kurzem wieder unter ſeinen Fahnen verſammelt, und ihr, was noch mehr war, in ſeiner Perſon einen Feldherrn gegeben. Durch engliſche Truppen verſtärkt und mit engliſchem Gelde befriedigt, führte er ſie in die Normandie, um ſich in dieſer Provinz durch kleine Wageſtücke zu einer größern Unternehmung zu ſtärken.

Unterdeſſen fuhr Franz von Guiſe fort, die Stadt Orleans zu ängſtigen, um durch Eroberung derſelben ſeinen Triumphen die Krone aufzuſetzen. Andelot hatte ſich mit dem Kern der Armee und den verſuchteſten Anführern in dieſe Stadt geworfen, wo noch überdies der gefangene Connetable in Verwahrung gehalten wurde. Die Einnahme eines ſo wichtigen Platzes hätte den Krieg auf einmal geendigt, und darum ſparte der Herzog keine Mühe, ſie in ſeine Gewalt zu bekommen. Aber anſtatt der gehofften Lorbeern fand er an ihren Mauern das Ziel ſeiner Größe. Ein Meuchelmörder, Johann Poltrot de Mère, verwundete ihn mit vergifteten Kugeln, und machte mit dieſer blutigen That den Anfang des Trauerſpiels, welches der Fanatismus nachher in einer Reihe von ähnlichen Gräuelthaten ſo

ſchrecklich entwickelte. Unſtreitig wurde die calviniſche Partei in ihm eines furchtbaren Gegners, Katharina eines gefährlichen Theilhabers ihrer Macht entledigt; aber Frankreich verlor mit ihm zugleich einen Helden und einen großen Mann. Wie hoch ſich auch die Anmaßungen dieſes Fürſten verſtiegen, ſo war er doch gewiß auch der Mann für ſeine Plane; wie viel Stürme auch ſein Ehrgeiz im Staate erregt hatte, ſo fehlte demſelben doch, ſelbſt nach dem Geſtändniß ſeiner Feinde, der Schwung der Geſinnungen nicht, welcher in großen Seelen jede Leidenſchaft adelt. Wie heilig ihm auch mitten unter den verwilderten Sitten des Burgerkriegs, wo die Gefuhle der Menſchlichkeit ſonſt ſo gerne verſtummen, die Pflicht der Ehre war, beweist die Behandlung, welche er dem Prinzen von Condé, ſeinem Gefangenen nach der Schlacht bei Dreux, widerfahren ließ. Mit nicht geringem Erſtaunen ſah man dieſe zwei erbitterten Gegner, ſo viele Jahre lang geſchäftig, ſich zu vertilgen, durch ſo viele erlittene Beleidigungen zur Rache, ſo viele ausgeübte Feindſeligkeiten zum Mißtrauen gereizt, an Einer Tafel vertraulich zuſammen ſpeiſen, und, nach der Sitte jener Zeit, in demſelbigen Bette ſchlafen.

Der Tod ihres Anführers hemmte ſchnell die Thätigkeit der katholiſchen Partei, und erleichterte Katharinens Bemühungen, die Ruhe wieder herzuſtellen. Frankreichs immer zunehmendes Elend erregte dringende Wünſche nach Frieden, wozu die Gefangenſchaft der beiden Oberhäupter, Condé und Montmorency, gegründete Hoffnung machte. Beide, gleich ungeduldig nach Freiheit, von der Königin Mutter unabläſſig zur Verſöhnung gemahnt, vereinigten ſich endlich in dem Vergleiche von Amboiſe 1563, worin das Edict des Jänners mit wenigen Ausnahmen beſtätigt, den Reformirten die öffentliche Religionsübung in denjenigen Städten, welche ſie zur Zeit in Beſitz hatten, zugeſtanden, auf dem Lande hingegen auf die Ländereien der hohen Gerichtsherren und zu einem Privatgottesdienſt in den Häuſern des Adels eingeſchränkt, übrigens das Vergangene einer allgemeinen ewigen Vergeſſenheit überliefert ward.

So erheblich die Vortheile ſchienen, welche der Vergleich von Amboiſe den Reformirten verſchaffte, ſo hatte Coligny dennoch vollkommen recht, ihn als ein Werk der Uebereilung von Seiten

des Prinzen, und von Seiten der Königin als ein Werk des Betrugs zu verwünſchen. Dahin waren mit dieſem unzeitigen Frieden alle glänzenden Hoffnungen ſeiner Partei, die im ganzen Laufe dieſes Bürgerkriegs vielleicht noch nie ſo gegründet geweſen waren. Der Herzog von Guiſe, die Seele der katholiſchen Partei, der Marſchall von St. André, der König von Navarra im Grabe, der Connetable gefangen, die Armee ohne Anführer und ſchwierig wegen des ausbleibenden Soldes, die Finanzen erſchöpft; auf der andern Seite eine blühende Armee, Englands mächtige Hülfe, Freunde in Deutſchland, und in dem Religionseifer der franzöſiſchen Proteſtanten Hülfsquellen genug, den Krieg fortzuſetzen. Die wichtigen Waffenplätze Lyon und Orleans, mit ſo vielem Blute erworben und vertheidigt, gingen nunmehr durch einen Federzug verloren; die Armee mußte auseinander, die Deutſchen nach Hauſe gehen. Und für alle dieſe Aufopferungen hatte man, weit entfernt, einen Schritt vorwärts zu der bürgerlichen Gleichheit der Religionen zu thun, nicht einmal die vorigen Rechte zurück erhalten.

Die Auswechſelung der gefangenen Anführer und die Verjagung der Engländer aus Havre de Grace, welche Montmorency durch die Ueberreſte des abgedankten proteſtantiſchen Heeres bewerkſtelligte, waren die erſte Frucht dieſes Friedens, und der gleiche Wetteifer beider Parteien, dieſe Unternehmung zu beſchleunigen, bewies nicht ſowohl den wiederauflebenden Gemeingeiſt der Franzoſen als die unvertilgbare Gewalt des Nationalhaſſes, den weder die Pflicht der Dankbarkeit noch das ſtärkſte Intereſſe der Leidenſchaft überwinden konnte. Nicht ſobald war der gemeinſchaftliche Feind von dem vaterländiſchen Boden vertrieben, als alle Leidenſchaften, welche der Sectengeiſt entflammt, in ihrer vorigen Stärke zurückkehrten, und die traurigen Scenen der Zwietracht erneuerten. So gering der Gewinn auch war, den die Calviniſten aus dem neu errichteten Vergleiche ſchöpften, ſo wurde ihnen auch dieſes Wenige mißgönnt, und unter dem Vorwand, die Vergleichspunkte zur Vollziehung zu bringen, maßte man ſich an, ihnen durch eine willkürliche Auslegung die engſten Gränzen zu ſetzen. Montmorency's herrſchbegieriger Geiſt war geſchäftig, den Frieden zu untergraben, wozu er doch ſelbſt das Werkzeug geweſen war; denn nur der Krieg konnte

ihn der Königin unentbehrlich machen. Der unduldſame Glaubenseifer, welcher ihn ſelbſt beſeelte, theilte ſich mehreren Befehlshabern in den Provinzen mit, und wehe den Proteſtanten in denjenigen Diſtricten, wo ſie die Mehrheit nicht auf ihrer Seite hatten! Umſonſt reclamirten ſie die Rechte, welche der ausdrückliche Buchſtabe des Vertrags ihnen zugeſtand; der Prinz von Condé, ihr Beſchützer, von dem Netze der Königin umſtrickt und der undankbaren Rolle eines Parteiführers müde, entſchädigte ſich in der wollüſtigen Ruhe des Hoflebens für die langen Entbehrungen, welche der Krieg ſeiner herrſchenden Neigung auferlegt hatte. Er begnügte ſich mit ſchriftlichen Gegenvorſtellungen, welche, von keiner Armee unterſtützt, natürlicher Weiſe ohne Folgen blieben, während daß ein Edict auf das andere erſchien, die geringen Freiheiten ſeiner Partei noch mehr zu beſchränken.

Mittlerweile führte Katharina den jungen König, der im Jahr 1563 für volljährig erklärt ward, in ganz Frankreich umher, um den Unterthanen ihren Monarchen zu zeigen, die Empörungsſucht der Factionen durch die königliche Gegenwart niederzuſchlagen und ihrem Sohne die Liebe der Nation zu erwerben. Der Anblick ſo vieler zerſtörten Klöſter und Kirchen, welche von der fanatiſchen Wuth des proteſtantiſchen Pöbels furchtbare Zeugen abgaben, konnte ſchwerlich dazu dienen, dieſem jungen Fürſten einen günſtigen Begriff von der neuen Religion einzuflößen, und es iſt wahrſcheinlich genug, daß ſich bei dieſer Gelegenheit ein glühender Haß gegen die Anhänger Calvins in ſeine Seele prägte.

Indem ſich unter den mißvergnügten Parteien der Zunder zu einem neuen Kriegsfeuer ſammelte, zeigte ſich Katharina am Hofe geſchäftig zwiſchen den nicht minder erbitterten Anführern ein Gaukelſpiel verſtellter Verſöhnung aufzuführen. Ein ſchwerer Verdacht befleckte ſchon ſeit lange die Ehre des Admirals von Coligny. Franz von Guiſe war durch die Hände des Meuchelmords gefallen, und der Untergang eines ſolchen Feindes war für den Admiral eine zu glückliche Begebenheit, als daß die Erbitterung ſeiner Gegner ſich hätte enthalten können, ihn eines Antheils daran zu beſchuldigen. Die Ausſagen des Mörders, der ſich, um ſeine eigene Schuld zu verringern, hinter den

Schirm eines großen Namens flüchtete, gaben dieſem Verdacht einen Schein von Gerechtigkeit. Nicht genug, daß die bekannte Ehrliebe des Admirals dieſe Verleumdung widerlegte — es gibt Zeitumſtände, wo man an keine Tugend glaubt. Der verwilderte Geiſt des Jahrhunderts duldete keine Stärke des Gemüths, die ſich über ihn hinweg ſchwingen wollte. Antoinette von Bourbon, die Wittwe des Ermordeten, klagte den Admiral laut und öffentlich als den Mörder an, und ſein Sohn, Heinrich von Guiſe, in deſſen jugendlicher Bruſt ſchon die künftige Größe pochte, hatte ſchon den furchtbaren Vorſatz der Rache gefaßt. Dieſen gefährlichen Zunder neuer Feindſeligkeiten erſtickte Katharinens geſchäftige Politik; denn ſo ſehr die Zwietracht der Parteien ihren Trieb nach Herrſchaft begünſtigte, ſo ſorgfältig unterdrückte ſie jeden offenbaren Ausbruch derſelben, der ſie in die Nothwendigkeit ſetzte, zwiſchen den ſtreitenden Factionen Partei zu ergreifen, und ihrer Unabhängigkeit verluſtig zu werden. Ihrem unermüdeten Beſtreben gelang es, von der Wittwe und dem Bruder des Entleibten eine Ehrenerklärung gegen den Admiral zu erhalten, welche dieſen von der angeſchuldigten Mordthat reinigte, und zwiſchen beiden Häuſern eine verſtellte Verſöhnung bewirkte.

Aber unter dem Schleier dieſer erkünſtelten Eintracht entwickelten ſich die Keime zu einem neuen und wüthendern Bürgerkrieg. Jeder noch ſo geringe, den Reformirten bewilligte Vortheil dünkte den eifrigern Katholiken ein nie zu verzeihender Eingriff in die Hoheit ihrer Religion, eine Entweihung des Heiligthums, ein Raub an der Kirche begangen, die auch das kleinſte von ihren Rechten ſich nicht vergeben dürfe. Kein noch ſo feierlicher Vertrag, der dieſe unverletzbaren Rechte kränkte, konnte nach ihrem Syſteme Anſpruch auf Gültigkeit haben; und Pflicht war es jedem Rechtgläubigen, dieſer fremden fluchwürdigen Religionspartei dieſe Vorrechte, gleich einem geſtohlenen Gut, wieder zu entreißen. Indem man von Rom aus geſchäftig war, dieſe widrigen Geſinnungen zu nähren und noch mehr zu erhitzen, indem die Anführer der Katholiſchen dieſen fanatiſchen Eifer durch das Anſehen ihres Beiſpiels bewaffneten, verſäumte unglücklicherweiſe die Gegenpartei nichts, den Haß der Papiſten durch immer kühnere Forderungen noch mehr gegen ſich zu

reizen und ihre Anſprüche in eben dem Verhältniß, als ſie jenen unerträglicher fielen, weiter auszudehnen. „Vor kurzem,“ erklärte ſich Karl IX. gegen Coligny, „begnügtet ihr euch damit, von uns geduldet zu werden; jetzt wollt ihr gleiche Rechte mit uns haben; bald will ich erleben, daß ihr uns aus dem Königreich treibt, um das Feld allein zu behaupten.“

Bei dieſer widrigen Stimmung der Gemüther konnte ein Friede nicht beſtehen, der beide Parteien gleich wenig befriedigt hatte. Katharina ſelbſt, durch die Drohungen der Calviniſten aus ihrer Sicherheit aufgeſchreckt, dachte ernſtlich auf einen öffentlichen Bruch, und die Frage war bloß, wie die nöthige Kriegsmacht in Bewegung zu ſetzen ſey, um einen argwöhniſchen und wachſamen Feind nicht zu frühzeitig von ſeiner Gefahr zu belehren. Der Marſch einer ſpaniſchen Armee nach den Niederlanden, unter der Anführung des Herzogs von Alba, welche bei ihrem Vorüberzug die franzöſiſche Gränze berührte, gab den erwünſchten Vorwand zu der Kriegsrüſtung her, welche man gegen die innern Feinde des Königreichs machte. Es ſchien der Klugheit gemäß, eine ſo gefährliche Macht, als der ſpaniſche Generaliſſimus commandirte, nicht unbeobachtet und unbewacht an den Pforten des Reichs vorüber ziehen zu laſſen, und ſelbſt der argwöhniſche Geiſt der proteſtantiſchen Anführer begriff die Nothwendigkeit, eine Obſervationsarmee aufzuſtellen, welche dieſe gefährlichen Gäſte im Zaum halten und die bedrohten Provinzen gegen einen Ueberfall decken könnte. Um auch ihrerſeits von dieſem Umſtande Vortheil zu ziehen, erboten ſie ſich voll Argliſt, ihre eigene Partei zum Beiſtand des Königreichs zu bewaffnen; ein Stratagem, wodurch ſie, wenn es gelungen wäre, das Nämliche gegen den Hof zu erreichen hofften, was dieſer gegen ſie ſelbſt beabſichtet hatte. In aller Eile ließ nun Katharina Soldaten werben und ein Heer von ſechstauſend Schweizern bewaffnen, über welche ſie, mit Uebergehung der Calviniſten, lauter katholiſche Befehlshaber ſetzte. Dieſe Kriegsmacht blieb, ſo lange ſein Zug dauerte, dem Herzog von Alba zur Seite, dem es nie in den Sinn gekommen war, etwas Feindliches gegen Frankreich zu unternehmen. Anſtatt aber nun nach Entfernung der Gefahr auseinander zu gehen, richteten die Schweizer ihren Marſch nach dem Herzen des Königreichs, wo man die

vornehmſten Anführer der Hugenotten unvorbereitet zu überfallen hoffte. Dieſer verrätheriſche Anſchlag wurde noch zu rechter Zeit laut, und mit Schrecken erkannten die Letztern die Nähe des Abgrunds, in welchen man ſie ſtürzen wollte. Ihr Entſchluß mußte ſchnell ſeyn. Man hielt Rath bei Coligny, in wenig Tagen ſah man die ganze Partei in Bewegung. Der Plan war, dem Hofe den Vorſprung abzugewinnen, und den König auf ſeinem Landſitz zu Monceaux aufzuheben, wo er ſich bei geringer Bedeckung in tiefer Sicherheit glaubte. Das Gerücht von dieſen Bewegungen verſcheuchte ihn zwar nach Meaux, wohin man die Schweizer aufs eilfertigſte beorderte. Dieſe fanden ſich zwar noch frühzeitig genug ein; aber die Reiterei des Prinzen von Condé rückte immer näher und näher, immer zahlreicher ward das Heer der Verbundenen, und drohte den König in ſeinem Zufluchtsort zu belagern. Die Entſchloſſenheit der Schweizer riß den König aus dieſer dringenden Gefahr. Sie erboten ſich, ihn mitten durch den Feind nach Paris zu führen, und Katharina bedachte ſich nicht, die Perſon des Königs ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Der Aufbruch geſchah gegen Mitternacht; den Monarchen nebſt ſeiner Mutter in ihrer Mitte, den ſie in einem gedrängten Viereck umſchloß, wandelte dieſe bewegliche Feſtung fort, und bildete mit vorgeſtreckten Piken eine ſtachlichte Mauer, welche die feindliche Reiterei nicht durchbrechen konnte. Der herausfordernde Muth, mit dem die Schweizer einherſchritten, angefeuert durch das heilige Palladium der Majeſtät, das ihre Mitte beherbergte, ſchlug die Herzhaftigkeit des Feindes darnieder, und die Ehrfurcht vor der Perſon des Königs, welche die Bruſt der Franzoſen ſo ſpät verläßt, erlaubte dem Prinzen von Condé nicht, etwas mehr, als einige unbedeutende Scharmützel zu wagen. Und ſo erreichte der König noch an demſelben Abend Paris, und glaubte dem Degen der Schweizer nichts Geringeres als Leben und Freiheit zu verdanken.

Der Krieg war nun erklärt, und zwar unter der gewöhnlichen Förmlichkeit, daß man nicht gegen den König, ſondern gegen ſeine und des Staats Feinde die Waffen ergriffen habe. Unter dieſen war der Cardinal von Lothringen der Verhaßteſte, und überzeugt, daß er der proteſtantiſchen Sache die ſchlimmſten

Dienſte zu leiſten pflege, hatte man auf den Untergang dieſes Mannes ein vorzügliches Abſehen gerichtet. Glücklicher Weiſe entfloh er noch zu rechter Zeit dem Streich, welcher gegen ihn geführt werden ſollte, indem er ſeinen Hausrath der Wuth des Feindes überließ.

Die Cavallerie des Prinzen ſtand zwar im Felde, aber durch die Zurüſtungen des Königs übereilt, hatte ſie nicht Zeit gehabt, ſich mit dem erwarteten deutſchen Fußvolk zu vereinigen und eine ordentliche Armee zu formiren. So muthig der franzöſiſche Adel war, der die Reiterei des Prinzen größtentheils ausmachte, ſo wenig taugte er zu Belagerungen, auf welche es doch bei dieſem Kriege vorzüglich ankam. Nichtsdeſtoweniger unternahm dieſer kleine Haufe, Paris zu berennen, drang eilfertig gegen dieſe Hauptſtadt vor, und machte Anſtalten, ſie durch Hunger zu überwältigen. Die Verheerung, welche die Feinde in der ganzen Nachbarſchaft von Paris anrichteten, erſchöpfte die Geduld der Bürger, welche den Ruin ihres Eigenthums nicht länger müßig anſehen konnten. Einſtimmig drangen ſie darauf, gegen den Feind geführt zu werden, der ſich mit jedem Tag an ihren Thoren verſtärkte. Man mußte eilen, etwas Entſcheidendes zu thun, ehe es ihm gelang, die deutſchen Truppen an ſich zu ziehen, und durch dieſen Zuwachs das Uebergewicht zu erlangen. So kam es am 10. November des Jahres 1567 zu dem Treffen bei St. Denis, in welchem die Calviniſten nach einem hartnäckigen Widerſtand zwar den Kürzern zogen, aber durch den Tod des Connetable, der in dieſer Schlacht ſeine merkwürdige Laufbahn beſchloß, reichlich entſchädigt wurden. Die Tapferkeit der Seinigen entriß dieſen ſterbenden General den Händen des Feindes, und verſchaffte ihm noch den Troſt, in Paris unter den Augen ſeines Herrn den Geiſt aufzugeben. Er war es, der ſeinen Beichtvater mit dieſen lakoniſchen Worten von ſeinem Sterbebette wegſchickte: „Laßt es gut ſeyn, Herr Pater! es wäre Schande, wenn ich in achtzig Jahren nicht gelernt hätte, eine Viertelſtunde lang zu ſterben.“

Die Calviniſten zogen ſich nach ihrer Niederlage bei St. Denis eilfertig gegen die lothringiſchen Gränzen des Königreichs, um die deutſchen Hülfsvölker an ſich zu ziehen, und die königliche Armee ſetzte ihnen unter dem jungen Herzog von Anjou nach.

Sie litten Mangel an dem Nothwendigſten, indem es den Königlichen an keiner Bequemlichkeit fehlte, und die feindſelige Jahrszeit erſchwerte ihnen ihre Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem ſie endlich unter einem unausgeſetzten Kampf mit Hunger und rauher Witterung das jenſeitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte ſich keine Spur eines deutſchen Heeres, und man war nach einem ſo langwierigen beſchwerdevollen Marſche nicht weiter, als man im Angeſicht von Paris geweſen war. Die Geduld war erſchöpft, der gemeine Mann wie der Adel murrte; kaum vermochte der Ernſt des Admirals und die Jovialität des Prinzen von Condé eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz beſtand darauf, daß kein Heil ſey, als in der Vereinigung mit den deutſchen Völkern, und daß man ſie ſchlechterdings bis zum bezeichneten Ort der Zuſammenkunft aufſuchen müſſe. „Aber," fragte man ihn nachher, „wenn ſie nun auch dort nicht wären zu finden geweſen, was würden die Hugenotten alsdann vorgenommen haben?" — „In die Hände gehaucht und die Finger gerieben, vermuthe ich," erwiederte der Prinz, denn es war eine ſchneidende Kälte.

Endlich näherte ſich der Pfalzgraf Caſimir mit der ſehnlich erwarteten deutſchen Reiterei; aber nun befand man ſich in einer neuen und größern Verlegenheit. Die Deutſchen ſtanden in dem Ruf, daß ſie nicht eher zu fechten pflegten, als bis ſie Geld ſähen; und anſtatt der hunderttauſend Thaler, worauf ſie ſich Rechnung machten, hatte man ihnen kaum einige Tauſend anzubieten. Man lief Gefahr, im Augenblick der Vereinigung aufs ſchimpflichſte von ihnen verlaſſen zu werden, und alle auf dieſen Succurs gegründeten Hoffnungen auf einmal ſcheitern zu ſehen. Hier in dieſem kritiſchen Moment nahm der Anführer der Franzoſen ſeine Zuflucht zu der Eitelkeit ſeiner Landsleute und ihrer zarten Empfindlichkeit für die Nationalehre; und ſeine Hoffnung täuſchte ihn nicht. Er geſtand den Officieren ſein Unvermögen, die Forderungen der Deutſchen zu befriedigen, und ſprach ſie um Unterſtützung an. Dieſe beriefen die Gemeinen zuſammen, entdeckten denſelben die Noth des Generals, und ſtrengten alle ihre Beredſamkeit an, ſie zu einer Beiſteuer zu ermuntern. Sie wurden dabei aufs nachdrücklichſte von den Predigern unterſtützt, die mit dreiſter Stirn zu beweiſen ſuchten,

daß es die Sache Gottes ſey, die ſie durch ihre Mildthätigkeit beförderten. Der Verſuch glückte, der geſchmeichelte Soldat beraubte ſich freiwillig ſeines Putzes, ſeiner Ringe und aller ſeiner Koſtbarkeiten; ein allgemeiner Wetteifer ſtellte ſich ein, und es brachte Schande, von ſeinen Cameraden an Großmuth übertroffen zu werden. Man verwandelte Alles in Geld, und brachte eine Summe von faſt hunderttauſend Livres zuſammen, mit der ſich die Deutſchen einſtweilen abfinden ließen. Gewiß das einzige Beiſpiel ſeiner Art in der Geſchichte, daß eine Armee die andere beſoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beide vereinigte Heere erſchienen nunmehr am Anfang des Jahrs 1568 wieder auf franzöſiſchem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich, und wuchs noch mehr durch die Verſtärkung an, welche ſie aus allen Enden des Königreichs an ſich zogen. Sie belagerten Chartres, und ängſtigten die Hauptſtadt ſelbſt durch ihre angedrohte Erſcheinung. Aber Condé zeigte bloß die Stärke ſeiner Partei, um dem Hof einen deſto günſtigern Vergleich abzulocken. Mit Widerwillen hatte er ſich den Laſten des Kriegs unterzogen, und wünſchte ſehnlich den Frieden, der ſeinem Hang zum Vergnügen weit mehr Befriedigung verſprach. Er ließ ſich deßwegen auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche Katharina von Medicis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wie viel Urſache auch die Reformirten hatten, ein Mißtrauen in die Anerbietungen dieſer Fürſtin zu ſetzen, und wie wenig ſie durch die bisherigen Verträge gebeſſert waren, ſo begaben ſie ſich doch zum zweiten Mal ihres Vortheils, und ließen unter fruchtloſen Negociationen die koſtbare Zeit zu kriegeriſchen Unternehmungen verſtreichen. Das zu rechter Zeit ausgeſtreute Geld der Königin verminderte mit jedem Tage die Armee; und die Unzufriedenheit der Truppen, welche Katharina geſchickt zu nähren wußte, nöthigte die Anführer am 10. März 1568 zu einem unreifen Frieden. Der König verſprach eine allgemeine Amneſtie, und beſtätigte das Edict des Jänners 1562, das die Reformirten begünſtigte. Zugleich machte er ſich anheiſchig, die deutſchen Völker zu befriedigen, die noch beträchtliche Rückſtände zu fordern hatten; aber bald entdeckte ſich, daß er mehr verſprochen hatte, als er halten konnte. Man glaubte ſich dieſer fremden Gäſte nicht ſchnell

genug entledigen zu können, und doch wollten ſie ohne Geld nicht von dannen ziehen. Ja, ſie drohten, Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn man ihnen den ſchuldigen Sold nicht entrichtete. Endlich, nachdem man ihnen einen Theil der verlangten Summe auf Abſchlag bezahlt und den Ueberreſt noch während ihres Marſches nachzuliefern verſprochen hatte, traten ſie ihren Rückzug an, und der Hof ſchöpfte Muth, je mehr ſie ſich von dem Centrum des Reichs entfernten. Kaum aber fanden ſie, daß die verſprochenen Zahlungen unterblieben, ſo erwachte ihre Wuth aufs neue, und alle Landſtriche, durch welche ſie kamen, mußten die Wortbrüchigkeit des Hofes entgelten. Die Gewaltthätigkeiten, die ſie ſich bei dieſem Durchzug erlaubten, zwangen die Königin, ſich mit ihnen abzufinden, und, mit ſchwerer Beute beladen, räumten ſie endlich das Reich. Auch die Anführer der Reformirten zerſtreuten ſich nach abgeſchloſſenem Frieden jeder in ſeine Provinz auf ſeine Schlöſſer, und gerade dieſe Trennung, welche man als gefährlich und unklug beurtheilte, rettete ſie vom Verderben. Bei allen noch ſo ſchlimmen Anſchlägen, die man gegen ſie gefaßt hatte, durfte man ſich an keinem Einzigen unter ihnen vergreifen, wenn man nicht Alle zugleich zu Grunde richten konnte. Um aber Alle zugleich aufzuheben, hätte man, wie Laboureur ſagt, das Netz über ganz Frankreich ausbreiten müſſen.

Die Waffen ruhten jetzt auf eine Zeitlang, aber nicht ſo die Leidenſchaften; es war bloß die bedenkliche Stille vor dem heranziehenden Sturme. Die Königin, von dem Joch eines mürriſchen Montmorency und eines gebieteriſchen Herzogs von Guiſe befreit, regierte mit dem überlegenen Anſehen der Mutter und Staatsverſtändigen beinahe unumſchränkt unter ihrem zwar mündigen, aber der Führung noch ſo bedürftigen Sohn, und ſie ſelbſt wurde von den verderblichen Rathſchlägen des Cardinals von Lothringen geleitet. Der überwiegende Einfluß dieſes unduldſamen Prieſters unterdrückte bei ihr allen Geiſt der Mäßigung, nach dem ſie bisher gehandelt hatte. Zugleich mit den Umſtänden hatte ſich auch ihre ganze Staatskunſt verändert. Voll Schonung gegen die Reformirten, ſo lange ſie noch ihrer Hülfe bedurfte, um dem Ehrgeize eines Guiſe und Montmorency ein Gegengewicht zu geben, überließ ſie ſich nunmehr ganz ihrem

natürlichen Abſcheu gegen dieſe aufſtrebende Secte, ſobald ihre Herrſchaft befeſtigt war. Sie gab ſich keine Mühe, dieſe Geſinnungen zu verbergen, und die Inſtructionen, die ſie den Gouverneurs der Provinzen ertheilte, athmeten dieſen Geiſt. Sie ſelbſt verfolgte jetzt diejenige Partei unter den Katholiſchen, die für Duldung und Frieden geſtimmt, und deren Grundſätze ſie in den vorhergehenden Jahren ſelbſt zu den ihrigen gemacht hatte. Der Kanzler wurde von dem Antheil an der Regierung entfernt, und endlich gar auf ſeine Güter verwieſen. Man bezeichnete ſeine Anhänger mit dem zweideutigen Namen der Politiker, der auf ihre Gleichgültigkeit gegen das Intereſſe der Kirche anſpielte, und den Vorwurf enthielt, als ob ſie die Sache Gottes bloß weltlichen Rückſichten aufopferten. Dem Fanatismus der Geiſtlichkeit wurde vollkommene Freiheit gegeben, von Kanzeln, Beichtſtühlen und Altären auf die Sectirer loszuſtürmen; und jedem tollkühnen Schwärmer aus der katholiſchen Kleriſei war erlaubt, in öffentlichen Reden den Frieden anzugreifen, und die verabſcheuungswürdige Maxime zu predigen, daß man Ketzern keine Treue noch Glauben ſchuldig ſey. Es konnte nicht fehlen, daß bei ſolchen Aufforderungen der blutdürſtige Geiſt des Fanatismus bei dem ſo leicht entzündbaren Volk der Franzoſen nur allzuſchnell Feuer fing, und in die wildeſten Bewegungen ausbrach. Mißtrauen und Argwohn zerriſſen die heiligſten Bande; der Meuchelmord ſchliff ſeinen Dolch im Innern der Häuſer, und auf dem Lande, wie in den Städten, in den Provinzen, wie in Paris, wurde die Fackel der Empörung geſchwungen.

Die Calviniſten ließen es ihrerſeits nicht an den bitterſten Repreſſalien fehlen; doch, an Anzahl zu ſchwach, hatten ſie dem Dolch der Katholiſchen bloß ihre Federn entgegen zu ſetzen. Vor Allem ſahen ſie ſich nach feſten Zufluchtsörtern um, wenn der Kriegsſturm aufs neue ausbrechen ſollte. Zu dieſem Zweck war ihnen die Stadt Rochelle am weſtlichen Ocean ſehr gelegen; eine mächtige Seeſtadt, welche ſich ſeit ihrer freiwilligen Unterwerfung unter franzöſiſche Herrſchaft der wichtigſten Privilegien erfreute, und, beſeelt mit republicaniſchem Geiſte, durch einen ausgebreiteten Handel bereichert, durch eine gute Flotte vertheidigt, durch das Meer mit England und Holland verbunden,

ganz vorzüglich dazu gemacht war, der Siß eines Freiſtaats zu ſeyn, und der verfolgten Partei der Hugenotten zum Mittelpunkt zu dienen. Hierher verpflanzten ſie die Hauptſtärke ihrer Macht, und es gelang ihnen viele Jahre lang, hinter den Wällen dieſer Feſtung der ganzen Macht Frankreichs zu troßen.

Nicht lange ſtand es an, ſo mußte der Prinz von Condé ſelbſt ſeine Zuflucht in Rochelle's Mauern ſuchen. Katharina, um demſelben alle Mittel zum Krieg zu rauben, forderte von ihm die Wiedererſtattung der beträchtlichen Geldſummen, die ſie in ſeinem Namen den deutſchen Hülfsvölkern vorgeſtreckt hatte, und für die er mit den übrigen Anführern Bürge geworden war. Der Prinz konnte nicht Wort halten, ohne zum Bettler zu werden, und Katharina, die ihn aufs Aeußerſte bringen wollte, beſtand auf der Zahlung. Das Unvermögen des Prinzen, dieſe Schuld zu entrichten, berechtigte ſie zu einem Bruch der Tractaten, und der Marſchall von Tavannes erhielt Befehl, den Prinzen auf ſeinem Schloß Noyers in Burgund aufzuheben. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königin erfüllt, alle Zugänge zu dem Landſiß des Prinzen verſperrt, alle Wege zur Flucht abgeſchnitten, als Tavannes ſelbſt, der zu dem Untergang des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der nahen Gefahr zu belehren und ſeine Flucht zu befördern. Condé entwiſchte durch die offen gelaſſenen Päſſe glücklich mit dem Admiral Coligny und ſeiner ganzen Familie, und erreichte Rochelle am 18. September 1568. Auch die verwittwete Königin von Navarra, Mutter Heinrichs IV., welche Montluc hatte aufheben ſollen, rettete ſich mit ihrem Sohn, ihren Truppen und ihren Schätzen in dieſe Stadt, welche ſich in kurzer Zeit mit einer kriegeriſchen und zahlreichen Mannſchaft anfüllte. Der Cardinal von Chatillon entfloh in Matroſenkleidern nach England, wo er ſeiner Partei durch Unterhandlungen nützlich wurde, und die übrigen Häupter derſelben ſäumten nicht, ihre Anhänger zu bewaffnen, und die Deutſchen aufs eilfertigſte zurück zu berufen. Beide Theile greifen zum Gewehre, und der Krieg kehrt in ſeiner ganzen Furchtbarkeit zurück. Das Edict des Jänners wird förmlich widerrufen, die Verfolgungen mit größerer Wuth gegen die Reformirten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bei Todesſtrafe unterſagt. Alle Schonung,

alle Mäßigung hört auf, und Katharina, ihrer wahren Stärke vergeſſend, wagt an die ungewiſſen Entſcheidungen der blinden Gewalt die gewiſſen Vortheile, welche ihr die Intrigue verſchaffte.

Ein kriegeriſcher Eifer beſeelt die ganze reformirte Partei, und die Wortbrüchigkeit des Hofs, die unerwartete Aufhebung aller ihnen günſtigen Verordnungen ruft mehr Soldaten ins Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geiſtlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung und Leben, ſobald die Trommel ertönt. Fahnen wehen auf allen Straßen; aus allen Enden des Königreichs ſieht man bewaffnete Schaaren gegen den Mittelpunkt zuſammen ſtrömen. Mit der Menge der erlittenen und erwieſenen Kränkungen iſt die Wuth der Streiter geſtiegen; ſo viele zerriſſene Verträge, ſo viele getäuſchte Erwartungen hatten die Gemüther unverſöhnlich gemacht, und längſt ſchon war der Charakter der Nation in der langen Anarchie des bürgerlichen Krieges verwildert. Daher keine Mäßigung, keine Menſchlichkeit, keine Achtung gegen das Völkerrecht, wenn man einen Vortheil über den Feind erlangte; noch Stand noch Alter wird geſchont, und der Marſch der Truppen überall durch verwüſtete Felder und eingeäſcherte Dörfer bezeichnet. Schrecklich empfindet die katholiſche Geiſtlichkeit die Rache des Hugenottenpöbels, und nur das Blut dieſer unglücklichen Schlachtopfer kann die finſtere Grauſamkeit dieſer rohen Schaaren erſättigen. An Klöſtern und Kirchen rächen ſie die Unterdrückungen, welche ſie von der herrſchenden Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdige iſt ihrer blinden Wuth nicht ehrwürdig, das Heilige nicht heilig: mit barbariſcher Schadenfreude entkleiden ſie die Altäre ihres Schmuckes, zerbrechen und entweihen ſie die heiligen Gefäße, zerſchmettern ſie die Bildſäulen der Apoſtel und Heiligen, and ſtürzen die herrlichſten Tempel in Trümmer. Ihre Mordgier öffnet ſich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blut dieſer Unſchuldigen befleckt. Mit erfinderiſcher Wuth ſchärften ſie durch den bitterſten Hohn noch die Qualen des Todes, und oft konnte der Tod ſelbſt ihre thieriſche Luſt nicht ſtillen. Sie verſtümmelten ſelbſt noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den raſenden Geſchmack, ſich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband

zu verfertigen, und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein anderer ließ eine Hydra auf ſeine Fahne malen, deren Köpfe mit Cardinalshüten, Biſchofsmützen und Mönchscaputzen auf das ſeltſamſte ausſtaffirt waren. Er ſelbſt war daneben als ein Hercules abgebildet, der alle dieſe Köpfe mit ſtarken Fäuſten herunterſchlug. Kein Wunder, wenn ſo handgreifliche Symbole die Leidenſchaften eines fanatiſchen rohen Haufens noch heftiger entflammten, und dem Geiſt der Grauſamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Ausſchweifungen der Hugenotten wurden von den Papiſten durch ſchreckliche Repreſſalien erwiedert, und wehe dem Unglücklichen, der lebendig in ihre Hände fiel. Sein Urtheil war einmal für immer geſprochen, und eine freiwillige Unterwerfung konnte ſein Verderben höchſtens nur wenige Stunden verzögern.

Mitten im Winter brachen beide Armeen, die königliche unter dem jungen Herzog von Anjou, dem der kriegserfahrene Tavannes an die Seite gegeben war, und die proteſtantiſche unter Condé und Coligny auf, und ſtießen bei Loudun ſo nahe an einander, daß weder Fluß noch Graben ihre Schlachtordnungen trennte. Vier Tage blieben ſie in dieſer Stellung einander gegenüber ſtehen, ohne etwas Entſcheidendes zu wagen, weil die Kälte zu ſtreng war. Der zunehmende Froſt zwang endlich die Königlichen zuerſt zum Aufbruch; die Hugenotten folgten ihrem Beiſpiel, und der ganze Feldzug endigte ſich ohne Entſcheidung.

Unterdeſſen verſäumten die Letztern nicht, in der Ruhe der Winterquartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu ſammeln. Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet, und viele andere Städte des Königreichs erwarteten bloß einen günſtigen Augenblick, um ſich laut für ſie zu erklären. Anſehnliche Summen wurden aus dem Verkauf der Kirchengüter und den Confiscationen gezogen und von den Provinzen beträchtliche Steuern erhoben. Mit Hülfe derſelben ſah ſich der Prinz von Condé in den Stand geſetzt, ſeine Armee zu verſtärken und in eine blühende Verfaſſung zu ſetzen. Fähige Generale commandirten unter ihm, und ein tapferer Adel hatte ſich unter ſeinen Fahnen verſammelt. Zugleich waren ſeine Agenten, in England ſowohl als in Deutſchland, geſchäftig, ſeine dortigen Bunds-

genoſſen zu bewaffnen und ſeine Gegner neutral zu erhalten. Es gelang ihm, Truppen, Geld und Geſchütz aus England zu ziehen, und aus Deutſchland führten ihm der Markgraf von Baden und der Herzog von Zweibrücken beträchtliche Hülfsvölker zu, ſo daß er ſich mit dem Antritt des Jahrs 1569 an der Spitze einer furchtbaren Macht erblickte, die einen merkwürdigen Feldzug verſprach.

Er hatte ſich eben aus den Winterquartieren hervorgemacht, um den deutſchen Truppen den Eintritt in das Königreich zu öffnen, als ihn die königliche Armee am 13. März d. J. unweit Jarnac an der Gränze von Limouſin unter ſehr nachtheiligen Umſtänden zum Treffen nöthigte. Abgeſchnitten von dem Ueberreſt ſeiner Armee, wurde er von der ganzen königlichen Macht angegriffen, und ſein kleiner Haufe, des tapferſten Widerſtands ungeachtet, von der überlegenen Zahl überwältigt. Er ſelbſt, ob ihm gleich der Schlag eines Pferdes einige Augenblicke vor der Schlacht das Bein zerſchmetterte, kämpfte mit der heldenmüthigſten Tapferkeit, und von ſeinem Pferde herabgeriſſen, ſetzte er noch eine Zeitlang auf der Erde knieend das Gefecht fort, bis ihn endlich der Verluſt ſeiner Kräfte zwang, ſich zu ergeben. Aber in dieſem Augenblick nähert ſich ihm Montesquiou, ein Capitän von der Garde des Herzogs von Anjou, von hinten, und tödtet ihn meuchelmörderiſch mit einer Piſtole.

Und ſo hatte auch Condé mit allen damaligen Häuptern der Parteien das Schickſal gemein, daß ein gewaltſamer Tod ihn dahinraffte. Franz von Guiſe war durch Meuchelmördershände vor Orleans gefallen, Anton von Navarra bei der Belagerung von Rouen, der Marſchall von St. André in der Schlacht bei Dreux und der Connetable bei St. Denis geblieben. Den Admiral erwartete ein ſchrecklicheres Loos in der Bartholomäusnacht, und Heinrich von Guiſe ſank wie ſein Vater unter dem Dolch der Verrätherei.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die proteſtantiſche Partei, aber bald zeigte ſich's, daß die katholiſche zu früh triumphirt hatte. Condé hatte ſeiner Partei große Dienſte geleiſtet, aber ſein Verluſt war nicht unerſetzlich. Noch lebte das heldenreiche Geſchlecht der Chatillons, und der ſtandhafte, unternehmende, an Hülfsquellen unerſchöpfliche Geiſt

des Admirals von Coligny riß ſie bald wieder aus ihrer Erniedrigung empor. Es war mehr ein Name als ein Oberhaupt, was die Hugenotten durch den Tod des Prinzen Ludwig von Condé verloren; aber auch ſchon ein Name war ihnen wichtig und unentbehrlich, um den Muth der Partei zu beleben und ſich ein Anſehen in dem Königreich zu erwerben. Der nach Unabhängigkeit ſtrebende Geiſt des Adels ertrug mit Widerwillen das Joch eines Führers, der nur Seinesgleichen war, und ſchwer, ja unmöglich ward es einem Privatmann, dieſe ſtolze Soldateske im Zaum zu erhalten. Dazu gehörte ein Fürſt, den ſeine Geburt ſchon über jede Concurrenz hinwegrückte, und der eine erbliche und unbeſtrittene Gewalt über die Gemüther ausübte. Und auch dieſer fand ſich nun in der Perſon des jungen Heinrichs von Bourbon, des Helden dieſes Werks, den wir jetzt zum erſten Mal auf die politiſche Schaubühne führen.

Heinrich der Vierte, der Sohn Antons von Navarra und Johannens von Albret, war im Jahre 1553 zu Pau in der Provinz Bearn geboren. Schon von den früheſten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, ſtählte ſich ſein Körper zu ſeinen künftigen Kriegsthaten. Eine einfache Erziehung und ein zweckmäßiger Unterricht entwickelten ſchnell die Keime ſeines lebhaften Geiſtes. Sein junges Herz ſog ſchon mit der Muttermilch den Haß gegen das Papſtthum und gegen den ſpaniſchen Deſpotismus ein; der Zwang der Umſtände machte ihn ſchon in den Jahren der Unſchuld zum Anführer von Rebellen. Ein früher Gebrauch der Waffen bildete ihn zum künftigen Held, und frühes Unglück zum vortrefflichen König. Das Haus Valois, welches Jahrhunderte lang über Frankreich geherrſcht hatte, neigte ſich unter den ſchwächlichen Söhnen Heinrichs II. zum Untergang, und wenn dieſe drei Brüder dem Reich keinen Erben gaben, ſo rief die Verwandtſchaft mit dem regierenden Hauſe, ob ſie gleich nur im 21ſten Grade ſtatt hatte, das Haus von Navarra auf den Thron. Die Ausſicht auf den glänzendſten Thron Europens umſchimmerte ſchon Heinrichs IV. Wiege, aber ſie war es auch, die ihn ſchon in der früheſten Jugend den Nachſtellungen mächtiger Feinde bloßſtellte. Philipp II., König von Spanien, der unverſöhnlichſte aller Feinde des proteſtantiſchen Glaubens, konnte nicht mit Gelaſſenheit zuſehen, daß die verhaßte Secte der

Neuerer von dem herrlichſten aller chriſtlichen Throne Beſitz nahm, und durch denſelben ein entſcheidendes Uebergewicht der Macht in Europa erlangte. Und er war um ſo weniger geneigt, die franzöſiſche Krone dem ketzeriſchen Geſchlecht von Navarra zu gönnen, da ihm ſelbſt nach dieſer koſtbaren Erwerbung gelüſtete. Der junge Heinrich ſtand ſeinen ehrgeizigen Hoffnungen im Wege, und ſeine Beichtväter überzeugten ihn, daß es verdienſtlich ſey, einen Ketzer zu berauben, um ein ſo großes Königreich im Gehorſam gegen den apoſtoliſchen Stuhl zu erhalten. Ein ſchwarzes Complot ward nun mit Zuziehung des berüchtigten Herzogs von Alba und des Cardinals von Lothringen geſchmiedet, den jungen Heinrich mit ſeiner Mutter aus ihren Staaten zu entführen, und in ſpaniſche Hände zu liefern. Ein ſchreckliches Schickſal erwartete dieſe Unglücklichen in den Händen dieſes blutgierigen Feindes, und ſchon jauchzte die ſpaniſche Inquiſition dieſem wichtigen Schlachtopfer entgegen. Aber Johanna ward noch zu rechter Zeit, und zwar, wie man behauptet, durch Philipps eigene Gemahlin, Eliſabeth, gewarnt, und der Anſchlag noch in der Entſtehung vereitelt. Eine ſo ſchwere Gefahr umſchwebte das Haupt des Knaben, und weihte ihn ſchon frühe zu den harten Kämpfen und Leiden ein, die er in der Folge beſtehen ſollte.

Jetzt, als die Nachricht von dem Tode des Prinzen von Condé die Anführer der Proteſtanten in Beſtürzung und Verlegenheit ſetzte, die ganze Partei ſich ohne Oberhaupt, die Armee ohne Führer ſah, erſchien die heldenmüthige Johanna mit dem ſechzehnjährigen Heinrich und dem älteſten Sohn des ermordeten Condé, der um einige Jahre jünger war, zu Cognac in Angoumois, wo die Armee und die Anführer verſammelt waren. Beide Knaben an den Händen führend, trat ſie vor die Truppen, und machte ſchnell ihrer Unentſchloſſenheit ein Ende: „Die gute Sache," hub ſie an, „hat an dem Prinzen von Condé einen trefflichen Beſchützer verloren, aber ſie iſt nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über ſeine Verehrer. Er gab dem Prinzen von Condé tapfre Streitgefährten an die Seite, da er noch lebend unter uns wandelte; er gibt ihm heldenmüthige Officiere zu Nachfolgern, die ſeinen Verluſt uns vergeſſen machen werden. Hier iſt der junge Bearner, mein Sohn. Ich biete

ihn euch an zum Fürſten; hier iſt der Sohn des Mannes, deſſen Verluſt ihr betrauert. Euch übergeb' ich Beide. Möchten ſie ihrer Ahnherren werth ſeyn durch ihre künftigen Thaten! Möchte der Anblick dieſer heiligen Pfänder euch Einigkeit lehren, und begeiſtern zum Kampf für die Religion!"

Ein lautes Geſchrei des Beifalls antwortete der königlichen Rednerin, worauf der junge Heinrich mit edlem Anſtand das Wort nahm: „Freunde!" rief er aus, „ich gelobe euch an, für die Religion und die gemeine Sache zu ſtreiten, bis uns Sieg oder Tod die Freiheit verſchafft haben, um die es uns allen zu thun iſt." Sogleich wurde er zum Oberhaupt der Partei und zum Führer der Armee ausgerufen, und empfing als ſolcher die Huldigung. Die Eiferſucht der übrigen Anführer verſtummte, und bereitwillig unterwarf man ſich jetzt der Führung des Admirals von Coligny, der dem jungen Helden ſeine Erfahrung lieh, und unter dem Namen ſeines Pupillen das Ganze beherrſchte.

Die deutſchen Proteſtanten, immer die vornehmſte Stütze und die letzte Zuflucht ihrer Glaubensbrüder in Frankreich, waren es auch jetzt, die nach dem unglücklichen Tage bei Jarnac das Gleichgewicht der Waffen zwiſchen den Hugenotten und Katholiſchen wieder herſtellen halfen. Der Herzog Wolfgang von Zweibrücken brach mit einem dreizehntauſend Mann ſtarken Heere in das Königreich ein, durchzog mitten unter Feinden, nicht ohne große Hinderniſſe, faſt den ganzen Strich zwiſchen dem Rhein und dem Weltmeer, und hatte die Armee der Reformirten beinahe erreicht, als der Tod ihn dahinraffte. Wenige Tage nachher vereinigte ſich der Graf von Mansfeld, ſein Nachfolger im Commando (im Junius 1569), in der Provinz Guienne mit dem Admiral von Coligny, der ſich nach einer ſo beträchtlichen Verſtärkung wieder im Stande ſah, den Königlichen die Spitze zu bieten. Aber mißtrauiſch gegen das Glück, deſſen Unbeſtändigkeit er ſo oft erfahren hatte, und ſeines Unvermögens ſich bewußt, bei ſo geringen Hülfsmitteln einen erſchöpfenden Krieg auszuhalten, verſuchte er noch vorher auf einem friedlichen Weg zu erhalten, was er allzu mißlich fand, mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Der Admiral liebte aufrichtig den Frieden, ganz gegen die Sinnesart der Anführer von Parteien,

die die Ruhe als das Grab ihrer Macht betrachten, und in der allgemeinen Verwirrung ihre Vortheile finden. Mit Widerwillen übte er die Bedrückungen aus, die sein Poſten, die Noth und die Pflicht der Selbſtvertheidigung erheiſchten, und gern hätte er ſich überhoben geſehen, mit dem Degen in der Fauſt eine Sache zu verfechten, die ihm gerecht genug ſchien, um durch Vernunftgründe vertheidigt zu werden. Er machte jetzt dem Hofe die dringendſten Vorſtellungen, ſich des allgemeinen Elends zu erbarmen, und den Reformirten, die nichts als die Beſtätigung der ehemaligen, ihnen günſtigen Edicte verlangten, ein ſo billiges Geſuch zu gewähren. Dieſen Vorſchlägen glaubte er um ſo eher eine günſtige Aufnahme verſprechen zu können, da ſie nicht Werk der Verlegenheit waren, ſondern durch eine anſehnliche Macht unterſtützt wurden. Aber das Selbſtvertrauen der Katholiken war mit ihrem Glücke geſtiegen. Man forderte eine unbedingte Unterwerfung und ſo blieb es denn bei der Entſcheidung des Schwerts.

Um die Stadt Rochelle und die Beſitzungen der Proteſtanten längs der dortigen Seeküſte vor einem Angriffe ſicher zu ſtellen, rückte der Admiral mit ſeiner ganzen Macht vor Poitiers, welche Stadt er ihres großen Umfanges wegen keines langen Widerſtandes fähig glaubte. Aber auf die erſte Nachricht der ſie bedrohenden Gefahr hatten ſich die Herzoge von Guiſe und von Mayenne, würdige Söhne des verſtorbenen Franz von Guiſe, nebſt einem zahlreichen Adel in dieſe Stadt geworfen, entſchloſſen, ſie bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen. Fanatismus und Erbitterung machten dieſe Belagerung zu einer der blutigſten Handlungen im ganzen Laufe des Krieges, und die Hartnäckigkeit des Angriffs konnte gegen den beharrlichen Widerſtand der Beſatzung nichts ausrichten.

Trotz der Ueberſchwemmungen, die die Außenwerke unter Waſſer ſetzten, trotz des feindlichen Feuers und des ſiedenden Oels, das von den Wällen herab auf ſie regnete, trotz des unüberwindlichen Widerſtandes, den der ſchroffe Abhang der Werke und die heroiſche Tapferkeit der Beſatzung ihnen entgegenſetzte, wiederholten die Belagerer ihre Stürme, ohne jedoch mit allen dieſen Anſtrengungen einen einzigen Vortheil erkaufen, oder die Standhaftigkeit der Belagerten ermüden zu können. Vielmehr

zeigten dieſe durch wiederholte Ausfälle, wie wenig ihr Muth zu erſchöpfen ſey. Ein reicher Vorrath von Kriegs- und Mundbedürfniſſen, den man Zeit gehabt hatte, in der Stadt aufzuhäufen, ſetzte ſie in Stand, auch der langwierigſten Belagerung zu trotzen, da im Gegentheil Mangel, üble Witterung und Seuchen im Lager der Reformirten bald große Verwüſtungen anrichteten. Die Ruhr raffte einen großen Theil der deutſchen Kriegsvölker dahin, und warf endlich ſelbſt den Admiral von Coligny darnieder, nachdem die meiſten unter ihm ſtehenden Befehlshaber zum Dienſt unbrauchbar gemacht waren. Da bald darauf auch der Herzog von Anjou im Feld erſchien, und Chatellerault, einen feſten Ort in der Nachbarſchaft, wohin man die Kranken geflüchtet hatte, mit einer Belagerung bedrohte, ſo ergriff der Admiral dieſen Vorwand, ſeiner unglücklichen Unternehmung noch mit einigem Schein von Ehre zu entſagen. Es gelang ihm auch, den Verſuch des Herzogs auf Chatellerault zu vereiteln; aber die immer mehr anwachſende Macht des Feindes nöthigte ihn bald, auf ſeinen Rückzug zu denken.

Alles vereinigte ſich, die Standhaftigkeit dieſes großen Mannes zu erſchüttern. Er hatte wenige Wochen nach dem Unglück bei Jarnac ſeinen Bruder d'Andelot durch den Tod verloren, den treueſten Theilnehmer ſeiner Unternehmungen und ſeinen rechten Arm im Felde. Jetzt erfuhr er, daß das Pariſer Parlament — dieſer Gerichtshof, der zuweilen ein wohlthätiger Damm gegen die Unterdrückung, oft aber auch ein verächtliches Werkzeug derſelben war — ihm als einem Aufrührer und Beleidiger der Majeſtät das Todesurtheil geſprochen, und einen Preis von fünfzigtauſend Goldſtücken auf ſeinen Kopf geſetzt habe. Abſchriften dieſes Urtheils wurden nicht nur in ganz Frankreich, ſondern auch durch Ueberſetzungen in ganz Europa zerſtreut, um durch den Schimmer der verſprochenen Belohnung Mörder aus andern Ländern anzulocken, wenn ſich etwa in dem Königreich ſelbſt zu Vollziehung dieſes Bubenſtücks keine entſchloſſene Fauſt finden ſollte. Aber ſie fand ſich ſelbſt im Gefolge des Admirals, und ſein eigener Kammerdiener war es, der einen Anſchlag gegen ſein Leben ſchmiedete. Dieſe nahe Gefahr wurde zwar durch eine zeitige Entdeckung noch von ihm abgewandt, aber der unſichtbare Dolch der Verrätherei verſcheuchte von jetzt an ſeine Ruhe auf immer.

Dieſe Widerwärtigkeiten, die ihn ſelbſt betrafen, wurden durch die Laſt ſeines Heerführeramtes und durch die öffentlichen Unfälle ſeiner Partei noch drückender gemacht. Durch Deſertion, Krankheiten und das Schwert des Feindes war ſeine Armee ſehr geſchmolzen, während daß die königliche immer mehr anwuchs und immer hitziger ihn verfolgte. Die Ueberlegenheit der Feinde war viel zu groß, als daß er es auf den bedenklichen Ausſchlag eines Treffens durfte ankommen laſſen, und doch verlangten dieſes die Soldaten, beſonders die Deutſchen, mit Ungeſtüm. Sie ließen ihm die Wahl, entweder zu ſchlagen, oder ihnen den rückſtändigen Sold zu bezahlen; und da ihm das Letztere unmöglich war, ſo mußte er ihnen nothgedrungen in dem Erſtern willfahren.

Die Armee des Herzogs von Anjou überraſchte ihn (am 3. October des Jahrs 1569) bei Montcontour in einer ſehr ungünſtigen Stellung, und beſiegte ihn in einer entſcheidenden Schlacht. Alle Entſchloſſenheit des proteſtantiſchen Adels, alle Tapferkeit der Deutſchen, alle Geiſtesgegenwart des Generals konnte die völlige Niederlage ſeines Heers nicht verhindern. Beinahe die ganze deutſche Infanterie ward niedergehauen, der Admiral ſelbſt verwundet, der Reſt der Armee zerſtreut, der größte Theil des Gepäckes verloren. Keinen unglücklichern Tag hatten die Hugenotten während dieſes ganzen Krieges erlebt. Die Prinzen von Bourbon rettete man noch während der Schlacht nach St. Jean d'Angely, wo ſich auch der geſchlagene Coligny mit dem kleinen Ueberreſt der Truppen einfand. Von einem fünfundzwanzigtauſend Mann ſtarken Heere konnte er kaum ſechstauſend Mann wieder ſammeln; dennoch hatte der Feind wenig Gefangene gemacht. Die Wuth des Bürgerkrieges machte alle Gefühle der Menſchlichkeit ſchweigen, und die Rachbegier der Katholiſchen konnte nur durch das Blut ihrer Gegner geſättigt werden. Mit kalter Grauſamkeit ſtieß man den, der die Waffen ſtreckte und um Quartier bat, nieder; die Erinnerung an eine ähnliche Barbarei, welche die Hugenotten gegen die Papiſten bewieſen hatten, machte die Letztern unverſöhnlich.

Die Muthloſigkeit war jetzt allgemein, und man hielt Alles für verloren. Viele ſprachen ſchon von einer gänzlichen Flucht aus dem Königreich, und wollten ſich in Holland, in England,

in den nordiſchen Reichen ein neues Vaterland ſuchen. Ein großer Theil des Adels verließ den Admiral, dem es an Geld, an Mannſchaft, an Anſehen, an Allem, nur nicht an Heldenmuth fehlte. Sein ſchönes Schloß und die anliegende Stadt Chatillon waren ungefähr um eben dieſe Zeit von den Königlichen überfallen, und mit Allem, was darin niedergelegt war, ein Raub des Feuers geworden. Dennoch war er der Einzige von Allen, der in dieſer drangvollen Lage die Hoffnung nicht ſinken ließ. Seinem durchdringenden Blicke entgingen die Rettungsmittel nicht, die der reformirten Partei noch immer geöffnet waren, und er wußte ſie mit großem Erfolg bei ſeinen Anhängern geltend zu machen. Ein Hugenottiſcher Anführer, Montgommery, hatte in der Provinz Bearn glücklich gefochten, und war bereit, ihm ſein ſiegreiches Heer zuzuführen. Deutſchland war noch immer ein reiches Magazin von Soldaten, und auch von England durfte man Beiſtand erwarten. Dazu kam, daß die Königlichen, anſtatt ihren Sieg mit raſcher Thätigkeit zu benutzen, und den geſchlagenen Feind bis zu ſeinen letzten Schlupfwinkeln zu verfolgen, mit unnützen Belagerungen eine koſtbare Zeit verloren, und dem Admiral die gewünſchte Friſt zur Erholung vergönnten.

Das ſchlechte Einverſtändniß unter den Katholiken ſelbſt trug nicht wenig zu ſeiner Rettung bei. Nicht alle Provinzſtatthalter thaten ihre Schuldigkeit; vorzüglich wurde Damville, Gouverneur von Languedoc, ein Sohn des berühmten Connetable von Montmorency, beſchuldigt, die Flucht des Admirals durch ſein Gouvernement begünſtigt zu haben. Dieſer ſtolze Vaſall der Krone, ſonſt ein erbitterter Feind der Hugenotten, glaubte ſich von dem Hofe vernachläſſigt, und ſein Ehrgeiz war empfindlich gereizt, daß Andere in dieſem Krieg ſich Lorbeern ſammelten und Andere den Commandoſtab führten, den er doch als ein Erbſtück ſeines Hauſes betrachtete. Selbſt in der Bruſt des jungen Königs und der ihn zunächſt umgebenden Großen hatten die glänzenden Succeſſe des Herzogs von Anjou, die doch gar nicht auf Rechnung des Prinzen geſetzt werden konnten, Neid und Eiferſucht angefacht. Der ruhmbegierige Monarch erinnerte ſich mit Verdruß, daß er ſelbſt noch nichts für ſeinen Ruhm gethan habe; die Vorliebe der Königin Mutter für den Herzog

von Anjou, und das Lob dieſes begünſtigten Lieblings auf den Lippen der Hofleute beleidigte ſeinen Stolz. Da er den Herzog von Anjou mit guter Art von der Armee nicht entfernen konnte, ſo ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze derſelben, um ſich gemeinſchaftlich mit demſelben den Ruhm der Siege zuzueignen, an welchen Beide gleich wenig Anſprüche hatten. Die ſchlechten Maßregeln, welche dieſer Geiſt der Eiferſucht und Intrigue die katholiſchen Anführer ergreifen ließ, vereitelten alle Früchte der erfochtenen Siege. Vergebens beſtand der Marſchall von Tavannes, deſſen Kriegserfahrung man das bisherige Glück allein zu verdanken hatte, auf Verfolgung des Feindes. Sein Rath war, dem flüchtigen Admiral mit dem größern Theil der Armee ſo lange nachzuſetzen, bis man ihn entweder aus Frankreich herausgejagt oder genöthigt hätte, irgend in einen feſten Ort ſich zu werfen, der alsdann unvermeidlich das Grab der ganzen Partei werden müßte. Da dieſe Vorſtellungen keinen Eingang fanden, ſo legte Tavannes ſein Commando nieder, und zog ſich in ſein Gouvernement Burgund zurück.

Jetzt ſäumte man nicht, die Städte anzugreifen, die den Hugenotten ergeben waren. Der erſte Anfang war glücklich, und ſchon ſchmeichelte man ſich, alle Vormauern von Rochelle mit gleich wenig Mühe zu zertrümmern, und alsdann dieſen Mittelpunkt der ganzen Bourboniſchen Macht deſto leichter zu überwältigen. Aber der tapfere Widerſtand, den St. Jean d'Angely leiſtete, ſtimmte dieſe ſtolzen Erwartungen ſehr herunter. Zwei Monate lang hielt ſich dieſe Stadt, von ihrem unerſchrockenen Commandanten de Piles vertheidigt; und als endlich die höchſte Noth ſie zwang, ſich zu ergeben, war der Winter herbeigerückt und der Feldzug geendigt. Der Beſitz einiger Städte war alſo die ganze Frucht eines Sieges, deſſen weiſe Benutzung den Bürgerkrieg vielleicht auf immer hätte endigen können.

Unterdeſſen hatte Coligny nichts verſäumt, die ſchlechte Politik des Feindes zu ſeinem Vortheil zu kehren. Sein Fußvolk war im Treffen bei Montcontour beinahe gänzlich aufgerieben worden, und dreitauſend Pferde machten ſeine ganze Kriegsmacht aus, die es kaum mit dem nachſetzenden Landvolk aufnehmen konnte. Aber dieſer kleine Haufe verſtärkte ſich in

Languedoc und Dauphiné mit neugeworbenen Völkern und mit dem ſiegreichen Heer des Montgommery, das er an ſich zog. Die vielen Anhänger, welche die Reformation in dieſem Theil Frankreichs zählte, begünſtigten ſowohl die Recrutirung als den Unterhalt der Truppen, und die Leutſeligkeit der Bourboniſchen Prinzen, die alle Beſchwerden dieſes Feldzugs theilten und frühzeitige Proben des Heldenmuths ablegten, lockte manchen Freiwilligen unter ihre Fahnen. Wie ſparſam auch die Geldbeiträge einfloſſen, ſo wurde dieſer Mangel einigermaßen durch die Stadt Rochelle erſetzt. Aus dem Hafen derſelben liefen zahlreiche Caperſchiffe aus, die viele glückliche Priſen machten, und dem Admiral den Zehnten von jeder Beute entrichten mußten. Mit Hülfe aller dieſer Vorkehrungen erholten ſich die Hugenotten während des Winters ſo vollkommen von ihrer Niederlage, daß ſie im Frühjahr des 1570ſten Jahres gleich einem reißenden Strom aus Languedoc hervorbrachen, und furchtbarer als jemals im Felde erſcheinen konnten.

Sie hatten keine Schonung erfahren, und übten auch keine aus. Gereizt durch ſo viele erlittene Mißhandlungen, und durch eine lange Reihe von Unglücksfällen verwildert, ließen ſie das Blut ihrer Feinde in Strömen fließen, drückten mit ſchweren Brandſchatzungen alle Diſtricte, durch die ſie zogen, oder verwüſteten ſie mit Feuer und Schwert. Ihr Marſch war gegen die Hauptſtadt des Reichs gerichtet, wo ſie mit dem Schwert in der Hand einen billigen Frieden zu ertrotzen hofften. Eine königliche Armee, die ſich ihnen in dem Herzogthum Burgund unter dem Marſchall von Coſſé, dreizehntauſend Mann ſtark, entgegenſtellte, konnte ihren Lauf nicht aufhalten. Es kam zu einem Gefecht, worin die Proteſtanten über einen weit überlegenern Feind verſchiedene Vortheile davon trugen. Längs der Loire verbreitet, bedrohten ſie Orleanois und Isle de France mit ihrer nahen Erſcheinung, und die Schnelligkeit ihres Zugs ängſtigte ſchon Paris.

Dieſe Entſchloſſenheit that Wirkung, und der Hof fing endlich an, vom Frieden zu ſprechen. Man ſcheute den Kampf mit einer, wenn gleich nicht zahlreichen, doch von Verzweiflung beſeelten Schaar, die nichts mehr zu verlieren hatte, und bereit war, ihr Leben um einen theuren Preis zu verkaufen. Der

königliche Schatz war erſchöpft, die Armee durch den Abzug der italieniſchen, deutſchen und ſpaniſchen Hülfsvölker ſehr vermindert, und in den Provinzen hatte ſich das Glück faſt überall zum Vortheil der Rebellen erklärt. Wie hart es auch die Katholiſchen ankam, dem Trotz der Sectirer nachgeben zu müſſen, wie ungern ſich ſogar viele der Letztern dazu verſtanden, die Waffen aus den Händen zu legen, und ihren Hoffnungen auf Beute, ihrer geſetzloſen Freiheit zu entſagen, ſo machte doch die überhandnehmende Noth jeden Widerſpruch ſchweigen, und die Neigung der Anführer entſchied ſo ernſtlich für den Frieden, daß er endlich im Auguſt dieſes Jahrs unter folgenden Bedingungen wirklich erfolgte.

Den Reformirten wurde von Seiten des Hofes eine allgemeine Vergeſſenheit des Vergangenen, eine freie Ausübung ihrer Religion in jedem Theile des Reichs, nur den Hof ausgenommen, die Zurückgabe aller der Religion wegen eingezogenen Güter, und ein gleiches Recht zu allen öffentlichen Bedienungen zugeſtanden. Außerdem überließ man ihnen noch auf zwei Jahre lang vier Sicherheitsplätze, die ſie mit ihren eigenen Truppen zu beſetzen und Befehlshabern ihres Glaubens zu untergeben berechtigt ſeyn ſollten. Die Prinzen von Bourbon nebſt zwanzig aus dem vornehmſten Adel mußten ſich durch einen Eid verbindlich machen, dieſe vier Plätze (man hatte Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité gewählt) nach Ablauf der geſetzten Zeit wieder zu räumen. So war es abermals der Hof, welcher nachgab, und weit entfernt, durch Bewilligungen, die ihm nicht von Herzen gehen konnten, bei den Religionsverbeſſerern Dank zu verdienen, bloß ein erniedrigendes Geſtändniß ſeiner Ohnmacht ablegte.

Alles trat jetzt wieder in ſeine Ordnung zurück, und die Reformirten überließen ſich mit der vorigen Sorgloſigkeit dem Genuß ihrer ſchwer errungenen Glaubensfreiheit. Je mehr ſie überzeugt ſeyn mußten, daß ſie die eben erhaltenen Vortheile nicht dem guten Willen, ſondern der Schwäche ihrer Feinde und ihrer eigenen Furchtbarkeit verdankten, deſto nothwendiger war es, ſich in dieſem Verhältniß der Macht zu erhalten, und die Schritte des Hofs zu bewachen. Die Nachgiebigkeit des letztern war auch wirklich viel zu groß, als daß man Vertrauen dazu

faſſen konnte, und ohne gerade aus dem Erfolg zu argumentiren, kann man mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß der erſte Entwurf zu der Gräuelthat, welche zwei Jahre darauf in Ausübung gebracht wurde, in dieſe Zeit zu ſetzen iſt.

So viele Fehlſchläge, ſo viele überraſchende Wendungen des Kriegsglücks, ſo viele unerwartete Hülfsquellen der Hugenotten, hatten endlich den Hof überzeugen müſſen, daß es ein vergebliches Unternehmen ſey, dieſe immer friſch auflebende und immer mehr ſich verſtärkende Partei durch offenbare Gewalt zu beſiegen, und auf dem bisher betretenen Wege einen entſcheidenden Vortheil über ſie zu erlangen. Durch ganz Frankreich ausgebreitet, war ſie ſicher, nie eine totale Niederlage zu erleiden, und die Erfahrung hatte gelehrt, daß alle Wunden, die man ihr theilweiſe ſchlug, ihrem Leben ſelbſt nie gefährlich werden konnten. An einer Gränze des Königreichs unterdrückt, erhob ſie ſich nur deſto furchtbarer an der andern, und jeder neu erlittene Verluſt ſchien bloß ihren Muth anzufeuern und ihren Anhang zu vermehren. Was ihr an innern Kräften gebrach, das erſetzte die Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer, die durch keine Unfälle zu ermüden, durch keine Liſt einzuwiegen, durch keine Gefahr zu erſchüttern waren. Schon der einzige Coligny galt für eine ganze Armee. „Wenn der Admiral heute ſterben ſollte,“ erklärten die Abgeordneten des Hofs, als ſie des Friedens wegen mit den Hugenotten in Unterhandlung traten, „ſo werden wir euch morgen nicht ein Glas Waſſer anbieten. Glaubet ſicher, daß ſein einziger Name euch mehr Anſehen gibt, als eure ganze Armee doppelt genommen.“ — So lange die Sache der Reformirten in ſolchen Händen war, mußten alle Verſuche zu ihrer Unterdrückung fehlſchlagen. Er allein hielt die zerſtreute Partei in ein Ganzes zuſammen, lehrte ſie ihre innern Kräfte kennen und benutzen, verſchaffte ihr Anſehen und Unterſtützung von außen, richtete ſie von jedem Falle wieder auf und hielt ſie mit feſtem Arm am Rand des Verderbens.

Ueberzeugt, daß auf dem Untergang dieſes Mannes das Schickſal der ganzen Partei beruhe, hatte man ſchon im vorhergehenden Jahre das Pariſer Parlament jene ſchimpfliche Achtserklärung gegen ihn ausſprechen laſſen, die den Dolch der

Meuchelmörder gegen ſein Leben bewaffnen ſollte. Da aber dieſer Zweck nicht erreicht wurde, vielmehr der jetzt geſchloſſene Friede jenen Parlamentsſpruch wieder vernichtete, ſo mußte man daſſelbe Ziel auf einem andern Wege verfolgen. Ermüdet von den Hinderniſſen, die der Freiheitsſinn der Hugenotten der Befeſtigung des königlichen Anſehens ſchon ſo lange entgegengeſetzt hatte, zugleich aufgefordert von dem römiſchen Hof, der keine Rettung für die Kirche ſah, als in dem gänzlichen Untergang dieſer Secte, von einem finſtern und grauſamen Fanatismus erhitzt, der alle Gefühle der Menſchlichkeit ſchweigen machte, beſchloß man endlich, ſich dieſer gefährlichen Partei durch einen einzigen entſcheidenden Schlag zu entledigen. Gelang es nämlich, ſie auf einmal aller ihrer Anführer zu berauben, und durch ein allgemeines Blutbad ihre Anzahl ſchnell und beträchtlich zu vermindern, ſo hatte man ſie — wie man ſich ſchmeichelte — auf immer in ihr Nichts zurückgeſtürzt, von einem geſunden Körper ein brandiges Glied abgeſondert, die Flamme des Kriegs auf ewige Zeiten erſtickt, und Staat und Kirche durch ein einziges hartes Opfer gerettet. Durch ſolche betrügliche Gründe fanden ſich Religionshaß, Herrſchſucht und Rachbegierde mit der Stimme des Gewiſſens und der Menſchlichkeit ab, und ließen die Religion eine That verantworten, für welche ſelbſt die rohe Natur keine Entſchuldigung hat.

Aber um dieſen entſcheidenden Streich zu führen, mußte man ſich der Opfer, die er treffen ſollte, vorher verſichert haben, und hier zeigte ſich eine kaum zu überwindende Schwierigkeit. Eine lange Kette von Treuloſigkeiten hatte das wechſelſeitige Vertrauen erſtickt, und von katholiſcher Seite hatte man zu viele und zu unzweideutige Proben der Maxime gegeben, daß „gegen Ketzer kein Eid bindend, keine Zuſage heilig ſey.“ Die Anführer der Hugenotten erwarteten keine andere Sicherheit, als welche ihnen ihre Entfernung und die Feſtigkeit ihrer Schlöſſer verſchaffte. Selbſt nach geſchloſſenem Frieden vermehrten ſie die Beſatzungen in ihren Städten, und zeigten durch ſchleunige Ausbeſſerung ihrer Feſtungswerke, wie wenig ſie dem königlichen Worte vertrauten. Welche Möglichkeit, ſie aus dieſen Verſchanzungen hervorzulocken und dem Schlachtmeſſer entgegenzuführen? Welche Wahrſcheinlichkeit, ſich Aller zugleich zu bemächtigen,

geſetzt, daß auch Einzelne ſich überliſten ließen? Längſt ſchon gebrauchten ſie die Vorſicht, ſich zu trennen, und wenn auch Einer unter ihnen ſich der Redlichkeit des Hofs anvertraute, ſo blieb der Andere deſto gewiſſer zurück, um ſeinem Freund einen Rächer zu erhalten. Und doch hatte man gar Nichts gethan, wenn man nicht Alles thun konnte; der Streich mußte ſchlechterdings tödtlich, allgemein und entſcheidend ſeyn, oder ganz und gar unterlaſſen werden.

Es kam alſo darauf an, den Eindruck der vorigen Treuloſigkeiten gänzlich auszulöſchen, und das verlorene Vertrauen der Reformirten, welchen Preis es auch koſten möchte, wieder zu gewinnen. Dieſes ins Werk zu richten, änderte der Hof ſein ganzes bisheriges Syſtem. Anſtatt der Parteilichkeit in den Gerichten, über welche die Reformirten auch mitten im Frieden ſo viele Urſache gehabt hatten, ſich zu beklagen, wurde von jetzt an die gleichförmigſte Gerechtigkeit beobachtet, alle Beeinträchtigungen, die man ſich von katholiſcher Seite bisher ungeſtraft gegen ſie erlaubte, eingeſtellt, alle Friedensſtörungen auf das ſtrengſte geahndet, alle billigen Forderungen derſelben ohne Anſtand erfüllt. In kurzem ſchien aller Unterſchied des Glaubens vergeſſen, und die ganze Monarchie gleich einer ruhigen Familie, deren ſämmtliche Glieder Karl der Neunte als gemeinſchaftlicher Vater mit gleicher Gerechtigkeit regierte, und mit gleicher Liebe umfaßte. Mitten unter den Stürmen, welche die benachbarten Reiche erſchütterten, welche Deutſchland beunruhigten, die ſpaniſche Macht in den Niederlanden umzuſtürzen drohten, Schottland verheerten und in England den Thron der Königin Eliſabeth wankend machten, genoß Frankreich einer ungewohnten tiefen Ruhe, die von einer gänzlichen Revolution in den Geſinnungen und einer allgemeinen Umänderung der Maximen zu zeugen ſchien, da keine Entſcheidung der Waffen vorhergegangen war, auf die ſie gegründet werden konnte.

Margaretha von Valois, die jüngſte Tochter Heinrichs II., war noch unverheirathet, und der Ehrgeiz des jungen Herzogs von Guiſe vermaß ſich, ſeine Hoffnungen zu dieſer Schweſter ſeines Monarchen zu erheben. Um die Hand dieſer Prinzeſſin hatte ſchon der König von Portugal geworben, aber ohne Erfolg, da der noch immer mächtige Cardinal von Lothringen ſie keinem

Andern als ſeinem Neffen gönnte. „Der älteſte Prinz meines Hauſes," erklärte ſich der ſtolze Prälat gegen den Geſandten Sebaſtians, „hat die ältere Schweſter davon getragen; dem jüngern gebührt die jüngere." Da aber Karl **IX.**, dieſer auf ſeine Hoheit eiferſüchtige Monarch, die dreiſte Anmaßung ſeines Vaſallen mit Unwillen aufnahm, ſo eilte der Herzog von Guiſe, durch eine geſchwinde Heirath mit der Prinzeſſin von Cleves ſeinen Zorn zu beſänftigen. Aber einen Feind und Nebenbuhler im Beſitz derjenigen zu ſehen, zu der ihm nicht erlaubt worden war, die Augen zu erheben, mußte den Stolz des Herzogs deſto empfindlicher kränken, da er ſich ſchmeicheln konnte, das Herz der Prinzeſſin zu beſitzen.

Der junge Heinrich, Prinz von Bearn, war es, auf den die Wahl des Königs fiel; ſey es, daß Letzterer wirklich die Abſicht hatte, durch dieſe Heirath eine enge Verbindung zwiſchen dem Hauſe Valois und Bourbon zu ſtiften, und dadurch den Samen der Zwietracht auf ewige Zeiten zu erſticken, oder daß er dem Argwohn der Hugenotten nur dieſes Blendwerk vormachte, um ſie deſto gewiſſer in die Schlinge zu locken. Genug, man erwähnte dieſer Heirath ſchon bei den Friedenstractaten, und ſo groß auch das Mißtrauen der Königin von Navarra ſeyn mochte, ſo war der Antrag doch viel zu ſchmeichelhaft, als daß ſie ihn ohne Beleidigung hätte zurückweiſen können. Da aber dieſer ehrenvolle Antrag nicht mit der Lebhaftigkeit erwiedert ward, die man wünſchte und die ſeiner Wichtigkeit angemeſſen ſchien, ſo zögerte man nicht lange, ihn zu erneuern, und die furchtſamen Bedenklichkeiten der Königin Johanna durch wiederholte Beweiſe der aufrichtigſten Verſöhnung zu zerſtreuen.

Um dieſelbe Zeit hatte ſich Graf Ludwig von Naſſau, Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien, in Frankreich eingefunden, um die Hugenotten zum Beiſtand ihrer niederländiſchen Brüder gegen Philipp von Spanien in Bewegung zu ſetzen. Er fand den Admiral von Coligny in der günſtigſten Stimmung, dieſe Aufforderung anzunehmen. Neigung ſowohl als Staatsgründe vermochten dieſen ehrwürdigen Held, die Religion und Freiheit, die er in ſeinem Vaterland mit ſo viel Heldenmuth verfochten, auch im Ausland nicht ſinken zu laſſen. Leidenſchaftlich hing er an ſeinen Grundſätzen und an ſeinem Glauben, und ſein großes

Herz hatte der Unterdrückung, wo und gegen wen ſie auch ſtatt finden möchte, einen ewigen Krieg geſchworen. Dieſer Geſinnung gemäß betrachtete er jede Angelegenheit, ſobald ſie Sache des Glaubens und der Freiheit war, als die ſeinige, und jedes Schlachtopfer des geiſtlichen oder weltlichen Deſpotismus konnte auf ſeinen Weltbürgerſinn und ſeinen thätigen Eifer zählen. Es iſt ein charakteriſtiſcher Zug der vernünftigen Freiheitsliebe, daß ſie Geiſt und Herz weiter macht, und im Denken wie im Handeln ihre Sphäre ausbreitet. Gegründet auf ein lebhaftes Gefühl der menſchlichen Würde, kann ſie Rechte, die ſie an ſich ſelbſt reſpectirt, an Andern nicht gleichgültig zu Boden treten ſehen.

Aber dieſes leidenſchaftliche Intereſſe des Admirals für die Freiheit der Niederländer, und der Entſchluß, ſich an der Spitze der Hugenotten zum Beiſtand dieſer Republikaner zu bewaffnen, wurde zugleich durch die wichtigſten Staatsgründe gerechtfertigt. Er kannte und fürchtete den leicht zu entzündenden und geſetzloſen Geiſt ſeiner Partei, der, wund durch ſo viele erlittene Beleidigungen, ſchnell aufgeſchreckt von jedem vermeintlichen Angriff und mit tumultuariſchen Scenen vertraut, der Ordnung ſchon zu lange entwohnt war, um ohne Rückfälle darin verharren zu können. Dem nach Unabhängigkeit ſtrebenden und kriegeriſchen Adel konnte die Unthätigkeit auf ſeinen Schlöſſern und der Zwang nicht willkommen ſeyn, den der Friede ihm auflegte. Auch war nicht zu erwarten, daß der Feuereifer der calviniſtiſchen Prediger ſich in den engen Schranken der Mäßigung halten würde, welche die Zeitumſtände erforderten. Um alſo den Uebeln zuvorzukommen, die ein mißverſtandner Religionseifer, und das immer noch unter der Aſche glimmende Mißtrauen der Parteien früher oder ſpäter herbeizuführen drohte, mußte man darauf denken, dieſe müßige Tapferkeit zu beſchäftigen, und einen Muth, welchen ganz zu unterdrücken man weder hoffen noch wünſchen durfte, ſo lange in ein anderes Reich abzuleiten, bis man in dem Vaterland ſeiner bedürfen würde. Dazu nun kam der niederländiſche Krieg wie gerufen; und ſelbſt das Intereſſe und die Ehre der franzöſiſchen Krone ſchien einen nähern Antheil an demſelben nothwendig zu machen. Frankreich hatte den verderblichen Einfluß der ſpaniſchen Intriguen bereits auf das

empfindlichſte gefühlt, und es hatte noch weit mehr in der Zukunft davon zu befürchten, wenn man dieſen gefährlichen Nachbar nicht innerhalb ſeiner eigenen Gränzen beſchäftigte. Die Aufmunterung und Unterſtützung, die er den mißvergnügten Unterthanen des Königs von Frankreich hatte angedeihen laſſen, ſchien zu Repreſſalien zu berechtigen, wozu ſich jetzt die günſtigſte Veranlaſſung darbot. Die Niederländer erwarteten Hülfe von Frankreich, die man ihnen nicht verweigern konnte, ohne ſie in eine Abhängigkeit von England zu ſetzen, die für das Intereſſe des franzöſiſchen Reichs nicht anders als nachtheilig ausſchlagen konnte. Warum ſollte man einem gefährlichen Nebenbuhler einen Einfluß gönnen, den man ſich ſelbſt verſchaffen konnte, und der noch dazu gar nichts koſtete? Denn es waren die Hugenotten, die ihren Arm dazu anboten, und bereit waren, ihre der Ruhe der Monarchie ſo gefährlichen Kräfte in einem ausländiſchen Krieg zu verzehren.

Karl IX. ſchien das Gewicht dieſer Gründe zu empfinden, und bezeigte großes Verlangen, ſich mit dem Admiral ausführlich und mündlich darüber zu berathſchlagen. Dieſem Beweiſe des königlichen Vertrauens konnte Coligny um ſo weniger widerſtehen, da es eine Sache zum Gegenſtand hatte, die ihm nächſt ſeinem Vaterlande am meiſten am Herzen lag. Man hatte die einzige Schwachheit ausgekundſchaftet, an der er zu faſſen war: der Wunſch, ſeine Lieblingsangelegenheit bald befördert zu ſehen, half ihm jede Bedenklichkeit überwinden. Seine eigene, über jeden Verdacht erhabene Denkart, ja ſeine Klugheit ſelbſt lockte ihn in die Schlinge. Wenn Andere ſeiner Partei das veränderte Betragen des Hofs einem verdeckten Anſchlage zuſchrieben, ſo fand er in den Vorſchriften einer weiſern Politik, die ſich nach ſo vielen unglücklichen Erfahrungen endlich der Regierung aufdringen mußten, einen viel natürlichern Schlüſſel zur Erklärung deſſelben. Es gibt Unthaten, die der Rechtſchaffene kaum eher für möglich halten darf, als bis er die Erfahrung davon gemacht hat; und einem Mann von Coligny's Charakter war es zu verzeihen, wenn er ſeinem Monarchen lieber eine Mäßigung zutraute, von der dieſer Prinz bisher noch keine Beweiſe gegeben hatte, als ihn einer Niederträchtigkeit fähig glaubte, welche die Menſchheit überhaupt und noch weit mehr die Würde des Fürſten

ſchändet. So viele zuvorkommende Schritte von Seiten des Hofes forderten überdies auch von dem proteſtantiſchen Theil eine Probe des Zutrauens; und wie leicht konnte man einen empfindlichen Feind durch längeres Mißtrauen reizen, die ſchlechte Meinung wirklich zu verdienen, welche zu widerlegen man ihm unmöglich machte.

Der Admiral beſchloß demnach am Hofe zu erſcheinen, der damals nach Touraine vorgerückt war, um die Zuſammenkunft mit der Königin von Navarra zu erleichtern. Mit widerſtrebendem Herzen that Johanna dieſen Schritt, dem ſie nicht länger ausweichen konnte, und überlieferte dem König ihren Sohn Heinrich und den Prinzen von Condé. Coligny wollte ſich dem Monarchen zu Füßen werfen, aber dieſer empfing ihn in ſeinen Armen. „Endlich habe ich Sie," rief der König. „Ich habe Sie, und es ſoll Ihnen nicht ſo leicht werden, wieder von mir zu gehen. Ja, meine Freunde," ſetzte er mit triumphirendem Blick hinzu, „das iſt der glücklichſte Tag in meinem Leben." Dieſelbe gütige Aufnahme widerfuhr dem Admiral von der Königin, von den Prinzen, von allen anweſenden Großen; der Ausdruck der höchſten Freude und Bewunderung war auf allen Geſichtern zu leſen. Man feierte dieſe glückliche Begebenheit mehrere Tage lang mit den glänzendſten Feſten, und keine Spur des vorigen Mißtrauens durfte die allgemeine Fröhlichkeit trüben. Man beſprach ſich über die Vermählung des Prinzen von Bearn mit Margarethen von Valois; alle Schwierigkeiten, die der Glaubensunterſchied und das Ceremoniell der Vollziehung derſelben in den Weg legten, mußten der Ungeduld des Königs weichen. Die Angelegenheiten Flanderns veranlaßten mehrere lange Conferenzen zwiſchen dem Letzten und Coligny, und mit jeder ſchien die gute Meinung des Königs von ſeinem ausgeſöhnten Diener zu ſteigen. Einige Zeit darauf erlaubte er ihm ſogar, eine kleine Reiſe auf ſein Schloß Chatillon zu machen; und als ſich der Admiral auf den erſten Rappell ſogleich wieder ſtellte, ließ er ihn dieſe Reiſe noch in demſelben Jahre wiederholen. So ſtellte ſich das wechſelſeitige Vertrauen unvermerkt wieder her, und Coligny fing an, in eine tiefe Sicherheit zu verſinken.

Der Eifer, mit welchem Karl die Vermählung des Prinzen

von Navarra betrieb, und die außerordentlichen Gunſtbezeugungen, die er an den Admiral und ſeine Anhänger verſchwendete, erregten nicht weniger Unzufriedenheit bei den Katholiſchen, als Mißtrauen und Argwohn bei den Proteſtanten. Man mag entweder mit einigen proteſtantiſchen und italieniſchen Schriftſtellern annehmen, daß jenes Betragen des Königs bloße Maske geweſen, oder mit de Thou und den Verfaſſern der Memoires glauben, daß er für ſeine Perſon es damals aufrichtig meinte, ſo blieb ſeine Stellung zwiſchen den Reformirten und Katholiſchen in jedem Falle gleich bedenklich, weil er, um das Geheimniß zu bewahren, dieſe ſo gut wie jene betrügen mußte. Und wer bürgte ſelbſt denjenigen, die um das Geheimniß wußten, dafür, daß die perſönlichen Vorzüge des Admirals nicht zuletzt Eindruck auf einen Fürſten machten, dem es gar nicht an Fähigkeit gebrach, das Verdienſt zu beurtheilen? Daß ihm dieſer bewährte Staatsmann nicht zuletzt unentbehrlich wurde, daß nicht endlich ſeine Rathſchläge, ſeine Grundſätze, ſeine Warnungen bei ihm Eingang fanden? Kein Wunder, wenn die katholiſchen Eiferer daran Aergerniß nahmen, wenn ſich der Papſt in dieſes neue Betragen des Königs gar nicht zu finden wußte, wenn ſelbſt die Königin Katharina unruhig wurde, und die Guiſen anfingen, für ihren Einfluß zu zittern. Ein deſto engeres Bündniß zwiſchen dieſen letztern und der Königin war die Folge dieſer Befürchtungen, und man beſchloß, dieſe gefährlichen Verbindungen zu zerreißen, wie viel es auch koſten möchte.

Der Widerſpruch der Geſchichtſchreiber, und das Geheimnißvolle dieſer ganzen Begebenheit verſchafft uns über die damaligen Geſinnungen des Königs und über die eigentliche Beſchaffenheit des Complots, welches nachher ſo fürchterlich ausbrach, kein befriedigendes Licht. Könnte man dem Capi-Lupi,[1] einem römiſchen Scribenten und Lobredner der Bartholomäusnacht, Glauben zuſtellen, ſo würde Karln dem Neunten durch den ſchwärzeſten Verdacht nicht zu viel geſchehen; aber obgleich die hiſtoriſche Kritik das Böſe glauben darf, was ein Freund berichtet, ſo kann dieſes doch alsdann nicht der Fall ſeyn, wenn der Freund (wie hier wirklich geſchehen iſt) ſeinen Helden dadurch zu

[1] Le Stratagême ou la Ruse de Charles IX., Roi de France, contre les Huguenots, rebelles à Dieu et à lui, écrit par le Seigneur Camille Capi-Lupi etc. 1574.

verherrlichen glaubt und als Schmeichler verläumdet. „Ein päpſtlicher Legat,“ berichtet uns dieſer Schriftſteller in der Vorrede zu ſeinem Werk, „kam nach Frankreich, mit dem Auftrag, den Allerchriſtlichſten König von ſeinen Verbindungen mit den Sectirern abzumahnen. Nachdem er dem Monarchen die nachdrücklichſten Vorſtellungen gethan und ihn aufs Aeußerſte gebracht hatte, rief dieſer mit bedeutender Miene: „„Daß ich doch Eurer Eminenz Alles ſagen dürfte! Bald würden Sie und auch der heilige Vater mir bekennen müſſen, daß dieſe Verheirathung meiner Schweſter das ausgeſuchteſte Mittel ſey, die wahre Religion in Frankreich aufrecht zu erhalten und ihre Widerſacher zu vertilgen. Aber (fuhr er in großer Bewegung fort, indem er dem Cardinal die Hand drückte und zugleich einen Demant an ſeinen Finger befeſtigte) vertrauen Sie auf mein königliches Wort. Noch eine kleine Geduld, und der heilige Vater ſelbſt ſoll meine Anſchläge und meinen Glaubenseifer rühmen.““ Der Cardinal verſchmähte den Demant und verſicherte, daß er ſich mit der Zuſage des Königs begnüge.“ — Aber, geſetzt auch, daß kein blinder Schwärmereifer dieſem Geſchichtſchreiber die Feder geführt hätte, ſo kann er ſeine Nachricht aus ſehr unreinen Quellen geſchöpft haben. Die Vermuthung iſt nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß der Cardinal von Lothringen, der ſich eben damals zu Rom aufhielt, dergleichen Erfindungen, wo nicht ſelbſt ausgeſtreut, doch begünſtigt haben könnte, um den Fluch des Pariſer Blutbads, den er nicht von ſich abwälzen konnte, mit dem Könige wenigſtens zu theilen.[1]

Das wirkliche Betragen Karls des Neunten, bei dem Ausbruch des Blutbades ſelbſt, zeugt unſtreitig ſtärker gegen ihn als dieſe unerwieſenen Gerüchte; aber wenn er ſich auch von der Heftigkeit ſeines Temperaments hinreißen ließ, dem völlig reifen Complot ſeinen Beifall zu geben und die Ausführung deſſelben zu begünſtigen, ſo kann dieſes für ſeine frühere Mitſchuldigkeit nichts beweiſen. Das Ungeheure und Gräßliche des Verbrechens vermindert ſeine Wahrſcheinlichkeit, und die Achtung für die menſchliche Natur muß ihm zur Vertheidigung dienen. Eine ſo zuſammengeſetzte und lange Kette von Betrug, eine ſo undurchdringliche, ſo gehaltene Verſtellung, ein ſo tiefes Stillſchweigen

[1] Esprit de la Ligue. Tom. II. p. 13.

aller Menſchengefühle, ein ſo freches Spiel mit den heiligſten Pfändern des Vertrauens ſcheint einen vollendeten Böſewicht zu erfordern, der durch eine lange Uebung verhärtet, und ſeiner Leidenſchaften vollkommen Herr geworden iſt. Karl der Neunte war ein Jüngling, den ſein brauſendes Temperament übermeiſterte, und deſſen Leidenſchaften ein früher Beſitz der höchſten Gewalt von jedem Zügel der Mäßigung befreite. Ein ſolcher Charakter verträgt ſich mit keiner ſo künſtlichen Rolle, und ein ſo hoher Grad der Verderbniß mit keiner Jünglingsſeele — ſelbſt dann nicht, wenn der Jüngling ein König und Katharinens Sohn iſt.

Wie aufrichtig oder nicht aber das Betragen des Königs auch gemeint ſeyn mochte, ſo konnten die Häupter der katholiſchen Partei keine gleichgültigen Zuſchauer davon bleiben. Sie verließen wirklich mit Geräuſch den Hof, ſobald die Hugenotten feſten Fuß an demſelben zu faſſen ſchienen, und Karl der Neunte ließ ſie unbekümmert ziehen. Die Letztern häuften ſich nun mit jedem Tag mehr in der Hauptſtadt an, je näher die Vermählungsfeier des Prinzen von Bearn heranrückte. Dieſe erlitt indeſſen einen unerwarteten Aufſchub durch den Tod der Königin Johanna, die wenige Wochen nach ihrem Eintritt in Paris ſchnell dahinſtarb. Das ganze vorige Mißtrauen der Calviniſten erwachte aufs neue bei dieſem Todesfall, und es fehlte nicht an Vermuthungen, daß ſie vergiftet worden ſey. Aber da auch die ſorgfältigſten Nachforſchungen dieſen Verdacht nicht beſtätigten, und der König ſich in ſeinem Betragen völlig gleich blieb, ſo legte ſich der Sturm in kurzer Zeit wieder.

Coligny befand ſich eben damals auf ſeinem Schloß zu Chatillon, ganz mit ſeinen Lieblingsentwürfen wegen des niederländiſchen Kriegs beſchäftigt. Man ſparte keine Winke, ihn von der nahen Gefahr zu unterrichten, und kein Tag verging, wo er ſich nicht von einer Menge warnender Briefe verfolgt ſah, die ihn abhalten ſollten, am Hofe zu erſcheinen. Aber dieſer gutgemeinte Eifer ſeiner Freunde ermüdete nur ſeine Geduld, ohne ſeine Ueberzeugungen wankend zu machen. Umſonſt ſprach man ihm von den Truppen, die der Hof in Poitou verſammelte, und die, wie man behauptete, gegen Rochelle beſtimmt ſeyn ſollten; er wußte beſſer, wozu ſie beſtimmt waren, und

verſicherte ſeinen Freunden, daß dieſe Rüſtung auf ſeinen eigenen Rath vorgenommen werde. Umſonſt ſuchte man ihn auf die Geldanleihen des Königs aufmerkſam zu machen, die auf eine große Unternehmung zu deuten ſchienen; er verſicherte, daß dieſe Unternehmung keine andere ſey, als der Krieg in den Niederlanden, deſſen Ausbruch herannahe, und worüber er bereits alle Maßregeln mit dem König getroffen habe. Es war wirklich an dem, daß Karl IX. den Vorſtellungen des Admirals nachgegeben, und — war es entweder Wahrheit oder Maske — ſich mit England und den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands in eine förmliche Verbindung gegen Spanien eingelaſſen hatte. Alle dergleichen Warnungen verfehlten daher ihren Zweck, und ſo feſt vertraute der Admiral auf die Redlichkeit des Königs, daß er ſeine Anhänger ernſtlich bat, ihn fortan mit ſolchen Hinterbringungen zu verſchonen.

Er reiſte alſo zurück an den Hof, wo bald darauf im Auguſt 1572 das Beilager Heinrichs — jetzt Königs von Navarra — mit Margarethen von Valois, unter einem großen Zufluß von Hugenotten und mit königlichem Pompe gefeiert ward. Sein Eidam Teligny, Rohan, Rochefoucauld, alle Häupter der Calviniſten waren dabei zugegen, alle in gleicher Sicherheit mit Coligny, und ohne alle Ahndung der nahe ſchwebenden Gefahr. Wenige nur erriethen den kommenden Sturm, und ſuchten in einer zeitigen Flucht ihre Rettung. Ein Edelmann, Namens Langoiran, kam zum Admiral, um Urlaub bei ihm zu nehmen. „Warum denn aber jetzt?“ fragte ihn Coligny voll Verwunderung. „Weil man Ihnen zu ſchön thut,“ verſetzte Langoiran, „und weil ich mich lieber retten will mit den Thoren, als mit den Verſtändigen umkommen.“

Wenn gleich der Ausgang dieſe Vorherſagungen auf das ſchrecklichſte gerechtfertigt hat, ſo bleibt es dennoch unentſchieden, in wie weit ſie damals gegründet waren. Nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen war die Gefahr damals größer für die Guiſen und für die Königin, als für die Reformirten. Coligny, erzählen uns jene, hatte unvermerkt eine ſolche Macht über den jungen König erlangt, daß er es wagen durfte, ihm Mißtrauen gegen ſeine Mutter einzuſtößen, und ihn ihrer noch immer fortdauernden Vormundſchaft zu entreißen. Er hatte ihn überredet,

dem flandriſchen Krieg in Perſon beizuwohnen und ſelbſt die Victorien zu erkämpfen, welche Katharina nur allzugern ihrem Liebling, dem Herzog von Anjou, gönnte. Bei dem eiferſüchtigen und ehrgeizigen Monarchen war dieſer Wink nicht verloren, und Katharina überzeugte ſich bald, daß ihre Herrſchaft über den König zu wanken beginne.

Die Gefahr war dringend und nur die ſchnellſte Entſchloſſenheit konnte den drohenden Streich abwenden. Ein Eilbote mußte die Guiſen und ihren Anhang ſchleunig an den Hof zurückrufen, um im Nothfall von ihnen Hülfe zu haben. Sie ſelbſt ergriff den nächſten Augenblick, wo ihr Sohn auf der Jagd mit ihr allein war, und lockte ihn in ein Schloß, wo ſie ſich in ein Cabinet mit ihm einſchloß, mit aller Gewalt mütterlicher Beredſamkeit über ihn herfiel, und ihm über ſeinen Abfall von ihr, ſeinen Undank, ſeine Unbeſonnenheit, die bitterſten Vorwürfe machte. Ihr Schmerz, ihre Klagen erſchütterten ihn, einige drohende Winke, die ſie fallen ließ, thaten Wirkung. Sie ſpielte ihre Rolle mit aller Schauſpielerkunſt, worin ſie Meiſterin war, und es gelang ihr, ihn zu einem Geſtändniß ſeiner Uebereilung zu bringen. Damit noch nicht zufrieden, riß ſie ſich von ihm los, ſpielte die Unverſöhnliche, nahm eine abgeſonderte Wohnung und ließ einen völligen Bruch befürchten. Der junge König war noch nicht ſo ganz Herr ſeiner ſelbſt geworden, um ſie beim Wort zu nehmen, und ſich der jetzt erlangten Freiheit zu erfreuen. Er kannte den großen Anhang der Königin, und ſeine Furcht malte ihm denſelben noch größer ab, als er wirklich ſeyn mochte. Er fürchtete — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — ihre Vorliebe für den Herzog von Anjou und zitterte für Leben und Thron. Von Rathgebern verlaſſen, und für ſich ſelbſt zu ſchwach, einen kühnen Entſchluß zu faſſen, eilte er ſeiner Mutter nach, brach in ihre Zimmer, und fand ſie von ſeinem Bruder, von ihren Höflingen, von den abgeſagteſten Feinden der Reformirten umgeben. Er will wiſſen, was denn das neue Verbrechen ſey, deſſen man die Hugenotten beſchuldige, er will alle Verbindungen mit ihnen zerreißen, ſobald man ihn nur überführt haben werde, daß ihren Geſinnungen zu mißtrauen ſey. Man entwirft ihm das ſchwärzeſte Gemälde von ihren Anmaßungen, ihren Gewaltthätigkeiten, ihren Anſchlägen,

ihren Drohungen. Er wird überraſcht, hingeriſſen, zum Still-ſchweigen gebracht, und verläßt ſeine Mutter mit der Verſicherung, inskünftige behutſamer zu verfahren.

Aber mit dieſer ſchwankenden Erklärung konnte ſich Katharina noch nicht beruhigen. Dieſelbe Schwäche, welche ihr jetzt ein ſo leichtes Spiel bei dem Könige machte, konnte eben ſo ſchnell und noch glücklicher von den Hugenotten benutzt werden, ihn ganz von ihren Feſſeln zu befreien. Sie ſah ein, daß ſie dieſe gefährlichen Verbindungen auf eine gewaltſame und unheilbare Weiſe zertrennen müſſe; und dazu brauchte es weiter nichts, als den Empörungsgeiſt der Hugenotten durch irgend eine ſchwere Beleidigung aufzuwecken. Vier Tage nach der Vermählungsfeier Heinrichs von Navarra geſchah aus einem Fenſter ein Schuß auf Coligny, als er eben vom Louvre nach ſeinem Haus zurückkehrte. Eine Kugel zerſchmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, und eine andere verwundete ihn am linken Arm. Er wies auf das Haus hin, woraus der Schuß geſchehen war; man ſprengte die Pforten auf, aber der Mörder war ſchon entſprungen.

Coligny's Schutzgeiſt, möchte man ſagen, hatte nun das Letzte gethan, um dieſen großen Mann, durch jenen meuchelmörderiſchen Angriff gewarnt, ſeinem Schickſal zu entreißen. Allein, wer entflieht dieſem? Oder vielmehr: unterliegt nicht der beſſere Mann, wenn man ſich gegen ihn Alles, ſelbſt Treuloſigkeiten, erlaubt, welche ſich zu denken er unfähig iſt, mit größerm Ruhm, als wenn er ſolchen Schlingen entgangen wäre?

Coligny fühlte — und ſeine ganze Partie, wie durch einen elektriſchen Schlag, empfand es mit ihm — daß mitten in der tiefſten Friedensſtille, da erſt ſeit vier Tagen durch die Vermählung Heinrichs von Navarra mit der Schweſter Karls IX. die Partien der Häuſer Valois und Bourbon, den Guiſen zum Trotz, vor dem Brautaltar ſich die Hände gereicht zu haben ſchienen, eine gifthauchende Schlange auf ihn und die Seinigen laure. Es war ihr diesmal nicht, wie ſie wollte, gelungen, aus ihrem Hinterhalt in ihm das Haupt der Reformirten zu treffen, und mit e i n e m Schlag alle Glieder dieſes Körpers zu lähmen.

Aber wo mochte ſie nun ſelbſt ihren lernäiſchen Kopf

verſteckt halten? aus welchem Winkel zu neuen Anfällen hervorſchießen? Dies bei Zeiten aufzuſpüren, hatte Coligny in der That von ihrer Art zu wenig in ſich. Ueberall leiteten die Schlangengänge hin, aber bloß, um jeden Nachforſchenden deſto weiter von dem Geheimniß der Bosheit ſelbſt abzulenken.

Klug, bedachtſam, umſchauend nach allen Seiten war Coligny. Aber was die Furchtſamkeit hierzu beiträgt, fehlte ihm ganz. Das ſchwache Inſect ſtreckt ſeine regen Fühlhörner immer nach allen Ecken, und die Furcht rettet es vor tauſend Gefahren. So wird Klugheit durch Furchtſamkeit zur Schlauheit, die ſelten berückt worden zu ſeyn ſich rühmen kann, aber auch nie mit Größe gehandelt zu haben bekennen muß, weil ſie Alles für eine Schlinge anzuſehen pflegte. Coligny hatte keinen Bund mit dem Glück. Als Feldherr verlor er meiſtens durch Schwäche ſeiner Truppen und andere Fehler ſeiner Lage. Der Zufall that wenig für ihn. Es ſchien, er ſollte der Mann ſeiner Partie ſeyn, welcher ſich ſelbſt Alles ſchuldig wäre. Nach einem Mißgeſchick, wenn Muthloſigkeit bei Allen die Beſonnenheit betäubte, wenn ſein zuſammengeraffites Heer, halbnackt, ohne Sold, ohne Brod, ſo ſchnell zu zerſtieben drohte, als es herbeigelaufen war, wenn Verrätherei und Hofgunſt unter ſeinen nächſten Anhängern wie unwiderſtehliche Geſpenſte ſpukten — immer war ſein Muth ungetrübt. Seine heitere Stirne machte die Seinigen das Unbegreifliche glauben, daß er unter den Mitteln zur Hülfe gleichſam noch zu wählen habe. Und ſprach er dann, ſo theilte ſich die Ruhe ſeines Geiſtes mit jedem Worte den Uebrigen mit. Er ſprach rein, edel, ſtark, oft originell. Und für die Ausführung hatte er im großen Umfang ſeiner Geſchäfte eine raſtloſe Arbeitſamkeit. Feſtigkeit gegen Unterdrückung war die Seele ſeiner Plane in der Nähe und Ferne. Mag ihn der höfiſche Villeroy darüber tadeln, daß er den Proteſtanten in Frankreich rechtmäßige Freiheit zu ſichern ſtrebte, wie ſein Rath zur Befreiung der Niederlande vom Drucke Spaniens Vieles beigetragen hatte. Umſturz einer parteiloſeren, gerechten Staatsverfaſſung wäre nie Coligny's Plan geweſen. Untadelhafte Sitten, auch in ſeiner Ehe und gegen ſeine Kinder, überhaupt die ſtrengſte Religioſität, vollendeten ſeinen Beruf zum Oberhaupt einer religiös-politiſchen Partie, deren ganze Exiſtenz auf der freiwilligen

Unterordnung ſo vieler tapfern, reichen, ehrſüchtigen Vornehmen unter dem Adel und dem Bürgerſtand beruhte, denen nur Ueberlegenheit des Charakters in ihrem Anführer die unentbehrlichſte Folgſamkeit und Einheit abnöthigen konnte.

Alles dies mußte der Gegenpartie in ihm den Einzigen zeigen, an deſſen Untergang ſeine ganze Partie gekettet ſeyn würde; um ſo mehr, da man von ihm als Feind nicht Nachgeben und Verſöhnung, nur jene unerbittliche Strenge ſeines Charakters zu erwarten hatte. Die Cabale fand ſeine ſchwache Seite aus. Der Schein ſo vieler Achtung und eines ſo feſten Zutrauens gegen ſeine Einſichten und ſeine Biederkeit, als er zu verdienen ſich bewußt war, auch die Ausſichten, ſeinem Vaterland und ſeiner Partie zugleich durch Vereinigung gegen Spanien, den gemeinſchaftlichen Feind ſeiner Religion und des franzöſiſchen Staats, zu dienen, zogen ihn nach Hof. Er war gefangen, wenn man ihn mit Schlingen umgab, welchen zu entgehen er minder furchtlos, bieder und großmüthig hatte ſeyn müſſen. Vor und nach dem meuchelmörderiſchen Attentat drangen viele Gutgeſinnte in ihn, von Paris zu entweichen. „Wenn ich dies thue,“ antwortete er ihnen, „ſo zeige ich entweder Furcht oder Mißtrauen. Jenes würde meine Ehre, dies den König beleidigen. Ich würde den Bürgerkrieg wieder beginnen müſſen. Und lieber will ich ſterben, als das unüberſehbare Elend wieder erblicken, das in ſeinem Gefolge auftritt.“ — Mord und Entehrung waren der Lohn dieſes Bürgerſinns.

Noch am nämlichen Tag der Verwundung kam der König ſelbſt mit einem ganzen Zug von Hofleuten, um Coligny zu beſuchen. Karl betheuerte dem Admiral ſein Beileid und ſein volles Zutrauen gegen ihn als Kriegsanführer und getreuen Unterthanen. „Ihr ſeyd verwundet, mein Vater,“ rief er ihm zu, „aber die Schmerzen fühle ich. — Bei Gott ſchwöre ich Euch: ich werde eine Rache nehmen, die man nie vergeſſen ſoll, ſobald nur die Schuldigen entdeckt ſind.“ Ueber ſich ſelbſt zu ſchnell beruhigt, klagte der Admiral nur wenig, und ſuchte bald das unruhige Gemüth des Königs von dem glücklich überſtandenen Unfall auf die öffentliche Sache, auf den Feldzug nach den Niederlanden hinzulenken. Dieſes neue Unternehmen ſollte die Laune des ungeſtümen jungen Fürſten deſto feſter an den dazu

unentbehrlichen Feldherrn und an deſſen Partie binden helfen. Aber die Königin Mutter überließ unter dem Vorwand, jetzt den Kranken zu ſchonen, ihren Sohn dem geheimen Geſpräche nicht lange. Mochte dieſer immer wieder zu ſeinem Ballſpiel zurückgehen. Denn in dieſer ſeiner leidenſchaftlichen Spielſucht durch die Nachricht von dem Mordanſchlag geſtört worden zu ſeyn, dies war doch die größte Urſache ſeines wüthenden erſten Unwillens geweſen.

Jeden Augenblick aber ſtund nun für Katharina nicht weniger als Alles auf dem Spiel. Zwar fiel Coligny's Verdacht von ſelbſt auf die Guiſen. Der Schuß war aus einem Guiſeſchen Hauſe geſchehen. Die Guiſeſche Partie ſchien während der öffentlichen Erhebung der proteſtantiſchen ſo weit zurückgeſetzt worden zu ſeyn, daß man von ihr gerade den niederträchtigſten Ausbruch der Rache, heimlichen Mord, argwohnen müſſe. Und auf eben dieſe Spur hinzuleiten, fand auch Katharina in der erſten Verwicklung der Umſtände fürs beſte. Selbſt ihrem Sohn gab ſie auf dieſe Seite hin den Wink, daß wohl der Herzog von Guiſe noch immer in dem Admiral den Mörder ſeines Vaters zu ſehen glaube. Nicht der unmögliche Einfall, beide Partien zugleich aufzureiben — wäre dies ihr auch noch ſo erwünſcht geweſen — konnte ihr, wie Manche glauben, dieſe Verſtellung rathen. Sie folgte dem Bedürfniß, einen Augenblick Zeit zu gewinnen, um aus den nächſten Wirkungen des mißlungenen Streichs auf die Wirkungen eines glücklicher vollführten grauſameren zu ſchließen. Sie hatte nöthig, bei ſich ſelbſt für die Vollendung deſſen, wofür neben der heißeſten Rachſucht die Menſchheit in ihr ſchaudern mußte, neue Entſchloſſenheit zu ſammeln.

Der König ließ indeß den Herzog von Guiſe wirklich aufſuchen, und zur Verantwortung an den Hof fordern, und ſelbſt ſeine Schweſter, die Königin von Navarra, hält in ihren Memoires dies noch für einen ernſtlichen Schritt der Erbitterung Karls. Er war auch ſonſt den Anmaßungen des Herzogs von Guiſe, da er eben dieſe Prinzeſſin als Gemahlin ſuchte, gram geweſen. Aber wie ſonderbar! Er ſchaffte hier ſeiner Mutter grade den Mann, deſſen Arm ihr für das Bevorſtehende unentbehrlich war, auf die unverdächtigſte Weiſe ſelbſt zur Seite.

Das Zuſammentreffen aller Umſtände ſchien den Moment zu bezeichnen, welcher durch die ſchwärzeſten Thaten gebrandmarkt werden ſollte.

Hiezu bedurfte man nur noch das Jawort des Herrſchers; und wem konnte dies entgehen, der die unſelige Kunſt verſtund, das unſtete Gemüth desſelben von einem Extrem auf das andere zu ſchleudern. Ein gewandter Höfling, ſein Vertrauter, war das Werkzeug der Königin Mutter, um ihren Sohn mit Einemmal zum Mitſchuldigen zu machen. Unter behutſamen Vorbereitungen verwiſcht dieſer die neueſten vortheilhaften Eindrücke, welche der Beſuch beim kranken Admiral im Gemüthe Karls zurückgelaſſen hatte. Er ſtreut Samen des Argwohns ein, weckt den alten ſchlafenden Groll, und drückt zuletzt dem Könige den Stachel der Furcht für ſein eigenes Leben ins Herz. Der König von Navarra und der Prinz von Condé hatten mit ungewöhnlichem Eifer Genugthuung gefordert. Die wahre Macht der Coligny'ſchen Partie war jetzt in Paris wie auf einem Haufen zuſammengedrängt. Von ihr ſey Alles zu fürchten, aber auch gegen ſie Alles zu wagen. Hatte nicht einer von ihnen, de Piles, dem Könige mit der unverſchämteſten Dreiſtigkeit ins Geſicht zu ſagen gewagt: daß man ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen wiſſen werde, wenn es dem König an Kraft oder an Willen dazu mangeln ſollte. „Und mit Einem Wort,“ rief endlich der liſtige Unterhändler, ſeines Ziels gewiſſer: „wer es treu mit dem König meint, darf es nicht länger anſtehen laſſen, ihm über die dringendſte Gefahr ſeiner Perſon und des ganzen Staats die Augen zu öffnen.“ Katharina ſelbſt trat in dieſem Augenblick, auf ihren Lieblingsſohn, Heinrich von Anjou, gelehnt, mit ihren Vertrauteſten ins Zimmer. Ueberraſcht von gefahrvollen Entdeckungen, betroffen und beſchämt über ſeine bisherige Sorgloſigkeit bei einem ſo nahe drohenden Umſturz, von allen Seiten durch die ſchreckenvollſten Vorſtellungen beſtürmt, warf ſich Karl ſeiner Mutter in die Arme. „Schon,“ ſagte man ihm, „rufen die Hugenotten abermals die verhaßten Ausländer, Deutſche und Schweizer, auf franzöſiſchen Boden. Die Mißvergnügten im Lande werden haufenweiſe dem neuen Vereinigungspunkt zueilen. Die Wuth der Bürgerkriege droht ſchon das Reich aufs neue zu zerfleiſchen. Der König ſelbſt,

von Geld und eigenthümlichem Anſehen entblößt, von Hugenotten umringt, bei der Guiſeſchen Partie als Freund der Ketzer verdächtig, wird die Ehre haben, zuzuſehen, wie die Katholiken einen Generalcapitän wählen, und ſich gegen ihre Gegner ſelbſt zu helfen wiſſen werden: während er vom Uebermuth des alten Admirals zurückgeſtoßen und vor der Nation verächtlich gemacht, mitten zwiſchen beiden Partien unmächtig ſich hin und wieder werfen laſſen muß."

Wüthend fuhr Karl unter dieſen Schreckbildern auf. Der Tod des Admirals, der Tod der ganzen Partie in allen Gränzen von Frankreich war ſein Schwur. Nur daß nicht Einer übrig bleibe, der es ihm je vorwerfen könnte! Und daß Alles eilend ſchnell vorbeigehe, damit ihm ſeine Sicherheit ſchleunigſt wieder geſchafft würde!

Die erwünſchteſte Stimmung für die Gegner der Proteſtanten. Mord war jetzt die Loſung, aber die tiefſte Verſtellung der Schleier, unter welchem auch der König der Erziehung ſeiner Mutter von dieſem Augenblick an völlig entſprach.

Zur Hauptrolle war der Herzog von Guiſe bereit. Seit der tapfern Vertheidigung von Poitiers, das iſt ſeit ſeinem neunzehnten Jahr, hatte dieſer ſeinen Ruhm vor ganz Frankreich gerade dem Admiral gegenüber zu gründen angefangen. Auf Margaretha, die in dieſen Tagen des Hugenotten Heinrichs von Navarra Vermählte ward, war auch ſein Blick gerichtet geweſen. Sie hätte ihm, den Thron ſelbſt zu beſteigen, einſt die Hand bieten können. Verfolgung der Hugenotten ſchien alſo nicht bloß ſeine ererbte Beſtimmung zu ſeyn. Er wählte ſie ſelbſt und übte ſie bei jeder Gelegenheit. Rief ihn der Geiſt ſeines Vaters zur Blutrache wider ſie auf, ſo rief ihm noch lauter ſeine eigene Ehrſucht zu, daß jetzt der Augenblick gekommen ſey, ſeine Partie durch Austilgung der proteſtantiſchen zur einzigen herrſchenden zu machen, und ſich dadurch dreiſt der Königin Mutter an die Seite zu ſtellen.

Das mißlungene Verbrechen ward die Hülle des neubeſchloſſenen. Aus Furcht vor Coligny's Rache, deſſen Verletzung man ihm aufbürde, ſey er ſelbſt — erklärte der Herzog von Guiſe — mit ſeinen Verwandten genöthigt, aus der Königsſtadt zu flüchten. „Geht," ſagte ihm der König mit zürnender Miene,

„ſeyd Ihr ſchuldig, ſo werde ich Euch wieder finden!" Und nun waren Zurüſtungen zur Flucht vor den Hugenotten die ſchnellen verdachtloſeſten Vorbereitungen ihres Untergangs.

Der Admiral mußte vollends ſelbſt ſeinen Feinden die Schlingen über ſich und die Seinigen zuſammenziehen helfen. Man warnte ihn von vielen Seiten, daß die Guiſen noch vor ihrem Abzug etwas verſuchen möchten. Einige riethen, ihn ſelbſt aus der Stadt zu flüchten. Der biedere Mann vertraute, mit den Beſten ſeiner Angehörigen, auf das Wort ſeines Königs, übergab ſich in den Schutz deſſelben und erhielt eine ſtarke Wache von der in die Stadt kurz zuvor eingezogenen Garde. Auf Befehl vom Hof mußten die Katholiken in der Nähe ſeines Quartiers allen proteſtantiſchen Adeligen Wohnungen einräumen, wenn ſie zur Sicherheit ihres Hauptes ihm nahe zu ſeyn wünſchten; und hiezu wurden dieſe ſelbſt aufgefordert. Die Polizei ermunterte ſie zur Beſchützung Coligny's und führte über die Verſammelten ein Regiſter — die ſichere Todtenliſte für ihre Mörder! Der König von Navarra wurde gebeten, ſeine Vertrauten zur Hülfe für den König gegen die Guiſen ins Louvre zuſammenzuziehen, und zugleich ſeine Schweizergarde dem Admiral zur Bedeckung zuzuſchicken. Um Waffen im Louvre zuſammenzubringen, wurde ein Turnier vorgegeben, und Coligny ſelbſt vom Könige davon benachrichtigt. Einzelne Funken von Argwohn verloren bei dieſer ängſtlichen Anhänglichkeit des Hofes an die Hugenotten alle Kraft, und ſchienen kaum noch die Furchtſamſten beunruhigen zu können. Indeß erſah die Cabale mit gierigem Auge ihre volle Beute. Dieſe war wie in eine Heerde zuſammengetrieben. In der Mitternachtsſtunde des 24. Auguſts ihre Rache zu ſättigen, ward in den Tuilerien von dem Blutrath feſtgeſetzt, in welchem zwei Brüdern des Königs, dem Herzog von Anjou und dem Grafen von Angouleme, ferner dem Herzog von Nevers, dem Siegelbewahrer Birague, den Marſchällen von Tavannes und von Retz — Katharina von Medicis präſidirt hatte, und wo kaum ihr neuer Tochtermann nebſt Wenigen der königlichen Blutsverwandten von dem allgemeinen Mordurtheil über die calviniſtiſche Partie in die Ausnahme geſetzt worden war.

Wäre wirklich bei dieſen Stiftern des Blutbads, wie von

Tavannes dies zu erweiſen iſt, der Glaube, Gott einen Dienſt zu thun, die wahre Begeiſterung zur Unmenſchlichkeit geweſen, man würde die Schwachheit des menſchlichen Verſtandes betrauern, den Aberglauben des Zeitalters anklagen, aber man würde die Thäter nicht verabſcheuen. Wir würden, wenn ſie aus Pflicht die Menſchlichkeit in ſich unterdrückt hätten, Achtung ihrer Abſicht ſchuldig ſeyn, indem Entſetzen vor der Handlung uns durchſchauerte. Aber von den meiſten der Handelnden macht es ihr ſonſtiger Charakter gewiß, daß ſie in den Hugenotten nur eine Partie von Gegnern ſahen, wider welche man ſich Alles erlauben zu dürfen freute, weil ſie glücklicherweiſe zugleich Ketzer ſeyen. Auch Katharina ſelbſt mag Afterglauben genug gehabt haben, um in Coligny den Reformirten von ganzem Herzen zu haſſen, und dieſen Haß ſogar für verdienſtlich zu halten. Aber eben ſo gewiß würde es ihr ſehr leid geweſen ſeyn, wenn der Mann, welcher ihrer Herrſchſucht Beſchränkung drohte, im Augenblick durch einen Gang in die Meſſe ſich weniger haſſenswerth gemacht hätte.

Schon hatte Tavannes ausgeſuchte Bürgerwachen, deren Anführer in des Königs Gegenwart hiezu befehligt worden waren, in der tiefſten Stille der unglücksſchwangern Bartholomäusnacht vor dem Stadthaus verſammelt. Schon wartete der Grimm des Herzogs von Guiſe mit dreihundert Mordluſtigen auf das verabredete Zeichen, Karl ſelbſt erſtickte in dieſem Augenblick auch die Stimme der Freundſchaft, in deren Geſellſchaft das Mitleiden ihm zum letzten Male ſich zu nähern verſucht hatte. Er ließ nach der Abendtafel und nach einigem Widerſtreben ſeinen ſonſt geliebten Geſellſchafter, den Grafen Franz von la Rochefoucauld, aus dem Schloſſe unwiſſend dem lauernden Tode entgegen gehen, welchem er nun ſogleich ſelbſt das Signal zum Würgen geben laſſen wollte. Noch gefühlloſer drängte Katharina die neuvermählte Königin von Navarra, ihre Tochter, dieſen Abend recht bald in die Zimmer ihres Gemahls ſich zu entfernen, wo doch ſo leicht Rache der Calviniſten oder die im Dunkel der Nacht umherirrende Mordgier ſie ſelbſt überfallen konnte. Alles mochte aufgeopfert werden, wenn nur ihr eigener Plan ſeine beſtimmten Opfer erhielte!

Und dennoch, da nun der König, nach gegebenem Mordſignale,

über der Pforte des Louvre in den Balcon gegen die Stadt hervortritt, da die wenigen Mitwiſſenden, die Königin Mutter an der Spitze, durch die einſamen Gänge ihn unter drängenden Beredungen begleitet hatten, da die Furien, jetzt von ihren Feſſeln losgelaſſen zu werden, knirſchten, erſtarrt dieſen Häuptern des Frevels das Herz. Die Menſchheit in ihnen fühlt die letzten Zuckungen. Blaß und außer ſich zittern ſie vor ſich ſelbſt, ſtarren einander an und ſind im Augenblicke eins, durch einen Eilenden den Mordbefehl zurückzunehmen und den Ausbruch der Gräuel zu hemmen, welche gewünſcht, beſchloſſen, geboten zu haben, ſie ſich nun ſelbſt nicht mehr zutrauen. Man hört einen Piſtolenſchuß. „Ob er Jemand beſchädigte, weiß ich nicht," — erzählte Katharinens Lieblingsſohn, der Herzog von Anjou — „aber daß er uns allen Dreien ins Herz ging, daß er uns Gefühl und Beſinnung nahm, dies weiß ich. Wir waren außer uns vor Schrecken und Beſtürzung über die jetzt begonnenen Verwirrungen."

Sie kam zu ſpät — dieſe feige Reue. Mehr eine ſchwache Tochter der Unentſchloſſenheit als der Ueberlegung, verdient ſie nur vor dem Menſchenkenner als Zeugin aufzutreten, wie überſpannt die Wuth der Leidenſchaft in den Urhebern der jetzt ſchon ausgebrochenen Jammerſcenen geweſen ſeyn muß, daß ſie nun im Augenblick der Vollendung in die gewaltſamſte Abſpannung aller ihrer Nerven und Kräfte plötzlich ſich auflöste.

Schon hätte Coligny's Schatten ſeine Genugthuung in dieſem Anblick des ſich ſelbſt peinigenden Laſters mit ſich hinübernehmen können. Der Herzog von Guiſe war, nach dem erſten Schall des Signals von der Frühmettenglocke, mit ſeiner Rotte gegen des Admirals Wohnung losgebrochen. Auf den Zuruf: „Im Namen des Königs!" wurde die Pforte geöffnet, ihre Wächter fielen, die Schweizer verkrochen ſich vor der hereinſtürzenden wüthenden Menge, der alte verwundete Coligny raffte ſich aus dem erſten Schlafe auf. Schon ſchallten ſeine Vorſäle von wilden Stimmen der Mordenden mit dem Röcheln der Erwürgten vermiſcht. Drei franzöſiſche Oberſten brachen in ſein Zimmer und ſchrieen ſeinen Tod ihm entgegen. Betend hatte ſich der fromme Held an die Wand gelehnt. Ein Italiener (Petrucci) und ein Deutſcher von Adel (Behm) drängten ſich

vor. „Biſt du Coligny?“ rief dieſer. „Ich bin's,“ antwortete mit feſter Stimme der Greis — „und hier, junger Menſch, achte du meinen grauen Kopf!“ Behm durchſtach ihn in dieſem Augenblick gefühlloſer, als Marius' Mörder. Rauchend zog er ſein Schwert zurück, gab ihm einige Kreuzhiebe über das Geſicht. Die Tollheit der Nachfolgenden zerſetzte den Körper mit tauſend Wunden. „Dies wäre vollbracht!“ grinste Behm auf den Hof hinab, und da der Graf von Angouleme, Karls Baſtardbruder, damit noch nicht zufrieden ſeyn wollte, warf man ihm zum Fenſter hinaus den Ermordeten vor die Füße. Gierig unterſuchte er das bluttrieſende Geſicht, und da er der That gewiß war, ſtieß er — den todten Löwen — mit einem Fußtritt von ſich.

Ueberall leuchteten indeß dem ſich fortwälzenden Mord Pechkerzen vor den Häuſern; die Straßen waren durch Ketten geſchloſſen; Wachen ſtunden im Hinterhalt gegen die Fliehenden; Andere drangen in die Straßen ſelbſt ein, wo, vom Schlummer aufgeſchreckt, die ſchimpflich getäuſchten Proteſtanten, wie ſie aus ihren Thüren hervorkamen, ihren Feinden in die Hände fielen. Für ſie fand ſich in dieſer unerwartetſten Noth weder Rath, noch Führer, noch Sammelplatz. Die Katholiken erkannten ſich unter einander an einem weißen Tuch um den linken Arm und an einem Kreuz von eben dieſer Farbe. Das Zeichen des großen Dulders und die Farbe der Unſchuld entweihten ſie zum Meuchelmord ihrer Brüder. Hätten ſich die Verfolgten von ihrer Beſtürzung ſammeln können, hätten ſich mehrere vereint und ſo tapfer vertheidigt, wie wenige Einzelne dieſen Ruhm behaupteten, vielleicht hätte der Frevel mitten in ſeinem Triumph ſeine Strafe gefunden.

Sobald es an Schlachtopfern auf den Straßen zu fehlen anfing, brach man in die Wohnungen ſelbſt ein. Kein Alter, kein perſönlicher Werth ſchützte hier. Des Admirals Schwiegerſohn, Teligny, war ſo liebenswürdig, daß die erſten, welche ihn zu morden aufſuchten, ſich betroffen zurückzogen. Aber bald fanden ihn Gefühlloſere. Die Pariſer Bürgerwachen, welche bei Ertheilung des Mordbefehls zurückgebebt waren, übertrafen nun, in Wuth geſetzt, alle Erwartung der unmenſchlichſten Anführer. Die verſtümmelten Leichname wurden aus den Fenſtern herabgeſtürzt,

und nicht nur nackt in die Seine, ſondern oft noch zum Poſſenſpiele des Grimms oder der Wolluſt ſonſt umhergeſchleppt. Wer lebend oder verwundet entrann und ſich für gerettet hielt, fiel doch meiſt noch durch die herumſtreifenden Bürger oder durch die Guiſeſchen Horden, unter welchen Tavannes die Wuth durch Hohngelächter entflammte. „Nur immer zu mit dieſer Aderläſſe,“ ſpottete er. „Sie iſt im Auguſt ſo geſund als im Mai.“ — Bei dieſem Tavannes war jene wilde Luſtigkeit ſo ſehr Folge der ſoldatiſchen Ueberzeugung, Gott und dem König den größten Dienſt gethan zu haben, daß er ſelbſt noch in ſeiner letzten Beichte die Bartholomäusnacht für die Unternehmung ſeines Lebens erklärte, wegen welcher er ſeiner Sünden Vergebung hoffe. Aber auch jeder Privathaß fand nun zugleich ſeine Beute, da unter dem heiligſten Vorwand Religionsfanatismus ſie ihm in die Hände lieferte. Andere, ſelbſt Edelleute, raubten unter dem Schutz dieſes blinden Dämons. Selbſt der König und ſeine Mutter ſollen von den geplünderten Koſtbarkeiten Geſchenke angenommen haben. Die Dinge hatten ihre Namen geändert, Niederträchtigkeit war Herablaſſung. Einem ſterbenden Hugenotten entriſſene Brillanten ſchienen jetzt der Schmuck, welcher den Streitern Gottes als früher irdiſcher Lohn gebühre. Sie wurden das Erinnerungszeichen an Tage, wo ſelbſt unter den Augen des Königs, ſelbſt in dem Palaſte, in welchem der Verlaſſenſte, um ſeinen Schutz von der Gerechtigkeit zu fordern, ſicher ſeyn ſollte, kaum Laune und Willkür einigen Wenigen ihr Leben als kümmerliches Gnadengeſchenk erhalten hatten. Wer ſonſt im Louvre Rettung ſuchte, fand durch die Wachen ſeines Königs ſchon an den Pforten ſeinen Tod. Die Geſchichte nennt Zeugen, daß der König ſelbſt aus dem Louvre auf fliehende Hugenotten ſchoß. Und eine Stunde nach dem Ausbruch des allgemeinen Mordfeſtes war auch in den verborgenſten Zimmern des Palaſtes kein Winkel mehr ohne Blut und Leichen. Den achtzigjährigen Hofmeiſter des Prinzen von Conti rettete nicht das Flehen ſeines Zöglings von den Dolchen, welche dieſer mit ſchwachen Händen aufhalten wollte. Blutend und verzweiflungsvoll warf ſich Gaſto von Leyran in das Schlafzimmer der Königin von Navarra und machte ſie ſelbſt zu ſeinem Schild gegen vier Söldner, die ihm nachſetzten. Die Königin floh zur Herzogin von Lothringen,

ihrer Schweſter; an der Thür ſtieß man einen Edelmann neben ihr nieder; ſie ſank ohnmächtig ins Zimmer hin, und erwachte mit neuem Schrecken über das Schickſal, in welches dieſe „Bluthochzeit" ihren eigenen Gemahl geſtürzt haben werde.

Dieſer war mit dem Brudersſohn ſeines Vaters, dem Prinzen von Condé, während der Tag über den bisherigen Mordſcenen anbrach, zum Könige gefordert worden, der es ihnen beiden als Uebermaß ſeiner Gnade anrechnete, daß ſie, von der ganzen hugenottiſchen Partie die Einzigen, von ihm zum voraus das Leben zum Geſchenk erhalten hätten. Aber mit wilder Miene forderte er ihnen nun die ſchleunigſte Abſchwörung der reformirten Religion als einen Beweis ab, daß ſie bisher bloß die Verführten geweſen ſeyen. Sie waren mitten durch die zum Mord bereiten Garden herzugeführt worden. Im Zimmer des Königs konnten ſie in einiger Entfernung noch das Winſeln der Ihrigen hören, welche, aus dem Palaſt unter die in doppelte Reihen geſtellten Schloßwachen zuſammengetrieben, von dieſen niedergeſtoßen wurden. Da die Prinzen dem König zweifelhaft antworteten, rief er ihnen mit einem ſeiner Flüche zu: daß ſie innerhalb drei Tagen zwiſchen der Meſſe und der Baſtille zu wählen hätten! Dies war auch wirklich für ihn von den jetzigen Grauſamkeiten allen faſt der einzige Gewinn, daß ſich Heinrich von Navarra mit ſeiner Schweſter in dieſer Zeit einen geheuchelten Uebergang zur katholiſchen Kirche abnöthigen ließen; und der Prinz von Condé nach etwas längerem Widerſtand ihrem Beiſpiel nachfolgte.

Berauſcht von dem glücklichen Erfolg der mörderiſchen Nacht, in welcher man zwiſchen Furcht und Wuth geſchwebt hatte, kannte Karls unbändiger Charakter ganz keine Rückſichten mehr. Noch drei Tage dauerte das Morden, wo man nur irgend in der Gegend ein verſtecktes Opfer der Rache aufjagen konnte. Und unter dieſen Gräueln durchzog der König mit ſeinen Höflingen die Stadt, und luſtwandelte unter Blut, Leichen und Trümmern. Man hatte Coligny's Leichnam, auf alle Weiſe mißhandelt und umhergeworfen, endlich bei Montfaucon an den Galgen aufgehenkt. Selbſt dahin kam der König, um an den verſtümmelten Reſten vom Körper eines Greiſen ſeine Luſt zu ſehen, deſſen Anblick ihm vor wenigen Tagen noch

unwiderſtehlich Achtung geboten hatte. Eines Feindes Leiche, ſpottete er dem Vitellius nach, riecht immer gut! — Aber noch mehr verächtliche Unbeſonnenheit begleitete ſeine jetzigen Staatshandlungen.

Während der offenbarſten Theilnahme an den Verbrechen dieſer Tage ſetzte ſich Karl ſo ſehr über allen Schein von Achtung gegen ſich und Andere weg, daß er am erſten Tage in Schreiben an Statthalter der Provinzen und an auswärtige Höfe jeden Antheil an dem Geſchehenen von ſich ablehnte, und Alles vielmehr dem Trotz der Guiſen und der Chatillons aufbürden zu können wähnte, am dritten Tage aber eine feierliche Sitzung im Parlament hielt, um den ermordeten Admiral der ſchändlichſten Verrätherei gegen Thron und Staat zu beſchuldigen, ſein Andenken durch die ſchimpflichſten Strafen eines Majeſtätsverbrechers ſchänden zu laſſen, und den Untergang der Partie als ihre verdiente, von ihm ſelbſt befohlene Strafe zu rechtfertigen. So ſehr war er jetzt, unmächtiger als vorher, das Spiel der Intriguen ſeiner Mutter. Beim erſten Schritt, mit welchem ſie ihn in den Mordanſchlag hereinzuziehen gewußt hatte, ward er beredet, daß der allgemeine Haß auf die Guiſen fallen, der Gewinn aber, Befreiung von Furcht und Gefahren, ſein eigen ſeyn würde. Sobald aber nun nach vollbrachter That eine neue Faction der Montmorency's, welche für Coligny und die Seinigen Rache forderten, wider die Guiſen zu entſtehen drohte, ward er genöthigt, in die ganze Schuld einzuſtehen, um nicht als der ſchwache nichtsbedeutende Inhaber des Throns zu erſcheinen, unter deſſen Augen Jeder ohne ſeinen Willen Alles ſich zu erlauben wage. Um den Schein zu haben von dem, was er nicht war und nicht werden konnte, wurde er wirklich das, was er von ſich zu bekennen erröthete, und was für ſich ſelbſt zu unternehmen ihm Muth und Liſt gefehlt hätten. Um nicht ſchwach zu ſcheinen, war er ſchwach genug, von allen Uebrigen ſich zur Verſchleierung ihrer Thaten mißbrauchen zu laſſen und in ihrem Namen der Gegenſtand jener Verachtung zu werden, zu welcher ſein Reich, das Ausland und die Nachwelt den Regenten, unter dem eine Bartholomäusnacht ſo ſchändlich entheiligt werden konnte, unerbittlich verdammen mußten. Und für all dieſe Unſterblichkeit der Schande hatte er nicht einmal auf einen

Augenblick den Zweck erreicht, welchen die Stifter des Unglücks ihm als ſeine Entſchädigung vorgeſpiegelt hatten.

Es iſt eine wahre Genugthuung in der hiſtoriſchen Bemerkung, daß gerade die entſchiedenſten Wagſtücke des Laſters, wenn gleich alle Verſchlagenheit an ihnen ſich müde geſonnen, die gereizteſte Wildheit ſie vollbracht und das furchtbarſte Bollwerk gegen Verantwortlichkeit, der Thron ſelbſt, ſie geſchützt hatte, dennoch ihres Zieles verfehlt, oft die entgegengeſetzteſten Folgen herbeigezogen, und den Thätern nichts als eine verdoppelte Verzweiſlung des leeren Beſtrebens und der nagenden Vorwürfe ihres innern Richters bereitet haben.

Zwar ſparten die Häupter der ſiegenden Partie nichts von Liſt und Gewalt, um die Früchte der Thaten ſich zu ſichern, über welche bloß ein glücklicher Ausgang, jener falſche Probirſtein des Schlechten und des Guten, ihnen die Reue erſparen zu können ſchien.

Man verhängte noch über einige von der mißhandelten Partie förmliche Gerichte, und es wurden Juſtizmorde daraus: man brandmarkte das Andenken des Admirals durch ein gerichtliches Urtheil über ihn als Verräther und Königsmörder, und ließ es unter den ſchimpflichſten Gebräuchen in den Hauptſtädten des Reichs exequiren. Sein Wappen wurde durch den Henker zerſchlagen, ſeine Kinder ihres Vermögens und aller Hoffnung zu Bedienungen verluſtig erklärt; ſein Schloß zum öden Denkmal ſeiner Schande der Zerſtörung übergeben. Man eilte, in ganz Frankreich durch Mordbefehle die Hugenotten, als Mitſchuldige jener Verbrechen, zu verfolgen. Aber nichts hinderte die entgegengeſetzten, aus dem Vergangenen ſich entwickelnden Wirkungen. Was das Parlament zu Paris, in welchem der Präſident de Thou den König als Ankläger der Ermordeten mit halb erſticktem Seufzen anhörte, in der Nähe des Thrones nicht wagte, das thaten einige brave Statthalter der Provinzen. Einer — der Graf von Orthe, Befehlshaber zu Bayonne — ſchrieb dem König auf ſeine Mordbefehle zu: „daß er die Seinigen als gute Bürger und als brave Soldaten, aber keinen einzigen Henker unter ihnen gefunden habe.“ Andere — die Geſchichte nennt unter ihnen auch einen Biſchof — ließen die Befehle nicht zur Vollziehung kommen. Der ſchnelle Tod von einigen dieſer

Vertheidiger der Unſchuld ließ auf Vergiftung argwohnen. Dennoch blieben, beſonders in Dauphiné, Provence, Bourgogne und Auvergne, die Proteſtanten geſchont. Manche der Vornehmſten waren nicht in Paris geweſen, andere doch dem Blutbad entflohen. Viele ſuchten im Ausland Hülfe, wo, vorzüglich unter den biedern Deutſchen, Katholiken ſowohl als Proteſtanten, der Abſcheu gegen ihre Verfolger den Muth, ſie zur Rache zu unterſtützen, anfachte, bei andern wenigſtens das Mitleiden, ihrer zu ſchonen, nährte. Denen in Frankreich Zurückgebliebenen gaben bald einige über die Katholiken erhaltene Vortheile neue Hoffnung. Die aufs höchſte geſtiegene Gefahr vervielfältigt die Kräfte, ſobald nur die erſte Beſtürzung vorüber iſt.

Zu frühe feierten zu Rom die Diener des heiligen Stuhls ſeinen Sieg über die franzöſiſchen Ketzer durch alles weltliche und geiſtliche Freudengetümmel, durch Meſſen und Kanonendonner. Zu leichtſinnig glaubte man am Hofe zu Paris das Andenken an die vertilgten Hugenotten doch noch durch ein jährliches Feſt über ihren Untergang verewigen zu müſſen. Mit blutiger Rache brachten ſie ſich bald ſelbſt wieder in Erinnerung. Siebenzigtauſend Calviniſten waren, nach Sully, in acht Mordtagen in Frankreich gefallen. Aber wen eine ſolche Verkettung des Verderbens nicht zu Grunde gerichtet hat, der hält ſich bald für unüberwindlicher, als er iſt! Halb Furcht, halb neue Liſt dictirte dem König ſchon am 28. October einen Befehl, der ihnen überall Schutz und die Rückgabe ihrer Güter zuſagte.

Argliſt und Klugheit, welch ein ungleiches Schweſternpaar! Indem dieſe dem erlaubten Zweck auf Pfaden ſich nähert, die von der Rechtſchaffenheit geſichert werden, krümmt ſich jene auf täuſchenden Irrwegen zu Zielen fort, welche ſie nie, oder nur zu eigener Schande erreicht. Das Schwanken des Hofs von Grauſamkeit zur Nachſicht, was konnte dies anders, als gegen fortdauernde Hofcabalen den Blick des Argwohns ſchärfen, und die Schwäche der königlichen Partie noch ſichtbarer bloßſtellen? Denn Partie hatte nun der König genommen. Das ganze mächtige Uebergewicht, welches die Erhabenheit des Throns gibt, iſt verloren, wenn der Fürſt, vom Ungeſtüm des Partiegeiſtes verführt, ſelbſt in eine Faction wider die andere ſich herabziehen läßt. So lang er auf dem Throne ſteht, gebietet ſein Anſehen

Ehrfurcht auf beiden Seiten. Iſt er ſelbſt auf eine Seite getreten, ſo ſieht die gedrückte Partie den Sitz der gemeinſchaftlichen Gerechtigkeit leer. Alles, was gegen ſie geſchieht, iſt nun Verfolgung und wird nicht mehr von jenem geheimen Eindruck begleitet, welcher ſonſt bewirkt, daß Strafen des Staats, vom Vollſtrecker der Geſetze auferlegt, nicht reizen, ſondern bändigen.

Indem ſich die Proteſtanten unter den Begünſtigungen der Inconſequenz, welche den Deſpotismus in keinem Zeitalter verläßt, in ihre feſtern Schutzplätze wieder ſammelten, ſahen ſie ihre Partie unerwartet von einer neuen unterſtützt, welche dem Hof weit furchtbarer ſeyn mußte. Sie war mitten in des Feindes Gebiet, am Hofe ſelbſt. Mitgefühl des Unrechts ſchafft dem Unterdruckten unverhoffte Freunde. Nicht wenige von den vornehmſten Katholiken wurden gegen die Hugenotten geneigter, je unwiderſtehlicher die hinterliſtige Behandlung das Gefühl der Biederkeit in ihnen beleidigte. Selbſt bei Karls drittem Bruder, dem Herzog von Alençon, war das Gefühl der Geiſtesüberlegenheit des mißhandelten Admirals unauslöſchlich.

Noch Mehrere, die, gegen allen Religionsunterſchied bereit gleichgültig zu ſeyn, durch Stand und Geburt gleichſam berechtigt waren, lernten, was die Intrique Katharina's, mit Karls Ungeſtüm gepaart, unfehlbar gegen Jeden, der ihr im Wege ſtehe, ſich erlauben könne. Wer hätte auch die mächtigen Montmorency bereden können, daß ihnen das Schickſal ihrer Verwandten, der Coligny, weniger drohe, weil ſie wenigſtens mit dem Hofe einerlei Glaubensbekenntniß hätten? Sie ſahen zu deutlich, daß ſie die Eiferſucht der Königin Mutter auf jede ihr ſich nähernde Gegenmacht gemeinſchaftlich mit den Ermordeten gegen ſich hatten.

Alles überdies, was aus irgend einer Urſache mit der herrſchenden Hofpartie mißvergnügt war, vor ihr ſich zu fürchten, oder von ihr etwas zu ertrotzen hatte, war wenigſtens, ſo lange es Jedem zweckmäßig ſchien, nicht geneigt, in den Hagenotten die Feinde des Hofs völlig unterdrücken zu laſſen.

Kein Wunder, daß die ganze innere Schwäche der königlichen Partie, ſobald es zu einer Kriegsunternehmung kam, gegen die unerwartete innere Stärke des kleinen Haufens der Proteſtanten in einem beſchämenden Contraſt erſchien. Die feſte Seeſtadt

Rochelle hielt man für die letzte Schutzwehr der Proteſtanten. Das Beſte war, daß dieſe von dem Ort eben ſo dachten. Sie vertheidigten ihn, wie man um ein Palladium kämpft, da Katharina ihren Lieblingsſohn mit einem furchtbaren Heere unter Birons Anführung abſchickte, um hier am Ocean, auf den Ruinen des franzöſiſchen Proteſtantismus, ihrem, in der Bartholomäusnacht begonnenen tragiſchen Werke die Krone aufzuſetzen. Die Stadt wurde nur von 1500 Soldaten und 2000 bewaffneten Bürgern vertheidigt. Aber Alle, ſelbſt Kinder und Weiber, wurden Krieger. Höchſt unbedeutend war eine Hülfe, die Montgommery aus England den Belagerten zuführte; aber ſie fanden genug in ſich ſelbſt. Fünf Monate fochten ſie, und nicht bloß für ſich; denn ihnen allein ſchmeichelte man, Gewiſſensfreiheit und bürgerliche Sicherheit gerne zu accordiren. Sie hörten aber von nichts, ſo lange ihre Glaubensgenoſſen nicht mit in den Genuß der Früchte ihrer Tapferkeit eingeſchloſſen ſeyn würden.

Unter den vielen Seltenheiten einer ſolchen Kriegsunternehmung war die ſonderbarſte der Anführer der Rocheller. Er war ihnen vom König ſelbſt gegeben. De la Noue, ein Calviniſte, welcher kurz vor der Ermordung des Admirals den Krieg nach den Niederlanden zu ſpielen, den erſten, aber unglücklichen Verſuch gemacht hatte, ward vom Könige genöthigt, zu den Rochellern überzugehen, um ihr Vertrauen ganz zu gewinnen und ſie zur Uebergabe zu überreden. Sie wußten dies, und dennoch nahmen ſie ihn mit der Bedingung auf, ihr Anführer zu werden. Er erfüllte dieſe kriegeriſchen Pflichten gegen ſeine Partie ſo genau, als die patriotiſche gegen das Vaterland, angelegentlichſt Frieden zu rathen, ſo oft er die Rocheller von einem glücklichen Ausfall zurückführte. Nur als Friedensſtifter gehorchten ſie ihm nicht. Aber eine ſeltene Ehre bleibt es für die Proteſtanten, einen Mann beſeſſen zu haben, welcher zwiſchen einem ſchmeichelnden Hof und einer unruhigen Religionspartie ſo feſt in der Mitte ſtund, daß beide ihn achten mußten, weil kein Theil von der Befolgung ſeiner Ueberzeugung ihn abzubringen vermochte.

Der größte Vortheil für die Belagerten war, daß man die Macht, welche man gegen ſie aufbot, nach der Zahl und nicht nach der Tauglichkeit gewählt hatte. Während man Alles zum

Heere zuſammentrieb, was der Hof auch von falſchen Freunden und von Schwächlingen irgend in Bewegung ſetzen konnte, hatte man nur ſo langſam herbeirücken können, daß ſie indeß den möglichſten Vorrath aller Art in ihre Mauern brachten. Dagegen war die Menge der Unnützen im Lager gegen die Belagerer ſelbſt der größte Feind, und ihr ſcheinbares Oberhaupt, der gehaßte Herzog von Anjou, die Urſache zur Fortdauer ihres vergeblichen Kampfs. Wie in ſeinem ganzen Leben, ſo quälte ihn auch hier die blinde Ehrſucht, nichts, was er angefangen hätte, aufgeben zu wollen. Dennoch befeuerte ihn eben dieſe Leidenſchaft nicht, für ſeinen Zweck auch mit möglichſter Thätigkeit alle Mittel zu vereinigen. Das Heer wurde ihm ganz ähnlich. Viele Wagſtücke ohne Plan und Unordnung hatten ſeine Reihen ſchon ſehr dünne gemacht. Krankheiten wirkten in einem ſo langwierigen Standlager noch mehr. Und, damit kein Uebel vorbeiginge, ohne den Samen eines neuen in ſich zu erzeugen, gerade die Vereinigung aller Mißvergnügten in dieſem Heerzug gab jedem Unruhigen volle Gelegenheit, unter Seinesgleichen Partie zu machen oder zu nehmen. Noch war es vielleicht bloß die unregelmäßige jugendliche Ungeduld, vor der Zeit ſich bedeutend zu machen, was den jüngeren Bruder des Herzogs von Anjou, den Herzog von Alençon ſelbſt, zu raſchen, aber folgeloſen Planen gegen den Hof verleitete. Aber ſchlimm genug, wenn jene Sucht, den Mißvergnügten zu ſpielen, ſo frühe geweckt iſt. Ein zwecklos entzündeter Ehrgeiz hört nie auf, Alles in Unruhe zu ſetzen, wäre es auch nur, um ſich und Andern zu verbergen, daß er nichts zu erreichen habe.

Kaum hatte dem Herzog von Anjou ſeine Wahl zum König von Polen den ſcheinbaren Vorwand gegeben, von den Rochellern durch einen Vertrag (vom 6. Julius 1573) ſich loszuwickeln; kaum hatte ihn Katharina mit einem bedeutungsvollen Blick auf den ſchon hinwelkenden König Karl aus ihren Armen in jenes Königreich abreiſen laſſen, welches ſeit Jahrhunderten durch ſich ſelbſt zum Spiel der Ausländer gemacht wird; kaum ſchien, durch die ſchauervolle Eroberung der kleinen proteſtantiſchen Veſte Sancerre, welche mit Rochelle durch Tapferkeit, aber nicht durch äußere Begünſtigung des Glücks wetteifern konnte, der letzte Kampfplatz der ſtreitenden Partien zernichtet zu ſeyn, ſo trat

das Ungeheuer innerlicher Unruhen in verdoppelter Geſtalt nicht bloß in den Provinzen, ſondern auch am Hofe und ſogar in der Familie des Königs ſelbſt auf.

Mit Karln ſollte es furchtbar enden. Seit er ſich unter den Mordſcenen der Bartholomäusnacht außer ſich ſelbſt verloren hatte, war er nie wieder, was er ſeyn konnte. Wie er nicht die Standhaftigkeit gehabt hatte, ſich von jener Herabwürdigung des Menſchen und des Fürſten in ihm zurückzuhalten, ſo war er jetzt nach vollbrachter That weder leichtſinnig noch gewiſſenlos genug, der innern Rüge derſelben unter irgend einem ſchlüpfrigen Vorwand zu entfliehen, oder mit der eiſernen Stirn der Schamloſigkeit zu trotzen. Der Aberglaube ſeiner Zeit, welchem er ſo viele Opfer gebracht hatte, war ſelbſt ſeine Strafe. Wo er einſam war, glaubte er ſich von den Manen der Erſchlagenen verfolgt. Blutende Geſtalten machten ſeine Nächte ſchlaflos, ſeine Ruhe ihm zur Hölle. Er warf ſich mit ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm in wilde Zerſtreuungen, aber die Ermattung überlieferte ihn wieder den Peinigungen ſeiner zerrütteten Seele. Er verſuchte es, durch neue Grauſamkeiten ſich ſelbſt abzuſtumpfen; aber er war zu jung und wirklich von der Natur zu gutartig gebildet, als daß er jenen abſcheulichen Troſt abgehärteter Frevler zu ereilen vermocht hätte. Katharina wußte ſich dagegen zu bereden, daß ſie nur etwa vier bis ſechs von den Ermordungen der Bartholomäusnacht auf dem Gewiſſen habe. So viele hatte ſie ſelbſt namentlich gefordert. Und von dieſen hatte ſie leicht ſich zu abſolviren, wenn etwa ihr Beichtvater, wie Naudé,[1] für den ganzen Frevel den feinen höfiſchen Namen eines „Staatsſtreichs“ erfinden oder ahnen konnte.

In Karln hingegen konnten nur, wenn er einen Blick um ſich her warf, ſeine innern Qualen verſtummen; ſie wurden dann zurückgeſchreckt durch Beſorgniſſe der gegenwärtigſten Gefahren, welche ihn zunächſt umſchloſſen. Er kannte ſeinen nächſten Bruder. Die Geſchichte kennt ihn als Heinrich III., und genug mag es hier zur Schilderung von ihm ſeyn, wenn man ſich immerhin erinnert, daß die Stifterin der Bluthochzeit ihn ihren

[1] Gab. Naudé in ſeinen considérations politiques sur les coups d'état, Ch. III bedauert nur, daß dieſer Staatsſtreich bloß halb ausgeführt worden ſey. Sehr conſequent!

übrigen Söhnen auffallend vorzog. Eben dieſe ſeine Mutter kannte Karl auch. Sie hatte ihn an den Abgrund geführt, an welchem ſeine Schwermuth jetzt ſchauerte. Von ihr mußte er ſich weiter, wohin es ihr gefiel, treiben laſſen. Oder wußte er nicht, wie oft ſchon wenigſtens der Verdacht, auch im Giftmiſchen eine Italienerin zu ſeyn, ſelbſt bei dem Tode von Perſonen aus der königlichen Familie auf ſie gefallen war? Er ſelbſt war ſo oft das Werkzeug ihrer über Mittel nie verlegenen Herrſchſucht geweſen, daß er vor ſeiner eigenen Mutter zittern mußte, wenn er einmal ihren Winken ſich zu widerſetzen die Laune gehabt hatte, und den Herzog von Anjou in ihren Armen ſah.

Das Schickſal ſchien ſich ſeiner zu erbarmen, da der Herzog (1573) als König nach Polen abging. Höchſt wahrſcheinlich bürdet man ſelbſt der Königin Mutter diesmal zu viel auf, wenn Manche glauben, daß ſie ihren zweiten Sohn nicht von ſich gelaſſen habe, ehe ſie ſich von dem baldigen Tode des erſten gewiß gemacht hatte. Es iſt wahr, Karl kränkelte ſchon ſichtbar. Aber der unbändige Jüngling auf dem Throne hatte gegen ſich ſelbſt ſo viel gethan, um durch die geheimeren Gifte der Natur ſich zu zerſtören, daß es kaum noch nöthig iſt, den verzehrenden Kummer ſeiner letzten Jahre zur Erklärung ſeines Hinwelkens vor dem 25ſten Lebensjahre hinzuzudenken. Sein Anblick konnte der Mutter Bürge dafür ſeyn, daß ſie ihren Heinrich nach Polen ſicher mit den bedeutſamen Worten entlaſſen könne: „Gehe, mein Sohn; lange wirſt du nicht weg ſeyn.“

Nur Karls Zuſtand war auch durch dieſe Erleichterung um nichts gebeſſert. Je trüber jeden Tag ſeine Kränklichkeit ihm ohnehin die Ausſicht in die Zukunft malte, je verſchloſſener er ſelbſt gegen alle Theilnahme ward, deſto mehr häuften ſich in der Wirklichkeit die Urſachen zum ſchnellen Wechſel zwiſchen Ungeſtüm und Niedergeſchlagenheit.

Für die Abweſenheit ihres zweiten Sohns ſchien ſich Katharina um ſo ausſchließender durch Erfüllung ihrer Herrſchſucht entſchädigen zu wollen. War Karl oft auch gegen ſie ungeberdig und wild, ſo häufte ſie dafür alle Beängſtigungen für ihn aus der wahren oder erdichteten Lage der Dinge, durch die ſorgfältigſte Entwicklung der ſchlimmſten Möglichkeiten, damit er ihr, als Retterin, nach ſeinem Scepter zu greifen, deſto

geduldiger geſtattete. Er hatte nur noch Kraft genug, ſich überall mit ihren Ränken umgeben zu ſehen und den Haß zu fühlen, welchen ſie auch jetzt noch immer durch angelegte Meuchelmorde, durch gebrochene Zuſagen, durch Verwirrung Aller mit Allen, ſeinem Namen zuzog, der ihre Handlungen auf alle Fälle decken mußte.

In ſeinem dritten Bruder gährte die vor Rochelle ſchon gezeigte Sucht, ſich auf irgend eine Weiſe geltend zu machen, immer aufs neue. Er vertrieb ſich eine gute Zeit über bloß die Langeweile mit Abwechſelung im Anlegen und im Verrathen ſeiner Plane zu einer Flucht vom Hofe. Er ſchien entlaufen zu wollen, damit Andere ſeine Wichtigkeit nach dem Beſtreben ſchätzen lernen möchten, ihn wieder aufzufinden und zurückzubringen. Aber hinter dieſe leidenſchaftliche Unbeſonnenheit der Jugend verſteckten andere erfahrenere Unruheſtifter ihre Entwürfe. Unter dem ſchützenden Namen der Prinzen bildete ſich wieder am Hofe ſelbſt eine Partie der Mißvergnügten, die ſich zum Unterſchied von der religiöſen Partie der Proteſtanten die Politiker nannten. In einem weſentlichern Sinne verdienten ſie dieſe Benennung nie. Ihre Politik nützte Niemand als ihren Gegnern. So lange die Proteſtanten ſich an ſie anſchloſſen, hatte Katharina gegen beide weit leichteres Spiel, wie ſonſt. Wäre nicht das Intereſſe des Herzogs von Alençon ſo gewiß den Abſichten ſeines zweiten Bruders auf den Thron von Frankreich und alſo auch der Königin Mutter entgegen geweſen, ſo würde die Vermuthung Wahrſcheinlichkeit gewinnen, daß der Herzog mehr der Spion ſeiner Mutter unter den Unzufriedenen als ſelbſt ihr Gegner geweſen ſey; ſo unbegreiflich leichtſinnig überlieferte er Alle, welche mit ihm complotirt hatten, durch die willkürlichſten Entdeckungen, der Rache dieſer Frau, welche jetzt aufs neue die Regentſchaft über Karln und über Frankreich in Händen hatte. Wollte ſie dieſen ihren eben ſo unfolgſamen als unglücklichen Mündel zittern machen, ſo wußte ſie ihm die Verſchwörungen des Herzogs ſo furchtbar vorzuſtellen, daß der ganze Hof in Nachtkleidern nach Paris entrinnen, und der kranke Karl um Mitternacht vor ſeinem dritten Bruder flüchten zu müſſen glaubte. „Hätten ſie doch wenigſtens warten können, bis ich todt bin!“ ſeufzte der von innen und außen umgetriebene lebensſatte Jüngling.

Noch aber erlebte er, daß ſein Heer gegen ſeinen geliebtern Bruder zu fechten auszog, nachdem dieſer endlich doch mit dem in der Hofſklaverei lange mißhandelten König von Navarra und dem Prinzen von Condé wirklich entflohen war.

Er erlebte die Unmöglichkeit, ſein Scepter andern Händen als ſeiner Mutter — und alſo gerade ſeinem mit ſo viel Kunſt und Luſt ins ferne Polen beförderten Bruder — hinzugeben. Er erlebte ein neues Auftreten der Proteſtanten im offenen Felde, und ſah in ihrer Vereinigung mit allen andern Mißvergnügten des Reichs den Beweis, daß die Zwietracht künftig durch religiöſe und bürgerliche Unzufriedenheit, wie aus doppeltem Rachen, Flammen über Frankreich ausſpeien werde, und daß Alles, womit ihn ſein Gewiſſen ſeit der Bartholomäusnacht folterte, eben ſo fruchtlos als abſcheulich geweſen war. Kurz, er erlebte ſo viel, daß es ihm noch *Troſt* war, nicht Vater eines Sohns zu ſeyn, welcher die Laſt der Krone von ihm zu erben hätte.[1]

[1] *Anmerkung des Herausgebers.* Eine Fortſetzung dieſer Geſchichte, die Schiller ſelbſt wegen ſeiner damaligen Krankheit nicht beendigte, hat Hr. Profeſſor Paulus im 9ten Band der 2ten Abtheilung der hiſtoriſchen Memoires geliefert, nachdem er die fernere Herausgabe dieſer Sammlung zum Theil übernommen hatte.

Herzog von Alba bei einem Frühſtück
auf dem
Schloſſe zu Rudolſtadt, im Jahr 1547.[1]

Indem ich eine alte Chronik vom ſechzehnten Jahrhundert durchblättere (Res in Ecclesia et Politica Christiana gestae ab anno 1500 ad an. 1600. Aut. J. Soeffing, Th. D. Rudolst. 1676), finde ich nachſtehende Anekdote, die aus mehr als Einer Urſache es verdient, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. In einer Schrift, die den Titel führt: Mausolea manibus Metzelii posita a. Fr. Melch. Dedekindo 1738, finde ich ſie beſtätigt; auch kann man ſie in Spangenbergs Adelſpiegel Th. I. B. 13, S. 445 nachſchlagen.

Eine deutſche Dame aus einem Hauſe, das ſchon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutſchen Reich einen Kaiſer gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entſchloſſenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiſer Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf ſeinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborene Fürſtin von Henneberg, einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden ſpaniſchen Armee nichts zu leiden haben ſollten. Dagegen verband ſie ſich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolſtadt an die Saalbrücke ſchaffen zu laſſen, um die ſpaniſchen Truppen, die dort überſetzen würden, zu verſorgen. Doch gebrauchte ſie dabei

[1] Anmerk. des Herausgebers. Im deutſchen Mercur vom Jahr 1788 findet ſich dieſer Aufſatz.

die Vorſicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geſchwindigkeit abbrechen, und in einer größern Entfernung über das Waſſer ſchlagen zu laſſen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raubluſtigen Gäſte nicht in Verſuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortſchaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre beſten Habſeligkeiten auf das Rudolſtädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile naherte ſich der ſpaniſche General, vom Herzog Heinrich von Braunſchweig und deſſen Söhnen begleitet, der Stadt, und bat ſich durch einen Boten, den er voranſchickte, bei der Gräſin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaſte. Eine ſo beſcheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers gethan, konnte nicht wohl abgeſchlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermochte, war die Antwort; ſeine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken und dem ſpaniſchen General die gewiſſenhafte Beobachtung derſelben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut beſetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schloſſe. Er muß geſtehen, daß die thüringiſchen Damen eine ſehr gute Küche fuhren und auf die Ehre des Gaſtrechts halten. Noch hat man ſich kaum niedergeſetzt, als ein Eilbote die Gräſin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die ſpaniſchen Soldaten Gewalt gebraucht, und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem Aermſten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr ſelbſt zugeſtoßen. Aufs Aeußerſte über dieſe Wortbrüchigkeit entrüſtet, doch von ihrer Geiſtesgegenwart nicht verlaſſen, befiehlt ſie ihrer ganzen Dienerſchaft, ſich in aller Geſchwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; ſie ſelbſt begibt ſich wieder nach dem Saale, wo die Fürſten noch bei Tiſche ſitzen. Hier klagt ſie ihnen in den beweglichſten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie ſchlecht man das gegebene Kaiſerwort gehalten. Man erwiedert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch ſey, und daß bei einem Durchmarſch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten ſtünden. „Das wollen wir doch ſehen,“ antwortete

ſie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!“ — indem ſie drohend ihre Stimme anſtrengte, „Fürſtenblut für Ochſenblut!“ Mit dieſer bündigen Erklärung verließ ſie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die ſich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürſten pflanzten und das Frühſtück bedienten. Beim Eintritt dieſer kampfluſtigen Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; ſtumm und betreten ſah man einander an. Abgeſchnitten von der Armee, von einer überlegenen handfeſten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als ſich in Geduld zu faſſen, und auf welche Bedingungen es auch ſey, die beleidigte Dame zu verſöhnen. Heinrich von Braunſchweig faßte ſich zuerſt und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Luſtige zu kehren, und hielt der Gräfin eine große Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entſchloſſenen Muth, den ſie bewieſen. Er bat ſie, ſich ruhig zu verhalten, und nahm es auf ſich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig ſey, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte ſie ſich aufs ſchönſte bei ihren Gäſten, die ſehr höflich von ihr Abſchied nahmen.

Ohne Zweifel war es dieſe Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmüthigen erworben. Man rühmt noch ihre ſtandhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die ſchon durch ihren Gemahl, Graf Heinrich XXXVII., darin eingeführt worden, das Mönchsweſen abzuſchaffen und den Schulunterricht zu verbeſſern. Vielen proteſtantiſchen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszuſtehen hatten, ließ ſie Schutz und Unterſtützung angedeihen. Unter dieſen war ein gewiſſer Caſpar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaiſers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war, und, weil er ſich dort geweigert hatte eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelaſſenen Soldaten in einen Feuermörſer

geladen wurde, um in die Luft geſchoſſen zu werden; ein Schickſal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweitenmal in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden ſtand auf ſeinem Kopfe, weil der Kaiſer auf ihn zürnte, deſſen Interim er auf der Kanzel ſchmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu ſich auf ihr Schloß bringen, wo ſie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelſten Menſchenliebe ſeiner pflegte, bis er ſich ohne Gefahr wieder ſehen laſſen durfte. Sie ſtarb allgemein verehrt und betrauert im acht und fünfzigſten Jahre ihres Lebens und im neun und zwanzigſten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolſtadt verwahrt ihre Gebeine.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls von Vieilleville.

In den Geſchichtbüchern, welche die merkwürdigen Zeiten Franz I., Heinrichs II. und ſeiner drei Söhne beſchreiben, hört man nur ſelten den Namen des Marſchalls von Vieilleville. Dennoch hatte er einen ſehr nahen Antheil an den größten Verhandlungen, und ihm gebührt ein ehrenvoller Platz neben den großen Staatsmännern und Kriegsbefehlshabern jener Zeiten. Unter allen gleichzeitigen Geſchichtſchreibern läßt ihm der einzige Brantome Gerechtigkeit widerfahren, und ſein Zeugniß hat um ſo mehr Gewicht, da Beide nach dem nämlichen Ziele liefen und ſich zu verſchiedenen Parteien bekannten.

Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genie's oder ihrer Leidenſchaft große Hinderniſſe brechen, und durch einzelne hervorragende Unternehmungen, die in das Ganze greifen, die Geſchichte zwingen, von ihnen zu reden. Verdienſte, wie die ſeinigen, beſtehen eben darin, daß ſie das Aufſehen vermeiden, das jene ſuchen, und ſich mehr um den Frieden mit Allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid zu erwecken ſuchen. Vieilleville war ein Hofmann in der höchſten und würdigen Bedeutung dieſes Worts, wo es eine der ſchwerſten und rühmlichſten Rollen auf dieſer Welt bezeichnet. Er war dem Throne, ob er gleich die Perſonen dreimal auf demſelbigen wechſeln ſah, ohne Wanken mit gleicher Beharrlichkeit ergeben, und wußte denſelben ſo innig mit der Perſon des Fürſten zu vermengen, daß ſeine pflichtmäßige Ergebenheit gegen den jedesmaligen Thronbeſitzer alle Wärme einer perſönlichen Neigung zeigte. Das ſchöne Bild des alten franzöſiſchen Adels und

Ritterthums lebt wieder in ihm auf, und er ſtellt uns den Stand, zu dem er gehört, ſo würdig dar, daß er uns augenblicklich mit den Mißbräuchen deſſelben ausſöhnen könnte. Er war edelmüthig, prächtig, uneigennützig bis zum Vergeſſen ſeiner ſelbſt, verbindlich gegen alle Menſchen, voll Ehrliebe, ſeinem Worte treu, in ſeinen Neigungen beſtändig, für ſeine Freunde thätig, edel gegen ſeine Feinde, heldenmäßig tapfer, bis zur Strenge ein Freund der Ordnung, und bei aller Liberalität der Geſinnung furchtbar und unerbittlich gegen die Feinde des Geſetzes. Er verſtand in hohem Grade die Kunſt, ſich mit den entgegengeſetzten Charakteren zu vertragen, ohne dabei ſeinen eigenen Charakter aufzuopfern, dem Ehrſüchtigen zu gefallen, ohne ihm blind zu huldigen, dem Eiteln angenehm zu ſeyn, ohne ihm zu ſchmeicheln. Nie brauchte er, wie der herz- und willenloſe Höfling, ſeine perſönliche Würde wegzuwerfen, um der Freund ſeines Fürſten zu ſeyn, aber mit ſtarker Seele und rühmlicher Selbſtverläugnung konnte er ſeine Wünſche den Verhältniſſen unterwerfen. Dadurch und durch eine nie verläugnete Klugheit gelang es ihm, zu einer Zeit, in der alles Partei war, parteilos zu ſtehen, ohne ſeinen Wirkungskreis zu verlieren, und im Zuſammenſtoß ſo vieler Intereſſen der Freund von Allen zu bleiben; gelang es ihm, einen dreifachen Thronwechſel ohne Erſchütterung ſeines eigenen Glücks auszuhalten, und die Fürſtengunſt, mit der er angefangen hatte, auch mit ins Grab zu nehmen. Denn es verdient bemerkt zu werden, daß er in dem Augenblicke ſtarb, wo ihn Katharina von Medicis mit ihrem Hofſtaat auf ſeinem Schloſſe zu Dureſtal beſuchte, und er auf dieſe Art ein Leben, das ſechzig Jahre dem Dienſte des Souveräns gewidmet geweſen war, noch gleichſam in den Armen deſſelben beſchließen durfte.

Aber eben dieſer Charakter erklärt uns auch das Stillſchweigen über ihn auf eine ſehr natürliche Weiſe. Alle dieſe Geſchichtſchreiber hatten Partei genommen, ſie waren Enthuſiaſten entweder für die alte oder für die neue Lehre, und ein lebhaftes Intereſſe für ihre Anführer leitete ihre Feder. Eine Perſon wie der Marſchall von Vieilleville, deſſen Kopf für den Fanatismus zu kalt war, bot ihnen alſo nichts dar, was ſich lobpreiſen oder verächtlich machen ließ. Er bekannte ſich zu der Claſſe der Gemäßigten, die man unter dem Namen der Politiker zu verſpotten

glaubte; eine Claſſe, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gäh- rung das Schickſal gehabt hat, beiden Theilen zu mißfallen, weil ſie beide zu vereinigen ſtrebt. Auch hielt er ſich bei allen Stürmen der Faction unwandelbar an den König angeſchloſſen, und weder die Partei des Montmorency und der Guiſen, noch die der Condé und Coligny konnte ſich rühmen, ihn zu beſitzen.

Charaktere von dieſer Art werden immer in der Geſchichte zu kurz kommen, die mehr das berichtet, was durch Kraft ge- ſchieht, als was mit Klugheit verhindert wird, und ihr Augen- merk viel zu ſehr auf entſcheidende Handlungen richten muß, als daß ſie die ſchöne ruhige Folge eines ganzen Lebens umfaſſen könnte. Deſto dankbarer ſind ſie für den Biographen, der ſich immer lieber den Ulyſſes als den Achilles zu ſeinem Helden wählen wird.

Erſt zweihundert Jahre nach ſeinem Tode ſollte dem Mar- ſchall von Vieilleville die volle Gerechtigkeit widerfahren. In den Archiven ſeines Familienſchloſſes Dureſtal fanden ſich Me- moires über ſein Leben in zehn Büchern, welche Carloix, ſeinen Geheimſchreiber, zum Verfaſſer haben. Sie ſind zwar in dem lobredneriſchen Tone abgefaßt, der auch dem Brantome und allen Geſchichtſchreibern jener Periode eigen iſt; aber es iſt nicht der rhetoriſche Ton des Schmeichlers, der ſich einen Gönner gewinnen will, ſondern die Sprache eines dankbaren Herzens, das ſich gegen einen Wohlthäter unwillkürlich ergießt. Auch wird dieſer Antheil der Neigung keineswegs verſteckt, und die hiſtoriſche Wahrheit ſcheidet ſich ſehr leicht von demjenigen, was bloß eine dankbare Vorliebe für ſeinen Wohlthäter den Geſchichtſchreiber ſagen läßt. Dieſe Memoires ſind im Jahr 1767 in fünf Bänden das erſte Mal im Druck erſchienen, obgleich ſie ſchon früher von Einzelnen gekannt und zum Theil auch benutzt worden ſind.

Franz von Scepeaux, Herr von Vieilleville, war der Sohn des Renatus von Scepeaux, Herrn von Vieilleville, und Mar- garethens von La Jaille, aus dem Hauſe von Eſtouteville. Seine Eltern hatten großes Vermögen, hielten auf Ehre und lebten dem ganzen Adel von Anjou und Maine zum Beiſpiel; auch war ihr Haus eines der angeſehenſten und immer voll der beſten Geſellſchaft. Franz von Vieilleville kam früh als Edel- knabe zu der Mutter Franz des Erſten, Regentin von Frankreich,

einer Prinzeſſin von Savoyen; ein Zufall aber, der ihm da begegnete, trieb ihn ſchon nach einem vierjährigen Aufenthalte von dort weg. Es hatte ihm nämlich ein Edelmann eine Ohrfeige gegeben, eben als er Mittags zur Aufwartung ging. Nach der Tafel ſchlich ſich der Edelknabe von ſeinem Hofmeiſter weg, ging zu jenem Edelmann, der erſter Hausküchenmeiſter der Regentin war, und ſtieß ihm, nachdem er ihn aufgefordert hatte, ſeine Ehre ihm wieder zu geben, den Degen durch den Leib. Er war damals, als ihm dieſes Unglück begegnete, achtzehn Jahre alt. Als der König dieſe Handlung erfuhr, die von allen Großen und vorzüglich von ihm ſelbſt nicht ſo ganz mißbilligt wurde, weil die Hausofficiere nicht das Recht hatten, Edelknaben zu mißhandeln, ließ er den Herrn von Vieilleville rufen, um ihn ſeiner Mutter der Regentin vorzuſtellen und ihm Vergebung zu verſchaffen. Aber dieſer hatte ſich ſchon vom Hof weg und zu ſeinem Vater nach Dureſtal begeben, um von dieſem die nöthige Unterſtützung zu einer Reiſe nach Neapel zu erhalten, wo dem Vernehmen nach Herr von Lautrec eine ſchöne Armee hinführen würde. Nachdem er nun Alles in Ordnung gebracht, auch fünf und zwanzig Edelleute aus Anjou und Betragne zu ſeiner Begleitung gewählt hatte, denn er wollte mit Anſtand und ſeiner Geburt gemäß erſcheinen, ſtellte er ſich zu Chambery dem Herrn von Lautrec vor, der ihn als ſeinen Verwandten gütig aufnahm und ihn zu ſeiner Fahne that. Bei jeder Gelegenheit zeichnete ſich Vieilleville aus und wagte im Angeſicht der ganzen Armee ſein Leben, beſonders bei der Einnahme von Pavia, wobei die Franzoſen, durch das Andenken an die fünf Jahre vorhergegangene Schlacht, bei der ihr König gefangen worden, zu vielen Ausſchweifungen hingeriſſen wurden, denen jedoch Vieilleville mit zweihundert Mann Einhalt that, ſo viel er konnte. Kurz darauf wurde Vieilleville auf einer Galeere mit einem ſeiner Edelleute, Cornillon, der geſchworen hatte ihn niemals zu verlaſſen, vom Herrn von Monaco gefangen. Man ſetzte ſeine Auslieferung auf dreitauſend und des Cornillon ſeine auf tauſend Thaler, und ließ ihm die Freiheit dieſe Gelder zu holen; jedoch würde ſein Geſellſchafter auf Lebenslang in Ketten geſchlagen werden, wenn er nicht in einer beſtimmten Zeit wieder käme.

Vieilleville, der befürchtete, daß er wegen des langen Wegs und der Beitreibung des Geldes in der Zeit nicht würde einhalten können, nahm dieſen Vorſchlag nicht an, und bat nur, daß man Lautrec von ſeiner Gefangennehmung unterrichten möchte; dieſer ſchickte zwar das Geld zu ſeiner Auslieferung, allein, da die Ranzion für ſeinen Geſellſchafter nicht dabei war, ſo ſchickte Vieilleville ſie wieder zurück und bat nur, daß man des Löſegelds wegen an ſeinen Vater ſchreiben möchte; denn er wollte lieber in der Gefangenſchaft verſchmachten, als den verlaſſen, mit dem er ſein Schickſal zu theilen verſprochen hatte. Herr von Monaco bewunderte dieſe edle Weigerung, begnügte ſich mit dem, was geſchickt worden war, und gab Beiden die Freiheit. Kurze Zeit darauf nahm Vieilleville den Sohn eben dieſes Herrn von Monaco gefangen und ſchickte ihn unentgeltlich zurück.

Zu der Zeit erneuerte Vieilleville die Bekanntſchaft mit dem Neffen des großen Andreas Doria, Philipp Doria, der Kammerpage bei dem König geweſen, als er ſelbſt bei der Regentin Edelknabe war. Vieilleville beſuchte ihn eines Tages auf ſeinen Galeeren, deren er achte zum Dienſte des Königs commandirte. Doria bot ihm eine ſeiner Galeeren an, und er wählte die, welche die Regentin hieß, wo er ſogleich als Befehlshaber unter vielen Feierlichkeiten eingeführt wurde. Des Abends ging er wieder in das Lager, das ohngefähr zwei Meilen davon war; ſo ging es ſechs bis ſieben Tage fort, und alle vornehmen Officiere der Armee wurden da nach und nach bewirthet.

Moncade, Vicekönig von Neapel, dem es hinterbracht wurde, daß die Officiere und Soldaten dieſer Galeeren des Nachts meiſt ins franzöſiſche Lager gingen, ließ ſechs Galeeren bewaffnen, um den Grafen Doria zu überfallen; allein man bekam Nachricht davon, und es gelang ſo wenig, daß bei dieſer Expedition der Vicekönig ſelbſt, der ſich auf einer der Galeeren befand, getödtet wurde; zwei derſelben wurden in Grund gebohrt und zwei andere genommen. Bei dieſer Gelegenheit geſchah es, daß Vieilleville, der auf der Regentin Alles gethan hatte, was möglich war, ſo daß von fünfzig Soldaten nur noch zwölf am Leben blieben, zuletzt noch eine der Galeeren angreifen wollte, die nebſt einer andern noch übrig geblieben war. Er

enterte und ſtürzte ſich mit ſeinen Soldaten hinein. Während er aber auf dieſem Schiffe focht, machten ſich die Matroſen von der Regentin los, zogen die Segel auf und gingen geradezu nach Neapel, wohin auch die andere Galeere ſchon während des Gefechts vorausgegangen war; Vieilleville, der ſeine meiſten Soldaten verloren, mußte ſich nun ergeben.

Als die erſte ſpaniſche Galeere im Hafen ankam, ließ der Prinz von Oranien den Capitän und mehrere der Mannſchaft hängen. Dieſes erfuhr der Capitän der Galeere, auf der ſich Vieilleville als Gefangener befand, und fürchtete ſich, in den Hafen einzulaufen. Vieilleville benutzte dieſe Unentſchloſſenheit und beredete den Capitän, in des Königs Dienſte zu treten, der es auch annahm, und ihm nebſt der ganzen Mannſchaft den Eid der Treue ablegte.

Unterdeſſen hatte Graf Doria den ganzen Tag und die ganze Nacht ſeinen Freund Vieilleville unter den auf dem Waſſer ſchwimmenden Körpern ſuchen laſſen, und war ganz troſtlos über dieſen Verluſt. Um Nachricht von ihm einzuziehen, ließ er den Capitän Napoleon, einen Corſen, mit der Regentin auslaufen, und in dieſer Abſicht nach Neapel ſegeln. Sie waren nicht weit gekommen, ſo entdeckten ſie eine Galeere, die ihnen kaiſerlich ſchien, doch ſahen ſie auf dem Maſtbaum einen Matroſen mit einer weißen Flagge; bald darauf hörten ſie auch Muſik und Frankreich rufen. Vieilleville erkannte ſogleich die Regentin, und die Freude des Wiederſehens war allgemein. Noch eine andere Galeere, die man ihm von Neapel aus nachgeſchickt hatte, nahm er durch eine Kriegsliſt weg, und kam, anſtatt gefangen zu ſeyn, als Herr von zwei Galeeren bei der Armee wieder an, wo er aber ſeinen Freund Doria nicht mehr antraf, der mit zwei Galeeren nach Frankreich geſchickt worden war. Da die Belagerung von Neapel, die Lautrec unternommen hatte, ſehr langſam von ſtatten ging, ſo nahm Vieilleville ſeinen Abſchied, und dieſes zu ſeinem Glücke; denn drei Monate darauf riß die Peſt ein, welche die meiſten Officiere der Armee dahinraffte.

Als er ſich dem König bei ſeiner Zurückkunft vorſtellte und ihn ſeiner jugendlichen Uebereilung wegen um Verzeihung bat, ſagte ihm derſelbe, daß ſchon Alles verziehen ſey, da beſonders

die Regentin nicht mehr lebe. Er befahl ihm, ſich fleißig bei ihm einzufinden, und gab ihn dem Herzog von Orleans, ſeinem zweiten Sohne (der ihm unter dem Namen Heinrich II. auf dem Throne folgte) mit den Worten: „Er iſt nicht älter als du, mein Sohn; aber ſiehe, was er ſchon gethan hat. Wenn ihn der Krieg nicht aufreibt, ſo wirſt du ihn einſt zum Marſchall von Frankreich erheben.“

Einige Zeit darauf machte Karl V. Anſtalt, in Frankreich einzufallen; der König zog deßhalb ſeine Armee bei Lyon zuſammen. Das erſte Geſchäft war, ſich Meiſter von Avignon zu machen, damit nicht die Kaiſerlichen dieſen Schlüſſel der Provence beſetzten. Nach langen Berathſchlagungen wählte der König ſelbſt den Herrn von Vieilleville, obgleich Viele wegen ſeiner großen Jugend dagegen waren. Er wurde mit ſechstauſend Mann Fußvolk ohne Artillerie dahin abgeſchickt, um dem Kaiſer zuvorzukommen.

Da er vor Avignon ankam und es verſchloſſen fand, verlangte er mit dem Vice-Legaten ſich zu unterreden, der ſich auf der Mauer zeigte. Vieilleville bat ihn ſehr dringend, herunterzukommen, da er ihm etwas Wichtiges zu ſeinem und der Stadt Wohl mitzutheilen hätte. Er ſelbſt wollte bei dieſer Unterredung nur die ſechs Perſonen bei ſich haben, die er um ihn ſähe, der Legat hingegen könnte ſo viele Begleiter mit ſich nehmen, als er nur wollte, wenn er Mißtrauen hegte. Jener kam an das Thor mit fünfzehn oder zwanzig Mann Begleitung und einigen der Vornehmſten der Stadt. Vieilleville verſicherte ihm, daß er nicht in die Stadt begehre, daß ihn aber der König erſuche, einen Eid abzulegen, auch keine Kaiſerlichen hineinzulaſſen, und deßhalb Geiſeln zu ſtellen. Der Vice-Legat willigte in den erſten Punkt; Geiſeln aber wollte er in keinem Falle ſtellen.

Von den ſechs Soldaten, die mit Vieilleville waren, hatten vier den Capitänstitel, ſie waren aber ſchlecht gekleidet; er bat daher, ſie in die Stadt zu laſſen, um ſich zu montiren, Pulver zu kaufen und ihr Gewehr herzuſtellen, das denn auch gern erlaubt wurde. Ihr Plan war, ſich unter die Thore zu ſtellen und zu verhindern, daß man die Fallrechen nicht herunterließe. Unterdeſſen kamen immer mehrere Soldaten nacheinander an, ohne daß der Vice-Legat, noch ſeine Leute es gewahr wurden,

denn man zankte ſich mit Fleiß wegen der Geiſeln mit ihm herum. Es wurde gedroht, auf zwei Stunden weit Alles um die Stadt herum zu verwüſten, wenn ſie nicht geſtellt würden. Da endlich Vieilleville ſah, daß er ſtark genug war, gab er dem Vice-Legaten einen Stoß, daß er zur Erde ſtürzte, zog den Degen und drängte ſich mit den Leuten, die da waren, in die Thore, wo er einige Schüſſe auszuhalten hatte, wovon ihm zwei oder drei Leute getödtet wurden; ſieben bis acht von den Andern wurden erſtochen.

Jetzt wollten die Einwohner von Avignon auf den Fallrechen zulaufen, hier aber ſtanden die vier Soldaten, die ſich ſehr tapfer hielten und ſie verhinderten nahe zu kommen. Auf den Lärm der Flintenſchüſſe kamen dann tauſend bis zwölfhundert Mann, die man über der Stadt bei Nacht in das Korn verſteckt hatte, als Hinterhalt hervor und drangen mit dem größten Muth ein. Den übrigen Theil ſeines Corps hatte Vieilleville auch herbeigerufen, und nun kamen ſie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel an. Er nahm nun die Schlüſſel der Thore, die zublieben, außer das Rhoner Thor gegen Villeneuve, welches ſchon franzöſiſch iſt. Da ſich Vieilleville nun durch dieſe Kriegsliſt Meiſter von der Stadt gemacht hatte, ſo fing er an, die Ordnung darin herzuſtellen und die Soldaten im Zaum zu halten, ſo daß keinem Einwohner, der ſich ruhig verhielt, etwas zu Leide geſchah, und keine Frauensperſonen mißhandelt wurden. Doch koſtete ihm dieſes nicht wenig Mühe; er mußte ſogar fünf bis ſechs Soldaten und einen Capitän niederſtoßen, der mit aller Gewalt plündern wollte. Der Connetable lagerte ſich nun bei Avignon, und Vieilleville zog zum König zurück, den er in Tournon antraf, wo er mit großer Freude empfangen wurde. Als er vor dem König ankam, redete dieſer ihn alſo an: „Nähert Euch, ſchönes Licht unter den „Rittern! Sonne würde ich Euch nennen, wenn Ihr älter wäret, „denn wenn Ihr ſo fortfahret, werdet Ihr über alle Andern „leuchten. Parirt unterdeſſen den Streich von Eurem König, „der Euch liebt und ehrt,“ und ſchlug ihn ſo, indem er die Hand an den Degen legte, zum Ritter.

Nach dieſer Zeit bat ihn Herr von Chateaubriand, ſein Verwandter, der Gouverneur und Generallieutenant des Königs in Bretagne war, ſeine Compagnie von fünfzig Mann (Gendarmes) zu übernehmen, da ſie ſonſt in Bretagne bleiben müßte

und keine Gelegenheit hätte ſich zu zeigen. Er wollte zugleich zuwege bringen, daß er des Königs Lieutenant während ſeiner Abweſenheit in Bretagne ſeyn ſollte. Vieilleville übernahm zwar die Compagnie, allein die Lieutenantsſtelle über die Provinz verbat er ſich, da er Hoffnung habe, ein eigenes Gouvernement zu erhalten.

Es ſcheint ſonderbar, daß Vieilleville nicht eine Compagnie Gendarmes für ſich ſelbſt haben konnte; allein es war damals nicht ſo leicht, ſie zu erhalten, und überdem verſchmähte ſeine Delicateſſe, dasjenige der Gunſt zu verdanken, was er durch Verdienſt zu erwerben hoffte. Zum Beweiſe dient die Antwort, die er dem König gab, als ihm dieſer nach dem Tode des Herrn von Chateaubriand die Compagnie anbot: er habe, ſagte er, noch nichts gethan, was einer ſolchen Ehre werth wäre; worauf der König ſehr verwundert und faſt erzürnt ſagte: „Vieilleville, Ihr „habt mich getäuſcht, denn ich hätte geglaubt, Ihr würdet, „wenn Ihr auf zweihundert Meilen weg geweſen wäret, Tag „und Nacht gerennt ſeyn, um ſie zu begehren, und nun ich ſie „Euch von ſelbſt gebe, ſo weiß ich doch nicht, was für eine gün„ſtigere Gelegenheit Ihr abwarten wollt.“ „Den Tag einer „Schlacht, Sire,“ antwortete Vieilleville, „wenn Ew. Majeſtät „ſehen werden, daß ich ſie verdiene. Nähme ich ſie jetzt an, ſo „könnten meine Cameraden dieſe Ehre lächerlich machen und „ſagen: ich habe ſie nur als Verwandter des Herrn von Chateau„briand erhalten; lieber aber wollte ich mein Leben laſſen, als „durch etwas anders als mein Verdienſt auch nur einen Grad „höher ſteigen.“

Einige Stunden vor dem Tode Franz des Erſten ließ dieſer Monarch, der ſich noch der Verdienſte Vieilleville's erinnerte, den Dauphin rufen, um ihm denſelben zu empfehlen: „Ich weiß „wohl, mein Sohn, du wirſt St. André eher befördern, als „Vieilleville; deine Neigung beſtimmt dich dazu. Wenn du aber „eine vernünftige Vergleichung zwiſchen beiden anſtellen würdeſt, „ſo beeilteſt du dich nicht. Wenigſtens bitte ich dich, wenn du „ſie auch nicht mit einander erhöhen willſt, daß doch Letzterer „dem Erſtern bald folge.“ Der Dauphin verſprach es auch, jedoch nur mit dem Vorbehalt, dem St. André den Vorzug zu geben. Der König ließ ſogleich Vieilleville rufen, reichte ihm

die Hand und ſagte ihm die Worte: „Ich kann bei der Schwäche, „in der ich mich befinde, Euch nichts anders ſagen, Vieilleville, „als daß ich zu früh für Euch ſterbe; aber hier iſt mein Sohn, „der mir verſpricht, Euch nie zu vergeſſen. Sein Vater war nie „undankbar, und noch jetzt will er, daß er Euch den zweiten „Marſchallſtab von Frankreich, der aufgeht, gebe, denn ich weiß „wohl, wem der erſte beſtimmt iſt. Aber ich bitte Gott, daß er „ihn niemals Jemand gebe, als wer deſſen ſo würdig iſt, wie „Ihr. Iſt dies nicht auch deine Meinung, mein Sohn?“ Ja, antwortete der Dauphin. Hierauf warf der König ſeinen Arm um Vieilleville; allen Dreien ſtanden die Thränen im Auge. Kurz darauf ließen die Aerzte den Dauphin und alle Anderen hinausgehen, und bald darnach gab der König den Geiſt auf.

Jetzt war Heinrich, der vormalige Herzog von Orleans, und nun durch den Tod ſeines ältern Bruders Dauphin von Frankreich, König, und ſchon nach ſieben Tagen bekam Vieilleville den Auftrag, als Geſandter nach England zu gehen, um dem unmündigen Eduard und ſeinem Conſeil neuerdings den Frieden zuzuſchwören, welche Geſandtſchaft er auch mit vieler Würde unternahm und zur größten Zufriedenheit ausführte.

Bald nach Beerdigung des alten Königs wurde der Proceß des Marſchalls von Biez und ſeines Schwagers von Vervins, welche Boulogne an die Engländer ausgeliefert hatten, vorgenommen, Letzterer zum Tod, Erſterer aber zur Gefängnißſtrafe und Verluſt ſeiner Güter und Titel verdammt. Der König wollte Vieillevillen aus eigenem Antrieb von den hundert Lanzen, die der Marſchall von Biez commandirt hatte, fünfzig geben; Vieilleville dankte aber ſehr für dieſe Gnade, weil er nicht der Nachfolger eines ſolchen Mannes ſeyn wollte. Und warum nicht? fragte ihn der König. „Sire,“ antwortete Vieilleville, „es „würde mir ſeyn, als wenn ich die Wittwe eines verurtheilten „Verbrechers geheirathet hätte. — Auch hat es mit meiner Be„förderung keine Eile; denn ich weiß, daß Ew. Majeſtät gleich „nach Ihrem feierlichen Einzug in Paris beſchloſſen haben, „Boulogne den Engländern wieder wegzunehmen. Vielleicht „bleibt dabei ein Capitän, ein Mann von Ehre, deſſen Platz „Sie mir geben werden, oder bleibe ich ſelbſt; denn um meinem „König zu dienen, werde ich mich nicht ſchonen, und dann bedarf

„ich keiner Compagnie mehr.“ Dieſes geſchah in Gegenwart des Marſchalls von St. André. Der König redete ihm noch ſehr zu, allein Vieilleville blieb bei ſeiner Antwort. „Lieber will ich des Marſchalls, der hier iſt, Lieutenant ſeyn, als die Compagnie des Herrn von Biez, eines Verräthers, haben.“

Der Marſchall von St. André, der vorher ſchon gegen den König denſelben Wunſch geäußert hatte, war äußerſt froh über dieſe Erklärung. „Erinnert Euch, mein beſter Freund, dieſer Rede, wobei Ihr den König zum Zeugen habt.“ Vieilleville ſah ſich jetzt gezwungen, die Lieutenantsſtelle anzunehmen, wiewohl er den Vorſchlag in keiner andern Abſicht gethan hatte, als um jenes erſte Anerbieten abzulehnen.

Dieſe Compagnie Gendarmes war von dem Vater des Marſchalls ſehr nachläſſig zuſammengeſetzt worden. Sie beſtand größtentheils aus den Söhnen der Gaſtgeber und Schenkwirthe, und da die Schilde an dieſen Wirthshäuſern gewöhnlich Heilige vorſtellten, ſo benannte ſich dieſes Volk nach dieſen Heiligen. Daher war dieſe Compagnie in ganz Lyon zum Gelächter. Einige dankten Gott, daß er eine Compagnie Heilige aus dem Paradies geſchickt habe, ſie zu bewachen; Andere nannten ſie die Gendarmes der Litanei. So fand man auch in der ganzen Compagnie nicht fünfzig Dienſtpferde. Daher kam es auch, und beſonders aus der Gunſt, in der ihr Chef ſtand, daß ſie nie zur Armee ſtießen; es hieß immer, ſie wären dem Gouverneur unentbehrlich, um eine ſo große Stadt, wie Lyon, im Zaum zu halten. Bei der Muſterung entlehnten dieſe Leute die ihnen nöthigen Pferde und Armaturſtücke, und ſo dauerte dieſe Unordnung neun bis zehn Jahre, bis der alte St. André ſtarb und nun ſein Sohn ſie bekam, der ſie denn auch ſo ließ, weil er ihre Schande nicht aufdecken wollte. Eben deßwegen aber war es ihm lieb, Vieillevillen zu ſeinem Lieutenant zu haben, da er ihn als einen ſtrengen und unerbittlichen Mann im Punkt der Zucht und der Ehre kannte.

Vieilleville hatte dieſe Compagnie nach Clermont in Auvergne beordert, damit ſie nicht ſo leicht Waffen und Pferde entlehnen könnte. Hier erſchien er nun mit ſechszig bis achtzig braven Edelleuten aus den beſten Häuſern von Bretagne, Anjou und Maine, die meiſtens den Krieg in Piemont mitgemacht hatten.

Kaum war er angekommen, ſo überreichte man ihm eine Liſte von dreißig bis vierzig, die vermöge eines Atteſtats vom Doctor zurückgeblieben waren, die er denn ſogleich aus der Compagnie ausſtrich. Eben ſo machte er es mit dem Volk der Pächter, Kammerdiener u. dgl., die aus vornehmer Herren und Frauen Gunſt in die Compagnie waren aufgenommen worden. Die Uebrigen, die noch in den Reihen ſtanden, ließ er zu Pferde manövriren, und da ſie gar nichts verſtanden, ſo gaben ſie den alten Soldaten viel zu lachen. Er ſchickte ſie daher auch ſogleich in ihre Wirthshäuſer zurück, um den Gäſten dort aufzuwarten, mit dem Bedeuten, daß unter die Gendarmes nur Edelleute gehörten. Einige von ihnen murrten zwar darüber und bedienten ſich ungezogener Ausdrücke; wie aber die Edelleute mit dem Stock über ſie herfielen, ſo nahmen die Andern Reißaus zu großer Beluſtigung der Geſellſchaft. Und ſo entledigte ſich Vieilleville dieſes Geſindels, das zum Dienſt des Königs nie einen Sporn angelegt hatte, und beſetzte die Plätze mit guten Edelleuten, die auf Ehre hielten und ſich mit Anſtand ausrüſten konnten. Jetzt ließen ſich auch noch viele andere Edelleute aus Gascogne, Perigord und Limoſin einſchreiben, die vorher unter dem Auswurf nicht hatten dienen wollen, ſo daß dieſe Compagnie bei der nächſten Muſterung auf fünfhundert Pferde ſich belief und eine der beſten der ganzen Gendarmerie wurde.

Einige Zeit darauf begleitete Vieilleville den König durch Bourgogne nach Savoyen, wo überall in den großen Städten ein feierlicher Einzug gehalten wurde. Als ſie nach St. Jean de Maurienne kamen, wo ein Biſchof reſidirt, bat dieſer den König, dieſe Stadt mit einem Einzug zu beehren, und verſprach dabei, ihm ein Feſt zu geben, wie er es noch nie geſehen. Der König, neugierig auf dieſe neue Feſtlichkeit, geſtand es zu, und zog den andern Morgen feierlich ein. Kaum war er zweihundert Schritte durch das Thor, als ſich eine Compagnie von hundert Mann zeigte, die vom Kopf bis auf den Fuß wie Bären gekleidet waren, und dieſes ſo natürlich, daß man ſie für wirkliche Bären halten mußte. Sie kamen ſchnell aus einer Straße heraus mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, den Spieß auf der Schulter, nahmen den König in die Mitte, und ſo bis hin zur Kirche, zum großen Gelächter des ganzen Hofes. Eben

ſo führten ſie den König bis zu ſeiner Wohnung, vor welcher ſie viele tauſend Bärenſprünge und Poſſen machten; ſie kletterten wie Bären an den Häuſern, an den Säulen und Bogengängen hinauf und erhuben ein Geſchrei, das ganz natürlich dem Brummen der Bären glich. Da ſie ſahen, daß dem König dies gefiel, verſammelten ſie ſich alle Hundert und fingen ein ſolches entſetzliches Hurrah an, daß die Pferde, welche unten vor dem Hauſe mit der Dienerſchaft hielten, ſcheu wurden, und über Alles hinrennten, welches den Spaß ſehr vermehrte, obgleich viele Leute dabei verwundet wurden. Dem ohngeachtet machten ſie noch einen Rundtanz, wo die Schweizer ſich auch darein miſchten.

Von da ging der König über den Berg Cenis nach Piemont, wo ſein Vater Franz I. ſchon den Prinzen von Melphi zum Vicekönig eingeſetzt hatte. Dieſer Prinz, als er dem König entgegen gegangen war, erzeigte Vieillevillen beſondere Ehre, ſo daß er ihm ſelbſt Quartier in Turin machte, und die Leute des Connetable von Montmorency aus mehreren Wohnungen, die ſie beſtellt hatten, herauswerfen ließ, um ſie für Vieilleville aufzubewahren, welches der Connetable ſehr übel aufnahm, und den Prinzen merken ließ, daß es dem Reiſemarſchall zuſtände, Jeden nach ſeinem Rang zu logiren. Hierauf ſagte ihm der Prinz: „Herr, wir ſind über den Bergen hüben — wenn Sie drüben „ſind, befehlen Sie in Frankreich, wie Sie wollen und ſelbſt „durch den Stock; hier aber iſt es anders, und ich bitte mir aus, „keine Anordnung zu machen, die nicht befolgt werden würde." Der Prinz ging in ſeiner Achtung gegen Vieilleville ſo weit, daß er oft die Parole bei ihm abholen ließ, und gab nie zu, daß die, welche der Connetable für die Haustruppen des Königs gab, allgemein gelten ſollte. Vieilleville, als feiner Hofmann, machte jedoch ſo wenig als möglich Gebrauch von dieſen Auszeichnungen, um die andern Großen nicht aufzubringen. Es wendete ſich Alles nur an ihn, um Befehle im Dienſt des Königs zu erhalten. Bei ſeinem Aufſtehen und Niederlegen waren alle Capitäns zugegen; er hielt aber auch offene Tafel, und dieſe war ſo reich beſetzt, daß die Tafel des Prinzen von Melphi ſehr mager dagegen ausſah.

Unterdeſſen bekam der König Nachricht, daß ein Aufſtand in Guyenne ausgebrochen, und man zu Bourdeaux den Gouverneur

und andere beim Salzweſen angeſtellte Officiere umgebracht hatte. Der Connetable ſtellte dem König vor, daß dieſes Volk immer rebelliſch ſey, und daß man die Einwohner dieſer Gegend gänzlich ausrotten müſſe. Er bot ſich auch ſelbſt an, dieſes ins Werk zu richten. Der König ſchickte ihn zwar dahin ab, befahl aber doch, nur die Schuldigen nach der Strenge zu beſtrafen und gute Mannszucht zu halten. Auch gab er ihm den Herzog von Aumale mit, den Vieilleville begleitete. Der Volksaufſtand hatte ſich bei Annäherung der Truppen bald zerſtreut, ſo daß der Connetable ganz ruhig in Bourdeaux einziehen konnte, wo er binnen eines Monats gegen hundert und vierzig Perſonen durch die ſchmerzhafteſten Todesarten hinrichten ließ. Beſonders wurden die drei Rebellen, welche die königlichen Officiere ins Waſſer geworfen hatten, mit den Worten: „Geht ihr Herren, und ſalzet die Fiſche „in der Charente!“ auf eine ſehr ſchreckliche Art gerädert und dann verbrannt, mit den Worten in der Sentenz: „Gehe hin, „Canaille, und brate die Fiſche der Charente, die du mit den Körpern von deines Königs Dienern geſalzen haſt.“

Auf dem ganzen Weg nach Bourdeaux hatte Vieilleville die Compagnie des Marſchalls von St. André, deren Lieutenant er war, geführt, und dabei ſo gute Mannszucht gehalten, daß Alles wie im Wirthshaus bezahlt wurde. Er ſtieg ſogar nicht eher zu Pferde, bis ſeine Wirthe ihm geſchworen hatten, daß ſie Alles richtig erhalten. Als er mit dieſer Compagnie in ein großes Dorf drei Stunden von Bourdeaux kam, fanden ſeine Reitknechte unter dem Heu und Stroh eine große Anzahl ſehr ſchöner Piken, Feuerröhren, Pickelhauben, Cuiraſſe, Helme, Schilde und Hellebarden verſteckt. Der Wirth, den er darüber unter vier Augen zur Rede ſetzte, antwortete mit Angſt und Zittern, daß ſeine Nachbarn dieſe Waffen hieher verſteckt hätten, weil ſie wohl wüßten, daß er ein unſchuldiger Mann ſey. Und weil ich, ſetzte er hinzu, in den zwei Tagen, ſo Ihr bei mir ſeyd, von Niemand nur ein hartes Wort erhalten, ſo will ich Euch noch mehr ſagen, daß fünfunddreißig Koffer und Kiſten von verſchiedenen Edelleuten, die ſich in ihrem Haus nicht ſicher glaubten, hierher gebracht worden, die ich habe einmauern laſſen, weil es bekannt iſt, daß ich nie mit dieſem Unweſen etwas zu thun gehabt; ich bitte Euch aber, gnädiger Herr, haltet darüber,

daß weder ſie noch ich Schaden leiden. Vieilleville, der wohl ſah, daß er unſchuldig, aber ein armer Tropf ſey, befahl ihm, Niemand etwas davon zu entdecken, die Waffen aber öffentlich in eine Scheune zu verſchließen und ſtellte ihm ein Zeugniß aus, daß er ſelbſt ſie erkauft und bezahlt habe und abholen laſſen würde. Er ſollte ſich nur an ihn wenden, wenn man Gewalt brauchen wollte. Gerührt von dieſer menſchlichen Behandlung, wollte dieſer Mann, der das Leben verwirkt zu haben glaubte, ihn faſt anbeten und bat auf den Knieen, wenigſtens die Waffen anzunehmen, beſonders die Piken, die ganz neu und ſehr ſchön wären. Allein Vieilleville wurde aufgebracht und befahl ihm, wenn er nicht der Gerechtigkeit überliefert ſeyn wollte, zu ſchweigen.

In einem Dorfe, eine Stunde von Bourdeaux, blieb die Compagnie in Garniſon; er ſelbſt aber nahm ſeine Wohnung in Bourdeaux bei einem Parlamentsrath Valvyn. Dieſer kam ihm gleich entgegen, und ſchätzte ſich glücklich, einen Mann von ſolcher Denkungsart und Anſehen in ſeinem Haus zu haben, um deſto mehr, da er auf falſche Anklagen von dem Connetable ſehr gedrückt, ja ſogar Hausgefangener ſey. Vieilleville ſicherte ihm allen Beiſtand zu und verſprach, ſeine Sache zu vertheidigen. Kaum war er in den Saal getreten, ſo erſchien auch die Frau von Valvyn mit zwei Töchtern von außerordentlicher Schönheit. Sie war noch ganz verwirrt von einem Schrecken, den ſie in der vorigen Nacht gehabt, da man in dem Hauſe ihrer Schweſter, der Wittwe eines Parlamentsraths, einbrechen wollen; ſie hatte deßwegen ihre zwei Nichten hieher geflüchtet und empfahl ihm die Ehre dieſer vier Mädchen auf das dringendſte. Sie warf ſich vor ihm auf die Kniee, allein Vieilleville hob ſie auf und ſagte ihr, daß er auch Töchter habe. Er würde eher das Leben, als ihnen etwas Leides geſchehen laſſen. Da ſich die Mutter ſo getröſtet ſah, fing ſie nunmehr an zu erzählen, daß die Leute des Herrn, der bei ihrer Schweſter wohnte und Graf Sancerre hieß, und beſonders ein junger Edelmann, die Thüre in der Mädchen Kammer habe eintreten wollen, daß die Mädchen aber zum Fenſter hinaus auf das Reiſig geſprungen ſeyen und ſich hieher geflüchtet hätten. Vieilleville fragte ſie, ob es nicht der Baſtard von Beuil ſey? — So heißt er, ſagten ſie. —

„Nun da muß man ſich nicht wundern,“ verſetzte Vieilleville: „bei dem Sohn einer H... iſt für Mädchen von Ehre in der„gleichen Dingen nie Friede, noch Sicherheit: denn es verdrießt „ihn, daß nicht alle Weiber ſeiner Mutter gleichen.“ Indem kam auch die Wittwe an und klagte, daß der Baſtard ſie mißhandelt und von ihr verlangt habe, die Mädchen ihm auszuliefern. Nach dem Eſſen ging Vieilleville zum Connetable, wo er Sancerre das üble Betragen ſeines angenommenen Sohnes vorſtellte. Der Graf von Sancerre, um des Vieilleville Hauswirth zu beſänftigen, ging mit ihm zum Abendeſſen nach Hauſe, wo er ſelbſt ſeine Entſchuldigung machte und ſie für die Zukunft ſicher zu ſtellen ſuchte; allein ſie trauten auch ihm nicht und kamen, ſo lange die Armee in Bourdeaux war, nicht mehr aus ihrer Freiſtatt. Sie erſparten ſich dadurch viele Unannehmlichkeiten und Schande, die den andern Bürgern widerfuhr, denn alle Einwohner der Stadt, ohne Ausnahme des Geſchlechts, mußten auf den Knieen Abbitte thun; allein die Familie Valeon blieb davon weg, obgleich der Connetable Vieillevillen erinnern ließ, ſie nicht zurückzuhalten, worauf dieſer aber ganz erzürnt ſich erklärte: wenn man ſeine Hausleute zu dieſer ſchimpflichen Abbitte zwingen wollte, ſo werde er ſelbſt mit ihnen kommen; er verſichere aber, daß kein geringer Lärm darüber entſtehen ſollte.

Es geſchah öfters, daß von den Compagnien, die auf dem Dorfe lagen, mehrere Soldaten nach Bourdeaux kamen, um ſich Bedürfniſſe einzukaufen, oder auch um die Hinrichtungen mit anzuſehen. Einer von den Gendarmen und zwei Bogenſchützen machten ſich dieſes zu Nutze und meldeten dem Pfarrer ihres Dorfes, zwei von denen, die ſie hätten hängen ſehen, hätten ausgeſagt, daß er mit ihnen die Sturmglocke in ſeiner Kirche geläutet habe. Sie hätten daher den Auftrag, ihn gefangen zu nehmen, würden ihn aber entwiſchen laſſen, wenn er ihnen eine ſchöne Summe gäbe. Der arme Pfarrer, der ſich nicht ganz ſchuldlos fühlte, verſprach ihnen achthundert Thaler; aber auch hiermit noch nicht zufrieden, erpreßten ſie von ihm, den Dolch an der Kehle, das Geſtändniß, wo er die reichen Geräthſchaften der Kirche hinverſteckt hätte. Die Furcht vor dem Tod ließ ihn Alles geſtehen. Sie banden ihn darauf in einer entfernten

Stube feſt, und beſchloſſen, wenn ſie ihren Schatz in Sicherheit gebracht haben würden, ihn umzubringen. Allein der Neffe des Pfarrers lief nach Bourdeaux, Vieillevillen davon zu benachrichtigen, der ſich ſogleich zu Pferde ſetzte und, ohne daß die Böſewichter etwas davon merkten, in der Pfarrwohnung abſtieg, eben da ſie mit drei reich beladenen Pferden daraus abziehen wollten. Den erſten, der ihm vorkam, ſtieß er ſogleich im Zorn nieder, mit den Worten: „Nichtswürdiger, was? Sind wir Ketzer, daß wir auf die Prieſter losgehen und Kirchen beſtehlen?“ Die andern zwei wurden von ihren Cameraden ſelbſt getödtet, damit die Compagnie nicht beſchimpft würde, wenn ſie am Galgen ſtürben. Den Pfarrer fand man gebunden, und zwei Knechte bei ihm, die ihm das Meſſer an der Kehle hielten, daß er nicht ſchreien ſollte. Er warf ſich vor Vieillevillen nieder und dankte für ſein Leben und die Wiedererſtattung ſeines Vermögens; dieſer befahl ihm, die drei Todten zu begraben und eine Meſſe für ihre Seele zu leſen.

Nachdem nun der Connetable in dieſer Stadt ein ſchreckliches Beiſpiel ſeiner Strenge in der Beſtrafung der Aufrührer gegeben, ließ er die Armee auseinander gehen; die ſtehen bleibende Compagnie aber wurde von ihm gemuſtert. Im Scherze ſagte er zu Vieilleville, daß er ſelbſt der Commiſſär bei ſeiner Compagnie ſeyn würde, denn er hätte vernommen, daß die Compagnie des Marſchalls von St. André nicht vollzählig, noch equipirt ſey, hinreichende Dienſte zu thun, und daß er wohl wüßte, wie nur zwanzig Dienſtpferde darinnen wären. Vieilleville bat ihn darauf ganz beſcheiden, bei der Verabſchiedung ſeiner Compagnie nicht zu ſchonen, wenn er ſie ſo befände. Aber er ſolle wohl Acht haben, daß wenn er ihm ſelbſt die Ehre anthun wollte, ſeine Compagnie zu muſtern, es ihm nicht gehe, wie den andern Commiſſären. Und wie denn? fragte ihn der Connetable, der ſich vorſtellte, es geſchehe ihnen etwas Unangenehmes. Ich behalte Sie zum Mittagseſſen, antwortete Vieilleville. Auch fand der Connetable bei der Muſterung zu großer Bewunderung aller Anweſenden dieſe Compagnie in vortrefflichem Stande. Sie nahm ein großes Feld ein und ſchien über ſechshundert Pferde ſtark, denn er hatte die Reitknechte, ſo die Handpferde ihrer Herren ritten, in einiger Entfernung neben

der Compagnie ſtellen laſſen und nicht hinter ihnen, wie es ſonſt gewöhnlich. Er ſelbſt kam dem Connetable und allen Großen, die ihn begleiteten, auf einem prächtigen Apfelſchimmel, der auf zweitauſend Thaler geſchätzt wurde, vor der Compagnie entgegen und zeigte da, wie er ſein Pferd wohl zu reiten verſtünde. Er gab hierauf dem Connetable und allen dieſen Herren in einem Feld neben dem Dorf ein vortreffliches Gaſtmahl unter Hütten, die er aus Zweigen hatte ſehr artig aufrichten laſſen.

Von Bourdeaux aus führte er ſeine Compagnie in ihre gewöhnliche Garniſon nach Xaintonge und ging ſodann nach Hauſe, wo die Heirath des jungen Marquis von Eſpinay mit ſeiner Tochter vollzogen wurde, bei welcher Gelegenheit eine unzählige Menge Fremder ſich einfand, die alle auf das beſte und koſtbarſte bewirthet wurden. Auch ſchlichtete er mehr als zehn Ehrenhändel, die zwiſchen braven und tapfern Edelleuten und Officieren in der Nachbarſchaft entſtanden waren, und ob er ſie gleich ſehr verwirrt fand, ſo wußte er ſie doch, vermöge der großen Fertigkeit, die er im Umgang mit ſo vielen Nationen und ſeit ſo langen Jahren erhalten, ſehr wohl auseinander zu ſetzen und auszugleichen, ſo daß man in dieſer Art Händel ſich von allen Seiten an ihn wendete, ſogar die Marſchälle von Frankreich, die das oberſte Gericht über die Ehre des franzöſiſchen Adels ausmachten.

Kaum acht Tage nach der Hochzeit wurde Vieilleville nach Hofe beordert, wohin er auch gleich den jungen Eſpinay mit ſich nahm, denn er ſollte keine Gelegenheit verſäumen, ſich zu zeigen, und er vermuthete, daß man den Engländern, gleich nach dem Einzug des Königs, Boulogne wieder nehmen würde. Eines Tages kam der Schwager des Marſchalls von St. André, d'Apchon, nebſt den Herren von Sennecterre, Biron, Forguel und La Noue zu ihm und überbrachte ihm ein Brevet, vom König unterzeichnet, worin ihm und den Ueberbringern dieſes das confiscirte Vermögen aller Lutheraner in Guyenne, Limoſin, Quercy, Perigord, Xaintonge und Aulnys geſchenkt wurde. Sie hatten ihn vorgeſchoben, um deſto gewiſſer dieſes beträchtliche Geſchenk, das nach Abrechnung aller Koſten der Erhebung Jedem zwanzigtauſend Thaler tragen konnte, zu erhalten. Vieilleville dankte ihnen dafür, daß ſie bei dieſer Gelegenheit an ihn

gedacht hätten, erklärte aber, daß er ſich durch ein ſo gehäſſiges und trauriges Mittel nie bereichern würde; denn es wäre nur darauf abgeſehen, das arme Volk zu plagen und durch falſche Anklagen ſo manche gute Familie zu ruiniren. Es wäre ja kaum der Connetable aus dieſem Land mit ſeiner großen Armee, die ſchon ſo viel Schaden angerichtet; auch hielte er es unter ſeiner Würde und gegen alle chriſtliche Pflicht, die armen Unterthanen des Königs noch mehr ins Unglück zu bringen, und eher würde er ſein Vermögen dazu verlieren, als daß ſein Name bei dieſen Confiscationen in den Gerichten herumgezogen würde. — „Denn,“ ſetzte er hinzu, „wir würden in allen Parlamentern einregiſtrirt „werden und den Ruf als Volksfreſſer verdienen; für zwanzig„tauſend Thaler den Fluch ſo vieler Weiber, Mädchens und Kinder, „die im Spital ſterben müſſen, auf ſich zu laden, heißt ſich zu „wohlfeil in die Hölle ſtürzen. Ueberdem würden wir alle Ge„richtsperſonen, in deren Profit wir greifen, zu Gegnern und „Todfeinden haben.“ Er zog darauf ſeinen Dolch und durchlöcherte das Brevet, worauf ſein Name ſtand; eben dieſes that nun auch d'Apechon, der ganz ſchamroth worden war, und Biron; ſie gingen alle drei davon und ließen das Papier auf der Erde liegen. Die Andern aber, welche ſchon gar zu ſehr auf dieſen Profit gezählt hatten, waren ſehr unwillig über die Gewiſſenhaftigkeit Vieilleville's, hoben das Brevet auf und zerriſſen es unter großen Flüchen in tauſend Stücke.

Kurz darauf wurde Boulogne von dem König belagert, wobei denn auch Vieilleville und ſein Schwiegerſohn Eſpinay zugegen waren. Eines Tages fiel ihm ein, daß, wie er in England Geſandter geweſen, der Herzog von Somerſet ihm einige Stichelreden über die Bravour der Franzoſen gegeben hatte. Vieilleville bat daher den Herrn von Eſpinay, ſich in ſeine beſte Rüſtung zu werfen, wie an dem Tag einer Schlacht. Eben ſo zog er ſelbſt ſich an, nahm noch drei Edelleute mit und ritt mit dieſem Gefolge ganz in der Stille vor die Thore von Boulogne. Der Trompeter blies, und man verlangte zu wiſſen, was er wollte? Er fragte, ob der Herzog von Somerſet in dem Platz ſey? — Vieilleville wäre hier und wollte eine Lanze brechen. Es wurde ihm geantwortet, daß der Herzog krank in London liege, obgleich es allgemein hieß, daß er in Boulogne ſey. Er fragte

darauf, ob nicht ein anderer tapferer Ritter von Rang auf den Platz kommen wollte; allein es zeigte ſich Niemand. „Wenigſtens,“ ſagte er, „wird doch vielleicht ein Sohn eines Mylords ſich finden, „der mit einem jungen Herrn aus Bretagne, Eſpinay, der noch „nicht zwanzig Jahre hat, ſich meſſen will. Er komme, damit „wir nicht ins Lager wieder zurückkommen, ohne uns gemeſſen „zu haben; denn es geht um die Ehre eurer Nation, wenn ſich „Niemand zeigt.“ Endlich zeigte ſich der Sohn des Mylord Dudley auf einem ſchönen ſpaniſchen Pferd mit einem prächtigen Gefolge. Sobald ihn einer von Vieilleville's Gefolge geſehen hatte, ſagte dieſer zu Eſpinay: „Dieſer Mylord iſt Euer; ſeht „Ihr nicht, wie er auf engliſche Art reitet, er berührt ja faſt „den Sattelknopf mit ſeinen Knieen. Sitzet nur feſt und ſenkt „Eure Lanze nicht eher, als drei oder vier Schritte vor ihm; „denn wenn Ihr ſie ſchon von weitem herunterlaßt, ſinkt die „Spitze, Ihr verliert den Augenpunkt, denn das Auge wird von „dem Viſier geblendet.“ Es wurde darauf der Vertrag von beiden Seiten gemacht, daß, wer ſeinen Feind zur Erde würfe, ihn nebſt Pferd und Rüſtung gefangen wegführen ſollte.

Jetzt ritten ſie Jeder an ſeinen Platz, legten die Lanze ein und ſtießen auf einander; der Engländer ſtürzte und ließ ſeine Lanze fallen, die vorbeigegangen war. Eſpinay hatte ihm einen ſo ſtarken Stoß in die Seite gegeben, daß die Lanze brach. Sogleich ſpringt Tailladé, einer aus Eſpinay's Gefolge, vom Pferd herunter und ſchwingt ſich auf Dudley's ſpaniſches Roß; die andern heben dieſen von der Erde, der Trompeter bläst Victoria, und nun eilen ſie mit ihrem Gefangenen dem Lager zu und verlaſſen in ziemlicher Verwirrung die Engländer.

Der König hatte indeſſen ſchon Nachricht davon erhalten, und zog ihnen mit vielen Großen entgegen. Kaum hatten ſie ihn erblickt, ſo ſtiegen ſie vom Pferd, und Eſpinay ſtellte ſeinen Gefangenen vor und übergab ihn dem König; dieſer, indem er ihn wieder zurückgab, zog ſeinen Degen und ſchlug ihn zum Ritter.

Bald darauf nöthigte ein erſchrecklicher Sturm den König, das Lager von Boulogne aufzuheben und ſeine Armee zurückzuziehen. Der junge Dudley bat jetzt, da ſie weiter ins Land kamen, den Herrn von Eſpinay, ſeine Ranzion zu beſtimmen;

er könne nicht weiter und habe dringende Geſchäfte in England. Einer von ſeinen Leuten nahm den Letztern auf die Seite und ſagte ihm, daß Dudley in die Tochter des Grafen von Bedfort verliebt und auch Alles in Richtigkeit ſey, ſie zu heirathen. Als Eſpinay dieſes hörte, ſagte er ihm, daß er gehen könne, wenn es ihm beliebe; er verlange nur von ihm, des Hauſes Eſpinay eingedenk zu ſeyn, die nicht in Krieg ziehen, um reich zu werden, denn ſie hätten ſchon genug, ſondern um Ehre zu erwerben und den alten Ruhm ihrer Familie zu befeſtigen. Doch wolle er gerne von ihm vier der ſchönſten engliſchen Stuten annehmen; eine Großmuth, über welche Dudley nicht wenig verwundert war.

Die deutſchen Fürſten beſchloſſen zu Augsburg, eine Geſandtſchaft nach Frankreich zu ſchicken, um den König zu bewegen, ihnen gegen den Kaiſer (Karl V.) beizuſtehen, der einige Fürſten hart gefangen hielt und ſie ſchmählich behandelte. Die Geſandtſchaft beſtand aus dem Herzog von Simmern, dem Grafen von Naſſau, deſſen Sohn, dem nachher ſo berühmten Prinzen Wilhelm von Oranien, und andern vornehmen Herren und Gelehrten. Man ſchickte ihnen bis St. Dizier entgegen, und verſchaffte ihnen alle Bequemlichkeiten nach ihrer Art; denn ſie reisten nur fünf, ſechs Stunden des Tages, und zwar vor der Mittagsmahlzeit, bei der ſie dann immer bis neun oder zehn Uhr des Nachts ſitzen blieben; während dieſer Zeit durfte man ihnen nicht mit Geſchäften kommen. Sie hatten auch mit Fleiß dieſe Route gewählt, um ſich recht ſatt zu trinken, denn von St. Dizier bis Fontainebleau kommt man durch die beſten Weingegenden von Frankreich.

Vieilleville wurde, als ſie zwei Stunden von Fontainebleau in Moret ſich ausruhten, zu ihnen geſchickt, um ſie im Namen des Königs zu bewillkommen, welches der ganzen Geſandtſchaft ſehr wohl gefiel, beſonders da er ſie ſehr gut bewirthete. Er erfuhr daſelbſt, daß der Graf Naſſau ein Verwandter von ihm ſey; dieſer wendete ſich beſonders an ihn, da er ſehr gewandt in Geſchäften war, und auch die franzöſiſche Sprache gut redete. Eines Tages, da Vieilleville Viele von der Geſandtſchaft zum Mittagseſſen hatte, unter Andern auch zwei Beiſitzer des kaiſerlichen Kammergerichts zu Speyer, und die Bürgermeiſter von

Straßburg und Nürnberg, nahm der Graf Naſſau Vieillevillen bei Seite, um ihn genauer von ihrer Sendung zu unterrichten. Dieſe Unterredung dauerte beinahe eine Stunde, als die vier Richter und Bürgermeiſter ungeduldig wurden, und mit dem Grafen in einem ſehr rauhen Ton anfingen deutſch zu reden. Dieſer aber machte ihren Zorn auf eine ſehr geſchickte Art lächerlich, indem er ganz laut auf Franzöſiſch, welches ſie nicht verſtanden, ſagte: „Wundern Sie ſich nicht, meine Herren, daß „dieſe Deutſchen ſo aufgebracht ſind, denn ſie ſind nicht gewohnt, „ſo bald vom Tiſch aufzuſtehen, nachdem ſie ſo vortrefflich ge„geſſen und ſo köſtlichen Wein getrunken haben."

Vieilleville hinterbrachte dem König Alles, wie er es gefunden und gehört hatte. Dieſer war ſo wohl damit zufrieden, daß er ihn den andern Morgen rufen ließ, und ihn zum Mitglied des Staatsraths ernannte. Die Geſandten hatten eine feierliche Audienz bei dem König, und gleich darauf wurde Staatsrath gehalten, worinnen Heinrich II. vortrug, wie wenig rathſam es ſey, Krieg mit dem Kaiſer anzufangen. Nach dem König nahm ſogleich der Connetable von Montmorency außer der Ordnung das Wort, und ſtimmte gegen den Krieg; ihm folgten die Uebrigen, bis die Reihe an Vieillevillen kam, der der ganzen Verſammlung auf eine ſehr bündige Art vorſtellte, wie es die Ehre der Krone erfordere, den deutſchen Fürſten beizuſtehen. Er eröffnete ſodann dem König in Geheim, was ihm der Graf Naſſau anvertraut hätte, daß nämlich der Kaiſer ſich in Beſitz von Metz, Toul, Verdun und Straßburg ſetzen wollte, welches dem König ſehr nachtheilig ſeyn würde. Der König ſollte daher ganz in der Stille ſich dieſer Städte, die eine Vormauer gegen die Champagne und Picardie waren, bemächtigen. „Und was den Vorwurf betrifft, Herr Connetable," indem er ſich zu ihm wendete, „den Sie ſo eben bei Ablegung Ihrer „Stimme geäußert, daß die Deutſchen eben ſo oft ihren Sinn „ändern, als ihren Magen leeren, und leicht eine Verrätherei „hinter ihrem Anerbieten ſtecken könne, ſo wünſchte ich lieber „mein ganzes Vermögen zu verlieren, als daß ihnen dieſes zu „Ohren käme; denn wenn ſolche ſouveräne Fürſten, wie dieſe „ſind, davon einer dem Kaiſer bei ſeiner Wahl den Reichsapfel, „der die Monarchie anzeigt, in die linke Hand, der andere den

„Degen, um ſich zu ſchützen, in die rechte gibt, und der dritte „ihm die kaiſerliche Krone aufſetzt, weder Treu noch Glauben „halten, unter was für einer Race Menſchen ſoll man dieſe denn „finden?“

Auf dieſes wurde auch der Krieg beſchloſſen, und zu Ende des März 1552 ſollte die Armee auf der Gränze von Champagne beiſammen ſeyn, welches auch mit unglaublicher Geſchwindigkeit geſchah. Der Connetable nahm durch Kriegsliſt Metz weg, und kurz darauf hielt der König daſelbſt ſeinen Einzug. Bei dieſer Gelegenheit muſterte er ſeine Armee, und fand unter andern fünfhundert Edelleute, die er nie hatte nennen hören, ſehr gut equipirt. Der König übergab dieſes ſchöne Corps dem jungen Eſpinay, Vieilleville's Tochtermann, welcher auch an der Spitze deſſelben tapfere Thaten verrichtete.

Die Einnahme von Metz war aber auch die einzige Frucht dieſer Ausrüſtung; denn die andern Städte waren aufmerkſam geworden, und man fand ſie gerüſtet. Auch ließen die deutſchen Fürſten den König wiſſen, daß ihr Friede mit dem Kaiſer gemacht ſey. Dieſer Letztere hatte ſich kaum der einheimiſchen Feinde entledigt, als er mit einer zahlreichen Armee gegen Straßburg rückte, den Franzoſen die eroberten Gränzſtädte wieder wegzunehmen. Auf das erſte Gerücht dieſes Einfalls warf ſich der Herzog von Guiſe mit einem zahlreichen tapfern Adel in die Stadt Metz, auf welche man den Hauptangriff erwartete. Verdun bekam der Marſchall von St. André zu vertheidigen, und in Toul, wohin der König den Herrn von Vieilleville beſtimmt hatte, hatte ſich der Herzog von Nevers geworfen, ohne einen königlichen Befehl dazu abzuwarten. Der König ließ es auch dabei, ſo gern er Vieilleville belohnt hätte, und ſchickte dieſen nach Verdun, um dem Marſchall von St. André, deſſen Lieutenant er noch immer war, bei Vertheidigung dieſer Stadt gute Dienſte zu leiſten.

Vieilleville ließ Verdun ſehr befeſtigen, allein zu ſeinem größten Verdruß erfuhr man, daß der Herzog von Alba nicht auf dieſen Platz losgehen würde, ſondern die Belagerung von Metz angefangen hätte. Er nahm ſich daher vor, die kaiſerliche Armee, die ſich wegen ihrer Größe ſehr ausdehnen mußte, ſo viel möglich im Freien zu beunruhigen und ſie in enge Gränzen

einzuſchließen. Auch that er dem Feind durch einige unvermuthete Ueberfälle vielen Schaden. Er erfuhr, daß die Stadt Eſtain in Lothringen, welches Land vom Kaiſer und den Franzoſen für neutral erklärt war, den Kaiſerlichen viele Lebensmittel zuführte, und beſchloß daher, ſich von Eſtain Meiſter zu machen. Er kam vor die Thore, nur von zwölf Edelleuten zu Pferde begleitet, deren jeder einen Bedienten bei ſich hatte; er ſelbſt hatte vier Soldaten, als Bediente gekleidet, bei ſich. Ein kleines Corps ließ er in einiger Entfernung ihm nachkommen, das auf den Ruf der Trompete herzueilen ſollte. Vor dem Thore ließ er den Maire und den Amtmann rufen und machte ihnen Vorwürfe, daß ſie die Feinde der Krone unterſtützten. Sie entſchuldigten ſich damit, daß ſie thun müßten, was ihre Herrſchaft ihnen befohle und das Beſte ihrer Unterthanen mit ſich brächte, die ihre Landesproducte gern mit Vortheil an Mann bringen wollten. „Und wie," ſagte Vieilleville, „können wir nicht auch etwas für „unſer Geld haben?" — O! warum nicht, antworteten ſie. — „Nun, ſo geht," befahl er den Bedienten, „und holt für uns „und unſere Pferde für ſechs Thaler. Blas, Trompeter, unterdeſſen ein luſtiges Stückchen, denn bald werdet ihr euch was zu „gute thun." Die wenigen Lanzenknechte, ſo der Amtmann bei ſich hatte, wollten zwar den Bedienten den Eingang ſtreitig machen, aber ſie wurden übel zuſammengeſtoßen. Die vier Soldaten ſtiegen ſogleich auf das Fallgatter, daß es nicht herunter gelaſſen werden konnte. Jetzt waren ſchon die zwölf Pferde in dem Thor, und nun kam auch das Corps an, drang mit in die Stadt, und ſo waren ſie Meiſter derſelben. Zehn bis zwölf Spanier, unter andern ein Verwandter des Herzogs von Alba, waren bei dem Amtmann, hatten aber Lärm gehört und über die Stadtmauer ſich gerettet. Vieilleville war ſo aufgebracht darüber, daß er den Neffen des Amtmanns, der ihnen durchgeholfen hatte, aufhängen ließ.

Sechs Tage nach dieſer Expedition überfiel er das Dorf Rougerieules, worin fünf Compagnien Lanzenknechte und eben ſo viele Schwadronen Reiter lagen. Die Deutſchen in dem Dorfe wurden überfallen und alle niedergemacht oder gefangen. Des Morgens um ſieben Uhr war Alles vorbei, und Vieilleville ſchon wieder auf dem Weg, ſo daß, als ein Theil der Armee

des Markgrafen Albert von Brandenburg gegen ihn ausrückte, ſie nur das leere Neſt fanden.

Vieilleville ging nach Verdun zurück, um ſeinen Leuten und ſich Ruhe zu gönnen, denn er war drei Wochen lang bei ſtrenger Kälte in kein Bett gekommen, hatte auch die Kleider nicht abgelegt. Es freuete ihn ſehr, als er in die Hauptkirche von Verdun kam, die Fahnen, welche er dem Feinde abgenommen und dem Marſchall von St. André geſchickt hatte, rechts und links in zwei Reihen hangen zu ſehen. Er fügte dieſen noch die letzt eroberten eilf Fahnen und Standarten bei, und ſo überſchickten ſie dem König zweiundzwanzig Stücke.

Kaum waren aber acht Tage verfloſſen, ſo kam ein Courier vom König an Vieilleville, durch den er Befehl erhielt, ſich nach Toul zum Herzog von Nevers zu begeben und dieſem beizuſtehen, indem zu befürchten ſey, daß der Kaiſer, der mit Metz nicht fertig werden könnte, Toul belagern würde. Er möchte ſo viel Volk als möglich aus Verdun mit ſich nehmen, um den Herzog zu verſtärken, ohne jedoch den Marſchall von St. André zu ſehr zu ſchwächen, denn man wußte noch nicht eigentlich, welchem von beiden Plätzen es gälte. Vieilleville nahm nur wenig Mannſchaft mit ſich, und ließ die erfahrenſten Capitäns bei dem Marſchall.

Gleich den andern Tag war Conſeil bei dem Herzog von Nevers, worin beſchloſſen wurde, den Albaneſern und Italienern, die in Pont-à-Mouſſon in ſehr ſtarker Anzahl lägen, auf alle nur mögliche Art zu Leibe zu gehen, und ihren Streifereien ein Ende zu machen. Vieilleville erbot ſich, mit ſeinen aus Verdun mitgebrachten Soldaten den Anfang zu machen, und verſprach, die Räubereien, welche jene Garniſon verübt hatte, reichlich zu vergelten. Er ſchickte gleich nach obiger Berathſchlagung einen ſeiner Vertrauten und Spionen, deren er zwei bei ſich hatte, heimlich nach Pont-à-Mouſſon, wohl unterrichtet von dem, was er bei den Fragen, die man an ihn thun würde, antworten ſollte, und auf was er ſorgfältig zu merken habe. Er ſollte vorgeben, als gehörte er zum Hauſe der verwittweten Herzogin von Lothringen, Chriſtine, einer Nichte des Kaiſers, und habe von ihr Aufträge ins kaiſerliche Lager. Er ging ſpät aus, um eine gültige Entſchuldigung zu haben, daß er dieſen Tag nicht

weiter reiste, damit er die Stärke der Feinde und was ſie im Werk haben könnten, deſto eher entdecken möchte. Dieſer gewandte und entſchloſſene Menſch machte ſich alſo, ohne daß Jemand etwas davon wußte, mit ſeiner gelben Schärpe, die das lothringiſche Zeichen der Neutralität war, auf den Weg, und kam in weniger als drei Stunden vor den Thoren von Pont-à-Mouſſon an. Man fragte ihn, wo er herkomme? wo er hin wolle? was er zu verrichten und ob er Briefe habe? Er verlangte vor die Befehlshaber geführt zu werden, ſo gewiß war er ſeiner Antworten. Da er vor ſie kam (es waren dieſe Don Alphonſo de Arbolancqua, ein Spanier, und Fabricio Colonna, ein Römer), wußte er ihnen auch auf Alles ſo ſchicklich zu antworten, daß ſie ihn nicht fangen, noch ſeine eigentliche Beſtimmung entdecken konnten. Er bat ſich nun die Erlaubniß aus, in ſein Logis zu gehen, und fragte, ob ſie nichts bei Sr. kaiſerlichen Majeſtät zu beſtellen hätten? Er hoffe morgen dort zu ſeyn und würde ihnen treue Dienſte leiſten.

Sie fragten ihn, da er durch Toul gereist ſey, ob er nicht wiſſe, daß Truppen von Verdun angekommen, die ein gewiſſer Vieilleville angeführt. Hierauf fing er an: „O dieſe ver-„dammte franzöſiſche Kröte! Neulich ließ er zu Eſtain, das er „überfiel, einen meiner Brüder hängen, der bei meinem Onkel, „dem Amtmann, war, weil er Spaniern über die Stadtmauer „geholfen hatte. Daß ihn die Peſt treffe! Mich koſtet es mein „Leben, oder ich räche mich an ihm; denn die Ungerechtigkeit „war zu groß, da wir doch Alle verbunden ſind, dem Herrn, „dem wir dienen, Alles zu thun, wie dies der Fall bei dem „Kaiſer und meiner Gebieterin iſt. Denn wenn zwei dieſer „Herren wären gefangen worden, ſo hätte man viele heimliche „Geſchäfte von Sr. kaiſerlichen Majeſtät erfahren. Und dieſer „Wütherich hat meinen armen Bruder tödten laſſen, und er „hatte keine weitere Farbe, ſeine Uebelthat zu beſchönigen, als „daß ſie die Neutralität gebrochen hätten. Verdammt ſey er auf „ewig!"

Fabricio Colonna und Don Alphonſo, die um Vieilleville's Expeditionen recht gut wußten und beſonders dieſen letzten Umſtand kannten, merkten hoch auf. Sie nahmen ihn bei Seite, und verſprachen ihm den Tod ſeines Bruders zu rächen, wenn

er thun würde, was ſie ihm ſagten. Er antwortete darauf: daß er auch ſein Leben dabei nicht ſchonen würde; aber er bitte ſie, vorher zum Kaiſer gehen zu dürfen, um die Botſchaft ſeiner Gebieterin zu überbringen. Sie fragten ihn, warum er keine Briefe habe. „Weil,“ ſagte er, „meine Botſchaft gewiſſe Staats„geheimniſſe des Königs von Frankreich enthält. Würde ich nun „mit Briefen ertappt, ſo könnte ich die ganze Provinz ins Un„glück ſtürzen, denn durch dieſes iſt die Neutralität verletzt, und „ich wäre in Gefahr, gehangen oder wenigſtens gefoltert zu werden.“ Sie ließen ſich mit dieſem zufrieden ſtellen, und da ſie ihn ſchon gewonnen glaubten, ihn in ſein Logis zurückführen, mit dem Befehl, ihm das Thor von Metz mit dem früheſten Morgen zu öffnen, ohne ſich um ſeine Geſchäfte zu bekümmern.

Mit Anbruch des Tags zeigt er ſich am Thor, das ihm auch ohne weiteres Nachfragen geöffnet wird. Er geht ins Lager, bleibt daſelbſt den ganzen Tag, und weiß den Herzog von Alba ſo einzuſchläfern, daß er ſogar einen Brief von ihm an Fabricio und Alphonſo, ihre Geſchäfte betreffend, erhält, worin ihnen beſonders aufgetragen wird, auf einen gewiſſen franzöſiſchen Befehlshaber, Namens Vieilleville, der dem Lager des Markgrafen Albert ſehr vielen Schaden zugefügt, und jetzt ſichern Nachrichten zufolge ſeit zwei Tagen mit Truppen in Toul angekommen, aufmerkſam zu ſeyn. Vorzüglich befahl man ihnen den Ueberbringer dieſes Briefs an, deſſen Eifer für den Dienſt Seiner Majeſtät bekannt ſey. Sie ſollten daher keinen Anſtand nehmen, ihn zu gebrauchen.

Gleich nach Empfang des Briefs lobten ihn dieſe ſpaniſchen Herren ſehr und ſagten ihm, daß er gar nicht nöthig gehabt hätte, das Certificat ſeiner Treue vom Herzog von Alba mitzubringen, denn ſeit geſtern ſchon hätten ſie ſich durch ſeine Reden überzeugt, daß er kaiſerlich geſinnt ſey. Wenn er reich werden wollte, ſollte er nur alles Mögliche anwenden, den Feldherrn Vieilleville, der dem Lager des Markgrafen ſo geſchadet habe, in ihre Hände zu bringen. Er antwortete darauf, daß er nichts anders verlange, wenn er es dahin bringe, als daß er ihn umbringen dürfe, damit er ihm das Herz aus dem Leibe reiße, um ſich wegen Ermordung ſeines Bruders zu rächen. Er forderte ſie noch dazu auf, ihm als treuem Diener des Kaiſers mit

Macht bei dieſer Unternehmung beizuſtehen, denn ſein Bruder ſey im Dienſt Sr. kaiſerlichen Majeſtät gehängt worden.

Sie, die dieſen Eifer mit Thränen begleitet ſahen, denn dieſe hatte er in ſeiner Gewalt, zweifelten nun gar nicht mehr, umarmten ihn, und Don Alphonſo will ihm eine goldene Kette, fünfzig Thaler werth, umhängen; aber er verwirft dieſes Geſchenk mit Unwillen und ſagt: daß er nie etwas von ihnen nehmen würde, wenn er nicht dem Kaiſer einen ausgezeichneten Dienſt geleiſtet, und bei einer andern Gelegenheit als hier, wo ſein eigenes Intereſſe am meiſten im Spiel ſey, denn er habe hier ſein eigen Blut zu rächen. Zugleich bat er ſie, nicht weiter in ihn zu dringen und ihm nur freie Hand zu laſſen. Nur ſollten ſie ihm jetzt erlauben, ſich ſeiner guten Gebieterin ſogleich zu zeigen; er verſpreche auf ſeiner Rückkunft ihnen gute Nachrichten zu bringen.

Eine ſo edelmüthige Weigerung, das Geſchenk anzunehmen, und alle die ſchönen Worte brachten Don Alphonſo und Fabricio ganz in die Schlinge, ſo daß ſie ſeine Treue gar nicht mehr in Zweifel zogen. Sie ließen ihn jetzt abreiſen, um ihn bald wieder zu ſehen.

Er machte ſich nun ſogleich auf den Weg und kam zu Vieilleville zurück, der ihn ſchon für verloren hielt, denn er war ſchon drei Tage ausgeblieben. Die Nachrichten, welche er mitbrachte, gaben jenem eine kühne und ſeltſame Kriegsliſt ein, welche er auch ſogleich ins Werk ſetzte, ohne einen Menſchen dabei zum Vertrauten zu machen. Er inſtruirt ihn, nach Pont-à-Mouſſon zurückzugehen und den Spaniern zu hinterbringen, daß Vieilleville mit Anbruch des Tages nach Condé ſur Mozelle reiten würde, um mit ſeiner Gebieterin, die daſelbſt ſich aufhielt, Unterhandlungen zu pflegen; denn die Herzogin fürchte, wenn der Krieg zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer noch lange dauern ſollte, man möchte ihren Sohn das Piemonteſer-Stückchen tanzen laſſen (ihn, wie den Herzog von Savoyen, um ſein Land bringen); er ſolle aber ja ſich der nämlichen Worte bedienen. Er ſolle noch hinzuſetzen, daß Vieilleville, der die Garniſon von Pont-à-Mouſſon fürchte, hundert und zwanzig Pferde, und darunter einige gepanzerte, zur Begleitung mit ſich nehmen würde. Er brauche übrigens gar nicht ſehr zu eilen, damit

Vieilleville Zeit habe, ſeine Anſtalten zu machen, und könne er nur den gewöhnlichen Schritt ſeines Pferdes reiten.

Des Nachts um eilf Uhr ritt der Kundſchafter weg, und kam um zwei Uhr nach Mitternacht bei den Spaniern in Pont-à-Mouſſon an, welche durch ſeinen Bericht in ein frohes Erſtaunen geſetzt werden. Mit möglichſter Schnelligkeit machen ſie ihre Anſtalten, dieſen glücklichen Fang zu thun, an dem ſie gar nicht mehr zweifelten. Die ganze Garniſon, die noch einmal ſo ſtark war, als der Feind, dem man ſie entgegenführte, mußte ausreiten, ſo daß nur etwa fünfzig Schützen in der Stadt zurückblieben, und man hielt ſich des Sieges ſchon für gewiß.

Vieilleville hatte indeſſen, ſobald der Kundſchafter aus den Thoren von Toul war, alle ſeine Hauptleute bei dem Herzog von Nevers zuſammenberufen und ihnen erklärt, daß er ein muthiges Unternehmen vorhabe, wobei ſie ſich aber nicht verdrießen laſſen müßten, zehn Stunden zu Pferde zuzubringen. Er verſicherte ihnen, es würde dabei etwas herauskommen, und ſie viel Ehre und Vortheil davon tragen. Alle waren es zufrieden und machten ſich ſogleich bereit. Sie zogen aus der Stadt aus, ritten drittehalb Stunden lang bis an die Brücke, gegen das Holz von Rouzières. Hier vertheilte Vieilleville die Truppen und legte ſie an verſchiedene Plätze in Hinterhalt. Er ſelbſt hielt mit hundert und zwanzig Pferden die Ebene, und Alles, was ihm in den Weg kam, arbeitende Landleute oder Wanderer, wurde feſtgehalten, damit der Feind nichts erfahren könnte. Sobald man den Feind ſähe, ſollte man machen, was er mache; die Trompeter ſollten auf Gefahr ihres Kopfes nicht blaſen, bis er es befehle. Noch muß man bemerken, daß er in der Abweſenheit ſeines Kundſchafters ſich in der ganzen Gegend umgeſehen hatte, um die Lage recht inne zu haben, wo er als ein erfahrener Soldat ſeinen Hinterhalt am beſten anlegen könnte.

Nachdem Alles auf dieſe Weiſe angeordnet war, verfloſſen kaum drei Stunden, als der Feind ſich zeigte. „Wenden wir „uns um nach Toul zurück,“ ſagte Vieilleville, „als wenn wir „fliehen wollten, jedoch in langſamem Schritte, und fangen ſie „an, uns in Galopp zu verfolgen, ſo galoppiren wir auch, bis „ſie an unſerm Hinterhalt vorbei ſind. Geſchieht dieſes, ſo ſind „ſie unſer, ohne daß wir nur einen Mann verlieren.“

Der Feind, der ſie fliehen ſah, ſetzte ihnen in ſtarkem Galopp nach mit einem ſchrecklichen Siegesgeſchrei. So wie ſie den Hinterhalt hinter ſich haben, commandirt Vieilleville: Halt! und läßt den Trompeter blaſen. Zugleich machen ſie Fronte gegen den Feind und rüſten ſich zum Angriff. Augenblicklich bricht nun auch der Hinterhalt hervor, hundert und zwanzig Pferde von der einen Seite, funfzig leichte Reiter von der andern, von einer dritten zweihundert Schützen zu Pferde, die unter einem unglaublichen Schreien und Trommelgetöſe in vollem Rennen daherſprengen, welches die Feinde ſo überraſchte, daß ſie ganz beſtürzt: Tradimento! tradimento! riefen. Unterdeſſen warf Vieilleville Alles nieder, was ihm entgegen kam. Schüſſe fielen von allen Seiten, daß man nur ſchreien hörte: **Misericordia, Signor Vieillevilla . . . Buona Guerra, Signori Francesi.** Der Kugelregen warf in ganzen Haufen Menſchen und Pferde dahin, ſo daß Vieilleville das Gefecht und Gemetzel aufhören ließ, und der übriggebliebene Theil ergab ſich, nachdem er die Waffen weggeworfen, auf Gnade und Ungnade. Zwei hundert und dreißig blieben auf dem Platz, und funf und zwanzig wurden verwundet, unter denen auch der Anführer Fabricio Colonna ſich befand. Die Uebrigen blieben gefangen, und kam auch nicht ein Einziger davon, der das Unglück ſeiner Cameraden nach Pont-à-Mouſſon hätte berichten können.

Nach dieſer tapfern und ſiegreichen Unternehmung ſchickte Vieilleville einen Theil ſeiner Leute, nebſt dem gefangenen feindlichen Anführer, zum Herzog von Nevers zurück; die andern Verwundeten oder Gefangenen aber wurden an einen ſichern Ort gebracht. Die drei erbeuteten Standarten, ließ er dem Herzog ſagen, könne er noch nicht mitſchicken, da er ſie zu einer Unternehmung nöthig habe, die ihm in dem Augenblick in den Sinn käme. Als man in ihn drang, zu ſagen, was dies für ein Unternehmen ſey, antwortete Vieilleville: er ſey keiner von den Thoren, die das Bärenfell verkaufen, ehe ſie ihn gefangen haben. Auch wollte er es nicht machen, wie Fabricio Colonna, der ihn an ſeinen Kundſchafter geſchenkt habe, um ihn zu tödten, und jetzt ſelbſt von ſeiner Gnade abhänge.

Nachdem jene weggeritten, rufte Vieilleville ſeinen Kundſchafter und ſagte ihm: „Nimm meine weiße Standarte, meinen

„Kopfhelm und meine Armſchienen, und gehe nach Pont=à=Mouſſon.
„Biſt du eine Viertelſtunde von der Stadt, ſo fange an zu galop=
„piren und rufe Victoria, ſage, daß Colonna den Vieilleville und
„ſein ganzes Corps geſchlagen, und daß er ihn mit dreißig oder
„vierzig andern franzöſiſchen Edelleuten gefangen bringe. Zeige
„ihnen zum Wahrzeichen meine Waffen. Hier haſt du vier un=
„bekannte Diener, die dir ſie tragen helfen. Nimm noch einen
„Bündel zerbrochener Lanzen mit dem weißen franzöſiſchen Fähnchen,
„um deine Rede zu unterſtützen. Zeige ihnen ein recht fröhliches
„Geſicht und ſchimpfe auf mich, was du nur immer kannſt, daß
„du in zwei Stunden mein Herz aus dem Leibe ſehen müßteſt,
„wenn ich es nicht mit zehntauſend Thalern auslöſte. Vergiß
„aber nicht, ſobald du im Thor biſt, auf daſſelbe zu ſteigen, als
„wollteſt du meine Feldzeichen daſelbſt aufhängen, und halte dich
„bei dem Fallrechen und Fallbrücken auf, daß man ſie nicht
„niederlaſſe. Gott wird das Weitere thun."

Saligny, ſo hieß der Kundſchafter, machte ſich friſch auf, um ſeinen Auftrag zu vollziehen, dem er auch pünktlich nachkam. Unterdeſſen befiehlt Vieilleville allen Lanzenknechten und Schützen, das weiße Feldzeichen zu verbergen und die rothen Schärpen der Todten und ſonſt Alles, was ſie von kaiſerlichen oder burgundiſchen Zeichen an ſich tragen, anzulegen. Von den eroberten ſpaniſchen Standarten gab er eine dem Herrn von Montbourger, die andere dem von Thuré und die dritte dem von Mesnil=Barré, mit dem Befehl, alle die, ſo aus der Stadt herauskämen, um die franzöſiſchen Gefangenen zu ſehen, umzubringen, wenn es nicht Einwohner ſeyen. Vergäße aber Don Alphonſo ſich ſo ſehr, daß er ſelbſt den Platz verließe, um dem Colonna über einen ſo wichtigen Sieg Glück zu wünſchen, ſo ſollten ſie ihn feſthalten und entwaffnen, ohne ihm jedoch etwas Anderes zu Leid zu thun. „Jetzt voran im Namen Gottes," ſagte er, „die „Stadt iſt unſer, wenn ſich Niemand verräth."

Jedermann ſtand erſtaunt da, denn er hatte ſich Niemanden vorher entdeckt, und wußte man nicht, was er im Schild führte, als er den Kundſchafter abſchickte. Dieſer ſprengte, ſobald er ſich der Stadt näherte, mit ſeinen vier Waffenträgern im Galopp an, und rief: „Victoria, Victoria! der verdammte Hund „von Franzmann, der Vieilleville, und ſeine Leute alle ſind

„geſchlagen. Fabricio führt ihn gefangen dem Don Alphonſo zu. „Hier ſind ſeine Waffen, ſeine Armſchienen, ſein Feldzeichen. „Mehr als hundert Todte liegen auf dem Platz, die Andern alle „ſind geſchlagen oder verwundet. Man hätte ſie alle ſollen in „Stücken hauen, wenn es nach meinem Sinn gegangen wäre. „Victoria, Victoria!“

Die Freude unter den Soldaten war ſo groß, daß die wenigen, ſo zurückgeblieben, die Zeit nicht erwarten konnten, Vieilleville zu ſehen, und Fabricio alle Ehre zu erzeigen, denn man zweifelte gar nicht an der Wahrheit. Don Alphonſo, ſobald er die Waffen und Armſchienen, eines Prinzen würdig, ſo viele Lanzenſtücke und weiße Standarten ſahe, fragte weiter nicht, ſondern ſetzte ſich zu Pferde und ritt, begleitet von zwanzig Mann, dem Fabricio entgegen. Orvaulx und Olivet, ganz roth gekleidet, kommen ihm mit dem Geſchrei entgegen: Victoria, Victoria! los Franceses son todos matados (die Franzoſen ſind alle getödtet). Alphonſo, dem dieſes Geſchrei und die Sprache gar wohl gefiel, ging immer vorwärts. Auf einmal fallen ſie über ihn her, umringen ihn, machen Alles nieder, was er bei ſich hat, ſelbſt die Bedienten, und nehmen ihn gefangen. Es kamen der Reihe nach immer Mehrere nach, aber alle hatten daſſelbe Schickſal.

Nun befahl Vieilleville dem Mesnil-Barré, dem Don Alphonſo die Standarte, welches gerade die von ſeiner Compagnie war, in die Hand zu geben, und ihn zwiſchen den zwei Andern reiten zu laſſen. Einer, Namens le Grec, der ſpaniſch redete, mußte ihm ſagen, daß, wenn er bei Annäherung gegen die Stadtthore nicht Victoria ſchrie, er eine Kugel vor den Kopf bekäme. Mesnil-Barré ſollte dieſes ausführen. Alles fing jetzt an zu galoppiren, als man einen Büchſenſchuß vor den Thoren war. Le Grec war voran, der auf Spaniſch Wunder erzählte, ſo daß die Garniſon, die ächt ſpaniſch war, als ſie Alphonſo unter den Galoppirenden und Schreienden ſah, Platz machte und Alles herein ließ. Man ließ ihnen aber nicht mehr Zeit, die Brücke aufzuziehen, denn plötzlich änderte man die Sprache, und hieb ſie alle zuſammen. France! France! wird jetzt gerufen. Die Schützen kommen auch dazu und beſetzen die Thore, und ſo iſt Vieilleville Herr der Stadt. Man fand in derſelben einen

unerwartet großen Vorrath von Proviant, welchen die verwittwete Herzogin von Lothringen durch den Fluß heimlich hatte hinſchaffen laſſen, um unter der Hand die Armee des Kaiſers, ihres Onkels, davon zu erhalten.

Was Don Alphonſo anbetrifft, ſo fand man ihn den andern Morgen ganz angekleidet todt auf ſeinem Bette ausgeſtreckt. Vincent de la Porta, ein neapolitaniſcher Edelmann, dem er von Vieilleville war übergeben worden, hatte ihn nicht dahin bringen können, ſich auszukleiden, ob er gleich ſehr in ihn drang. Die Kälte konnte nicht Schuld an ſeinem Tode ſeyn, denn der Edelmann und ſechs Soldaten, mit denen er die Wache hielt, unterhielten im Zimmer ein ſo großes Feuer, daß man es kaum darin aushalten konnte. Es war Verzweiflung und Herzeleid, ſich ſo leichtſinnig in die Falle geſtürzt zu haben, was ihm das Leben gewaltſamer Weiſe nahm. Dazu kam noch die Schande und die Furcht, vor ſeinem Herrn jemals zu erſcheinen, der ohnedem ſchon gegen alle Feldherren und vornehmen Officiere ſeiner Armee aufgebracht war, wie ihm der Herzog von Alba den Tag vor ſeiner Gefangennehmung geſchrieben hatte; denn dieſes war der Inhalt des Briefs, den le Grec ins Franzöſiſche überſetzte, wo einige lächerliche Züge vorkommen. Der Brief fing nach einigen Eingangscomplimenten alſo an:

„Der Kaiſer, der wohl wußte, daß die Breſche (vor Metz) ziemlich beträchtlich ſey, aber keiner ſeiner Officiere ſich wagte hineinzudringen, ließ ſich von vier Soldaten dahin tragen, und fragte, da er ſie geſehen, ſehr zornig: „Aber um der Wunden „Gottes willen! warum ſtürmt man denn da nicht hinein? Sie „iſt ja groß genug und dem Graben gleich, woran fehlt es „denn bei Gott?“ Ich antwortete ihm, wir wüßten für gewiß, daß der Herzog von Guiſe hinter der Breſche eine ſehr weite und große Verſchanzung angelegt habe, die mit unzähligen Feuerſchlünden beſetzt ſey, ſo daß jede Armee dabei zu Grund gehen müßte. „Aber, beim Teufel!“ fuhr der Kaiſer weiter fort, „warum habt Ihr's nicht verſuchen laſſen?“ Ich war genöthigt, ihm zu antworten, daß wir nicht vor Düren, Ingolſtadt, Paſſau, noch andern deutſchen Städten wären, die ſich ſchon ergeben, wenn ſie nur berennt ſind, denn in dieſer Stadt ſeyen zehntauſend brave Männer, ſechzig bis achtzig von den

vornehmſten franzöſiſchen Herren und neun bis zehn Prinzen von königlichem Geblüt, wie Se. Majeſtät aus den blutigen und ſiegreichen Ausfällen, bei denen wir immer viel verloren, erſehen könnten. Auf dieſe Vorſtellungen wurde er nur noch zorniger und ſagte: „Bei Gott, ich ſehe wohl, daß ich keine „Männer mehr habe: ich muß Abſchied von dem Reich, von „allen meinen Planen, von der Welt nehmen und mich in ein „Kloſter zurückziehen: denn ich bin verrathen, verkauft, oder „wenigſtens ſo ſchlecht bedient, als kein Monarch es ſeyn kann: „aber bei Gott, noch ehe drei Jahre um ſind, mach' ich mich „zum Mönch."

„Ich verſichere Euch, Don Alphonſo, ich hätte ſogleich ſeinen Dienſt verlaſſen, wenn ich kein Spanier wäre. Denn iſt er bei dieſer Belagerung übel bedient worden, ſo muß er ſich an Brabancon, Feldherrn der Königin von Ungarn, halten, der dieſe Belagerung hauptſächlich commandirt, und gleichſam als ein Franzoſe anzuſehen iſt, ſo wie auch die Stadt Metz im franzöſiſchen Klima liegt; und rühmte er ſich überdies, ein Verſtändniß mit vielen Einwohnern zu haben, unter denen die Tallanges, die Baudoiches, die Gornays, lauter alte Edelleute der Stadt Metz, ſeyen. Auch haben wir die Stadt von ihrer ſtärkſten Seite angegriffen, unſere Minen ſind entdeckt worden und haben nicht gewirkt. So iſt uns Alles übel gelungen und gegen alle Hoffnung ſchlecht von ſtatten gegangen. Wir haben Menſchen und Wetter bekriegen müſſen. Er bereut es nicht und bleibt dabei, und um ſeine Halsſtarrigkeit zu decken, greift er uns an, und wirft auf uns alles Unglück und ſeine Fehler. Alle Tage ſieht er ſein Fußvolk zu Haufen dahinſtürzen, und beſonders unſere Deutſchen, die im Koth bis an die Ohren ſtecken. Schickt uns doch ja die eilf Schiffe mit Erfriſchungen, die uns Ihre Durchlaucht von Lothringen beſtimmt haben, denn unſere Armee leidet unendlich. Vor allem Andern aber ſeyd auf Eurer Hut gegen Vieilleville, der von Verdun nach Toul mit Truppen gekommen, denn der Kaiſer ahndet viel Schlimmes, da er ſchon lange her ſeine Tapferkeit und Verſchlagenheit kennt, ſo daß er ſogar ſagt, ohne ihn wäre er jetzt König von Frankreich; denn als er in die Provence, ins Königreich eingedrungen, ſey Vieilleville ihm zuvorgekommen, und habe ſich durch eine feine

Kriegsliſt von Avignon Meiſter gemacht, daß der Connetable ſeine Armee zuſammenziehen konnte, die ihn hinderte, weiter vorzudringen. Ich gebe Euch davon Nachricht, als meinem Verwandten, denn es ſollte mir leid thun, wenn unſere Nation, die er jedoch weniger begünſtigt und in Ehren hält als andere, dem Herrn mehr Urſache zur Unzufriedenheit gäbe u. ſ. f." Nach Leſung dieſes Briefs war es klar, welches die wahre Urſache ſeines Todes geweſen, denn Alphonſo hatte gegen alle darin enthaltenen Punkte gefehlt.

Der Herzog von Nevers kam auf dieſe Nachrichten ſelbſt vor den Thoren von Pont=à=Mouſſon an, eben da man ſich zum Mittagseſſen ſetzen wollte. Vieilleville ging ihm ſogleich entgegen; es wurde beſchloſſen, einen Courier an den König abzuſchicken, dem man auch den Brief des Herzogs von Alba an Don Alphonſo mitzugeben nicht vergaß. Einen andern Kundſchafter, mit Namen Habert, ſchickte man ins kaiſerliche Lager, um aufmerkſam zu ſeyn, wenn der Herzog von Alba etwas gegen Pont=à=Mouſſon unternehmen würde, denn die Stadt war ſehr ſchlecht befeſtigt, und Vieilleville war der Meinung, ſie lieber ſogleich zu verlaſſen, als zu befeſtigen, um die Neutralität nicht zu verletzen und dem Kaiſer keine Urſache zu geben, ſich der andern Städte von Lothringen zu verſichern.

Den andern Tag ſchlug Vieilleville vor, unter dem Schutz der kaiſerlichen Feldzeichen einige Streifereien in der Gegend vorzunehmen und ſo die Feinde anzulocken. Der Herzog von Nevers wollte, aller Widerrede ungeachtet, dabei ſeyn; doch überließ er Vieilleville alle Anſtalten und das Commando. Sie zogen mit ungefähr vierhundert Mann aus und machten auf dem Weg viele Gefangene, da einige feindliche Trupps ihnen in die Hände ritten, die ſie für Spanier und Deutſche hielten. So kamen ſie bis Corney, den halben Weg von Pont=à=Mouſſon nach Metz und nur zwei kleine Stunden vom kaiſerlichen Lager. Da ſie hier nichts fanden, trug Vieilleville, ungeachtet ſie nicht ſicher waren, dennoch darauf an, noch eine halbe Stunde weiter vorwärts zu gehen. Auf dieſem Wege trafen ſie ein großes Convoi von ſechzig Wägen unter einer Bedeckung von zweihundert Mann an, die ihnen alle in die Hände fielen. Jetzt war es aber zu ſpät, um nach Pont=à=Mouſſon zurückzukommen,

denn ſie waren auf vier Stunden entfernt, und es ſchneite außerordentlich ſtark. Es wurde daher beſchloſſen, in Cornev zu übernachten, obgleich ein ſehr unbequemes Nachtquartier daſelbſt war. Gleich den andern Morgen wurde wieder ausgeritten; diesmal traf man auf ſechs Wägen mit Wein und andern ausgeſuchten Lebensmitteln, welche die Herzogin von Lothringen dem Kaiſer, ihrem Onkel, fur ſeine Tafel ſchickte. Acht Edelleute und zwanzig Mann begleiteten dieſe Leckerbiſſen, worunter unter andern zwölf Rheinlachſe und die Hälfte in Paſteten waren. Wie ſie die rothen Feldzeichen ſahen, riefen ſie: da kommt die Escorte, ſo uns der Kaiſer entgegen ſchickt! Wie groß war aber nicht ihr Erſtaunen, als ſie auf einmal rufen hörten: France! und Alle gefangen genommen wurden.

Einer von den gefangenen Edelleuten, Namens Vignaucourt, fragte: „ob dieſer Trupp nicht dem Herrn von Vieilleville zuge„hörte!“ Warum? fragte Vieilleville ſelbſt. „Weil er es iſt, „der Pont-à-Mouſſon mit den kaiſerlichen Feldzeichen eingenommen „hat, worüber der Kaiſer außerordentlich aufgebracht iſt. Ich „war geſtern bei ſeinem Lever, und ich hörte ihn ſchwören, daß, „wenn er ihn ertappte, er ihm übel mitſpielen wollte. Dieſer „Verräther Vieilleville, ſagte er, hat mit meinem Feldzeichen „Pont-à-Mouſſon weggenommen, und mit kaltem Blut meinen „armen Don Alphonſo umgebracht, auch alle darin befindlichen „Kranken tödten laſſen, und die Lebensmittel, die für mich „beſtimmt waren, weggenommen. Aber ich ſchwöre, bei Gott „dem Lebendigen, daß, wenn er jemals in meine Hände fällt, „ich ihn lehren will, ſolche Treuloſigkeiten zu begehen und ſich „meines Namens, meiner Waffen und Zeichen zu meinem Scha„den zu bedienen. Auch der mächtigſte und tapferſte Fürſt müßte „auf dieſe Art hintergangen werden. Er ſoll verſichert ſeyn, „daß ihm nichts Anders bevorſteht, als geſpießt zu werden, „und verdamm' ich ihn von dieſem Augenblick an zu dieſer „Strafe, wenn ich ihn bekomme. Und ihr Andern, euch mein' „ich, die ihr mein Heer commandirt, was für Leute ſeyd ihr, „daß ihr nichts gegen dieſen Menſchen unternehmt? denn ich „hörte noch geſtern von Jemand, der mir treu iſt, daß er noch „immer alle Tage mit ſeinen Soldaten herumſtreift in rothen „Schärpen mit den ſpaniſchen und burgundiſchen Feldzeichen,

„unter welchen er viele Tauſend meiner Leute ermordet, denn „Niemand ſetzt ein Mißtrauen darein. Beim Teufel auch, ſeyd „ihr Leute, ſo etwas zu ertragen, und liegt euch meine Ehre „und mein Dienſt nicht beſſer am Herzen? Auf dieſe zornige „Aeußerung entſtand unter den Prinzen und Grafen, die in „ſeinem Zimmer waren, ein Gemurmel, und ſie entfernten ſich „voll Zorn. Vieilleville mag ſich in Acht nehmen; denn ſie ſind „ſehr giftig auf ihn, beſonders die Spanier wegen des Don „Alphonſo de Arbolancqua, den er auf eine ſo grauſame Art „hat umbringen laſſen.“

Vieilleville antwortete darauf, daß Don Alphonſo auf ſeinem Bette todt gefunden worden, und Niemand ſeinen Tod befördert hätte. Vieilleville würde lieber wünſchen, niemals gelebt zu haben, als ſich einer ſolchen That ſchuldig zu wiſſen. Er fürchte ſich jedoch nicht vor des Kaiſers Drohungen. Seine Ehre erfordere, zu beweiſen, daß es eine Unwahrheit ſey, ihn einer ſolchen Unmenſchlichkeit zu beſchuldigen. Vignaucourt merkte an dieſen Reden, daß Vieilleville mit ihm ſpreche; auch winkten ihm die Andern zu, daher er nicht weiter fortfuhr.

Auf dieſes beſchloß Vieilleville, mit dem Herzog von Nevers ſich zurückzuziehen. Kaum waren ſie eine halbe Stunde von Corney, als Habert einhergeſprengt kam und ſie warnte, ja nicht in Corney zu übernachten; denn der Prinz von Infantasque käme mit dreitauſend Schützen und tauſend Pferden gegen Mitternacht an, indem er dem Kaiſer geſchworen, Vieilleville lebendig oder todt zu liefern. „Seyd willkommen, Habert, Ihr bringt mir gute Botſchaft,“ ſagte er darauf, und drang nun in den Herzog von Nevers, ſich nach Pont-à-Mouſſon zurückzuziehen, indem er einen ſolchen Prinzen nicht der Gefahr ausſetzen könne; er ſelbſt aber wolle bleiben, und dieſen Spanier mit ſeinen großen Worten erwarten. „Wollet ihr Alle, die ihr hier ſeyd,“ ſprach er dann mit erhöhter Stimme, „meinen Entſchluß unterſtützen? Auch habt ihr noch nie den Krieg anders geführt als durch Liſt und Ueberfall.“ Er nimmt darauf die rothen Standarten und reißt ſie in Stücken, befiehlt die ſpaniſchen Schärpen zu verbergen und die franzöſiſchen Zeichen anzulegen. Alle antworteten einmüthig, ſie wollten zu ſeinen Füßen ſterben, und zerriſſen Alles, was ſie Rothes an ſich hatten. Der Herzog

von Nevers ſtellte ihm vor, daß es eine Verwegenheit ſey, in einem Dorfe, das keine Befeſtigung hätte, wo man von allen Seiten hinein könne, ſich zu halten. „Das iſt Alles eins," antwortete Vieilleville, „ich weiß womit ich dieſe Armee ſchlage, oder ſie wenigſtens fortjage. Sehen Sie dort jenes Buſchholz und links dieſen Wald: in jedes verſtecke ich zweihundert Pferde, die ſollen ihnen unverſehens auf den Leib fallen, wenn ſie im Angriff auf unſer Dorf begriffen ſind, und wenn auch hundert Prinzen von Infantasque da wären, ſo würden ſie davon müſſen. Laſſen Sie mich nur machen, mit Hulfe Gottes hoffe ich Alles gut auszuführen, und in weniger als zwei Stunden will ich gerächt ſeyn."

Da der Herzog von Nevers ſah, daß er nicht abzubringen ſey, beſtand er darauf, bei dieſer Unternehmung zu bleiben, welche Vorſtellung ihm auch Vieilleville dagegen machte. Jetzt wurde beſchloſſen, nach Corney zu gehen, um Alles zu veranſtalten; ſie waren nur noch tauſend Schritte davon entfernt, als ſie einen Mann durch das grune Korn daher laufen ſahen, worauf ſie Halt machten. Es war der Maire von Villeſaleron, der ihnen ſchon gute Dienſte geleiſtet hatte. Dieſer ſagte, daß ſie ſich retten ſollten, denn auch der Markgraf Albert von Brandenburg rücke mit viertauſend Mann Fußvolk, zweitauſend Pferden und ſechs Kanonen auf das Dorf an. Auf dieſes waren ſie, zu großem Verdruß von Vieilleville, genöthigt, das Dorf zu verlaſſen. Die acht lothringiſchen Edelleute wurden freigelaſſen. Noch beim Weggehen ſagte Vignaucourt, er wundere ſich gar nicht, wenn Vieilleville ſolche Dinge ausführte, da er ſo vortrefflich bedient ſey, denn er wolle verdammt ſeyn, wenn er nicht jenen, Namens Habert, im Zimmer des Kaiſers geſehen habe, wo er vorgegeben, daß er von Oberſt Schertel geſchickt ſey, und dieſen krank in Straßburg verlaſſen habe. Und dieſen letzten, den Maire, habe er vor vier Tagen Brod und Wein in des Markgrafen Lager verkaufen ſehen.

Den Sonntag darauf, den 1. Januar 1553, erfuhr Vieilleville durch Deſerteurs, daß der Kaiſer die Belagerung von Metz aufgehoben, worauf er zu dem Herzog von Nevers ſagte: Ich dachte es immer, der Kaiſer ſey zu alt und zu podagriſch, um ein ſo ſchönes junges Mädchen zu entjungfern. Der Herzog verſtand

dies nicht; ich mache Anſpielung, ſagte er, auf die Stadt Metz, das im Deutſchen eine Metze, auf franzöſiſch pucelle bedeutet. Sie fanden dieſe Anſpielung ſo artig und erfindungsreich, daß ſie ſie in der Depeſche, die ſie ſogleich an den König abſchickten, um die erſten zu ſeyn, die die Aufhebung der Belagerung meldeten, mit anführten.

Vieilleville lebte jetzt drei Monate ruhig auf ſeinem Gut Dureſtal und erholte ſich von den Mühſeligkeiten des Kriegs. Unterdeſſen hatte man ihm bei Hofe das Gouvernement von Metz, wo der Herr von Gonnor gegenwärtig commandirte, zugedacht; beſonders verwendeten ſich für ihn der Herzog von Guiſe und von Nevers als Augenzeugen ſeiner Thaten vor Metz. Allein der Connetable warf ſich auch hier dazwiſchen und ſtellte vor, daß man Herrn von Gonnor, der die Belagerung ausgehalten habe, nicht abſetzen könne, und es Vieillevillen lieber ſeyn würde, wenn ihn der König zu ſeinem Lieutenant in Bretagne machte, wo er ſeine Familie und Güter hätte. Denn der Herzog von Eſtampes, jetziger Gouverneur von Bretagne, ſey ſehr krank, es würde ſodann der Herr von Gyé, ſein Lieutenant, ihm folgen, und Vieilleville deſſen Stelle erhalten können.

Vieilleville wurde davon fünfzehn Tage nach Oſtern 1553 durch den Secretär Maleſtroit heimlich benachrichtigt, um ſich auf eine Entſchließung gefaßt zu halten. Das Schreiben vom König vom 22. April 1553 kam auch wirklich an, und war ſo abgefaßt, wie es der Connetable gewollt hatte. Vieilleville antwortete dem König ſehr ehrerbietig, wie ihn hauptſächlich vier Urſachen hinderten, dieſe Gnade anzunehmen. Erſtlich ſey Eſtampes nichts weniger als gefährlich krank; es würde dieſes Beide von einander entfernen, da ſie jetzt in gutem Vernehmen ſtünden; überdem ſey er ja ſelbſt zwei Jahre älter als Herzog von Eſtampes. Zweitens habe er ſehr viele Verwandte und Freunde, die ſich vielleicht auf ihre Verwandtſchaft ſtützen und ſich gegen die Geſetze vergehen könnten, wo er dann, ein Feind aller Parteilichkeiten, ſtreng verfahren müßte, und doch würde es ihm leid ſeyn, ſeine Bekannten als Verbrecher behandelt zu ſehen. Drittens ſey er noch gar nicht in den Jahren, um ſich in eine Provinz verſetzt zu ſehen, wo man ruhig leben könne und nichts zu thun habe, als am Ufer ſpazieren zu gehen, und

die Ebbe und Flut zu beobachten. Er habe erſt zweiunddierzig Jahr, und hoffe noch im Stand zu ſeyn, Sr. Majeſtät vor dem Feind zu dienen. Es würde ihm viertens zu hart vorkommen, unter dem Herrn von Gyé zu dienen, der ein Unterthan von ihm ſey, und mit dem er nicht ganz gut ſtehe. Er wiſſe, daß Se. Majeſtät ihm das Gouvernement von Metz zugedacht, und er ſey verwundert, wie man ſich ſo zwiſchen den König und ihn werfen und Alles vereiteln könne, was ihm dieſer beſtimmt habe.

Als der König dieſen Brief geleſen, wurde er aufgebracht, daß man ihm ſo entgegenſtunde, ließ den Connetable rufen und ſagte ihm ſehr beſtimmt, daß Vieilleville das Gouvernement von Metz haben ſolle, Gonnor ſolle ſogleich aus Metz heraus, und Vieilleville dahin abgehen, welches denn auch geſchah. Er brachte eine ſehr ausgedehnte Vollmacht mit, wodurch er über Leben und Tod zu ſprechen hatte, und die Commandanten von Toul und Verdun ſo eingeſchränkt wurden, daß ſie gleichſam nur Capitäns von ihm waren. Er hatte den Sold der Garniſon auf zwei Monate mitgebracht und ließ ihn austheilen, jedoch ſo, daß Mann vor Mann von dem Kriegscommiſſär verleſen wurde, wie ſie in den Liſten ſtanden. Sonſt hatten die Capitäns die Löhnung für ihre Compagnien erhalten, und manche Unterſchleiſe damit getrieben. Die Einwohner von Metz gewannen hierbei viel, da ſie ſonſt ganz von der Gnade des Capitäns abhingen, wenn ein Soldat ihnen ſchuldig war. Nachdem nun Gonnor Alles, was in den Arſenälen war, übergeben hatte, verließ er Metz, und empfahl Vieillevillen beſonders den Sergentmajor von der Stadt, den Capitän Nycollas, und den Prevot, Namens Vaurés; er lobte ſie außerordentlich in ihrer Gegenwart, woraus Vieilleville ſogleich ein Mißtrauen ſchöpfte, aber keineswegs merken ließ.

Er fand die Garniſon in großer Unordnung; ſie war ſtolz dadurch geworden, daß ſie gegen einen ſo mächtigen Kaiſer eine Belagerung ausgehalten, und es verging keine Woche, wo nicht fünf bis ſechs Schlägereien vorfielen über den Streit, wer ſich am tapferſten gehalten hätte. Oft fielen ſie unter den Officieren vor, die den Ruhm ihrer Soldaten vertheidigten; oft brachen ſich die Soldaten für ihre Officiere die Hälſe. Vieilleville war

deßhalb in großer Verlegenheit; er mußte fürchten, durch ſcharfe Befehle einen Aufſtand zu erregen, der um ſo gefährlicher war, als der Graf von Mansfeld im Luxemburgiſchen, wo er commandirte, und beſonders in Thionville, vier Stunden von Metz, viele Truppen hatte. Ueberdem waren die Einwohner ſelbſt voll Verzweiflung, denn nachdem der Kaiſer hatte abziehen müſſen, ſahen ſie wohl, daß ſie das franzöſiſche Joch nicht wieder abſchütteln könnten. Ueberdieſes waren ſie auf eine unleidliche Art durch ſtarke Einquartierungen geplagt, denn es war kein Geiſtlicher, noch Adeliger, noch eine Gerichtsperſon, die nicht davon befreit war. Auf der andern Seite hielt es Vieilleville gegen ſeine Ehre und Würde, ſolche Ungezogenheiten fortgehen zu laſſen, und er beſchloß daher, was es auch koſten möge, ſeinen Muth zu zeigen, und ſich Anſehen und Gehorſam zu verſchaffen.

Er ließ daher ſchnell alle Hauptleute verſammeln und that ihnen ſeinen Vorſatz kund, wie er noch heute die Befehle und die Strafen für den Uebertretungsfall würde verleſen laſſen, von denen Niemand, weß Standes er auch ſey, ſollte ausgenommen ſeyn. Sie, die ihn wohl kannten, wie feſt er bei einer Sache bliebe, wenn er ſie reiflich überlegt hatte, boten ihm auf alle Art die Hand hierzu; doch ließen ſie bei dieſer Gelegenheit den Wunſch merken, daß er weniger ſtreng in Vertheilung der letzten Löhnung geweſen wäre. Er ſtellte ihnen aber vor, daß es ſchändlich wäre, ſich vom Geiz beherrſchen zu laſſen, und dieſes Laſter ſich mit der Ehrliebe der Soldaten nicht vertrüge. Ich bin feſt entſchloſſen, ſagte er, auch nicht im Geringſten davon abzugehen, was ich einrichten und befehlen werde, und lieber den Tod! Nachmittags wurden die Befehle mit großer Feierlichkeit verleſen, beſonders auf dem großen Markt, wo alle Cavallerie mit ihren Officieren aufmarſchirt war; er ſelbſt hielt daſelbſt auf ſeinem ſchönen Pferd mitten unter ſeiner Leibwache von Deutſchen — ſehr ſchöne Leute, die ihm der Graf von Naſſau geſchickt hatte, mit ihren großen Hellebarden und Streitärten, in Gelb und Schwarz gekleidet, denn dieſes war ſeine Farbe, die ihm Frau von Vieilleville, als ſie noch Fräulein war, gegeben hatte, und die er immer beibehielt. Es machte dieſes einen ſolchen Eindruck, daß in zwei Monaten keine Schlägerei entſtand, als zwiſchen zwei Soldaten über das Spiel, wovon

der eine den andern tödtete. Vieilleville nöthigte den Hauptmann, unter deſſen Compagnie der noch lebende Soldat ſtand, dieſen, der ſich verborgen hatte, vor Gericht zu bringen, wo ſodann der Kopf erſt dem Getödteten, und ſodann dem andern Soldaten abgeſchlagen wurde.

Kurz darauf meldete man ihm, daß einige Soldaten unter dem Vorwand, Wildpret zu ſchießen, Leute, die Lebensmittel in die Stadt brächten, auf der Straße anfielen und ihnen das Geld abnähmen. Gegen Mitternacht fing man drei derſelben, die ſogleich die Folter ſo ſtark bekamen, daß ſie ſieben ihrer Helfershelfer angaben. Er ließ dieſe ſogleich aus ihren Betten ausheben, und war ſelbſt bei dieſen Gefangennehmungen mit ſeinen Garden und Soldaten. Dieſe zehn Straßenräuber wurden in ſein Logis gebracht, hier vier beſtohlenen Kaufleuten vorgeſtellt, und ihnen, da ſie erkannt wurden, ſogleich der Proceß gemacht. Des Morgens um acht Uhr waren ſchon drei davon gerädert und die Uebrigen gehangen, ſo daß ihre Capitäns ihren Tod eher als ihre Gefangennehmung vernahmen.

Es gab dieſes ein großes Schrecken in der Garniſon, das ſich dadurch noch vermehrte, als man ſah, daß er gegen ſeine Hausdienerſchaft noch ſtrenger war. Einer ſeiner Bedienten, der ihm ſieben Jahre gedient hatte, wurde gleich den andern Morgen gehenkt, weil er in der Nacht das Haus eines Mädchens, das er liebte, beſtürmt hatte, und einer ſeiner Köche, der ein Gaſthaus in Metz angelegt, wurde durch dreimaliges Ziehen mit Stricken ſo gewippt, daß er Zeitlebens den Gebrauch ſeiner Glieder verlor, und nur, weil er gegen den Befehl gehandelt hatte, den Bauern ihre Waaren nicht unter den Thoren abzukaufen, ſondern ſie vorher auf den dazu beſtimmten Platz kommen zu laſſen.

Während der Belagerung hatten mehrere Officiere, während daß ſie die Männer auf die Wälle ſchickten, um daſelbſt zu arbeiten, mit den Weibern und Töchtern gar übel gehauſet, manche geraubt, den Vater oder Mann aber umgebracht und vorgegeben, es ſey durch die Kanonen geſchehen, ſo daß jetzt noch ſechsundzwanzig Weiber und Mädchen fehlten, die die Officiers und Soldaten verſteckt hielten. Der vorige Commandant hörte auf die Klagen, welche deßhalb einliefen, nicht, theils

weil er einen Aufruhr befürchtete, wenn er es abſtellte, theils auch, weil er ſelbſt ein ſolches Mädchen gegen den Willen ſeiner Mutter bei ſich hatte, die er Frau von Gonnor nennen ließ. Jetzt, da man ſah, wie gerecht und unparteiiſch Vieilleville in Allem verfuhr, beſchloſſen die Anverwandten, eine Bittſchrift einzureichen, und dies geſchah eines Morgens ganz frühe, ehe noch ein Officier da geweſen war. Er machte ihnen Vorwürfe, daß ſie ein halbes Jahr hätten hingehen laſſen, ohne ihm Nachricht davon zu geben. Sie antworteten, daß ſie gefürchtet hätten, eben ſo, wie beim Herrn von Gonnor, abgewieſen zu werden. „In der That,“ verſetzte er, „ich kann euch nichts weniger als „loben, daß ihr mein Gewiſſen nach dem meines Vorfahren gemeſſen „habt; jedoch ſollt ihr, noch ehe ich ſchlafen gehe, Genugthuung „erhalten, wenn ihr nur wißt, wo man die Euren verſteckt hält.“ Hierauf verſicherte einer, Namens Baſtoigne, dem ſeine Frau, Schweſter und Schwägerin geraubt waren, daß er ſie Haus für Haus wiſſe. „Nun gut,“ ſagte Vieilleville, „geht jetzt nach Hauſe, und „Punkt neun Uhr des Abends ſollt ihr eure Weiber haben; ich „wähle mit Fleiß eine ſolche Stunde, damit die Nacht (es war „im October) eure und eurer Verwandtinnen Schande verberge. „Laßt euch indeſſen nichts bis zur beſtimmten Stunde merken, „ſonſt könnte man ſie entfernen.“

Er machte darauf die nöthigen Anſtalten, ſtellte gegen Abend in den Hauptſtraßen Wachen aus, ließ einige Truppen ſich parat halten, und nun nahm er ſelbſt mit einiger Mannſchaft die Hausſuchung vor, ſo wie ſie ihm von den Supplicanten beſtimmt worden war. Zuerſt ging er auf das Quartier des Hauptmann Roiddes los, der die ſchöne Frau eines Notarius, Namens Le Coq, bei ſich hielt, ſtößt die Thüren ein, und tritt ins Zimmer, eben als ſich der Capitän mit ſeiner Dame zur Ruhe begeben will. Dieſer wollte ſich anfangs wehren; wie er aber den Gouverneur ſah, fiel er ihm zu Füßen und fragte, was er befehle und was er begangen? Vieilleville antwortete: er ſuche ein Hühnchen, das er ſeit acht Monaten füttere. Der Capitän, welcher beſſer handeln, als reden konnte (es war ein tapferer Mann), ſchwur bei Gott, daß er weder Huhn, noch Hahn, noch Capaun in ſeinem Hauſe habe, und keine ſolchen Thiere ernähre. Alles fing an zu lachen, ſelbſt Vieilleville

mäßigte ſeinen Ernſt, und ſagte ihm: „Ungeſchickter Mann, die Frau des Le Coq will ich, und dieſes den Augenblick, oder morgen habt Ihr bei meiner Ehre und Leben den Kopf vor den Füßen.“ Ein dem Hauptmann ergebener Soldat ließ unterdeſſen das Weibchen zu einer Hinterthür hinaus in eine enge Straße, hier aber wurde er von einem Hellebardierer angehalten, und da er ſich wehren wollte, übel zugerichtet. Unterdeſſen hatte ſich die Frau, ihre Unſchuld zu beweiſen, zu ihrem Mann geflüchtet, und Vieilleville ließ, als er dieſes hörte, den Capitän Roiddes, den man ſchon gefangen wegführte, um ihm bei anbrechendem Tag den Kopf herunterzuſchlagen, wieder los. Als dieſes die andern Officiere hörten, machten ſie ihren Schönen die Thüren auf, und Alles lief voll Mädchen und Weiber, die in Eile zu ihren Anverwandten flohen. Vieilleville ſetzte die Hausſuchung jedoch noch ſechs Stunden fort, bis er von allen Seiten Nachricht erhielt, daß ſich die Verlornen wieder eingefunden.

In Metz waren ſieben adelige Familien, die ſich ausſchließend das Recht ſeit undenklichen Zeiten anmaßten, aus ihrer Mitte den Oberbürgermeiſter der Stadt zu wählen, welches ein ſehr bedeutender Platz iſt. Sie waren von dieſem Vorrecht ſo aufgeblaſen, daß, wenn in dieſen Familien ein Kind geboren wurde, man bei der Taufe wünſchte, daß es eines Tages Oberbürgermeiſter von Metz, oder wenigſtens König von Frankreich werden möge. Vieilleville nahm ſich vor, dieſes Vorrecht abzuſchaffen, und als bei einer neuen Wahl die ſieben Familien zu ihm kamen und baten, er möchte bei ihrer Wahl gegenwärtig ſeyn, antwortete er zur großen Verwunderung, daß es ihm ſchiene, als ſollten ſie ihn vielmehr fragen, ob er eine ſolche Wahl genehmige, denn vom König ſolle dieſer Poſten abhängen, und nicht von Privilegien der Kaiſer, und er wolle die Worte: *Von Seiten Sr. kaiſ. Majeſtät des heil. römiſchen Reichs und der kaiſ. Kammer zu Speier* verloren machen, und dafür die braven Worte: *Von Seiten der Allerchriſtlichſten, der unüberwindlichen Krone Frankreich und des ſouveränen Parlamentshofs von Paris* ſetzen. Er habe auch ſchon einen braven Bürger, Michel Praillon, zum Oberbürgermeiſter erwählt, und ſie könnten ſich bei dieſer Einſetzung morgen im Gerichtshof einfinden. Der

abgehende Oberbürgermeiſter, als er zumal hörte, daß Vieilleville zu dieſem Schritt keinen Befehl vom König habe, ſank in die Kniee, und man mußte ihn halten und zu Bette bringen, wo er auch nach zwei Tagen, als ein wahrer Patriot und Eiferer der Aufrechthaltung der alten Statuten ſeiner Stadt, ſtarb.

Vieilleville führte den neuen Bürgermeiſter ſelbſt ein und beſorgte die deßhalb nöthigen Feierlichkeiten. Sowohl dieſe Veränderung als auch die Herbeiſchaffung der Weiber und Mädchen, nebſt mehrern andern Beweiſen ſeiner Gerechtigkeit, gewannen ihm die Herzen aller Einwohner und machten ſie geneigt, franzöſiſche Unterthanen zu werden. Sie entdeckten ihm ſogar ſelbſt, daß eine Klagſchrift an die kaiſerliche Kammer im Werk ſey, und bezeichneten ihm den Ort, wo ſie abgefaßt würde. In dieſem Quartier wurden auch des Nachts welche aufgehoben, eben als ſie noch an dieſer Klagſchrift arbeiteten. Der Verfaſſer und der, ſo die Depeſche überbringen ſollten, wurden ſogleich fortgeſchafft, und man hörte nie etwas von ihnen wieder; ſie wurden wahrſcheinlich erſäuft, die Andern aber, ſo Edelleute waren, kamen mit einem derben Verweis und einer Abbitte auf den Knieen davon.

Aber nicht nur von innen polizirte er die Stadt Metz, auch von außen reinigte er die umliegende Gegend von den Herumläufern und Räubern, die ſie unſicher machten. Alle Wochen mußten etliche hundert Mann von der Garniſon ausreiten und in den Feldern herumſtreifen. Er neckte die kaiſerlichen Garniſonen von Thionville, Luxemburg und andern Orten ſo ſehr, daß ſie ſeit dem Mai 1552, wo er ſein Gouvernement übernommen hatte, bis zum nächſten Februar über zwölfhundert Mann verloren, da ihm nur in Allem hundert und ſiebenzig getödtet wurden. Die Gefangenen wurden gleich wieder um einen Monat ihres Soldes ranzionirt. Er trug aber auch beſondere Sorgfalt, daß immer die Tapferſten zu dieſen Expeditionen ausgeſchickt wurden, wählte ſie ſelbſt aus, nannte alle beim Namen, und war immer noch unter den Thoren, dieſe Leute ihren Capitäns anzubefehlen.

Um Vieillevillen die Spitze zu bieten, bat der Graf Mansfeld, ſo in Luxemburg commandirte, ſich von der Königin von Ungarn, Regentin der Niederlande, Verſtärkung aus, und mit

ſelbiger wurde ihm der Graf von Mesgue zugeſchickt. Allein Mansfeld konnte nichts ausrichten, und legte aus Verdruß ſein Commando nieder, welches der Graf von Mesgue mit Freuden annahm, ob es ihm gleich übel bekam. Vieilleville war beſonders durch ſeine Spionen vortrefflich bedient: hauptſächlich ließen ſich die von einem burgundiſchen Dorf, Namens Maranges, ſehr gut dazu brauchen. Es gab keine Hochzeit, keinen Markt oder ſonſt eine Verſammlung auf funfzehn bis zwanzig Meilen in der Runde in Feindes Land, wo Vieilleville nicht zwei bis dreihundert Pferde und eben ſo viel Fußvolk dahin abſchickte, um ihnen zum Tanz dazu zu blaſen. Schickte der Graf von Mesgue dieſen Truppen nach, um ihnen den Rückzug abzuſchneiden, ſo erfuhr er es ſogleich, und ließ ungeſäumt ein anderes Corps aus Metz aufbrechen, um jenes zu unterſtützen und den Weg frei zu machen, bei welcher Gelegenheit oft die tapferſten Thaten vorfielen und immer die Feinde unterlagen.

Er bekam Nachricht, daß der Cardinal von Lenoncourt, Biſchof von Metz, Vieles gegen ihn ſammle, um ſodann ſeine Beſchwerden vor des Königs geheimes Conſeil zu bringen. Nun dann, ſagte er, damit ſeine Klagſchrift voll werde, will ich ihm mehr Gelegenheit geben, als er denkt. Er ließ darauf die Münzmeiſter kommen, die des Cardinals Münze ſchlugen (denn der Biſchof von Metz hatte dieſes Recht), und hielt ihnen vor, wie ſie alles gute Geld verſchwinden ließen und ſchlechtes dafür ausprägten. Er befahl ihnen hiermit bei Hängen und Köpfen, auf keine Art mehr Münze zu ſchlagen, ließ auch durch den Prevot alle ihre Stempel und Geräthſchaften gerichtlich zerſchlagen, indem es, wie er hinzu ſetzte, nicht billig ſey, daß der König in ſeinem Reich einen ihm gleichen Unterthan habe.

Es war dieſes eine der nützlichſten Unternehmungen Vieilleville's, denn es gingen unglaubliche Betrügereien bei dieſer Münzſtätte vor; auch nahm es der König, als er es erfuhr, ſehr wohl auf. Der Cardinal aber wollte ſich ſelbſt umbringen, denn er war ſehr heftig, als er dieſe Veränderung erfuhr, und verband ſich mit dem Herzog von Vaudemont, Gouverneur von Lothringen, um Vieillevillen um ſein Gouvernement zu bringen, in welchem Vorſatz ſie auch der Cardinal von Lothringen, an den ſie ſich gewendet hatten, unterſtützte.

Vieilleville bekam einen Courier vom Secretär Maleſtroit, der ihm bekannt machte, daß der Gouverneur des Dauphin, von Humières, auf den Tod läge, und der König geſonnen ſey, ihm die Compagnie Gendarmes zu geben, die jener beſeſſen, daß aber der Connetable dagegen ſey, und ſogar den jungen Dauphin dahin gebracht habe, dieſe Compagnie für den Sohn ſeines Gouverneurs vom König zu erbitten, mit dem Zuſatz (ſo hatte es ihm der Connetable gelehrt), daß dieſes ſeine erſte Bitte ſey, welches dem König ſehr gefallen. Vieillevillen aber, habe der Connetable vorgeſchlagen, ſollte man die Compagnie leichter Reiter geben, welche Herr von Gonnor gehabt, und die in Metz ſchon liege. Vieilleville fertigte auf dieſe Nachricht, ohne ſich lange zu bedenken, ſeinen Secretär in aller Eil mit einem Brief an den König ab, worin er denſelben mit den nachdrücklichſten Gründen aufforderte, ſeinen erſten Entſchluß wegen der Compagnie durchzuſetzen und ſich von Niemanden abwendig machen zu laſſen. Der Secretär kam in St. Germain an, wie Humières noch am Leben war, und der König nahm den Brief ſelbſt an. Nachdem er ſolchen geleſen, antwortete er: „Es iſt nicht mehr als billig, er hat lang „genug gewartet; ſeine treuen Dienſte verbinden mich dazu. Ich „gebe ſie ihm mit der Zuſicherung, es nicht zu widerrufen, wenn „der andere ſtirbt, was man auch darüber brummen mag.“ Vieilleville ließ ſich zugleich mündlich die Compagnie leichter Reiter des Herrn von Gonnor für ſeinen Schwiegerſohn Eſpinay ausbitten. „Zugeſtanden,“ ſagte der König, „und das ſehr gern.“ Auch wurden ſogleich die Patente deßhalb ausgefertigt.

Unterdeſſen ließ Vieilleville dem Grafen von Mesgue keine Ruhe; ſeine Truppen gingen oft bis unter die Kanonen von Luxemburg, und forderten die Kaiſerlichen heraus, ſo daß der Graf ſogar einen Waffenſtillſtand unter ihnen vorſchlug, worüber Vieilleville ſich ſehr aufhielt und zurückſagen ließ, daß ſie beide verdienten caſſirt zu werden, wenn ſie als Diener in beſondere Capitulationen ſich einließen; und daß er bei dieſem Vorſchlag als ein Schuljunge und nicht als Soldat ſich gezeigt; er ſchicke ihn daher wieder auf die Univerſität von Löwen, wo er erſt ſeit kurzem hergekommen. Der Graf war ſo beſchämt darüber, daß er Vieillevillen bitten ließ, nie davon zu reden, und ihm den Brief, den er deßhalb geſchrieben, zurückzuſenden, welches

Vieilleville ihm gerne zugeſtand, mit der Bedingung, ihm eine Ladung Seefiſche von Antwerpen dafür zu ſchicken, die dann auch ankamen, und unter großem Lachen verzehrt wurden.

Gegen das Ende Septembers 1554 wurde dem Präſidenten Marillac, der nach Paris reiſen wollte, eine Escorte vom beſten Theil der Cavallerie und vielen Schützen zu Fuß mitgegeben. Der Graf von Mesgue erhielt Nachricht davon, und beſchloß, ſich hier für die vielen ihm angethanen Inſulten zu rächen. Er bereitete ſein Unternehmen ſo geheim vor, daß Vieilleville erſt Nachricht davon bekam, als ſie ſchon aus Thionville ausmarſchirten. Sogleich ließ er den übrigen Theil ſeiner Reiterei aufſitzen und ſchickte zwei verſchiedene Corps unter des Herrn von Eſpinay und von Torroulx Anführung ab. Beide waren jedoch nicht ſtärker als hundert und zwanzig Mann. Dreihundert leichte Truppen mußten ſogleich ein kleines Schloß, Namens Dompchamp, wo ſchon fünfzehn bis zwanzig Soldaten und ein Capitän La Plante lagen, beſetzen. Er ſelbſt ließ alle Thore der Stadt ſchließen, nahm die Schlüſſel zu ſich und ſetzte ſich unter das Thor, um von einer Viertelſtunde zur andern Nachricht von des Feindes Unternehmen zu erhalten. Er verſtärkte die Wachen, und einige Capitäns mußten auf den Mauern herumgehen, um Alles zu beobachten. Die andern Capitäns, nebſt dem Herrn von Boiſſe und von Croze, waren dabei mit dreihundert Büchſenſchützen und ſeiner Garde. Um neun Uhr ließ er ſich ſein Mittageſſen dahin bringen, und kurz darauf kam von beiden ausgeſchickten Corps die Nachricht an, daß ſie die Feinde recognoscirt und acht Compagnien zu Fuß und acht bis neunhundert Pferde ſtark gefunden hätten, daß man einer ſolchen Macht nicht widerſtehen könne, und ſie ſich auf Dompchamp zurückziehen wollten. In drei Stunden könnten ſie da ſeyn, und erbäten ſich Verhaltungsbefehle.

Vieilleville nahm auf dieſes, das einem Rückzug ähnlich ſah, einen ſchrecklichen Entſchluß. Er ließ ſechzig ſchwere Büchſen von ihren Geſtellen herunternehmen, und ladete ſie den Stärkſten ſeiner Garde auf. Dem Capitän Croze befahl er, hundert Büchſenſchützen und zehn bis zwölf Tambours mit ſich zu nehmen, und ſich in einem verſteckten kleinen Weiler bei Dompchamp ruhig zu verhalten, bis das Gefecht angegangen. Er ſelbſt mit

ſeinen vergoldeten Waffen ſchnallte ſeine Rüſtung feſt, und zog aus der Stadt auf ſeinem Pferd Droy; die Stadt überließ er dem Herrn von Boiſſe, von dem er wußte, daß er ſie wohl bewachen würde, wenn er bleiben ſollte. So zog er in ſchnellem Marſch von ſeinen ſiebenzig Musketieren, deren jeder nur fünf Schüſſe hatte, dahin, feſt entſchloſſen, zu bleiben oder zu ſiegen.

Sobald er bei den Uebrigen angekommen war, traf er, als ein geſchickter Soldat, die nöthigen Anſtalten. Unter andern ſtellte er das Fußvolk zwiſchen die Pferde, welche Erfindung von ihm nachher oft benutzt worden. Jetzt rückte der Feind auf fünfhundert Schritte gerade auf ihn an; er rückte im Schritt vorwärts und befahl, zuerſt eine Salve zu geben, damit der Feind ihre Anzahl nicht bemerkte. Beide Corps treffen nun aufeinander; die Feinde glauben ihn leicht über den Haufen zu werfen, denn es waren ihrer Zehn gegen Einen. Die Musketiers verlieren indeſſen keinen Schuß. Vieilleville, an ſeiner Seite Eſpinay und Thevales, dringen ein, und werfen Alles vor ſich nieder. Wüthend fällt Croze mit ſeinen Tambours und Schützen aus ſeinem Hinterhalt heraus ihnen in die Flanke. Der Chevalier La Rogue kommt von einer andern Seite und ſetzt ihnen fürchterlich zu. Sie hatten ihr Fußvolk zurückgelaſſen, weil ſie den Feind für unbeträchtlich hielten. Alle ihre Chefs waren getödtet, und jetzt von allen Seiten gedrängt, ſtürzten ſie auf ihre Infanterie zurück, die ſie ſelbſt in Unordnung brachten, da ſie immer verfolgt wurden, und zwar von ihren eigenen Pferden, auf die ſich Vieilleville's Soldaten ſchnell ſchwungen und ſo nacheilten. Mehr als fünfzehnhundert blieben auf dem Platz, die übrigen wurden gefangen. Jeder Soldat hatte einen bis zwei Gefangene; ſelbſt zwei Soldaten-Mädchen trieben ihrer dreie vor ſich her, die ihre Waffen weggeworfen hatten, und wovon zwei verwundet waren. Der Graf von Mesgue hatte ſich durch die Wälder bis an die Moſel geflüchtet, wo er mit noch zwei Andern in einem Fiſcherkahn nach Thionville ſich rettete. Vieilleville hatte nur acht Todte und zwölf Verwundete. Er zog wieder in Metz ein und gerade auf die Hauptkirche zu, um Gott für den Sieg zu danken. Der Donner der Kanonen und alle Glocken trugen dieſe Feierlichkeit nach Thionville, und ſie konnten dort wohl vernehmen, wie ſehr man ſich in Metz freute.

Durch einen ſonderbaren Zufall geſchah es, daß gerade an dem Tag, wo er ſiegte, der König ihm den Orden ertheilte. Der Officier, den er ſogleich mit den Fahnen an den König abgeſchickt hatte, traf den Courier vom Hof auf dem Weg an. Der Herzog von Nevers ſollte ihm denſelben umhängen; Vieilleville ſchlug es aber in einem ſehr höflichen Schreiben an den Herzog von Nevers aus, den Orden aus einer andern als des Königs Hand anzunehmen, weil er dieſes Gelübde gethan, als Franz I. ſelbſt ihn zum Ritter geſchlagen.

Der Sergentmajor des ganzen Landes Meſſin und der Prevot (General-Auditor), welche Herr von Gonner Vieillevillen vorzüglich empfohlen hatte, waren in ihrem Dienſt Männer ohne ihres Gleichen und dabei in Metz ſehr angeſehen. Allein ſie erlaubten ſich mancherlei Betrügereien; ſie ließen oft die Gefangenen, die zum Tode verurtheilt worden, heimlich gegen eine ſtarke Geldſumme entwiſchen, und gaben vor, ſie hätten die Kerls erſäufen laſſen, da ſie des Hängens nicht werth geweſen. Man fing ſolch einen angeblich Erſäuften wieder, und er wurde erkannt zu eben der Zeit, da jene beiden einen Gefangenen, der verurtheilt war, ſchon ſeit zwei Monaten im Gefängniß herumſchleppten. Da es ihnen ernſtlich befohlen ward, dieſen Gefangenen hinrichten zu laſſen, ſo wurde er in einem großen Mantel zum Richtplatz geführt, damit man nicht ſehen konnte, daß er die Hände nicht gebunden hätte; auch gab man ihn für einen Lutheraner aus, damit er kein Crucifix tragen dürfe. Als der Kerl auf der Leiter ſtand, ſprang er ſchnell herunter, ließ dem Henker den Mantel in der Hand und rettete ſich, ohne daß man je etwas von ihm hätte ſehen ſollen. Es kam nun heraus, daß ſie von einem Verwandten des Verurtheilten tauſend Thaler erhalten hatten, wenn ſie ihn entwiſchen ließen. Vieilleville war über alles dieſes ſehr aufgebracht, ließ ſogleich die Beiden in Verhaft nehmen und ihnen den Proceß machen. Sie bekamen die Tortur und geſtanden Alles. In einem Kriegsgericht wurden ſie zum Tode verdammt, der Sergeantmajor im Gefängniß erdroſſelt und der Prevot und ſein Schreiber auf öffentlichem Platz gehängt.

Es gab zwei Franciscanerklöſter in Metz, wovon in einem Obſervantinermönche waren. Die Mönche waren meiſt alle aus

einer Stadt der Niederlande, Namens Nyvelle. Der Pater Guardian beſuchte dort oft ſeine Verwandten, und kam bei jeder Reiſe vor die Königin von Ungarn, die durch ihn Alles erfuhr, wie es in Metz ſtand, auch viele Neuigkeiten aus Deutſchland und Frankreich; kurz, es war ihr eigentlicher Spion. Auf den Antrag, der ihm zu einer Unternehmung auf Metz gemacht wurde, ging er auch wirklich ein; er nahm etliche und ſiebenzig tapfere Soldaten, kleidete ſie als Franciscaner und ließ ſie von Zeit zu Zeit paarweiſe nach Metz ins Kloſter gehen. Unterdeſſen war es verabredet, daß der Graf von Mesgue Verſtärkung erhalten, und ſich an dem Thor der Brücke Yffray zum Sturmlaufen zeigen ſollte. Der Guardian wollte in mehr als hundert Häuſern durch eine eigene Erfindung Feuer einlegen laſſen; Jedermann würde hinzulaufen, dieſes zu löſchen, und die Mönche ſollten ſich dann auf den engen Wällen zeigen und den Soldaten heraufhelfen. Einige tauſend Soldaten von der Garniſon zu Metz würden ſich ohnedies ſogleich empören, wenn ſie die Gelegenheit zum Plündern abſähen, und Freiheit, Freiheit, nieder mit dem Vieilleville! ſchreien.

Es ging Alles recht gut für den Mönch; in einer Zeit von drei Wochen hatte er die Soldaten im Kloſter. Jetzt bekam aber Vieilleville von einem ſeiner geſchickteſten Spionen aus Luxemburg Nachricht, daß die Königin von Ungarn zwölfhundert leichte Büchſenſchützen, achthundert Pferde und eine große Anzahl niederländiſcher Edelleute dem Grafen von Mesgue zuſchickte. Der Graf habe etwas vor, man könne aber nicht entdecken, auf was er ausgehe. Man habe zwar zwei Franciscanermönche von mittlerem Alter mit dem Grafen ins Cabinet gehen ſehen, habe aber nicht herausbringen können, wo ſie hergeweſen, es habe nur geheißen, ſie ſeyen von Brüſſel her gekommen.

Vieilleville nahm ſogleich einige Capitäns zu ſich und ging in das Franciscanerkloſter, ließ den Guardian rufen und fragte, wie viel er Mönche habe, und ob ſie alle zu Hauſe ſeyen, er wolle ſie ſehen. Hier findet er Alles richtig. Er geht darauf zu den Obſervantinern, und fragt nach dem Guardian. Es wird ihm geantwortet, er ſey nach Nyvelle zum Leichenbegängniß ſeines Bruders gegangen. Vieilleville will die Anzahl der Mönche wiſſen und ſie ſehen. Drei oder viere ſagen, ſie ſeyen in die

Stadt gegangen, Almoſen zu ſammeln. Schon an ihrer Geſichtsfarbe merkte er, daß es nicht ganz richtig ſey. Er ſtellte ſogleich Hausſuchung an, und findet in dem erſten Zimmer zwei falſche Franciscanermönche, welche ſich für krank ausgaben, und ihre auf Soldatenart verfertigten Beinkleider im Bette verſteckt hatten. Unter Androhung eines ſichern Todes geſtehen ſie ſogleich, wo ſie her ſind, doch wüßten ſie nicht, was man mit ihnen vorhabe, und ſie hofften dieſes zu erfahren, wenn der Guardian von Luxemburg würde zurückgekommen ſeyn. Vieilleville ließ ſogleich das Kloſter ſchließen und ſetzte einen vertrauten Capitän mit ſtarker Wache hin, dem er befiehlt, Alles herein, aber Nichts hinaus zu laſſen. Ferner werden augenblicklich alle Thore der Stadt geſchloſſen, außer dem der Brücke Yffray, welches nach Luxemburg führt, und wo der Capitän Salcede die Wache hatte. Hier begibt er ſich ſelbſt hin, entläßt alle ſeine Garden und bleibt mit einem Edelmann, einem Pagen und einem Bedienten mit den Soldaten auf der Wache.

Dem Capitän Salcede ließ er ſagen, er erwarte Jemand unter dem Thor, und ſollte er die Nacht auf der Wachtſtube zubringen, ſo müſſe er die Perſon hereingehen ſehen. Salcede ſollte ſein Eſſen unter das Thor bringen laſſen, wie es wäre, und ſollte er nur Knoblauch und Rüben haben, er ſolle nur herbeieilen.

Salcede kam auch ſogleich und brachte ein ganz artiges Mittagseſſen mit, das ihnen unter dem Thor gut ſchmeckte. Kaum hatten ſie abgegeſſen, als die Schildwache ſagen ließ, ſie ſehe zwei Franciscaner von weitem kommen. Vieilleville nimmt eine Hellebarde und ſtellt ſich, von zwei Soldaten begleitet, ſelbſt an den Schlagbaum. Die Mönche, die ſich ſehr wundern, ihn hier wie einen gemeinen Soldaten Wache ſtehen zu ſehen, ſteigen ab. Er befiehlt ihnen aber, in das Quartier des Capitäns Salcede zu gehen; die zwei Soldaten mußten ſie dahin bringen. Jetzt läßt er Alles aus dieſem Quartier gehen, und er mit Salcede und ſeinem Lieutenant Ryolas bleiben allein da. „Nun, Herr Heuchler,“ redet er den Guardian an, „Ihr kommt von einer Conferenz mit dem Grafen von Mesgue. Sogleich bekennet Alles, was ihr miteinander verhandelt, oder Ihr werdet den Augenblick umgebracht. Bekennet Ihr aber die Wahrheit, ſo

ſchenke ich Euch das Leben, ſelbſt, wenn Ihr das meine hättet nehmen wollen. In Euer Kloſter könnt Ihr nun nicht mehr, es iſt voll Soldaten, und Eure Mönche ſind gefangen; zwei haben ſchon bekannt, daß ſie verkleidete Soldaten der Königin von Ungarn ſind.“ Der Guardian wirft ſich ihm zu Füßen und gibt vor, daß dieſe zwei ſeine Verwandten ſeyen und ihren Bruder wegen einer Erbſchaft umgebracht; er habe ſie unter Franciscanerkleider verſteckt, um ſie zu retten. Indem ließ aber der bei dem Kloſter wachhabende Hauptmann melden, daß ſechs Franciscaner in das Kloſter eingetreten, die unter der Kutte Soldatenkleider gehabt. Jetzt befahl er die Tortur zu holen, damit der Guardian geſtehe. Der Mönch, der ſah, daß Alles verrathen ſey, beſonders wie ihm Vieilleville den Brief zeigte, ſo er von ſeinem Spion in Luxemburg erhalten, ſagte dann, daß man wohl ſehe, wie Gott ihm beiſtehe und die Stadt für ihn bewache, denn ohne dieſe Nachricht wäre Metz noch heute für den König verloren geweſen und in die Hände des Kaiſers gekommen. Alle zu dieſer Expedition beſtimmten Truppen ſeyen nur noch ſechs Stunden von Metz, in St. Jean, und ſie ſollten um neun Uhr hier eintreffen. Kurz, er geſtand den ganzen Plan. Vieilleville übergab ihn jetzt dem Capitän Ryolas, ihn zu binden und mit keiner Seele reden zu laſſen.

Wie Vieilleville in allen unvorhergeſehenen Fällen ſich ſchnell und feſt entſchloß, ſo auch hier. Sogleich ruft er ſeine Compagnie zu ſich, und befiehlt dem Herrn von Eſpinay und von Lancque, eben dieſes zu thun. Die Capitäns St. Coulombe und St. Marie müſſen ſich mit dreihundert Büchſenſchützen einfinden. Der neue Sergentmajor St. Chamans muß ſogleich auf die Thore fünfzig Büſchel Reiſer hinſchaffen, mit der Weiſung, ſolche nicht eher noch ſpäter als zwiſchen ſechs und ſieben Uhr des Abends anſtecken zu laſſen. Die ganze Stadt war in Allarm; Niemand wußte, was werden ſollte.

Jetzt, da Alles fertig war, ſagte er: „Nun laßt uns ſtill „und ſchnell marſchiren, und ſo Gott will, ſollt ihr in weniger „als vier Stunden ſeltſame Dinge erleben.“ Er hatte einen ſehr geſchickten Capitän, die Soldaten zu führen; dieſen rief er zu ſich und entdeckte ſich ihm und ſeinen Plan. Er ſollte ihn in einen Hinterhalt legen, wo die Feinde vorüber müßten. Ginge

dieſes nicht, ſo wollte er ſie ſo angreifen, ob ſie gleich nur Einer gegen Drei ſeyen. Der Capitän führte ihn in einen großen Wald, an deſſen Ende ein Dorf lag. Hier vertheilte Vieilleville ſeine Leute von tauſend zu tauſend Schritten, ſo daß der Feind nicht zu ſich kommen und denken ſollte, die ganze Garniſon, ſo bekanntlich fünftauſend zweihundert Infanterie und tauſend Mann Cavallerie ſtark war, ſey ihm auf dem Halſe. Den Weg nach Thionville befahl er frei zu laſſen, weil er den Flüchtlingen nicht nachſetzen wollte, nach der goldenen Regel: dem Feind muß man ſilberne Brücken bauen.

Jetzt bekam er Nachricht, daß die Feinde ſchnell anrückten, in einer Stunde könnten ſie da ſeyn. Man ſehe in Metz brennen, die Feinde ſeyen ſtärker, als er glaube, es ſey Alles voll. In einer Stunde kam ſchon ihr Vortrab, ſo aus ungefähr ſechzig Mann beſtand, durch den Wald. Die Hellebardierer hatten ſich auf den Bauch in das Dickicht gelegt, die Schützen ſtanden weiter hinten, daß man die brennenden Lunten nicht riechen ſollte: man hörte, wie ſie ſagten: „Treibt ſie an, beim Teufel, wir verweilen „zu lang. In dem Wald gibt es nichts als Maulwürſe. Beim „Wetter, wie werden wir reich werden und was für einen Dienſt „werden wir dem Kaiſer thun!“ Ein Anderer ſagte: „Wir wollen „ihn recht beſchämen, denn mit dreitauſend Mann nehmen wir, „was er nicht mit hunderttauſend konnte.“ Ein Anderer: „Ich werde mich heute Nacht zu Tode b—, denn es ſoll dir prächtige Mädchen und Weiber geben.“ Jetzt kam der ganze Troß und zog ins Holz hinein, zuletzt der Graf von Mesgue mit einer ausgeſuchten Cavallerie. Er trieb ſie aus allen Kräften zur Eile an, ſo daß ſie keine Ordnung hielten. Den ganzen Zug aber ſchloß das adelige Corps aus den Niederlanden, welches achthundert Pferde ſtark war.

Als auch dieſe in den Wald waren, ſtürzte Vieilleville's erſter Hinterhalt hervor — Frankreich! — Frankreich! — Vieilleville! — rufend. Die Edelleute rufen ihre Diener, ihnen ihre Waffen zu geben; nun rücken aber auch die Büchſenſchützen hervor, und jeder ſtreckt ſeinen Mann nieder; zugleich machen die Tambours einen erſchrecklichen Lärm. Die Feinde, welche ſchon vorne waren, wollten umkehren, um ihrem Hintertrab zu helfen; aber jetzt ſtürzt auch bei ihnen der zweite Hinterhalt

hervor, und es entſteht ein ſo erſchreckliches Getöſe, daß Alles ganz verwirrt wird. Der Graf von Mesgue ſchreit: beim Teufel, wir ſind verrathen! Gott, was iſt das? und macht zugleich Miene, ſich zu wehren. Nun bricht aber auch der dritte Hinterhalt hervor, und die feindliche Cavallerie flieht in das Dorf, in der Hoffnung, ſich dort zu ſetzen; aber hier finden ſie Vieilleville's viertes Corps, zu dem kam noch das fünfte, das ſie in die Mitte bekam, und ſo übel zurichtete, daß der Graf von Mesgue durch ſein eigenes Fußvolk durchbrechen mußte, um ſich zu retten, denn überall traf er auf Feinde. Jetzt floh Alles, wo es nur hin konnte, und der Sieg war vollkommen.

Es wurden vierhundert und fünfzig Gefangene gemacht, und eilfhundert und vierzig waren auf dem Platz geblieben. Vieilleville hatte nur fünfzehn Mann verloren, und ſehr Wenige waren verwundet worden.

Es fiel dieſes an einem Donnerſtag im October 1555 vor, und wurde durch die Klugheit und Thätigkeit auf dieſe Art eine Verrätherei am nämlichen Tage entdeckt und beſtraft. Die Mönche in Metz wurden in engere Verwahrung gebracht, die dreißig verkleideten Soldaten aber ließ Vieilleville frei, weil es brave Kerls wären, die ihr Leben auf dieſe Art zum Dienſt ihres Herrn gewagt hätten. Doch befahl er, daß ſie zu drei und drei mit ihren Mönchskleidern auf dem Arm und weißen Stäben durch die Stadt geführt und auf jedem Platz verleſen werden ſollte: dieſes ſind die Mönche der Königin von Ungarn u. ſ. w.

Vieilleville ſchickte dem König einen Courier mit der Nachricht dieſes Siegs. Eben dieſem war aufgetragen, Urlaub für ihn auf zwei Monate zu verlangen, indem er ſchon drei Jahre in ſeinem Gouvernement des Glücks beraubt ſey, Seine Majeſtät zu ſehen. Vieilleville hatte mehrere Urſachen, dieſen Urlaub zu verlangen. Einmal wollte er nicht gegenwärtig ſeyn, wenn man den Guardian hinrichtete, da er ihm ſein Wort gegeben, ihm am Leben nichts zu thun; und doch hielt er es für unbillig, einen ſolchen Mordbrenner am Leben zu laſſen. Dann trug er auch den Plan einer in Metz zu erbauenden Citadelle im Kopf herum, die aber ſehr viele Unkoſten erforderte, da drei Kirchen abgetragen, und der König zweihundert und fünfzig Häuſer

kaufen mußte, um die Einwohner daſelbſt wegzubringen und Platz zu gewinnen. Nun fürchtete er, daß, wenn er dieſen Plan nicht ſelbſt vorlegte, der Connetable beſonders dagegen ſeyn würde, da ohnedem eine Armee, welche unter dem Herzog von Guiſe nach Italien marſchiren ſollte, um Neapel wieder zu erobern, ungeheure Summen wegnahm, die man nirgends aufzutreiben wußte. Endlich war er auch davon benachrichtigt, daß der Cardinal von Lenoncourt, vom Cardinal von Lothringen unterſtützt, ihn in allen Geſellſchaften herunterſetze.

Der Urlaub wurde bewilligt und ſogleich der Herr von La Chapelle-Biron nach Metz abgeſchickt, das Gouvernement unterdeſſen zu übernehmen. Nachdem nun Vieilleville dem neuen Gouverneur Alles übergeben und ihn wohl unterrichtet hatte, reiste er nach Hofe und nahm nur den Grafen von Sault, dem er ſeine zweite Tochter, welche Hofdame bei der Königin war, zugedacht hatte, mit ſich. Sobald er daſelbſt angekommen, entfernte ſich der Cardinal von Lenoncourt in eine ſeiner Abteien bei Fontainebleau. Der König empfing ihn ſehr wohl, und der darauf folgende Tag wurde ſogleich dazu beſtimmt, ihm den Orden umzuhängen, welches auch mit vieler Feierlichkeit geſchah. Nur der Cardinal von Lothringen als Ordenskanzler und der Connetable als älteſter Ritter fanden ſich nicht dabei ein. Dieſer wollte ſein gewöhnlich Kopfweh, jener die Kolik haben. Der König aber kannte wohl ihre Entſchuldigungen und Sprünge.

Der Cardinal von Lothringen hatte ſich vorgenommen, Vieillevillen im vollen Rath wegen Beeinträchtigung des Biſchofs von Metz in ſeinen Rechten anzugreifen, und er war ſo fein, den König zu bitten, ſich im Rath einzufinden, indem er einige wichtige Sachen vorzutragen habe. Der König, der nicht wußte, was es war, befahl ſogleich, die Räthe zu verſammeln, und da Jeder ſeinen Rang eingenommen hatte, fing der Cardinal eine Rede an, die, dem Eingang nach, außerordentlich lang dauern konnte. Er fing damit an, wie die Könige von Frankreich immer die Stütze der Kirche geweſen, brachte allerhand Beiſpiele aus der Geſchichte vor und kam endlich darauf, daß ein Pfeiler der Kirche, und einer von denen, aus deſſen Holz man Päpſte machte, große Klagen über die Eingriffe habe, die man in ſeine geiſtlichen Rechte gethan habe. Vieilleville ſtand ſogleich ſchnell

auf und bat den König, dem Cardinal Stillſchweigen aufzulegen und ihn reden zu laſſen; er merke wohl, daß von ihm die Rede ſey. Nun fing er an, ſich zu wundern, daß der Cardinal ſo hoch angefangen; er habe geglaubt, der heilige Vater und der heilige Stuhl ſeyen in Gefahr vor den Türken, und man wolle Se. Majeſtät bewegen, wie die alten Könige eine Kreuzarmee abzuſchicken. So aber wäre nur die Rede von dem Cardinal von Lenoncourt; und er bedaure, daß die Reiſe Sr. Majeſtät nach Rom nicht ſtatt habe, und die Gelder zu einer großen Armee würden wohl im Koffer bleiben; welches ein Gelächter im Rath erweckte. Nun ging er die Beſchwerden, welche der Cardinal haben konnte, ſelbſt durch, und widerlegte ſie Punkt vor Punkt zu ſeiner Rechtfertigung mit einer großen Beredſamkeit und Feinheit. Er bat endlich, daß der Cardinal von Lenoncourt ſelbſt erſcheinen möge, um ſeine weitern Klagen vorzubringen, und ſich nicht hinter die Größe und das Anſehen des Cardinals von Lothringen ſtecken möge; indem er hoffte, ihn auf dieſe Art zu verhindern, daß er nicht zum Wort kommen ſollte. Der König fragte darauf den Cardinal von Lothringen, ob er keinen andern Grund gehabt, ihn in Rath zu ſprengen, als dieſen? worauf der Cardinal antwortete, daß Se. Majeſtät nur einen Theil gehört hätten. Vieilleville will ja auch nicht, verſetzte der König, daß man ihm geradezu glaubt, und er verlangt, daß Lenoncourt ſelbſt erſcheine. Er befahl darauf, daß der Kanzler ihn auf morgen in den Rath beſcheiden ſollte. Uebrigens aber gab der König die Erklärung von ſich, daß er Alles billige, was Vieilleville in ſeinem Gouvernement gethan, und er ſtand gleichſam zornig von ſeinem Sitz auf. Der Cardinal von Lothringen legte die Hand auf den Magen, als wenn er Kolik hätte, ging ſogleich aus dem Rath hinaus und ließ den Cardinal von Lenoncourt augenblicklich von dem benachrichtigen, was vorgefallen, der dann ſogleich auch weiter vom Hof wegreiste, ſo daß ihn die, welche ihn in den Rath auf morgen einladen ſollten, nicht antrafen.

Kurz darauf legte Vieilleville dem König auch ſeinen Plan wegen der Citadelle vor, und er wußte ihm die Sache ſo wichtig vorzuſtellen, daß der König gleich darauf einging, ihm aber verbot, es nicht im Conſeil vorzutragen, wo gewiß der Connetable

und der Herzog von Guiſe dagegen ſeyn würden, die Alles aufböten, drei Millionen zu ihrem projectirten italieniſchen Feldzug zu ſchaffen. Er habe getreue Diener in Paris, von denen er hoffe, ſogleich die zu dieſer Citadelle verlangte Summe zu erhalten, und er wolle ſich gleich noch heute nach Paris begeben, da er ohnedem wünſchte, daß man Fontainebleau, wo er ſchon acht Monate wohne, durchaus reinigte.

Vieilleville erhielt auch die Summe und kehrte damit ſogleich nach Metz zuruck, um die nöthigen Anſtalten zur Erbauung dieſer Citadelle zu treffen. Es war hohe Zeit, daß er wieder zurückkam; denn es verging nicht lange, ſo entdeckte er eine neue Verſchwörung, welche zwei Soldaten, Comba und Baubonnet, angezettelt hatten, da ſie ſahen, daß der Herr von La Chapelle nicht ſonderlich wachſam an den Thoren war. Vieilleville hatte ihre Bruder rädern laſſen, weil ſie ein öffentliches Mädchen des Nachts mißhandelt und ihr die Naſe abgeſchnitten hatten. Das Mädchen hatte ſo geſchrieen, daß die ganze Stadt in Allarm gekommen war, und Vieilleville ſich ſelbſt zu Pferd geſetzt und die Garniſon unter das Gewehr hatte treten laſſen. Sie hatten ſich an den Grafen von Mesgue gewendet, und bedienten ſich eines Tambours zu ihrem Hin- und Herträger, Namens Balafré. Die Königin von Ungarn, bei der Comba geweſen war, hatte ihnen zwölfhundert Thaler gegeben, wofür ſie ein Gaſthaus errichteten, und oft mit Lebensmitteln nach Thionville mit Paſſeport von La Chapelle, dem ſie manchmal Präſente brachten, auf dem Fluſſe hin- und herfuhren. Den Grafen von Mesgue hatten ſie ſelbſt zweimal verkleidet in die Stadt gebracht, wo er Alles durchgeſehen hatte. Es kam nun ſonderbar, daß Vieilleville den Capitän dieſer Soldaten, Namens La Mothe-Gondrin, fragte, wie es käme, daß dieſe Soldaten, die einen gewiſſen ausgezeichneten Rang unter den Uebrigen hätten, ſich mit Gaſtirungen abgäben, welches unſchicklich ſey. Der Capitän antwortete, daß ſie, ſeit ihre Brüder gerädert worden, keine rechte Liebe zum Dienſt hätten; ſie wollten daher ihren Abſchied bald nehmen, doch wünſchten ſie vorher noch etwas zu erwerben.

Wie Vieilleville hörte, daß ſie Brüder der Geräderten ſeyen, ſo fiel es ihm gleich auf, daß etwas darunter ſtecken könne, und er ſchickte unverzüglich nach Comba, dem er ſagte, daß, weil

er gut Spaniſch rede, er dem König einen Dienſt erweiſen könne, er ſolle nur mit ihm kommen, Geld und Pferde ſeyen ſchon bereitet. Er führte ihn hierauf in das Quartier des Capitäns Beauchamp, wo er dem Capitän ſogleich befahl, den Comba zu binden, bis Eiſen ankämen, und dafür zu ſorgen, daß Niemand nichts von dieſer Gefangennehmung erfahre. Dem Cameraden Vaubonnet aber läßt er ſagen, nicht auf Comba zu warten, indem er ihn auf vier Tage verſchickt habe.

Wie die Entdeckungen oft ſonderbar geſchehen, ſo auch hier. Der Bediente des Capitäns war ein Bruder des Tambours Balafré, und er hatte ihn oft mit dem Comba geſehen. Eben dieſer Bediente ſah jetzt durch das Schlüſſelloch den Comba binden, und läuft hin, es ſeinem Bruder zu ſagen. Dieſer bittet ſich von Vieilleville eine geheime Audienz aus, wirft ſich ihm zu Füßen, entdeckt Alles und geſteht, daß er ſchon ſieben Mal in Thionville mit Briefen von Comba an den Grafen von Mesgue geweſen. Vieilleville zieht einen Rubin vom Finger, gibt ihn dem Tambour und verſpricht ſein Glück zu machen, wenn er ihm treu diente. Er nahm ihn darauf zu dem Comba, dem er befiehlt, an den Grafen zu ſchreiben, daß Alles gut gehe, und er durch den Weg, den ihm ſein Vertrauter anzeigen würde, ſeine Heerde zuſchicken ſollte, wo er ſodann Wunder erfahren würde. Vieilleville dictirte ſelbſt den Brief, nachdem ihn der Balafré von dem unter ihnen gewöhnlichen Styl benachrichtigt hatte. Der Tambour beſtellt den Brief richtig und bringt die Antwort mit, daß von Mittwoch auf den Donnerſtag (es war Dienſtag) um Mitternacht die Truppen da ſeyn ſollten.

Um ſein Vorhaben noch beſſer zu decken, ließ Vieilleville ſeine Capitäns rufen, und ſagte ihnen, daß der Herr von Vaudemont, mit dem er in Feindſchaft lebte, vom Hof zurückkomme, und daß er ihm entgegen gehen wolle, doch nicht als Hofmann, ſondern im kriegeriſchen Ornat und als zum Streit gerüſtet. Sie ſollten daher Alles ſogleich in den Stand ſetzen, und er wolle morgen gegen fünf Uhr mit tauſend Mann Schützen und ſeiner ganzen Cavallerie ihm entgegen gehen, er hoffe, daß dieſes Zeichen der Ausſöhnung dem König wohl gefalle. Heimlich läßt er aber den Tambour kommen und geht mit ihm zu Beauchamp, wo Comba dem Grafen ſchreiben muß, daß ſich

Alles über Erwartung gut anlaſſe, indem Vielleville mit ſeinen beſten Truppen weggehe, und er alſo ſicher kommen könne.

Der Graf von Mesgue, ſehr erfreut darüber, bedient ſich der nämlichen Liſt und ſchreibt Vieillevillen, wie der Graf Aiguemont im Sinn habe, dem Herrn von Vaudemont entgegen zu gehen, und er daher, da ſie ſein Gebiet beträten, ihn davon benachrichtigen wolle, indem ſie nicht im Sinn hätten, die geringſte Feindſeligkeit auszuüben, da ohnedem jetzt Waffenſtillſtand zwiſchen ihren Herren ſey. Dieſen Brief ſchickte er durch einen Courier ab. Dem Tambour aber gab er einige Zeilen mit, worin er den Comba benachrichtigt, daß er nur noch einen Tag länger warten ſolle, indem der Graf von Mansfeld bei der Partie ſeyn wolle und auch noch Truppen mitbringe. Auf dieſes ließ Vieilleville ſeine Capitäns wiſſen, daß Herr von Vaudemont einen Tag ſpäter nach Metz kommen würde, und ſie alſo erſt Donnerſtags um vier Uhr abgehen würden.

Vieilleville hoffte gewiß, ſie wieder in die Falle zu bekommen; allein das Project mißlang, denn der Capitän Beauchamp ließ ſich durch die kläglichen Bitten des Comba bewegen, ihm Mittwochs um Mittageſſens Zeit ſeine Eiſen auf kurze Zeit herunter zu nehmen. Er geht darauf in den Keller um Wein zu holen, denn er traute ſonſt Niemanden, und Comba muß ihm leuchten. Wie er aber ſich bückt, um den Wein abzulaſſen, gibt ihm Comba einen Stoß, daß er zur Erde fällt, ſpringt die Treppe hinauf, läßt die Thüre fallen, ſchließt ſie zu, und geht auf die Alte los, bei der er in Beauchamps Quartier verborgen war; dieſe ſchlägt er ſo lange, bis ſie ihm die Schlüſſel der Thüre gibt, und ſo rettete er ſich. Beauchamp ſchreit indeſſen wie raſend, bis man ihm aufmacht, wobei er beinahe Hand an ſich legte, als er die Thüren eröffnet findet. Er entſchließt ſich jedoch, zu Vieilleville zu gehen, der zwar ſchon gegeſſen, aber noch an der Tafel mit ſeinen Capitäns ſaß und von der bevorſtehenden Reiſe ſprach. Beauchamp ruft ihm gleich entgegen, daß Comba ſich geflüchtet habe und er um Vergebung bitte. Vieilleville wirft ſogleich ſeinen Dolch nach ihm, ſpringt auf ihn zu und will ihn umbringen. Beauchamp aber flieht, und die andern Capitäns ſtellen ſich bittend vor ihn. Sogleich wurden alle Thore geſchloſſen. Vaubonnet mit dreißig hereingekommenen

verkleideten Soldaten ſollte gefangen genommen werden; ſie hatten aber ſchon Wind erhalten, und es retteten ſich mehrere, doch wurde der größte Theil auf der Flucht niedergemacht; einige warfen ſich über die Mauern in den Fluß. Vieilleville ließ ſogleich nach Comba und Beauchamp in der ganzen Stadt in jedem Haus nachſuchen, und Erſtern fand man bei einer Wäſcherin verborgen. Er ließ dem Rädelsführer ſogleich den Proceß machen. Comba und Vaubonnet wurden von vier Pferden zerriſſen und die gefangenen verkleideten Soldaten theils gerädert, theils gehenkt. Der Graf von Mesgue bekam noch frühzeitig genug Nachricht davon, und fing nun an zu glauben, Vieilleville habe einen Bund mit dem Teufel, da er auch die allergeheimſten Anſchläge erführe.

Dieſer vereitelte Anſchlag war Vieillevillen ſo zu Herzen gegangen, daß er in eine tödtliche Krankheit fiel, wo man drei Monate lang an ſeinem Aufkommen zweifelte. Der König ſchickte einen ſeiner Kammerjunker nach Metz, um zu ſehen, wie es mit Vieillevillen ſtünde, und ſchrieb ſelbſt an ihn, und verſicherte ſeinem Schwiegerſohn Eſpinay die Gouverneurſtelle von Metz. Dieſe außerordentliche Gnade hatte einen ſolchen Einfluß auf ihn, daß ſie ihn wieder ins Leben rief; auch beſſerte es ſich mit ihm von dieſem Tag an; er ſchickte einen Haufen Aerzte fort, welche ihm von verſchiedenen Prinzen waren zugeſchickt worden, und erholte ſich ganz, obgleich ſehr langſam, wieder. Er ging, ſobald er das Reiſen vertragen konnte, mit ſeiner Familie nach Dureſtal, wo er ſich acht Monate aufhielt und ſeine Geſundheit wieder herſtellte.

Sobald Vieilleville ſich auf ſeinem Gut Dureſtal ganz erholt hatte, begab er ſich gegen Ende des Jahres 1557 nach Paris zum König, wo er diejenigen Anſtalten verabredete, die ſich in ſeinem Gouvernement von Metz nöthig machten; beſonders ſuchte er die Garniſon daſelbſt zu beruhigen, der man vier Monate ſchuldig und die deßhalb zum Aufruhr ſehr geneigt war. Dieſe außenbleibende Zahlung ſetzte den unterdeſſen in Metz commandirenden Herrn von Sennecterre in große Verlegenheit, denn man hatte aus dieſer Stadt zwölf Compagnien regulärer Truppen gezogen, um ſie zu einer Expedition nach Neapel zu brauchen, und hatte dafür ſo viel von der Miliz von Champagne und

Picardie, die undisciplinirteſten Truppen von der Welt, hineingelegt; ohne einige alte Officiere und ohne die Gendarmes würde Herr von Sennecterre nicht mit ihnen fertig geworden ſeyn. Vieilleville ſchrieb indeſſen an den Großprofoſen von Metz, unfehlbar genaue Unterſuchungen über dieſes tumultuariſche Betragen anzuſtellen, und auch dabei die Capitäns, die dergleichen begünſtigt, nicht zu verſchonen, denn er wolle das Sprüchwort: „Erſt muß man den Hund und dann den Löwen ſchlagen.“ umkehren, und er habe ſich geſchworen, die Löwen recht zu ſtriegeln, damit die Hunde zittern und vor Furcht umkommen möchten.

Vieilleville kam ganz unverſehens eines Morgens mit ſiebenzig Pferden vor den Thoren von Metz an, welches die Schuldigen in großes Schrecken ſetzte. Der Großprofos fand ſich ſogleich mit ſeinem Unterſuchungsgeſchäft ein, und kurz darauf, nachdem auf verſchiedenen Plätzen ſtarke Detaſchements ausgeſtellt waren, wurden drei Capitäns, die beſchuldigt wurden, daß ſie ſich an der Perſon des Herrn von Sennecterre vergriffen und auf ſeine Wache geſchoſſen, vor ihn gebracht. Hier mußten ſie auf den Knieen Abbitte thun; der Scharfrichter war nicht weit entfernt, der ihnen ſodann, nachdem ſie in einen Keller geführt worden, die Köpfe abſchlug. Dieſe Köpfe wurden an die drei Hauptplätze zum großen Schrecken der Miliztruppen, die unter dem Namen Legionnaires dienten, aufgeſteckt. Sobald dieſe ſich auch nur zeigten oder zuſammentraten, um vielleicht Vorſtellungen zu thun, wurden ſie ſogleich zurückgeſtoßen, ja oft mit Kugeln abgewieſen. Hundert von dieſen Soldaten hatten ſich doch mit den Waffen auf einem Platz verſammelt. Vieilleville erfuhr es und ſchickte ſogleich den Sergent-Major St. Chamans dahin ab mit einer zahlreichen Bedeckung, um ſie zu fragen, was ſie da zu thun hätten. Sie waren ſo unklug zu antworten, daß ſie ihre Cameraden hier erwarteten, um Rechenſchaft über ihre Capitäns zu haben. Kaum hatten ſie dies geſagt, ſo ließ St. Chamans eine ſolche Salve geben, daß vierzig bis fünfzig ſogleich auf dem Platze blieben und die Andern davon liefen, die jedoch alle arretirt und hingerichtet wurden. Die drei Lieutenants der enthaupteten Capitäns fürchteten, es möchte auch an ſie die Reihe kommen, ließen alſo Vieilleville um ihren Abſchied bitten, denn

ſie konnten ohne dieſen nicht aus den Thoren kommen, da ſie ſehr gut beſetzt waren. Er unterzeichnete ihn aber nicht, ſondern ließ ihnen nur mündlich ſagen: ſie könnten gehen, wohin ſie wollten; dergleichen Aufrührer brauchte weder der König noch er. Sie machten ſich ſogleich auf und zogen zum Thor hinaus, hatten aber auch bei hundert Soldaten von ihrer Compagnie überredet, mitzugehen. Vieilleville erfuhr dieſes und ſchickte ſogleich ein Commando nach und ließ alle niedermachen. Kaum durfte einer von den Legionnaires ſich regen, ſo wurde er bei dem Kopf genommen, und zwar waren ihre Hauswirthe die erſten, welche die Schuldigen verriethen. Sie wurden dadurch ſo in Angſt gebracht, daß ſie nicht wußten, was ſie thun ſollten, bis man ihnen endlich rieth, ſich an den Schwiegerſohn von Vieilleville, Herrn von Eſpinay, zu wenden, um ihre Verzeihung zu erhalten, welches auch geſchah, und Vieilleville ließ ſie alle vor ſich kommen, wo er ihnen noch eine große Strafpredigt hielt und ſie ſodann aufſtehen hieß, denn ſie lagen alle vor ihm auf den Knieen. Dieſe Ausſöhnung erregte eine große Freude, und das mit Recht, denn Vieilleville hatte ſchon die Idee, als er erfuhr, daß die Legionnaires unter dem Herrn von Sennecterre zehn Tage lang nicht auf die Wache gezogen und alſo die Stadt unbewacht gelaſſen, alle vor die Thore hinausrufen, ſie da umzingeln und zuſammenſchießen zu laſſen. Vieilleville glaubte aber doch noch immer vorſichtig ſeyn zu müſſen, und machte drei Monate lang die Runden in der Stadt immer ſelbſt, und das oft viermal die Woche. Einmal trifft er einen Legionnaire ſchlafend unter dem Gewehr an, den er ſogleich mit den Worten niederſtieß: er thue ihm nichts zu leid, denn er ließe ihn da, wie er ihn gefunden, und er ſolle wenigſtens zum Exempel dienen, wenn er nicht zur Wache dienen wolle.

Vieilleville, nachdem er Alles in Ordnung gebracht hatte, nahm ſich nun vor, den Deutſchen Thionville abzunehmen, und ließ ſich deßhalb in größter Eil und ſehr geheim einen gewiſſen Hans Klauer von Trier kommen, dem er einmal das Leben geſchenkt, und als einen tüchtigen Kerl hatte kennen lernen. Dieſen beſchenkte er ſogleich und ſuchte ihn zu ſeinen Projekten geſchickt zu machen. Er verſprach ihm noch überdies eine Compagnie deutſcher Reiter in des Königs Sold zu verſchaffen, wenn

er nach Thionville ging, den ganzen Zuſtand des Orts und die Stärke der Beſatzung bis auf das Maß der Gräben erforſchte, und ihm in acht Tagen Nachricht gäbe. Nur ſolle er Morgens vor Tag aus einem, dem Weg nach Thionville entgegengeſetzten Thore gehen, an dem er ſich ſelbſt befinden wolle, um ihm zu ſagen, was ihm allenfalls noch eingefallen wäre.

Hans Klauer brachte ihm auch in acht Tagen einen ſo umſtändlichen Bericht von Thionville, daß Vieilleville über ſeinen Fleiß und Geſchicklichkeit ganz erſtaunt war, und ihm ſogleich eine Summe zuſtellte, mit der er nach Trier zurückgehen und eine Compagnie Reiter aufrichten ſollte; doch ſollte ſie durchgängig nur aus geborenen Deutſchen beſtehen. Dieſen Bericht über Thionville ließ Vieilleville durch ſeinen Secretär Carloir ſehr ſtudiren und gleichſam auswendig lernen, und ſchickte ihn zum König, damit er, wenn er vom Feinde würde aufgefangen werden, deſto leichter durchkäme. Dieſer traf den König in Amiens, und berichtete ihm, daß Vieilleville in ſieben Tagen Thionville wegzunehmen ſich anheiſchig mache, und da er wiſſe, daß alle Truppen nach Italien geſchickt ſeyen, ſo wolle er ſechs Regimenter Lanzknechte und ſieben Compagnien Reiter in Deutſchland werben laſſen; auch habe er dazu durch ſeinen Credit hunderttauſend Livres irgendwo gefunden. Der König genehmigte Alles ſogleich, lobte Vieillevillen ſehr darüber, daß er immer wachſam und in ſeinem Dienſt geſchäftig ſey, wies ihm die Einnahme der ganzen Provinz Champagne zu dieſer Expedition an, und ernannte ihn zum Generallieutenant der Armee in Champagne, Lothringen, dem Lande Meſſin und Luxemburg. Die Werbung in Deutſchland ging ſo gut von Statten, daß in kurzem die verlangten Regimenter marſchiren konnten.

Sobald Vieilleville dieſes erfuhr, zog er mit ſeiner Beſatzung aus Metz gegen Thionville, ließ die Truppen, welche zu Toul und Verdun in Beſatzung lagen, zu ihm ſtoßen, und eröffnete, zu nicht geringem Erſtaunen des Grafen von Carebbe, der in Thionville commandirte, die Belagerung dieſer Stadt. Gegen Luxemburg ſchickte er ſechs Compagnien zu Fuß, um von Thionville aus mit dem Grafen von Mesgue die Communication zu verhindern. Jetzt kam auch ſeine Artillerie an, die er in ſeinem Arſenal zu Metz hatte zurichten laſſen; ſie beſtand aus zwölf

Kanonen von ſtarkem Kaliber, aus zehn Feldſchlangen von achtzehn Fuß lang und aus andern leichten Stücken. Kurz darauf trafen auch die fremden Truppen ein, und alles dieſes zuſammen machte eine gar artige kleine Armee aus, denn es waren nur allein ſechs junge deutſche Prinzen aus den Häuſern Lüneburg, Simmern, Würtemberg u. a. dabei, die ſich unter einem ſo großen Meiſter in den Waffen verſuchen wollten. Die ganze Armee mochte ungefähr aus zwölftauſend Mann beſtehen.

Unterdeſſen war der Herzog von Guiſe aus Italien zurückgekommen, und, da der Connetable bei St. Quentin gefangen war, zum Generallieutenant von ganz Frankreich ernannt worden. Dieſer bekam Nachricht von der Armee des Vieilleville, und ſchickte ſogleich einen Courier an ihn ab, der eben ankam, als die Artillerie anfangen ſollte, gegen die Stadt zu ſpielen. Vieilleville bekam ein Schreiben, des Inhalts: daß er warten möchte, indem der Herzog dabei ſeyn und die Entrepriſe führen wollte, wie es ihm als Generallieutenant von Frankreich zukäme.

Vieillevillen war dieſe Dazwiſchenkunft höchſt unangenehm; er ließ ſich aber jedoch nichts merken, und ſagte dem Courier, daß der Herzog von Guiſe willkommen ſeyn und man ihm wie dem Könige gehorchen würde. Es wäre aber dem Unternehmen auf Thionville nichts ſo nachtheilig als der Verzug, und er ſehe wohl voraus, daß die Verzögerung der Ankunft des Herzogs den Dienſt des Königs bei dieſer Sache nichts weniger als befördern würde. Der Courier verſicherte ihn, daß er in zehn Tagen hier ſeyn würde: „Was,“ ſagte Vieilleville, „wenn er mir die Hände „nicht gebunden hätte durch ſeinen Titel als Generallieutenant „von ganz Frankreich, ſo ſtehe ich mit meinem Kopf dafür, ich „wäre in zwei Stunden in Thionville und vielleicht in Luxemburg „geweſen. Jetzt wird er vielleicht in drei Wochen nicht ankommen, „und der Graf von Mesgue hat gute Zeit, ſich in Luxemburg „feſtzuſetzen.“

Der Herzog von Guiſe kam auch wirklich erſt in zwanzig Tagen an. Voraus ſchickte er den Großmeiſter der Artillerie nach Metz, um Alles anzuſehen. Dieſer fand eine ſolche Ordnung und ſo hinreichende Maßregeln bei dieſer Unternehmung, daß er öffentlich behauptete, der Herzog von Guiſe hätte wohl wegbleiben können, und es müſſe einen Mann von Ehre ſehr

verdrießen, wenn die Prinzen ihnen kein Glück gönnten, und da, wo Ehre einzuernten ſey, gleich kämen, und ihnen die Frucht ihrer Mühe und Arbeit wegnähmen. Der Herzog hat gut hinunterſchlucken, rief er endlich ganz entrüſtet aus, denn er findet Alles vorgekaut. Als der Herzog die ganze Artillerie muſterte, riefen Officiere zum großen Gelächter: „Nur fort, vor Thionville, wo wir Alle ſterben wollen; es iſt ſchon lange, daß wir Sie erwarten.“

Nun ſollte Kriegsrath gehalten werden, wo der Ort am beſten anzugreifen ſey. Vieilleville ſagte, daß er nicht ſo lange gewartet, um dieſes zu erfahren, und er zeigte ein kleines Thürmchen, wo er auf ſein Leben verſicherte, daß dieſes der ſchwächſte Ort der Stadt ſey. Allein der Marſchall von Strozzy antwortete, daß man vorher die Meinung der andern Befehlshaber hören müſſe. Sie verſammelten ſich daher aufs neue in der Wohnung des Herzogs. Als ſie dahin gingen, nahm Herr von La Marc Vieillevillen bei Seite und ſagte ihm, daß er in dem Kriegsrath nicht auf ſeiner Meinung beſtehen ſolle, denn der Herzog und Strozzy hätten ſchon beſchloſſen, Thionville an einem andern Ort anzugreifen, damit er die Ehre nicht haben ſollte; auch ſey der Herzog ſehr aufgebracht, daß Vieilleville den Titel eines Generallieutenants über dieſe Armee ausgewirkt habe, denn er behauptete, es könne nur einen einzigen geben, und dieſer ſey er ſelbſt.

In dem Kriegsrath ſtellte Strozzy nun vor, daß die Stadt von der Seite des Fluſſes und nicht bei dem kleinen Thurm müſſe angegriffen werden, welcher Meinung auch alle Anweſenden beipflichteten, da ſie Strozzy als einen vortrefflichen und erfahrenen Feldherrn anſahen. Der Herzog fragte jedoch auch Vieillevillen darum, der dann antwortete: wenn er das Gegentheil behauptete, müſſe er das ganze Conſeil widerlegen, und er wolle ſich nur dabei beruhigen, damit er in dem Dienſt des Königs keinen Aufenthalt verurſache.

Nun wurden die Kanonen aufgepflanzt, und ſo gut bedient, daß in kurzer Zeit über dem Fluß die feindliche Artillerie zerſchmettert wurde und eine anſehnliche Breſche entſtand; jetzt triumphirte ſchon der Herzog und Strozzy, und es wurde mit Verachtung von dem Plan Vieilleville's geſprochen. Ein

Hauptſturm wurde angeſtellt, die Soldaten mußten durch den Fluß waten; allein ſie wurden bald abgewieſen und konnten nicht einmal handgemein werden; denn es fanden ſich Schwierigkeiten mancher Art, die man nicht vorausgeſehen hatte. Der Herzog und Strozzy waren ſehr verlegen darüber; um aber doch ihren Plan auszuführen, ließen ſie mit unendlicher Mühe die Kanonen über den Fluß bringen, und es gelang ihnen, ſie bei der Breſche aufzuführen. Jetzt aber entdeckten ſie, woran der Marſchall nicht gedacht hatte, einen breiten Graben von vierzig Fuß Tiefe; dieſen beim Sturmlaufen hinunter und wieder heraufzukommen, war unmöglich, und ſo geſchah es ſehr wunderbar, daß unſere Kanonen auf den Mauern ſtanden, und wir doch nicht in die Stadt konnten.

Den ſechzehnten Tag der Belagerung befahl Strozzy, auch die Feldſchlangen über den Fluß zu bringen und die Stadt zuſammen zu ſchießen. Er wagte ſich ſelbſt ſo weit, daß er eine Musketenkugel in den Leib bekam, woran er nach einer halben Stunde ſtarb. Der Herzog ſtand neben ihm, dieſem ſagte er: „Beim Henker, mein Herr, der König verliert heute einen treuen „Diener und Eure Gnaden auch.“ Der Herzog erinnerte ihn, an ſein Heil zu denken, und nannte ihm den Namen Jeſus. „Was für einen Jeſus führt Ihr mir hier an? Ich weiß nichts „von Gott — mein Feuer iſt aus“ — und als der Prinz ſeine Ermahnungen verdoppelte und ihm ſagte, daß er bald vor Gottes Angeſicht ſeyn werde, antwortete er: „Nun beim T—! ich werde „da ſeyn, wo alle Anderen ſind, die ſeit ſechstauſend Jahren geſtorben,“ und mit dieſen Worten verſchied er. So endigte ſich das Leben eines Mannes, der keine Religion hatte, wie er ſchon den Abend vorher, da er bei Vieilleville ſpeiste, zu erkennen gab, als er anfing zu fragen: Und was machte Gott, ehe er die Welt ſchuf? worauf Vieilleville ganz beſcheiden ſagte: daß nichts davon in der heiligen Schrift ſtehe, und da, wo ſie nichts ſagte, man auch nicht weiter forſchen ſolle. Es iſt eine ganz artige Sache, ſagte Strozzy darauf, dieſe heilige Schrift, und ſehr wohl erfunden, wenn ſie nur wahr wäre; worauf Vieilleville ſich ſtellte, als wenn er die Kolik hätte, und hinaus ging und ein Gelübde that, mit einem ſolchen Atheiſten niemals etwas zu thun zu haben.

Jetzt wendete ſich der Herzog an Vieilleville, erinnerte ihn an ſein Verſprechen, das er dem König gethan, Thionville in ſieben Tagen einzunehmen, und bat ihn, Alles ſo auszuführen, wie er es für gut finde: er wolle ſich in nichts mehr mengen. Nun fing Vieilleville mit unermüdetem Fleiß auf ſeiner Seite die Trancheen an, ließ Artillerie von Metz kommen, und ſchon den dritten Tag wurde das kleine Thürmchen zuſammengeſchoſſen: den ſechsten wagte man einen Generalſturm, Vieilleville an der Spitze, allein er wurde abgeſchlagen, und es blieben viele Leute dabei, unter andern auch Hans Klauer. Vieillevillen wurde der Kamm oben an ſeinem Helm weggeſchoſſen: nach einer kurzen Erholung aber nahm er neue Truppen und ſetzte den Sturm ſo heftig fort, daß er mit dreißig Mann in die Stadt drang: Carebbe erſchrack darüber und capitulirte ſogleich. Die ganze Garniſon und alle Einwohner mußten den andern Morgen aus der Stadt ziehen, und es war erbärmlich anzuſehen, wie Greiſe, Väter und Kinder, Kranke und Verwundete ihre Heimath verließen. Jedermann hatte Bedauern mit ihnen: nur der Herzog von Guiſe blieb hart dabei. In Thionville wurden nun franzöſiſche Unterthanen geſetzt, an welche die Häuſer verkauft wurden; das daraus gelöſte Geld ſtellte Vieilleville theils dem königlichen Schatzmeiſter zu, theils belohnte er damit ſeine Soldaten, die ihm bei der Belagerung gute Dienſte geleiſtet hatten. Er ſelbſt behielt nichts davon, ob er gleich das größte Recht daran hatte.

Er vermuthete immer, der König von Spanien werde vor Thionville kommen, und war feſt entſchloſſen, dieſe Stadt zu behaupten, indem er es ſich zur Ehre rechnete, gegen einen ſo mächtigen Monarchen, den Sohn Kaiſer Karls V., zu fechten. Allein der König von Spanien zog mit einem beträchtlichen Heer gegen Amiens, der König von Frankreich ihm entgegen und ſchickte Vieillevillen deßwegen den Befehl, ihm ſo viel Truppen als möglich zuzuſchicken. Beide Heere, jedes von ſechzigtauſend Mann, ſtanden jetzt gegeneinander; beide Könige wünſchten den Frieden, aber keiner wollte die erſten Vorſchläge thun.

Vieilleville, der dieſe Verlegenheit in der Ferne merkte, ſchickte in der größten Stille, und ohne Jemandes Wiſſen, einen ſehr kühnen und beredten Mönch zum König von Spanien; dieſer mußte ihm, als aus Eingebung Gottes, vom Frieden reden.

Er wurde gnädig angehört und ihm aufgetragen, eben dieſe Eingebungen dem König von Frankreich vorzutragen, und ſo wurde die Negociation angefangen, wofür der König Vieillevillen den größten Dank ſchuldig zu ſeyn glaubte, indem er auch hier durch ſeine Klugheit aus der Ferne hergewirkt und ſo vieles Blut geſchont habe, das durch eine Schlacht würde vergoſſen worden ſeyn.

Nachdem nun der Friede geſchloſſen worden, wünſchte der König Vieillevillen zu ſprechen, und er wurde beordert, an den Hof zu kommen, wo er ſehr gut empfangen wurde; beſonders gefiel es der Königin ſehr wohl, daß er nach der Belagerung von Thionville unter die deutſchen Prinzen und Feldherren goldene Medaillen vertheilt habe, auf deren einer Seite des Königs und auf der andern Seite der Königin Bruſtbild vorgeſtellt war, und dieſes letztere ſo gleichend, daß auch der berühmteſte Künſtler im Porträtiren damaliger Zeit, Namens Janet, dieſes geſtehen mußte. Der König unterhielt ſich oft und viel mit Vieilleville, und kam ſelbſt darauf zu reden, daß der Herzog von Guiſe das Unternehmen auf Luxemburg und die ſchnelle Eroberung von Thionville gehemmt habe. Auch fragte er nach dem kläglichen Ende des Marſchalls Strozzy, wo aber Vieilleville als feiner Hofmann antwortete, daß man hier die Gnade Gottes obwalten laſſen müſſe und es nicht ſchicklich ſeyn würde, dieſes weiter zu verbreiten. Strozzy war nämlich nahe mit der Königin verwandt. Bei dieſer Gelegenheit bekam Vieilleville das Brevet als Marſchall von Frankreich, und der König machte ihm den Vorwurf, warum er ihm nicht ſogleich um dieſe Charge geſchrieben habe, als Strozzy geſtorben, wo er ſie dann gewiß ihm und nicht dem Herrn von Thermes würde gegeben haben. Vieilleville antwortete darauf: daß er ſeinem König nicht zugemuthet hätte, ſo lange der Feldzug dauerte, dieſe Charge zu beſetzen, indem Alle, die darauf Anſpruch machten, ſich hervorthun würden, um ſie zu verdienen, hingegen von der Armee abgehen würden, wenn die Ernennung geſchehen ſey; wie dies auch wirklich nach der Ernennung des Herrn von Thermes der Fall war, wo zehn bis zwölf Große mit faſt zweitauſend Pferden die Armee verließen.

Der König wünſchte, daß Vieilleville den Friedensunterhandlungen mit Spanien in Chateau Cambreſis beiwohnte,

welches er auch that, und durch ſeine weiſen Rathſchläge es in kurzem ſo weit brachte, daß ſie den 7. April 1559 abgeſchloſſen wurden, mit welcher Nachricht er ſelbſt an den König geſchickt wurde. Der König erklärte bei dieſer Gelegenheit, daß Frankreich und ganz Europa, nach Gott, dieſen Frieden Niemand als ihm ſchuldig ſey, denn durch den Mönch habe er den erſten Anſtoß geben laſſen. Der Schatzmeiſter mußte vierzehen Säcke, jeden mit tauſend Thalern, bringen, wovon der König ihm zehen und ſeinem Schwiegerſohn und Neffen, Eſpinay und Thevalle, viere ſchenkte.

Kurz darauf trafen die ſpaniſchen Geſandten in Paris ein; es befanden ſich dabei außer dem Herzog von Alba fünfzehn bis zwanzig Prinzen, denen einen ganzen Monat lang große Fêten gegeben wurden. Während derſelben ſuchte der Cardinal von Lothringen den König zu überreden, eine Sitzung im Parlament zu halten und ein Mercuriale daſelbſt anzuſtellen. Es hat dies den Namen von dem Mittwoch (Dies Mercurii), weil an dieſem Tag ſich alle Präſidenten und Räthe, gegen hundert bis hundertundzwanzig Perſonen, in einem großen Saal verſammeln, um über die Sitten und ſowohl öffentliche als Privatlebensart dieſes Gerichtshofes Unterſuchung anzuſtellen. Der König ſollte bei einer ſolchen Gelegenheit durch ſeinen Generalprocurator vortragen laſſen, daß unter ihrem Corps Manche ſich befänden, deren Glauben verdächtig ſey und die der falſchen Lehre Luthers anhingen; man könne es ſchon daraus ſchließen, daß alle, die der Ketzerei beſchuldigt würden, losgeſprochen und kein Einziger zum Tod verdammt würde. „Und ſollte dieſes," ſetzte der Cardinal hinzu, „auch nur dazu dienen, dem König von Spanien zu zeigen, daß Ew. Majeſtät feſt am Glauben halten, und daß Sie in Ihrem Königreiche nichts dulden wollen, was Ihrem Titel als Allerchriſtlichſter König entgegen iſt. Es würde den Prinzen und Großen Spaniens, die den Herzog von Alba hieher begleitet haben, um die Heirath ihres Königs mit Ew. Majeſtät Tochter zu feiern, ein ſehr erbauliches Schauſpiel ſeyn, ein halbes Dutzend Parlamentsräthe auf öffentlichem Platz als lutheriſche Ketzer verbrennen zu ſehen." Der König verſtand ſich zu einer ſolchen Sitzung und beſtimmte ſie gleich auf den andern Tag.

Vieillevillen, der, als erſter Kammerjunker, in des Königs Zimmer ſchlief, ſagte der König, was er vorhabe, worauf jener antwortete, daß der Cardinal und die Biſchöfe dieſes wohl thun könnten, für Se. Majeſtät ſchicke es ſich aber nicht; man müſſe den Prieſtern überlaſſen, was nur eine Prieſterſache ſey. Da der König demungeachtet bei ſeinem Vorhaben blieb, erzählte ihm Vieilleville, was einsmals zwiſchen König Ludwig XI. und dem Marſchall von Frankreich, Johann Rouault, vorgefallen. Ludwig XI., bei welchem der Biſchof von Angiers ſehr in Gnaden ſtand, befahl dieſem, nach Lyon zu gehen und die ſechstauſend Italiener in Empfang zu nehmen, die man ihm als Hülfstruppen zuſchickte. Der Marſchall, der zugegen war, und es übel aufnahm, daß man nicht an ihn dachte, ſtellte ſich gleich darauf dem König mit dreißig bis fünfzig Edelleuten geſtiefelt und geſpornt vor, und fragte ganz trotzig, ob Se. Majeſtät nichts nach Angiers zu befehlen habe? Der König fragte, was ihn ſo ſchnell und ſo unvermuthet dahin führe? Der Marſchall antwortete, daß er dort ein Capitel zu halten und Prieſter einzuſetzen habe, indem er eben ſowohl den Biſchof vorſtellen könne, als der Biſchof den General vorſtelle. Der König ſchämte ſich darüber, daß er die Ordnung ſo umgekehrt, ließ den Biſchof, der ſchon auf der Reiſe war, wieder zurückrufen und ſchickte den Marſchall nach Lyon. Eben ſo, fuhr Vieilleville fort, müßte der Cardinal, wenn Ew. Maj. die Geſchäfte eines Theologen oder Inquiſitors verſähen, uns Soldaten lehren, wie man die Lanze bei Turnieren fällt, wie man zu Pferde ſitzen muß, wie man ſalutirt und rechts und links ausbeugt. Ueberdies wollten Ew. Majeſtät die Freude mit der Traurigkeit paaren? Denn Letzteres würde der Fall ſeyn, wenn ſolche blutige Hinrichtungen während der Hochzeitfeierlichkeiten vorfielen.

Der König nahm ſich hierauf vor, nicht hinzugehen. Der Cardinal erfuhr es ſogleich, und da er in der Nacht den König nicht ſprechen konnte, verſammelte er die ganze Geiſtlichkeit den andern Morgen mit dem Früheſten bei dem König, und machte ihm die Hölle ſo heiß, daß er glaubte ſchon verdammt zu ſeyn, wenn er nicht hinginge, und der Zug ſetzte ſich ſogleich in Marſch. Bei der Sitzung ſelbſt vertheidigte einer der angeklagten Räthe Anne du Bourg ſeine Religion mit ſolchem Eifer und

Feſtigkeit, daß der König ſehr aufgebracht wurde; auch hörte er, als er durch die Straßen zurückging, vieles Murren, ſo daß er nachher geſtand, wie es ihn ſehr gereue, den Rath des Vieilleville nicht befolgt zu haben.

Den erſten Juni 1559 eröffnete der König das große Turnier, mit welchem die Vermählung der Prinzeſſin Eliſabeth mit Philipp II. gefeiert wurde, und die Spanier zeigten ſich bei dieſer Gelegenheit beſonders ungeſchickt. Vieilleville hob ſogar, was noch nie gehört worden, einen Spanier, der gegen ihn rannte, aus dem Sattel, und warf ihn über die Schranken mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Geſchicklichkeit. Um einigermaßen von dieſen körperlichen Anſtrengungen in den Turnieren auszuruhen, ging die Hochzeit der Madame Eliſabeth mit dem König von Spanien, in deſſen Namen der Herzog von Alba ſie heirathete, vor. Die friedlichen Feierlichkeiten dauerten gegen acht Tage; der König brach ſie ab, weil er leidenſchaftlich das Turnieren liebte und dieſes wieder anfangen wollte.

Vieilleville rieth dem König davon ab, indem ſich die franzöſiſche Nobleſſe ſchon hinreichend gezeigt hätte, es jetzt auch Zeit ſey, an die Hochzeit des Herzogs von Savoyen mit Madame Margaretha, ſeiner Schweſter, zu denken. Der König antwortete darauf, daß erſt gegen Ende des Julius Alles dazu bereit ſeyn könne, indem er Piemont, Savoyen und mehrere andere Beſitzungen bei dieſer Gelegenheit abtreten wolle. Vieilleville war ganz erſtaunt darüber, und ſagte dem König offenherzig, wie er nicht begreifen könne, wegen einer Heirath Länder wegzugeben, die Frankreich mehr als vierzig Millionen und hunderttauſend Menſchen gekoſtet hätten. Einer königlichen Prinzeſſin gäbe man höchſtens hundert und fünfzigtauſend Thaler mit, und wenn auch Madame Margaretha ihr Leben in einer Abtei endigte, ſo würde dieſes nicht der erſte und letzte Fall bei einer königlichen Prinzeſſin ſeyn, die ohnedem ſchon vierzig Jahr alt ſey. Der Connetable, der dieſes Alles ſtatt ſeiner Ranzion verhandele, übe ſein Recht wohl aus, denn man ſage gewöhnlich, daß in einer großen Noth ein Connetable den dritten Theil vom Königreich verſetzen dürfe.

Auf dieſe und mehrere Vorſtellungen verwünſchte der König die Stunde, daß er nicht mit Vieillevillen von dieſer Sache

geſprochen, und es ſey jetzt zu ſpät; er würde ſich aber an den Connetable halten, der ihn zu dieſen Schritten verleitet habe. Kurz darauf trat ein Edelmann herein und brachte dem König die abgeſchloſſenen Artikel, worinnen bemerkt war, daß Frankreich das Marquiſat Saluzzo behielte. Als der König dieſes geleſen hatte, theilte er die Nachricht ſogleich Vieillevillen mit, mit der Aeußerung, daß ſein Vater Unrecht gehabt, einen Fürſten ſeiner Länder zu berauben, und daß er als guter Chriſt und um die Seele ſeines Vaters zu retten, die Länder dem Herzog von Savoyen gerne herausgäbe. Wie Vieilleville ſah, daß der König hier die Frömmigkeit und das Chriſtenthum ins Spiel brachte, und ſeinen Vater ſogar der Tyrannei beſchuldigte, ſchwieg er, und es reute ihn, nur ſo viel geſagt zu haben.

Den letzten Junius 1559 wurde des Morgens ein großes Turnier auf den Nachmittag angeſagt. Nach der Tafel zog ſich der König aus, und befahl Vieillevillen, ihm die Waffen anzulegen, obgleich der Oberſtallmeiſter von Frankreich, dem dieſes Geſchäft zukam, zugegen war. Als Vieilleville ihm den Helm aufſetzte, konnte er ſich nicht entbrechen zu ſeufzen und zu ſagen, daß er nie etwas mit mehr Widerwillen gethan. Der König hatte nicht Zeit, ihn um die Urſache zu fragen, denn indem trat der Herzog von Savoyen herein. Das Turnier fing an. Der König brach die erſte Lanze mit dem Herzog, die zweite mit dem Herrn von Guiſe, endlich kam zum dritten der Graf von Montgommery, ein großer, aber ſteifer junger Menſch, der ſeines Vaters, des Grafen von Sorges und Capitäns von der Garde, Lieutenant war. Es war die letzte, die der König zu brechen hatte. Beide trafen mit vieler Geſchicklichkeit auf einander, und die Lanzen brechen. Jetzt will Vieilleville des Königs Stelle einnehmen, allein dieſer bittet ihn, noch einen Gang mit Montgommery zu machen, denn er behauptete, er müſſe Revanche haben, indem er ihn wenigſtens aus dem Bügel gebracht habe. Vieilleville ſuchte den König davon abzubringen, allein er beſtand darauf. Nun, Sire, rief Vieilleville aus, ich ſchwöre bei Gott, daß ich drei Nächte hindurch geträumt habe, daß Eurer Majeſtät heute ein Unglück zuſtoßen und dieſer letzte Junius Ihnen fatal ſeyn wird. Auch Montgommery entſchuldigte ſich, daß es gegen die Regel ſey; allein der König befahl es ihm, und nun nahm

er eine Lanze. Beide ſtießen jetzt wieder auf einander und brachen mit großer Geſchicklichkeit ihre Lanzen. Montgommery aber warf ungeſchickter Weiſe den geſplitterten Schaft nicht aus der Hand, wie es gewöhnlich iſt, und traf damit im Rennen den König an den Kopf gerade in das Viſir, ſo daß der Stoß in die Höhe ging und das Auge traf. Der König ließ die Zügel fallen und hielt ſich am Hals des Pferdes; dieſes rannte bis ans Ziel, wo die zwei erſten Stallmeiſter, dem Gebrauch gemäß, hielten, und das Pferd auffingen. Sie nahmen ihm den Helm herunter, und er ſagte mit ſchwacher Stimme, er ſey des Todes. Alle Wundärzte kamen zuſammen, um den Ort des Gehirns zu treffen, wo die Splitter ſtecken geblieben, aber ſie konnten ihn nicht finden, obgleich vier zum Tode verurtheilten Miſſethätern die Köpfe abgeſchlagen wurden, Verſuche daran anzuſtellen, indem man Lanzen daran abſtieß.

Den vierten Tag kam der König wieder zu ſich, und ließ die Königin rufen, der er auftrug, die Hochzeit doch ſogleich vollführen zu laſſen, und Vieillevillen, der ſchon das Brevet als Marſchall von Frankreich hatte, wirklich dazu zu machen. Die Hochzeit ging traurig vor ſich, der König hatte ſchon die Sprache verloren, und den Tag darauf, den 10. Julius 1559, gab er den Geiſt auf. Vieilleville verlor an ihm einen Herrn, der ihn über Alles ſchätzte, und ihn ſogar zum Connetable einſt würde ernannt haben, wie er ſich ſchon hatte verlauten laſſen. In den letzten Zeiten hatte er ihm, um ihn immer um ſich zu haben, ſein Departement von Metz abgenommen, und es dem Herrn von Eſpinay gegeben; Vieilleville aber war Gouverneur von Isle de France geworden.

Die unrechtmäßige Gewalt, deren ſich die Guiſen nach dem Tod Heinrichs II. anmaßten, verurſachte die bekannte Verſchwörung von Amboiſe. Ein gewiſſer la Renaudie verſicherte ſich dreißig erfahrner Capitäns, und legte um den Aufenthalt des jungen Königs fünfhundert Pferde und vieles Fußvolk herum, in der Abſicht, die Guiſen gefangen zu nehmen, und dem König ſeine Freiheit zu geben. Es wurde dieſes auch klar am Hofe, und die Nachricht beunruhigte den König und die Guiſen ſehr. Vieilleville ſollte an dieſes Corps geſchickt werden, um ſie zu fragen, ob ſie die Franzoſen um den Ruhm

und die Ehre bringen wollten, unter allen Nationen ihrem Fürſten am treueſten und gehorſamſten zu ſeyn? Dieſer Auftrag ſetzte Vieillevillen in einige Verlegenheit. Er ſelbſt war von der widerrechtlich angemaßten Gewalt der Guiſen überzeugt, und wollte ſich zu einer Geſandtſchaft nicht brauchen laſſen, wo er gegen ſeine Ueberzeugung reden mußte; durch eine feine Wendung überhob er ſich derſelben, indem er dem König antwortete: „Da der „Fehler dieſes Corps, an das Ew. Majeſtät mir die Ehre anthun „wollen, mich zu ſchicken, ſo groß iſt, daß es eine wahre Rebel„lion genannt werden kann, ſo würden ſie mir nicht glauben, „wenn ich ihnen Verzeihung verkündigte. Es muß dieſes ein „Prinz thun, damit ſie verſichert ſind, es ſey dieſes ein könig„liches Wort, das Eure Majeſtät ſchon um deſſentwillen, der es „überbracht hat, nicht zurücknehmen werden."

Vieilleville hatte richtig geurtheilt; er wurde mit dieſem Auftrag verſchont, und der Herzog von Nemours, der an die Rebellen geſchickt wurde, hatte den Verdruß, daß die fünfzehn Edelleute, die auf des Königs und ſein Wort ihm gefolgt waren, ſogleich gefangen und in Feſſeln geworfen wurden. Auf alle Beſchwerden, welche der Herzog deßhalb vorbrachte, antwortete der Kanzler Olivier immer, daß kein König gehalten ſey, ſein Wort gegen Rebellen zu halten. Dieſe fünfzehn Edelleute wurden durch verſchiedene Todesarten hingerichtet, und ſie beſchwerten ſich alle nicht ſowohl über ihren Tod, als über die Treuloſigkeit des Herzogs von Nemours. Einer von ihnen, ein Herr von Caſtelnau, warf ihm ſogar dieſe Wortbrüchigkeit noch auf dem Schaffot vor, tauchte ſeine Hände in das rauchende Blut ſeiner ſo eben hingerichteten Cameraden, erhob ſie gen Himmel und hielt eine Rede, die Alle bewegte und bis zu Thränen rührte. Der Kanzler Olivier ſelbſt, der ſie zum Tode verdammt hatte, wurde ſo ſehr dadurch betroffen, daß er krank nach Hauſe kam und einige Tage darauf ſtarb. Kurz vor ſeinem Ende beſuchte ihn der Cardinal von Lothringen ſelbſt, dem er, als er wegging, nachrief: „Verdammter Cardinal, dich bringſt du um die Seligkeit und uns mit dir!"

Hingegen konnte Vieilleville den Auftrag nicht ausſchlagen, nach Orleans zu gehen, um hier den Reſt der Verſchwornen zu zerſtreuen. Er that dieſes mit ſo viel Klugheit und Eifer,

daß es ihm gelang, ſechshundert Mann zu überfallen und ſo niederzumachen; die Gefangenen, worunter der Capitän war, ließ er aber los, weil es ihm unmenſchlich ſchien, Leute von Ehre, die ihren Dienſt als brave Soldaten verrichteten, eines ſchmählichen Todes ſterben zu laſſen, welche Strafe ihnen gewiß war, wenn er ſie würde eingeliefert haben.

Dieſes glücklich ausgeführte Unternehmen ſetzte Vieilleville in große Gunſt bei dem König und den Guiſen. Es wurde ihm kurz darauf eine andere Expedition nach Rouen aufgetragen, wo die Reformirten unruhig geweſen waren. Er hatte fürchterliche Inſtructionen dabei erhalten, denn ihm ſtand es frei, nicht nur die umbringen zu laſſen, die bei dieſem Aufſtand die Waffen genommen, ſondern auch ſogar die, die ein Wohlgefallen daran gehabt. Vieilleville, der ſieben Compagnien Gendarmes bei ſich hatte, ließ den größten Theil ſeiner Leute zurück, und kam nach Rouen nur mit hundert Edelleuten, entwaffnete ſogleich die Bürgerſchaft, ließ ohne Anſehen der Religion dreißig der Hauptrebellen greifen und ihnen den Proceß machen, befahl aber ausdrücklich, daß man in dem Urtheil nichts von der Religion ſagen, ſondern ſie nur als Rebellen gegen den König verdammen ſollte. Auf dieſe Art ſtellte Vieilleville die Ruhe her, und ſchonte den Parteigeiſt, der ohne Zweifel noch lauter würde erwacht ſeyn, wenn er nur die Reformirten beſtraft hätte.

Der Hof hielt ſich in Orleans auf, als er wieder zurückkam, und eben damals war der Prinz von Condé, Bruder des Königs von Navarra, gefangen genommen worden. Um Vieillevillen zu prüfen, was er darüber dächte, befahl ihm der König, den Prinzen zu beſuchen. Vieilleville war aber ſchlau genug, dieſes zu merken, und ſagte, daß er um das Leben nicht hingeben würde, denn er habe einen natürlichen Abſcheu gegen alle Ruheſtörer. Zugleich rieth er aber dem König, den Prinzen nur in die Baſtille zu ſchicken, indem es Sr. Majeſtät zum großen Vorwurf gereichen würde, einen Prinzen von Geblüt, wenn er dem König nicht nach dem Leben geſtrebt, hinrichten zu laſſen. Der König nahm dieſen Rath ſehr wohl auf, und geſtand nachher Vieillevillen ſelbſt, daß er ihn auf die Probe geſetzt habe.

Die Uneinigkeiten zwiſchen dem König von Navarra auf

der einen Seite, und dem König und den Guiſen auf der andern, wurden indeſſen immer größer; der König von Navarra wurde am Hofe mit einer Geringſchätzung behandelt, die Jedermann, nur die Guiſen nicht, bewegte. Vieilleville forderte in dieſen Zeiten die Erlaubniß, in ſein Gouvernement zurückzukehren; allein beſonders die Königin drang darauf, daß er bliebe. Man wollte ihn in dieſen kritiſchen Zeiten am Hof haben, um ſeine Rathſchläge, die immer ſehr weiſe waren, zu benutzen, und dann hatte man ihn auch auserſehen, nach Deutſchland zu reiſen, um denen mit dem König verbündeten Kurfürſten und Fürſten des Reichs die Verhältniſſe mit dem König von Navarra und ſeinem Bruder vorzuſtellen, damit der Hof nicht im unrechten Licht erſchiene.

Allein dieſen Uneinigkeiten machte der Tod Königs Franz II. ein Ende, der den 5. December 1560 erfolgte. Jetzt wendete ſich Alles an den König von Navarra, und ſelbſt die Königin, die als Vormünderin des jungen ſechzehnjährigen Königs Karls IX. mitregierte, ernannte denſelben zum Generallieutenant des Reichs. Eine weiſe Maßregel, um die verſchiedenen Religionsparteien, die ſehr unruhig zu werden anfingen, zufrieden zu ſtellen. Vieilleville hatte ſie der Königin angerathen. Beide Guiſen entfernten ſich bei dieſen ihnen ungünſtigen Umſtänden; der Cardinal ging auf ſeine Abtei und der Herzog nach Paris, wo er viele Anhänger hatte. Hier ſchmiedete er mit ſeinen Anhängern, dem Connetable von Montmorency, dem Marſchall von St. André und Andern, ſeine Pläne, die Lutheraner zu vertilgen: und dieſes iſt die Quelle, aus der alle Unruhen entſtanden, die hernach das Königreich verwüſteten. Da jetzt Vieilleville ſah, daß der König von Navarra und die Königin gut miteinander ſtanden, drang er darauf, in ſein Gouvernement zurückzukehren, welches man ihm auch endlich verſtattete. Er war aber nicht lange in Metz, ſo wurde er vor vielen Andern auserſehen, nach Deutſchland als außerordentlicher Geſandter zu gehen, um dem Kaiſer und den Fürſten die Thronbeſteigung des jungen Königs bekannt zu machen.

Vieilleville unternahm ſogleich die Reiſe in Begleitung von ſechzig Pferden. Zuerſt begab er ſich zum Kurfürſten von Bayern nach Heidelberg, von da nach Stuttgart zum Herzog

von Wurtemberg, dann nach Augsburg, und von dieſer Stadt nach Weimar, wo Vieilleville vom Herzog Johann Friedrich und Johann Wilhelm ſehr wohl empfangen wurde. Er überbrachte ihnen ihre Penſion, welche Heinrich II. ihnen als Nachkömmlingen Karls des Großen zugeſichert hatte, Jedem zu viertauſend Thalern jährlich. Von Weimar reiste Vieilleville nach Ulm; von da wollte er nach Kaſſel, allein man widerrieth es ihm, weil die Wege ſo gar ſchlecht wären. Von Wien ging es nach Frankfurt, von da nach Prag, und von Prag, nach einer ſeltſamen Reiſeroute, nach Mainz, und nun wieder über Koblenz, Trier nach Metz.

Ueberall wurde Vieilleville mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen, und beſonders wohl ging es ihm in Wien. Gleich bei der erſten Audienz beim Kaiſer, Ferdinand I., ſagte dieſer: „Seyn Sie mir willkommen, Herr von Vieilleville, ob Sie mir „gleich Ihr Gouvernement von Metz und die übrigen Reichs„ſtädte, welche Frankreich dem deutſchen Reich entzogen, nicht „überbringen: ich hoffte lange, Sie zu ſehen.“ Der Kaiſer nahm ihn ſogleich mit in ſein Zimmer, wo ſie zwei Stunden ganz allein bei einander waren. Bei dieſer Gelegenheit wunderte ſich Vieilleville, daß ſie ganz allein ins Zimmer kamen, indem es in Frankreich ganz anders war, wo die Franzoſen ihrem Herrn faſt die Füße abtreten, um überall in Menge hinzukommen, wo er hingeht. Vieilleville bemerkte ferner, und dieſes ſogar gegen den Kaiſer, wie es ihn befremdete, nach Wien gekommen zu ſeyn mit fünfzig bis ſechzig Pferden, und von Niemand befragt zu werden, woher er käme, oder wer er wäre: wie gefährlich dieſes ſey, da ein Paſcha nur dreißig Stunden von der Stadt liege. Der Kaiſer befahl ſogleich, an jedes Thor ſtarke Wachen zu legen; doch ſchränkte er den Befehl, auf Anrathen Vieilleville's, um den Paſcha nicht aufmerkſam zu machen, darauf ein, auf den höchſten Thurm einen Wächter zu ſetzen, der immer auf jene Gegend Acht geben und jede Veränderung mit einigen Schlägen an der Glocke anzeigen ſollte. Der Kaiſer wollte, daß dieſes Vieilleville's Wache ihm zu Ehren auf immer heißen ſollte. Bei einem großen Diner, welches der Kaiſer gab, ſah Vieilleville die Prinzeſſin Eliſabeth, des römiſchen Königs Maximilians Tochter und Nièce des Kaiſers. Ihm fiel ſogleich der Gedanke bei, daß

dieſe ſchöne Prinzeſſin der König ſein Herr zur Gemahlin wählen ſolle, und er nahm es auf ſeine Gefahr, nach aufgehobener Tafel mit dem Kaiſer davon zu ſprechen, dem dieſer Antrag ſehr gefiel, und den auch der König von Frankreich mit vielen Freuden, als Vieilleville bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich davon ſprach, annahm.

Vieilleville war jetzt wieder in Metz angelangt und gedachte einige Tage auszuruhen, als ein Courier vom Hof kam, der ihm Nachricht brachte, daß er nach England als Geſandter würde gehen müſſen. Er reiſte ſogleich nach Paris ab, und hier erhielt er bald ſeine Abfertigung, um übers Meer zu gehen. Die Abſicht ſeiner Reiſe war hauptſächlich, dem Cardinal von Chatillon entgegen zu arbeiten, der bei der Königin Eliſabeth für die Hugenotten unterhandeln wollte. Vieilleville wußte es bei der Königin, die im Anfang ſehr gegen ſeinen Auftrag war, ſo gut einzuleiten, daß, als der Cardinal von Chatillon nach London kam, er zu keiner Audienz bei der Königin vorgelaſſen wurde. Indeſſen wurden die Unruhen in Frankreich immer größer, der Prinz von Condé belagerte Paris, er mußte jedoch dieſe Belagerung bald aufgeben, und bald darauf fiel die Schlacht von Dreux vor, wo der Herzog von Guiſe den ſchon ſiegenden Prinzen völlig aufs Haupt ſchlug. Der Marſchall von St. André hatte die Avantgarde des Königs commandirt, war zu dem Herzog von Guiſe geſtoßen, und verfolgte nur mit vierzig oder fünfzig Pferden die Flüchtlinge. St. André ſtößt auf einen Capitän der leichten Cavallerie, Namens Bobigny, der mit einem Trupp davon floh. Man ruft ſich einander an, der Marſchall antwortet zuerſt und nennt ſich. Bobigny fällt über ſeine Truppen her, macht ſie nieder und nimmt den Marſchall gefangen. Dieſer Capitän war ehedem in des Marſchalls Dienſten geweſen, hatte aber einen Stallmeiſter erſtochen. St. André ließ ihm den Proceß machen, und, da er nach Deutſchland ausgewichen war, im Bildniß aufhängen. Jetzt bat der Marſchall, ihn nach Kriegsgebrauch zu behandeln und das Vergangene zu vergeſſen. Indeſſen entwaffnete Bobigny den Marſchall und ließ ſich ſein Wort geben, bei ihm als Gefangener zu bleiben. So ritten ſie fort, als der Prinz von Porcian von der Condeiſchen Partie kam, dieſen Gefangenen ſah und ihm die Hand gab.

Der Marſchall bot ſich ihm ſogleich als Gefangener an, und der Prinz ſuchte ihn den Händen Bobigny's zu entziehen. Allein dieſer ſetzte ſich zur Wehr, und da Alles darüber ſchrie, wie dies ungerecht ſey, daß ein Prinz einem Geringern ſeinen Vortheil rauben wollte, ließ Porcian davon ab. Kaum war Bobigny tauſend oder zwölfhundert Schritte vom Prinzen entfernt, ſo wendete er ſich zu dem Marſchall mit den Worten: „Du haſt mir „durch deine ſchlechte Denkungsart zu erkennen gegeben, wie ich „dir nicht trauen kann: du haſt dein Wort gebrochen. Du wirſt „mich ruiniren, wenn du wieder los kommſt. Du haſt mich im „Bild hängen laſſen, mein Vermögen eingezogen und es deinen „Bedienten gegeben: du haſt mein ganzes Haus ruinirt. Die „Stunde iſt gekommen, wo dich Gottes Urtheil trifft,“ und hiemit ſchoß er dem Marſchall eine Kugel vor den Kopf. Die Nachricht vom Tod eines Marſchalls von Frankreich trübte in Paris den Sieg der Katholiken ein wenig, beſonders war Vieilleville untröſtlich darüber. Es wurde ihm ſogleich das Brevet eines Marſchalls von Frankreich überbracht, er wies es aber ab. Der Kanzler von Frankreich ſelbſt begab ſich zu ihm: mehrere Prinzen baten ihn, die Stelle anzunehmen, er ſchlug es aus. Er wollte nicht einer Perſon in ihrer Stelle folgen, die er ſo über Alles geliebt hatte. Der König, entrüſtet über dieſes Ausſchlagen, ging ſelbſt zu Vieilleville: er fand ihn troſtlos auf dem Bette liegen, und befahl ihm, den Marſchallsſtab anzunehmen. Vieilleville, gerührt über dieſe Gnade, konnte ſich nicht länger weigern: er fiel ſeinem König zu Füßen und empfing aus ſeinen Händen das Brevet.

Einige Zeit nachher wurde Vieilleville nach Rouen geſchickt, weil man nicht genug Zutrauen in die Fähigkeiten des dortigen Commandanten, Herrn von Villebon, ſetzte, und doch zu beſorgen war, daß der Admiral Coligny auf dieſe Stadt losgehen möchte. Dieſer Villebon war zwar ein Verwandter von Vieilleville; allein er führte ſich ſehr unfreundſchaftlich gegen ihn auf und unterließ bei jeder Gelegenheit, ſeine Schuldigkeit zu thun. Folgende Gelegenheit gab zu ernſten Auftritten Anlaß.

Man hatte in Rouen eine Magiſtratsperſon, reformirter Religion, entdeckt, die ſich heimlich in die Stadt zu ſchleichen und vergrabenes Geld wegzubringen gewußt hatte. Dieſes wurde

entdeckt, und der Gouverneur Villebon ließ dieſen Mann auf öffentlicher Straße niedermachen und ſeinen Körper zum allgemeinen Aergerniß mißhandelt da liegen. Niemand traute ſich, ihn, als einen Ketzer, anzurühren. Vieilleville erfuhr dieſes, war ſehr darüber aufgebracht und befahl ſogleich, ihn zur Erde zu beſtatten. Das Geld, welches Boisgyraud bei ſich gehabt hatte, war bei dem Gouverneur verſchwunden; Villebon, dem nicht wohl zu Muthe war, ſchickte eine ſeiner Creaturen, einen Parlamentsrath, zu dem Marſchall, um zu erforſchen, was Vieilleville wohl wegen des Geldes im Sinn hätte. Kaum war dieſer aber vor den Marſchall gekommen, als er ihn ſo hart anließ, daß er vor Bosheit weinte, und als er ſich auf ſeine Parlamentsſtelle berief, wollte ihn Vieilleville ſogar zum Fenſter hinaus werfen laſſen. Dieſer Rath ging darauf zu Villebon und ſagte ihm, daß der Marſchall von ihm geſagt habe, wie er unwürdig wäre, Commandant der Stadt zu ſeyn. Villebon, aufgebracht über dieſe falſche Nachricht, ging fünf oder ſechs Tage nicht zu Vieilleville. Sie ſehen ſich endlich in der Kirche, grüßen einander, und der Marſchall nimmt ihn zum Eſſen mit nach Hauſe. Nach Tiſche fängt Villebon von der Sache an; der Marſchall ſaß noch und bat ihn, die Sache ruhen zu laſſen. Villebon aber wird hitzig, ſagt, daß alle die, welche behauptet, er ſey ſeiner Stelle unwürdig, in ihren Hals hinein gelogen. Der Marſchall ſpringt darüber auf und gibt ihm einen Stoß, daß er ohne den Tiſch zur Erde geſtürzt wäre. Villebon zieht den Degen, der Marſchall den ſeinigen. In dem Augenblick fliegt die Hand von Villebon und ein Stück des Arms zu Boden. Alles war erſtaunt; Villebon fiel zur Erde nieder, man brachte ihn fort. Vieilleville erlaubte nicht, daß man die Hand fort trug. „Hier ſoll ſie liegen bleiben, denn ſie hat mir in den Bart gegriffen.“

Indeſſen verbreitete ſich das Gerücht, der Gouverneur ſey ſo zugerichtet worden, weil er ein Feind der Hugenotten ſey; das Volk läuft zu den Waffen und belagerte den Ort, wo Vieilleville wohnte. Dieſer hatte aber ſchon vorläufig Anſtalten getroffen. Alle, die hereinbrechen wollten, wurden gut empfangen und ihrer Viele getödtet. Und da endlich auch ein großer Theil der Soldaten in Rouen auf die Seite des Marſchalls trat und

zur Hülfe herbeimarſchirte, zerſtreute ſich bald Alles, obgleich noch viele Verſuche gemacht wurden, die Belagerung aufs neue anzufangen. Nach und nach kam die Cavallerie an, die vor Rouen auf den Dörfern lag, und ſo wurde Alles ruhig. Jedermann fürchtete ſich jetzt vor dem Zorn und der Rache des Marſchalls. Er verzieh aber Allen und ſtellte die Ruhe vollkommen wieder her.

Der König erhielt Nachricht, daß die deutſchen Fürſten auf Metz losgehen wollten und beorderte daher den Marſchall, ſich in ſein Gouvernement zu begeben. Als er dahin kam, fand er dieſe Nachricht auch wirklich in ſo weit beſtätigt, daß die Fürſten, als ſie gehört, Vieilleville ſey in der Unruhe von Rouen getödtet worden, beſchloſſen, vierzigtauſend zu Fuß und zwanzigtauſend Reiter aufzubringen und die Städte Toul, Verdun und Metz, die unter Karl V. vom Reich abgeriſſen worden, wieder zu erobern. Dieſer Plan ſey aber aufgegeben worden, als ſie gehört, daß Vieilleville noch am Leben ſey und in ſein Gouvernement zurückkehren werde.

Vieilleville fand ſich einige Zeit nachher auf Befehl des Königs bei der Belagerung von Havre de Grace ein, die der alte Connetable von Montmorency commandirte, und auch hier, ob er gleich von der Familie Montmorency mit neidiſchen Augen angeſehen wurde, leiſtete er ſo gute Dienſte, daß dieſe Stadt in etlichen Wochen überging. Bei den neuen unruhigen Projecten, die der Connetable ſchmiedete, und die des Königs Gegenwart in Paris erforderten, um ſie zu dämpfen, betrug Vieilleville ſich mit ſo viel Muth, Standhaftigkeit und Klugheit, daß ihn der König nicht mehr von ſich laſſen wollte, ja ſogar ihm, als der Connetable in der Schlacht von St. Denis gegen den Prinzen von Condé geblieben war, dieſe hohe Stelle übertrug; dieſes geſchah im großen Rath. Vieilleville ſtand von ſeinem Stuhl auf, ließ ſich auf ein Knie vor dem König nieder und — ſchlug dieſe Gnade auf eine ſo uneigennützige, kluge und feine Art aus, ſo daß er alle Herzen gewann. Kurz darauf wurde Vieilleville, nachdem er St. Jean d'Angely, welches ein Capitän vom Prinzen Condé ſehr tapfer vertheidigt, eingenommen und wobei der Gouverneur von Bretagne geblieben war, mit dieſem Gouvernement belohnt, eine Stelle, die ihm ſehr viel Freude machte, da er zugleich die Erlaubniß erhielt, den einen ſeiner Schwiegerſöhne,

d'Eſpinay, zu ſeinem Generallieutenant in Bretagné, und den andern, Duilly, als Gouverneur von Metz zu ernennen. Kaum war alles dieſes vor ſich gegangen und der König zurückgekehrt, als der Herzog von Montpenſier mit großem Ungeſtüm als Prinz von Geblüt das Gouvernement von Bretagne forderte. Der König ſchlug es ihm ab, der Herzog forderte noch ungeſtümer und weinte endlich ſogar, welches ihm als einem Mann von Stande von vierzig bis fünfzig Jahren gar wunderlich ſtand. Der König weiß ſich nicht mehr zu helfen und ſchickt an Vieilleville eine vertraute Perſon ab, die Sache vorzulegen, wie ſie iſt. Vieilleville war ſogleich geneigt, ſeine Stelle in die Hände des Königs niederzulegen. „Es iſt mir nur leid," ſagte er bloß, „daß „ein ſo tapferer Prinz ſich der Waffen eines Weibes bedient hat, „um zu ſeinem Zweck zu gelangen, und mir mein Glück zu „rauben." Zugleich ſchickte ihm der König zehntauſend Thaler als Geſchenk, die er aber durchaus nicht annehmen wollte, und als ihm endlich ein Billet des Königs vorgezeigt wurde, worin ihm mit Ungnade gedroht wurde, wenn er es nicht thun wollte, theilte er die Summe unter ſeine beiden Schwiegerſöhne, die auch ihre Hoffnungen verloren.

Der beſte Staatsdienſt, den Vieilleville ſeinem König leiſtete, war bei Gelegenheit einer Geſandtſchaft an die Schweizer Kantons, mit welchen er ein Bündniß ſchloß, das vortheilhafter war, als alle vorhergehenden. In ſeinem Schloß Dureſtal, wo er ſich in den letzten Zeiten ſeines Lebens aufhielt, beſuchte ihn oft Karl IX., der einmal einen ganzen Monat da blieb und ſich mit der Jagd bei ihm beluſtigte. Dieſes Verhältniß mit dem König und die ausgezeichnete Gnade, deren er genoß, erregten ihm Feinde und Neider.

Er bekam eines Tages Gift, und dieſes wirkte ſo heftig, daß er in zwölf Stunden todt war. Der König mit ſeiner Mutter war eben in Vieilleville's Schloß und ſehr betreten über dieſen Todesfall.

So ſtarb den letzten November 1571 ein Mann, der ein wahrer Vater des Volks, eine Stütze der Gerechtigkeit und Geſetzgeber in der Kriegskunſt war. Nach ihm brachen Unruhen jeder Art erſt aus. Den Ruheſtörern war er durch ſeinen Muth, durch ſeine Klugheit und ſeine Gerechtigkeitsliebe und durch ſein Anſehen in dem Weg geſtanden; darum brachten ſie ihn aus der Welt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich, 1759-1805

Schillers sämmtliche Werke in zehn Bänden

Bd.: 9.

Stuttgart ; Tübingen (1844)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.691-a(9

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722448-1